Frank Regen

Ein Studienjahr in Florenz

Katharina, Sandra, Mirella und andere Katastrophen

Roman

Göttingen 2009

Das Werk ist in all seinen Teilen urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung der Inhaber des Urheberrechts unzulässig.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen,
Verfilmungen, die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme und
jede andere Verwendung zu kommerziellen Zwecken.

Copyright Francesca Regen und Bernhard Regen 2009

Für

Marta, Bernhard und Francesca

Die Handlung dieser Erzählung ist frei erfunden. Alle Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind rein zufällig.

Vorbemerkung

Im Allgemeinen wird das menschliche Dasein mit zunehmendem Alter nicht vergnüglicher, sondern mühsamer, die Leidensfähigkeit schwindet, die Müdigkeit wächst. Und da schon in meiner Jugend die Suche nach einem für die Veröffentlichung meiner Forschungsergebnisse geeigneten Publikationsort zu den größten Strapazen meines Arbeitslebens gehörte, will ich sie mir jetzt, als alter Mann, ersparen und stelle deshalb den folgenden Text mit Einverständnis meiner Kinder, denen ich das Copyright abgetreten habe, für die private Lektüre kostenlos im Internet als Download zur Verfügung. Schließlich handelt es sich diesmal nicht um eine „ernste" wissenschaftliche Untersuchung, sondern um eine leichtfertige, ziemlich fröhliche Spielerei. Jede kommerzielle Nutzung des „Studienjahrs" ist dagegen unzulässig.

Wie autobiographisch mein „Roman" ist, dürfte aus jeder seiner Zeilen deutlich werden, ja, viele meiner Schüler werden das eine oder andere Kapitel leicht wiedererkennen. Denn ich habe während meiner Lehrveranstaltungen nicht selten gerade von meiner Unfähigkeit, meinen Ängsten, von mancherlei Fehlschlägen berichtet. Zumal Studienanfänger wollte ich auf diese Weise ermutigen, wollte ihnen zeigen, dass der Lehrer, der da vor ihnen stand und sie durch seine scheinbare Allwissenheit so sehr einschüchterte, dass dieser hochgestochen daherredende Tattergreis in Wahrheit kein bisschen klüger oder weiser ist als sie, dass vielmehr auch er noch vor wenigen Jahren genauso hilflos, verängstigt, verzweifelt in irgendeinem Hörsaal herumgesessen hatte wie jetzt sie und dass auch er sich damals für alles Mögliche – für schöne Mädchen, Motorräder, Flugzeuge –, nur nicht für das im Unterricht behandelte Thema interessiert hatte. Auch dass ich später in vieler Hinsicht kaum etwas dazugelernt habe, versuchte ich nie zu verheimlichen.

Meine Darstellung beruht also weitgehend auf eigenen Erfahrungen. Doch obwohl ich über keine meiner „Figuren" etwas Böses sage und obwohl die meisten der porträtierten Personen auch schon lange verstorben sind, betone ich hier, falls sich dennoch jemand ungerecht behandelt fühlen sollte, ein weiteres Mal, dass selbstverständlich alles, was ich berichte, frei erfunden ist.

Göttingen, im Frühjahr 2009 Frank Regen

Vor einigen Jahrzehnten irgendwo in Deutschland

September bis Juni

1

Eigentlich passt mir nichts heute, ich bin verunsichert, ärgere mich über eine voreilige Entscheidung, ließ mich überrumpeln. Bei ruhigem sonnigem Herbstwetter las ich vormittags in unserer Instituts-Bibliothek Thukydides – besser: versuchte ihn zu lesen –, weil Professor Vierhoff sich mit mir über diesen Autor „unterhalten“ will, um zu sehen, ob er als Zweitgutachter meine Aufnahme unter die Stipendiaten einer Stiftung befürworten kann. Ich saß an einem Fenstertisch in der warmen Vormittagssonne und sah durch die Scheibe einer Spinne zu, die im milden Septemberlicht zweifellos eifriger mit dem Weben ihres Netzes beschäftigt war als ich mit der Lektüre meines griechischen Textes. Aus diesem schönen Zustand friedlicher Betrachtungen riss mich unsere Sekretärin mit der Nachricht, Herr Professor Eckart wünsche mich in seinem Dienstzimmer zu sprechen. Vor einigen Monaten hatte mich dieser freundliche Herr der eben erwähnten Stiftung als förderungswürdig vorgeschlagen, und nun hoffte ich, durch seine Hilfe vom elenden Dasein eines Werkstudenten erlöst zu werden.

Ich sprang also auf und eilte in Richtung des besagten Raums. Vor dessen Tür blieb ich zögernd stehen. Drinnen war Eckarts charakteristisches Hüsteln zu hören, das es uns Studenten erlaubt, alle Wege des Meisters durch die Bibliothek genau zu verfolgen, auch wenn wir ihn nicht sehen können. Man kann eben mit den Ohren feststellen, wo er sich gerade aufhält. Sogar das Bücherregal, vor dem er steht, lässt sich akustisch orten. Diesen dauernden leichten Husten verursacht ihm das beharrliche Rauchen großer, wohlriechender Zigarren. Auch jetzt drang der Duft guten Tabaks aus den Spalten seiner Zimmertür. Das freute mich, da ich ihm ungern unter die Augen getreten wäre, wenn ihn nicht dann und wann die Sorge um die Asche seiner Zigarre von den unsinnigen Antworten abgelenkt hätte, die ich ihm nicht selten auf gezielte Fragen gab – leider auch in der nun beginnenden Unterredung.

Ich war eingetreten und hatte mich, nach kurzer, netter Begrüßung von ihm dazu eingeladen, auf einen Stuhl – genauer: auf die Vorderkante eines Stuhls – gesetzt. Hinter seinem Schreibtisch, mir gegenüber, thronte mein geschätzter Lehrer wie Homers „wolkenversammelnder Zeus“, allerdings nur in einer Wolke aus Zigarrenrauch. Aber so ist das eben in der Rezeptionsgeschichte: die großen Vorbilder werden kaum je erreicht und nur selten übertroffen. „Ich lese eben hier in der Zeitung“, so begann er nach einem gütigen Blick auf mich und mit einem leichten Schlag auf die vor ihm liegende Zeitung, ein ‚Intelligenz-Blatt’, „dass zu wenige deutsche Studenten zum Studium ins Ausland gehen. Das werden wir ändern. Sie werden ein Jahr lang im Ausland studieren, und ich werde das noch heute veranlassen, indem ich mich sofort mit der Stiftung in Verbindung setze. In welchem Land und an welcher Universität möchten Sie studieren?“

Was für eine Frage, so völlig überraschend, noch dazu um diese Zeit, unmittelbar vor dem Mittagessen, auf nüchternen Magen! Mir fiel gar nichts ein, kein Land, keine Stadt, keine Universität, vermutlich hätte ich, wenn ich danach gefragt worden wäre, nicht einmal gewusst, wo ich mich augenblicklich befand. Professor Eckart wartete mit bewundernswerter Gelassenheit auf meine Antwort, betrachtete seine vollkommen gleichmäßig glimmende Zigarre und ihren perfekten Aschekegel. Den jetzt schon abzustreifen wäre sicherlich verfrüht gewesen. Man musste Geduld haben, mit der Zigarre und mit mir. Ich sah aus dem Fenster. Was für ein schöner Herbsttag! Welche Länder gibt es überhaupt in der Welt?

Es wird mir immer ein Rätsel bleiben, warum ich nicht an Amerika dachte, warum nicht an Frankreich oder vielleicht auch England – das immerhin schon Ziel einiger karrierebewusster Kommilitonen gewesen war. Diese Wahl hätte auch den großen Vorteil gehabt, mir das Erlernen einer weiteren Fremdsprache zu ersparen. Warum ging ich nicht den noch einfacheren Weg und nannte fröhlichen Herzens Österreichs Hauptstadt Wien – oder Bern in der deutschsprachigen Schweiz? Dass das ausländische Universitäten waren, konnte ja wohl niemand bestreiten.

Doch die Europakarte in meinem Kopf war wie ausgelöscht. Sinnend sah ich in die Augen meines verehrten Lehrers. War er nicht vor allem Latinist? Gab es da nicht ein Land, in dem die Lateiner zu Hause gewesen waren? „Italien“, sagte ich, „ich möchte in Italien studieren.“ – „Und wo da?“ – Ja wo, um Gottes willen? Wieder ließ mich mein bisschen Verstand im Stich. Was gab es denn für Städte in Italien? Da war dieser Stiefel, und ganz unten, schon in Sizilien, was war da? Messina! – „In Messina“, antwortete ich. Professor Eckart lächelte fein. Er hatte die Geduld eines Heiligen: „Aber Messina ist seit dem Erdbeben von 1908 eine moderne Stadt. Ich glaube nicht, dass es klug ist, dort ein ganzes Studienjahr zu verbringen.“ – Erneut geriet ich in Panik. Wenn er mich in Italien schon nicht nach ganz unten schicken wollte, dann vielleicht nach ganz oben. Und welche Städte lagen dort? Mailand, sogar mit dem gleichen schönen M am Anfang wie Messina. Also nahm ich all meinen Mut zusammen und schlug diese einzige weitere italienische Stadt vor, die mir in den Sinn kam: „Mailand! Mailand scheint mir eine bedeutende Universitätsstadt zu sein.“ – Diesmal brachte mein Gönner zu meinem Glück sachfremde Argumente vor, denn mit dem Studium hatte sein Einwand gewiss nichts zu tun. Er sagte leise: „Mailand ist ein Nebelloch.“ – Nur diese vier Worte, ohne jede weitere Bemerkung. Auch Mailand war also abgelehnt.

Und mehr in der Mitte Italiens, fand sich vielleicht auch dort irgendeine erwähnenswerte menschliche Ansiedlung? Immer noch kann ich nicht begreifen, dass mir selbst bei dieser präzisen Frage zu keinem Augenblick das ewige Rom vor die Seele trat. Der italienische Stiefel war eine einzige große weiße Fläche, völlig leer wie mein Kopf. Doch wurde nicht, wie ich eben noch in meiner Textausgabe gelesen hatte, die wichtigste Thukydides-Handschrift in der Biblioteca Medíceo-Laurenziana verwahrt, gab es da nicht die Stadt der Renaissance, der Wiedergeburt der Antike, die Stadt, deren Name in einem unserer Namens-Lexika als Übersetzung des Namens ‚Athen’ dient, weil angeblich das griechische *Athenai* die gleiche Bedeutung hat wie das lateinische Wort *Florentia*, nämlich „die Blühende“, gab es da nicht Florenz? – „Florenz, ich würde gerne in Florenz studieren“, stotterte ich. Und dieser Vorschlag wurde mit freundlicher Zustimmung angenommen.

2

Völlig überhastet und leichtfertig traf ich eine Entscheidung, die ich vermutlich bitter bereuen werde. Ich kann nur hoffen, dass Professor Eckart sich täuscht, wenn er selbstsicher davon ausgeht, dass die Stiftung ein für mich beantragtes Auslandsstipendium ohne Schwierigkeiten bewilligen wird. Ich selbst bezweifele das. Denn ich bin ja noch nicht einmal endgültig in das inländische Förderprogramm aufgenommen, muss vielmehr noch die verschiedenen Aufnahme-„Gespräche“ erfolgreich hinter mich bringen, und dabei kann mit Sicherheit noch eine Menge schiefgehen. Noch bin ich also nicht verloren.

Mit diesem tröstenden Hinweis versuchte ich mich wenig später auch bei Katharina zu entschuldigen. Wieder einmal hatte ich sie übergangen, hatte ohne Rücksicht auf sie einsame Entscheidungen getroffen. Schon lange wirft sie mir vor, alle meine Spielereien – vor allem die technischen wie Fliegen und Motorradfahren – seien mir wichtiger als sie, fühlt sich vernachlässigt, nicht wirklich geliebt.

Vermutlich ist sie das attraktivste Mädchen, das die gesamte hiesige Riesenuniversität zu bieten hat, studiert Latein, Geschichte, Sport und bringt als Doppelgängerin der jungen Brigitte Bardot, mit langen, leicht gewellten, meist zum Pferdeschwanz hochgebundenen mittelblonden Haaren, leuchtend grünen Augen, schmollendem Mund und phantastischer Figur jeden Mann um den Verstand. Allerdings streiten wir uns in letzter Zeit ziemlich oft, oder eher: wir reden ständig aneinander vorbei, quälen uns mit zahllosen kleinen und großen Missverständnissen. Das ist vorwiegend meine Schuld. Denn ich bin wegen der vielen mir bevorstehenden Prüfungen nervös, ungeduldig, unsicher, ungerecht, ja, vielleicht ist unsere ganze Liebelei nichts anderes als ein einziger großer Irrtum – ich habe Kathy nie umworben, habe nie gewusst, was ich eigentlich will, allein Katharina hat die Initiative ergriffen, hat alle Entscheidungen für oder über uns getroffen, hat sich, als ich aus meinem kleinen Heimatstädtchen hervorkroch und eingeschüchtert an der Universität auftauchte, in mich verliebt, ging siegessicher davon aus, dass ihr kein männliches Wesen widerstehen kann, und behielt damit auch in meinem Fall recht – jedenfalls teilweise. Denn es entging ihr nie, dass ich mich nicht in leidenschaftlicher Liebe zu ihr verzehre, sondern weiterhin jedem hübschen Mädchen hinterhersehe. Mit gelinder Wut verzeichnete sie, dass ich schon bald in den Ruf geriet, ein unverbesserlicher Schürzenjäger zu sein, kurz: es wurde ihr klar, dass ich ein oberflächlicher dummer Junge bin.

Mit meinem ihr gegenüber dauerhaft schlechten Gewissen schlich ich von Professor Eckarts Dienstzimmer die Treppe zu ihr in die Bibliothek hinunter. Sie hatte bemerkt, dass ich von der Sekretärin abkommandiert worden war, und wunderte sich daher nicht, als ich an ihren Tisch trat und sie leise zu einem kurzen Gespräch nach draußen bat. Vor der Institutstür in der melancholischen Herbstsonne stehend begannen wir die x-te sinnlose Diskussion, oder richtiger: wir diskutierten nicht einmal – ich redete, und Katharina hörte schweigend zu. Sie blickte mich nicht an, sah zu Boden, manchmal auch über die weiten, zwischen den Universitätsgebäuden im müden Sonnenlicht träumenden Rasenflächen hinweg in irgendein fernes Nichts. Sie war sehr schön in diesem Augenblick, von einer so abstrakten Schönheit, dass Welten uns zu trennen schienen. Ich wäre mit Blindheit geschlagen, wenn ich sie nicht attraktiv fände. Aber liebe ich sie? Gibt es zwischen uns jenes tiefe Einverständnis, als

das ich mir die Liebe denke? Es quälte mich, sie da vor mir so gedankenverloren, so beherrscht zu sehen, zu wissen, dass sie gegen den Eindruck kämpfte, von mir wieder einmal für irgendetwas geopfert zu werden, das mich mehr interessierte als sie. Hatte sie nicht sogar recht mit dieser Empfindung? Waren wir nicht, wenn wir zusammen waren, einsamer, als wenn wir allein herumliefen? Wie schon so oft hatte ich auch diesmal das beklemmende Gefühl, an ihrer Seite so verlassen zu sein wie in einer menschenleeren Wüste. Und ich fürchte, sie erlebte in letzter Zeit unsere Zweisamkeit auch nicht gerade als die Erfüllung ihrer Träume.

Auf jeden Fall bemühte ich mich, ihr mein „erzwungenes" Auslandsstudium als ein zwar drohendes, aber noch nicht sicheres Unglück zu schildern. Dass mir Eckarts Plan wenig gefiel, brauchte ich nicht zu heucheln, denn ein Auslandsstudium ist ja immer mit Mühen, Ärger, zusätzlichem Arbeitsaufwand, Prüfungen, endlosem Papierkrieg und vielleicht sogar mit finanziellen Engpässen verbunden. Daher berichtete ich Katharina eher deprimiert über das Gespräch mit meinem Gönner. Schließlich gelang es mir, sie zumindest ansatzweise davon zu überzeugen, dass tatsächlich nicht ich, sondern Eckart jenen verdammten Einfall gehabt hatte. Trotzdem blieb sie misstrauisch. Denn seit einiger Zeit unterstellt sie mir den Wunsch, „endgültig" mit ihr zu brechen. Doch nachdem ich lange auf sie eingeredet hatte, kehrte wieder so etwas wie Frieden oder Waffenstillstand zwischen uns ein. Wie lange wird er Bestand haben?

3

Um mich von diesen Strapazen ein bisschen zu erholen, wollte ich mir nach dem Essen von meinem hervorragenden Friseur die Haare schneiden lassen. Aber er hatte eine neue Hilfskraft eingestellt, ein junges brünettes Mädchen mit großen dunklen Augen. Kaum hatte ich mich zum Warten niedergesetzt, als mich diese Schöne schon herzlich in ihren Frisierstuhl einlud. Während sie sich um einen Fassonschnitt bemühte, lächelte ich ihr ermutigend zu, blinzelte wohl auch beglückt, wenn sie mir über die Haare strich. Schließlich wechselten wir glutvolle Blicke. Sie begann, des Öfteren ihren Kamm zu verlieren und musste sogar die Haarschneidemaschine abstellen, um ihn am Boden zu suchen. Der Meister sah kopfschüttelnd zu. Ich trieb das leichtfertige Spiel so lange, bis ich auch mir selbst wieder einmal einen Blick im Spiegel gönnte. Sofort wurde ich ernst und unnahbar, um zu retten, was noch zu retten war. Statt mit einem langen Fassonschnitt geschmückt war ich mit einem kurzen Bürstenhaarschnitt geschändet worden. Merke: Verwirre nicht ein Mädchen, von dessen klarem Kopf dein anmutiges Aussehen abhängt!

Nachmittags ließ mich, wie schon so oft, meine Schreibmaschine im Stich. Bisher musste ich das unsägliche Mistding jeden zweiten Tag reparieren – die dauernde Fehlersuche kostete mich in den letzten Wochen mehr Nerven als das Studium, zumal die zahllosen Defekte immer gerade dann auftraten, wenn ich besonders dringend auf die Maschine angewiesen war. Wozu anders war dieses Schreibgerät bisher gut als dazu, Züge bestürzenden Jähzorns in mir aufzudecken? Als ich in einem Referat Geschichtszahlen tippen musste, klemmte die *9*, später auch das *k*. Nachdem ich das repariert hatte, bemerkte ich, dass das *e* nicht zurückgeholt wurde: Federbruch! Im Fachgeschäft sagte man mir, die ganze Maschine müsse in ihre Einzelteile zerlegt

werden, doch ich habe sie dann mit völlig unzureichendem Werkzeug in drei Stunden selbst repariert.

Das war aber auch das einzige Erfolgserlebnis an diesem traurigen Herbsttag. Denn sonst, so fürchte ich, habe ich nur Fehler gemacht. Im Gespräch mit Professor Eckart hätte ich mir Bedenkzeit ausbitten, Katharina hätte ich schon seit Langem viel liebevoller behandeln sollen als in den vergangenen Wochen, wäre verpflichtet gewesen, sie auch heute, an diesem unglücklichen Vormittag, zumindest um ihre Meinung zu bitten. Jetzt ist es für all das zu spät.

4

Am Ende dieses Wintersemesters, im Februar, wollen wir Studenten eine lateinische Komödie, den *Eunuchus* des Terenz, nach antikem Vorbild in Masken aufführen. Die Masken sollen nicht nur das Gesicht, sondern auch den Hinterkopf des jeweiligen Schauspielers umfassen. Zu meinem Unglück sind im Institut meine zeichnerischen und bildnerischen Neigungen bekannt. Daher wurde ich um die Herstellung der Masken gebeten, für die es mancherlei archäologische Vorbilder gibt. Ich bin also gezwungen, nicht nur achtzehn überlebensgroße Köpfe in Ton zu modellieren, sondern die davon genommenen Papier-Abzüge, die eigentlichen Masken, auch noch zu bemalen. Diese Aufgabe setzt mich erheblich unter Zeitdruck, da der bestellte Ton erst mit einiger Verspätung an das archäologische Institut geliefert wurde, und ich nun mitten im Semester, nämlich jetzt in den ersten Novembertagen, anfangen soll, die Porträtköpfe zu modellieren.

Doch viel unangenehmer als diese plötzliche Eile war meine Entdeckung, dass mein älterer Bruder Rainer mich durch seinen beneidenswerten Studienerfolg in finanzielle Schwierigkeiten zu bringen droht. Denn wenn er demnächst sein Theologie-Examen besteht und so sein Studium beendet, wird er von der Stiftung nicht länger als Belastung meiner Eltern berücksichtigt werden. Entsprechend stark wird meine Förderrate sinken. Da ich aber weiß, dass mein ständig mit Kreislaufproblemen kämpfender, als Zahnarzt tätiger Vater den mir dann fehlenden Betrag nicht aufbringen kann – auch Rainer hat ja von ihm kaum Geld bekommen und deshalb ebenso wie ich als Werkstudent gearbeitet –, beklagte ich mich bitter bei meinem besten Freund Jan darüber, dass mir für ein Auslandsstudium, noch dazu im teuren Florenz, vermutlich nicht genügend Geld zur Verfügung stehen werde. Jan ist zwar nur wenig älter als ich, aber schon promoviert. Er gehört zu den Stars unter den Nachwuchsgelehrten unseres Fachs.

5

Schon wenige Tage später trat er nachmittags im Institut an meinen Arbeitstisch und rief mich in den Flur. Er habe mir zu helfen versucht. Ich solle sofort Professor Hiltberger in dessen Wohnung aufsuchen. Also lief ich erwartungsvoll in die Innenstadt zur angegebenen Adresse.

Hiltberger begrüßte mich herzlich, führte mich in seine große Bibliothek und unterbreitete mir mit sichtlichem Vergnügen den folgenden Vorschlag: Er sei Mit-

glied der für die Auswahl bestimmter Mitarbeiter zuständigen Kommission einer deutschen Akademie der Wissenschaften, der für einige einfachere Forschungsaufgaben noch Mittel zur Verfügung ständen. Bei der Durchsicht der Veröffentlichungen eines kürzlich verstorbenen Kollegen habe er festgestellt, dass dieser bedeutende Gelehrte schon vor Jahrzehnten einen Index wegen seiner Lücken kritisiert habe. Doch der betreffende Band sei immer noch unvollständig, und dieser schwere Mangel müsse nun endlich behoben werden. Ich solle deshalb im Auftrag der Akademie das Versäumte nachholen und die bisher nur unzureichend berücksichtigten griechischen und lateinischen Fachbegriffe der in drei Bänden gesammelten Texte in den vierten, den Indexband, einarbeiten.

Um mir eine Vorstellung von der geplanten Aufgabe zu vermitteln, bemühte sich der feine alte Herr mit rührender Geduld darum, mir einen ungefähren Einblick in ein mir unbekanntes philosophisches System, die Lehre der Alten Stoa, zu geben. Da er allerdings der Meinung ist, dass ich mich mehr für antike Dichtung als für antike Philosophie interessiere, versuchte er mich ein bisschen zu trösten – ich solle nachlesen, was sein verstorbener Kollege zu einem berühmten stoischen Hymnos gesagt habe, und ihm erst dann mitteilen, ob mir die Thematik der vorgeschlagenen Arbeit gefallen könne oder ob ich etwas Besseres wisse. Das Thema müssten wir in jedem Fall noch genauer eingrenzen und präziser formulieren. Für meine künftige – offensichtlich ehrenvolle – Tätigkeit versprach er mir von Februar bis zum Ende des Jahres monatlich 175 DM, also insgesamt rund 1.900 DM. Selbstverständlich, so betonte er, werde er mich bei dieser zwar nicht einfachen, meiner weiteren Ausbildung aber förderlichen Tätigkeit unterstützen. Sie werde mich auch nicht daran hindern, zum Studium nach Florenz zu gehen, denn ich könne meine Arbeiten auch von dort einreichen.

Nach zwei Stunden verabschiedete er mich mit den Worten, er werde nun am Ende seines bereits abgefassten Briefes noch hinzusetzen, dass er mit mir gesprochen habe. Ich solle beruhigt in die Bibliothek zurückgehen – das in Aussicht gestellte Geld sei mir sicher. Denn es brauche nicht bewilligt zu werden, es liege bereit. Also stammelte ich einige ungeschickte, ehrliche, gerührte Dankesworte und schlich, beschämt von so viel Vertrauen, davon.

6

An einem der ersten Februartage fand ich endlich eine Gelegenheit, nach drei kalten Wintermonaten mein Motorrad, eine schwarze Zweizylinder-BMW, hierher in das Universitätsstädtchen zurückzuholen. Zwar schlief ich morgens ziemlich lange, weil der Wetterbericht Regenfälle angekündigt hatte, aber die Vorhersage war falsch, die Sonne strahlte unerwartet gnädig von einem seidenweichen, mit feinen Federwölkchen überzogenen Himmel. Und mit jeder Stunde wurde es wärmer.

Also lief ich zum Bahnhof, fuhr über Hannover mit zwei Schnellzügen zu meinen Eltern, fand Bettina, meine Schwester, auf dem Sofa, meine Mutter im Garten, meinen Vater und meinen Bruder Rainer zunächst gar nicht, sodass ich glaubte, sie seien zusammen auf einem Ausflug unterwegs. Nach kurzer, aber herzlicher Begrüßung der Damen holte ich die BMW aus der Garage. Sie war nass, teilweise hatten Tropfen auf dem leicht verstaubten schwarzen Lack dunkle Spuren hinterlassen. Ich

baute die Batterie wieder ein, ließ den Motor kurz laufen – er sprang problemlos an –, fuhr mit den sehr weichen Reifen zur nächsten Tankstelle, erhöhte den Luftdruck und tankte. Dann stellte ich mein schönes Spielzeug seitlich vor das Haus, aß eine Kleinigkeit und wartete auf meinen Vater. Rainer war inzwischen aus irgendeiner ruhigen Ecke hervorgekrochen und berichtete mir von dem ihm drohenden Examen.

Erbarmungslos verstrich die Zeit, es wurde später und später. Ich wollte auf jeden Fall noch am gleichen Abend zurückfahren, denn es schien mir besser, nachts bei Trockenheit als am Tag bei Nässe unterwegs zu sein. Also wurde ich immer unruhiger. Meine Vernunft forderte die baldige Rückfahrt, mein lieber Papa aber ließ beharrlich auf sich warten. Als er auch gegen 18.00 Uhr noch nicht heimgekehrt war, entschloss ich mich widerwillig zum Aufbruch. Die Abreise fiel mir so schwer, weil ich sehr an meinem Vater hänge. Alle meine naturwissenschaftlichen und technischen Interessen, außerdem meine zeichnerischen Fähigkeiten verdanke ich ihm. Er gab sie nicht nur genetisch an mich weiter, sondern förderte sie auch stets, wenn auch immer mit schlechtem Gewissen. Denn er fürchtete, in ungerechter Weise die andere Seite meines gespaltenen Ichs, das Erbteil meiner Mutter, zu vernachlässigen, meine leidenschaftliche – wenn auch wohl unerwiderte – Liebe zu Musik, Literatur, überhaupt zu allem, was man mit dem Sammelbegriff der „Schönen Künste“ zu bezeichnen pflegt.

Und so wie mein Vater sich immer wieder fragt, ob er meinen widersprüchlichen Neigungen besser in der einen oder eher in der anderen Weise gerecht werden könnte, so wünschte und wünsche ich mir oft, ganz einseitig veranlagt zu sein. Denn dann bliebe es mir erspart, mich ständig „zwischen alle Stühle zu setzen“. So aber bin ich nie restlos zufrieden mit dem, was ich erlebe und tue. Auch an diesem Abend hatte ich mich wieder einmal bei meiner armen Mutter über das langweilige Philologiestudium beklagt und bekam deshalb von ihr zum Abschied, wie schon so oft, die Schlusszeile des Schubert-Lieds ‚Der Wanderer’ zu hören: „Dort, wo du *nicht* bist, dort ist das Glück.“ – Schuberts Melodie durfte ich mir dazudenken, und das tat ich auch brav.

Durch mein ständig spürbares Unbehagen und meine Abreise bekümmert begleitete Mama mich bis zur Straße. Ich hätte sie mit meinem Gejammer nicht behelligen sollen. Und doch gab es eine dürftige Rechtfertigung meines Verhaltens – meine Mutter hätte meine Verdrossenheit auf jeden Fall bemerkt, selbst wenn ich sie ihr hinter einer Fassade heiterer Ausgeglichenheit zu verbergen gesucht hätte.

Auch insofern war die Abwesenheit meines Vaters ein besonderes Pech. Denn im Gegensatz zu meiner Mutter nimmt er all mein Gemaunze nur teilweise ernst, entdeckt immer auch komische Züge an meinen Seufzern und ist dadurch für uns beide, sowohl für Mama wie für mich, in allen Augenblicken der Niedergeschlagenheit eine unschätzbare Hilfe. So aber standen wir allein auf der Straße herum, und entsprechend quälend fiel unser Lebewohl aus. Denn da ich fast so sentimental bin wie meine Mutter und nichts so sehr hasse wie solche Augenblicke, neige ich bei Abschieden zu fast verletzender Schroffheit, versuche mich daher immer so schnell wie möglich davonzustehlen und war auch diesmal dem treuen Boxermotor meiner BMW von Herzen dafür dankbar, dass er – noch etwas warm – sofort ansprang und dann, obwohl er drei Monate lang unbewegt in der Garage herumgestanden hatte, ruhig und zuverlässig unter mir im Leerlauf lief. Also murmelte ich ein paar ungeschickte Abschieds-

worte und fuhr, ohne mich noch einmal umzudrehen oder zu winken, in die heraufziehende Nacht davon. Übereinander trug ich zwei Paar Handschuhe – Fausthandschuhe über Fingerhandschuhen – und konnte deshalb nicht sehr gefühlvoll kuppeln oder Gas geben oder die Vorderradbremse einsetzen. Aber da ich die 150 km ja sowieso ohne alle Hektik bewältigen wollte, spielte das keine große Rolle.

Auch bei dieser Nachtfahrt stellte ich wieder einmal überrascht fest, dass der eine Scheinwerfer der BMW die Straße besser ausleuchtet als die zwei Scheinwerfer vieler Automobile. Allerdings lässt er sich, da ich die beiden Schrauben seiner Halterung nur so weit angezogen habe, dass er drehbar bleibt, auch bequem vor jeder Fahrt den wechselnden Fahrzeug-Belastungen anpassen.

Bis Detmold herrschte noch verhältnismäßig viel Verkehr, später, auf der schönen Strecke nach Meinberg, begegneten mir schon weniger Fahrzeuge, nach dem Abbiegen in Richtung Höxter wurde es einsam um mich. Bei Schwalenberg begann die Straße in die Berge hinaufzuklettern. Der Halbmond begleitete mich. Er stand ruhig über meiner rechten Schulter. Zufrieden grummelte der BMW-Motor im dritten und vierten Gang vor sich hin, ganz unbeeindruckt von den vielen langen Steigungen, denen dann die ebenso langen Gefällstrecken in Richtung Schieder folgten. In diesen berüchtigten Wildwechsel-Bereichen fuhr ich besonders vorsichtig.

Am Bahnübergang vor Schieder musste ich warten. Ein Güterzug kam vorbeigeklappert, der Dampf der Lokomotive wurde rot angestrahlt, weil die Feuertür geöffnet war und Kohlen nachgeschaufelt wurden. Mit einem verhallenden Tak-tak-tak verschwanden die Wagen im mondbeschienenen Wald. Hinter Schieder führte mich der Weg noch höher in die Berge hinauf. Ich folgte der weißen Mittellinie und konnte dabei fast immer das Fernlicht einsetzen, da mir kaum je ein Fahrzeug entgegenkam. Mit schöner Eintönigkeit tauchten die Linienstückchen am Rand des Scheinwerferkegels auf, kamen näher, blendeten leicht und huschten dann an mir vorbei nach hinten in die Nacht zurück. Auch der Rückspiegel blieb über weite Strecken dunkle Silhouette über gleitendem Asphalt – ich kurvte in den Wäldern des Weserberglands fast völlig allein herum. Unter mir arbeitete der Boxermotor bei mittlerer Drehzahl ohne alle Vibrationen. Dabei war er obendrein so lieb, mir mit seinen gegenüberliegenden Zylindern die Füße zu wärmen – was für ein Luxusfahrzeug, dieses Ruhe ausstrahlende, immer souveräne Motorrad!

Dann Abstieg ins Tal der Weser, nach Höxter und Beverungen. Ich fuhr über die Brücke bei Lauenförde und wechselte so die Fluss-Seite. Im Ort balancierte ich auf Blaubasalt herum, der aber trocken war. Unmittelbar danach begann die Steigungsstrecke in den Solling. Es wurde kälter. Ich erreichte offenbar den Einflussbereich des vom Wetterbericht erwähnten Hochdruckgebiets und stieg außerdem auch erneut in größere absolute Höhe hinauf, nur diesmal auf der rechten Weserseite. Bis jetzt hatte ich nicht gefroren. Nun spürte ich erhebliche Kälte im schmalen Spalt zwischen Mantelärmel und Handschuhen. Zu allem Übel begann auch noch der rechte Daumen aus unerfindlichen Gründen zu schmerzen. Dabei war gerade jetzt höchste Aufmerksamkeit gefordert. Denn in den ausgedehnten Waldflächen des Sollings muss man überall mit Wild rechnen. Doch an jenem Abend kreuzte nur eine Eule meinen Weg, allerdings unmittelbar vor mir in Kopfhöhe – eine geisterhafte Erscheinung mit weit gestreckten, völlig unbewegten, an der Unterseite im Scheinwerferlicht weiß leuchtenden Flügeln.

Um 20.40 Uhr kam ich in Uslar an. Das konnte ich an der Reklame-Uhr eines Uhrmacher-Geschäfts ablesen – meine Armbanduhr hätte mir nicht weiterhelfen können, denn sie steckte unerreichbar tief im Mantelärmel. Es folgte die restliche Durststrecke. Endlich, um 21.15 Uhr, stand ich vor der Haustür. Fahrtdauer knapp drei Stunden.

Es war also alles wie geplant abgelaufen. Sofort nach der Ankunft rief ich meine Eltern an, damit sie sich nicht unnötig lange sorgten. Wenn sich die BMW allerdings so benommen hätte wie noch am gleichen Abend meine Schreibmaschine beim Schreiben eines Referats, dann hätte ich mir bei jener Fahrt mit Sicherheit den Hals gebrochen.

7

Vor einigen Tagen führten wir unseren lateinischen *Eunuchus* an einem Gymnasium in Hannover und an der Freien Universität in Berlin auf, leider in Hannover vor einem undankbaren Publikum – es war offenbar nicht in der Lage, dem lateinischen Text zu folgen. Enttäuscht fuhren wir sofort nach der Abendvorstellung weiter in Richtung Berlin.

Gegen 0.40 Uhr erreichten wir den Grenzübergang bei Helmstedt. Zunächst hielten wir vor einem Schlagbaum der westdeutschen Grenzhüter. Einer von ihnen kam in den Bus, sah sich kurz um und ging wieder mit den Worten: „Einen Personalausweis haben Sie alle? Gute Fahrt!“ Dann wurde dieser Schlagbaum geöffnet. Der Bus rollte langsam hindurch auf östliches Gebiet. Baracken, Lampenlicht, leichtes Schneetreiben. Eine lange Reihe von Lastzügen stand rechts an Rampen wie in einem Güterbahnhof. Von Zeit zu Zeit heulte einer der großen Dieselmotoren auf, und eines der Fahrzeuge – meistens mit Anhänger – rollte weiter. Dazwischen Volkspolizisten in Uniformen, die in Farbe und Schnitt an die der ehemaligen deutschen Wehrmacht erinnerten. Manche trugen auch Pelzmäntel und Pelzmützen. Überall grüßten im trüben Lampenlicht Transparente mit der Aufschrift „Willkommen in der Deutschen Demokratischen Republik“, umrahmt von kleinen „Spalterflaggen“ mit Hammer und Zirkel. Die „Vopos“ schlenderten aufreizend langsam herum, mit großen Maschinenpistolen oder Schnellfeuergewehren auf dem Rücken, immer zu zweit, auf dass einer den anderen bewache. Auch einige Frauen in Uniformen und Stiefeln sahen wir.

Schließlich kam ein Volkspolizist in den Bus, ein junger Mann, nicht älter als wir, verheiratet, wie angeblich alle, die hier an der Grenze Dienst tun. Wir hatten schon vorher lange Listen ausgefüllt. An denen sollte nun irgendetwas nicht in Ordnung sein, irgendeine Spalte war nicht richtig beantwortet oder irgendein Wort war durchgestrichen und berichtigt worden, und streichen und berichtigen durften wir nicht. Wir mussten also alle Fragebögen erneut ausfüllen. Dafür benötigten wir fast zwei Stunden. Während dieser Zeit wurde es im Bus eiskalt. Große Lastzüge hielten mit leuchtenden Bremslichtern neben uns, fuhren nach einer Weile wieder an und verschwanden im Dunkel der Nacht. Alle Fahrzeuge, die wir in den letzten Stunden auf der Autobahn überholt hatten, waren längst wieder vor uns unterwegs.

Als wir endlich auch unsere zweite Fleißarbeit beendet hatten, wurde uns gesagt, nun finde gerade die Wachablösung statt, wir hätten uns schon noch ein Weil-

chen zu gedulden. Eine weitere Stunde verging. Schließlich ließ sich der Vopo, der zuerst den Bus betreten hatte, wieder bei uns blicken, sammelte alle Ausweise ein und nahm sie mit sich. Es heißt, sie würden durchleuchtet und so auf Echtheit überprüft. Nach Verlauf einer weiteren Stunde kam er zurück und händigte sie einzeln aus, indem er jeden Inhaber scharf musterte. Aber auch das war noch nicht alles. Ein weiterer Schlagbaum erwartete uns. Dort kam erneut ein Vopo in den Bus und sah sich durchdringend um. Die Papiere – die vielen von uns ausgefüllten Listen – wurden mit einem Stempel versehen, aus dem sich unsere genaue Abfahrtszeit vom Schlagbaum entnehmen ließ. Höchstgeschwindigkeit für PKW 100, für LKW 80 km/h. Wer diese Geschwindigkeiten über- oder erheblich unterschreitet, muss mit weiteren Schwierigkeiten rechnen. Halten ist auf der gesamten Strecke verboten.

Es folgten etwa 160 km Fahrt durch die DDR. Keine Lichter, keine Häuser, keine Städte, keine Autos, auch nicht auf den die Autobahn überquerenden Brücken, – keine Spur von Leben. Gegen 5 Uhr morgens erreichten wir Dreilinden, den Kontrollpunkt am Ende der DDR-Autobahn vor der Einfahrt nach Westberlin. Auch hier drei Schlagbäume und ähnliche Kontrollen wie bei Helmstedt – denn wir könnten ja unterwegs einen DDR-Bewohner aufgelesen haben und versuchen, ihn nach Westberlin zu entführen, wo er sich nicht länger am Aufbau des Sozialismus beteiligen würde.

Am Funkturm vorbei fuhren wir über die Berliner Stadtautobahn zum Heim im Grunewald. Um 6 Uhr morgens trafen wir dort ein. Wir sollten uns auf einen großen und einen sehr viel kleineren Schlafsaal verteilen. Auf den Betten lagen jeweils zwei dünne Decken. Schon bei ihrem Anblick fror ich. Ich bemühte mich um einen Platz im großen Raum, da ich angesichts meiner Freundschaft mit Jan nicht den Eindruck erwecken wollte, mich für etwas Besseres zu halten. Doch in der Befürchtung, uns nicht alle im Heim unterbringen zu können, hatten unsere Reiseplaner die Berliner Kommilitonen gebeten, einige von uns auch bei sich zu Hause aufzunehmen. Soviel Vorsorge wäre, wie sich jetzt zeigte, nicht nötig gewesen, denn es standen uns genügend Schlafplätze zur Verfügung. Das hatte aber bis zu unserem Eintreffen niemand bemerkt. Deshalb warteten, wie uns die Heimleitung sogleich bei unserer Ankunft mitteilte, schon seit vielen Stunden Berliner Studenten auf uns, um den Unbehausten unter uns ein gastliches Dach zu bieten. Jan schien es zu Recht untragbar, so viel Hilfsbereitschaft zu enttäuschen. Wenigstens wir beide – niemand sonst hatte sich bereitgefunden – sollten diese Einladung annehmen.

Ich konnte ihm nicht widersprechen, stolperte todmüde die Treppe hinunter – und wurde angenehm überrascht: Ein sehr hübsches Mädchen begrüßte mich mit spontaner Herzlichkeit. Barbara, so hieß das attraktive, blonde, mit stahlblauen Augen kühn um sich blickende Wesen, brachte mich mit einem VW nicht etwa in eine ärmliche Studentenbude (dort wäre, wie ich mir in Spitzwegschen Farben schon ausgemalt hatte, unsere einzige Übernachtungsmöglichkeit vielleicht das enge Lager unter dem Regenschirm des armen Poeten gewesen), sondern in das Berliner Villenviertel Dahlem zu einem Neubau. Von den Eltern meiner Gastgeberin, die mir für die Dauer meines Aufenthalts ihr eigenes Zimmer überließ, wurde ich herzlich aufgenommen und sofort nach dem Frühstück – allein – in ihr Bett geschickt.

8

Gegen Mittag – ich war gerade aufgestanden – rief Jan an, und wir vereinbarten ein Treffen im altphilologischen Seminar der Freien Universität, das ganz in der Nähe meiner Wohnung lag. Zunächst sahen wir uns dort die Bibliothek an. Dann fuhren wir mit der U-Bahn zum Kurfürstendamm. Da ich aber vor allem das Brandenburger Tor sehen wollte, gaben wir uns große Mühe, es zu finden, fuhren mehrmals mit U-Bahn und Bus, kamen aber schließlich nur zum „Großen Stern", jenem Platz, in dessen Mitte die Siegessäule steht. Von dort aus gingen wir auf der breiten „Straße des 17. Juni" gegen einen scharfen Ostwind in Richtung des Tors, dessen dunkler Umriss sich bei einbrechender Nacht, klirrender Kälte und leichtem Schneefall in weiter Ferne abzeichnete. Kein Mensch sonst belebte die endlose Prachtstraße, nur ein einsames Personenauto kam uns entgegen, einziges Fahrzeug auf vier Fahrspuren. Völlig durchgefroren erreichten wir die Absperrungen unmittelbar vor dem auf Ostgebiet liegenden Tor. Hinter uns über der Weststadt leuchtete der Himmel strahlend, vor uns verlor sich dieser wahre oder falsche Glanz in einem trüben Dämmerlicht.

Zähneklappernd traten wir den Rückweg an, kehrten zum Kurfürstendamm zurück, besuchten auch noch das Hansaviertel, aßen danach gemeinsam in einer Eckkneipe ein dürftiges Abendessen und trennten uns gegen 21 Uhr. Etwa eine halbe Stunde später traf ich in Dahlem ein. Barbara war nicht anwesend. Als ich mich wohlerzogen nach ihrem Verbleib erkundigte, bekam ich leise Vorwürfe zu hören – das liebe Kind habe doch, so die Frau Mama, lange genug vergeblich auf mich gewartet. Warum ich denn erst so spät heimgekommen sei? Ich hütete mich, Barbara durch dumme Rückfragen bloßzustellen, entschuldigte mich vielmehr betreten für meine Unpünktlichkeit. Denn ich war offenbar nicht rechtzeitig zu einer Verabredung erschienen, von der ich nichts gewusst hatte – oder hatte ich wirklich ein Rendezvous mit Barbara verpasst? Wahrscheinlicher war wohl, dass nicht ich, sondern die Mama da irgendetwas missverstanden hatte. Auf jeden Fall brachte ich möglichst viele gute Gründe für mein unentschuldbares Ausbleiben vor, zog mich zerknirscht in mein Zimmer zurück und fand dort sogar Bücher liebevoll an mein Bett gelegt.

9

Am nächsten Vormittag wollten wir in der Aula der Universität unsere Aufführung auf Tonband aufnehmen. Bei dieser Gelegenheit sollte Barbara den lateinischen Text des Stückes schon einmal in ganzer Länge hören. Doch die Aula war nicht frei. Wir mussten auf den Tagesraum des Heims ausweichen. Von dort fuhr Barbara mittags allein zu „unserer" Wohnung zurück, leider etwas verstimmt, wie mir schien. Denn meine Einladung, gemeinsam mit der Theatergruppe im Heim zu essen, hatte sie abgelehnt, ihren Vorschlag, uns zu zweit in ein bekanntes Restaurant zurückzuziehen, konnte und wollte ich nicht annehmen.

Sofort nach dem Essen fuhr ich mit Jan in die Innenstadt und kaufte für meine hübsche Gastgeberin – schon zum zweiten Mal ihr gegenüber von Gewissensbissen geplagt – einen schmalen Silberarmreif, um ihn ihr in zwei Tagen, beim Abschied, als kleines Zeichen meines Danks zu überreichen. Da Jan morgen eine Assistenten-

stelle antreten und deshalb eher als wir anderen in die heimatlichen Gefilde zurückkehren muss, besorgten wir für ihn auch gleich die erforderliche Busfahrkarte.

Nach Erledigung dieser Pflichten – es war inzwischen früher Nachmittag geworden – rief ich in der Hoffnung, nun wieder Gnade zu finden, die so sträflich vernachlässigte Schöne an, um sie nach ihren weiteren Plänen zu fragen. Denn sie hatte angedeutet, ihr Vater werde ihr vielleicht für einige Stunden sein Auto überlassen, sodass sie mir auch die „grüne Seite“ Berlins zeigen könne. Am Telefon meldete sie sich sofort selbst – offenbar war sie allein zu Haus – mit der guten Nachricht, das Auto stehe ihr wie versprochen zur Verfügung. Zwar erwähnte sie Jan nicht ausdrücklich, aber ich sah keinen Grund, ihn auszuschließen, und so fuhren wir zusammen zu ihr nach Dahlem.

Barbara begrüßte uns herzlich, war aber doch von unserem gemeinsamen Auftreten, wie mir schien, wenig begeistert. Mit dem Auto fuhr sie uns zum Wannsee und dann in ziemlicher Eile – ohne anzuhalten, ohne viele Worte über Land und Leute zu verlieren, ohne mich noch wie morgens am Frühstückstisch von der Schönheit Berlins überzeugen zu wollen – an der Havel entlang direkt nach Spandau zu ihrem Bruder, der in einem eigenen Geschäft Produkte der Mittelmeerländer vertreibt. Danach brachte sie uns ebenso eilig zum altphilologischen Institut nach Dahlem zurück und ließ uns dort mit einer wenig überzeugenden Entschuldigung allein. Und wieder quälten mich Gewissensbisse.

Immerhin hatten Jan und ich, da er in aller Form von ihren Eltern zum Abendessen eingeladen worden war, ein paar Stunden später einen wirklich guten Grund, sie ein weiteres Mal gemeinsam mit unserem unübertrefflichen Charme zu entnerven.

10

Auch am folgenden Mittwochmorgen schlief ich ziemlich lange. Als ich endlich aufwachte, fand ich mich allein im großen Haus wieder. Ich war enttäuscht. Denn auf ein Rendezvous hatte diesmal ich gehofft, war davon ausgegangen, dass Barbara und ich diesen Tag zusammen verbringen würden – allerdings hatte ich ihr das gestern Abend leider nicht gesagt. Aber vielleicht hatte Barbara mir ja eine Nachricht hinterlassen. Hektisch begann ich, auf dem liebevoll gedeckten Frühstückstisch nach irgendeinem Papierfetzen, nach einigen an mich gerichteten Worten zu suchen, hob eilig sämtliche Teller und sogar den Untersatz der Teekanne hoch – vergeblich. Und auch an der Innenseite der Haustür fand ich kein Klebezettelchen mit der Angabe irgendeines Treffpunkts. Nun lag zwar die Vermutung nahe, dass Barbara zum nur wenig entfernten altphilologischen Institut gegangen war und in dessen Bibliothek arbeitete, aber da sie es nicht für nötig gehalten hatte, mir das mitzuteilen, kam ich zu dem traurigen Schluss, dass sie auf meine Gesellschaft verzichten wollte. Beleidigt widerstand ich der Versuchung, ihr die paar Schritte bis zum Institut nachzulaufen, und wanderte stattdessen zur nahen Gemäldegalerie.

Um 11 Uhr traf ich dort ein, bewunderte einen ganzen Tag lang zahllose großartige Kunstwerke, stieg kurz vor Schließung des Museums noch viele Treppen bis oben in das Dachgeschoss zur Völkerkundlichen Abteilung hinauf und stand dort plötzlich als zu dieser späten Stunde letzter und einziger Besucher vor Nofretete, der

Gattin des Reformers Amenophis IV Echnaton, einer fragilen, geheimnisvollen, wehmütigen jungen Frau mit wundervollem Mund, wie lebendig vor ziemlich genau 3.330 Jahren zur Zeit der Amarnakultur vom Bildhauer Tutmosis abgebildet und immer noch zum Verlieben schön.

11

Erst gegen 19 Uhr kam ich zurück zum Haus meiner Gastgeber. Einen Schlüssel hatte Barbara mir gleich bei meiner Ankunft gegeben, sodass ich ohne Weiteres die Wohnung betreten konnte. Die Eltern waren nicht da, auch die Tochter ließ sich nicht blicken. Offenbar war sie noch nicht aus dem Seminar zurückgekehrt. Ich zog mich für die Aufführung um und legte mich aufs Bett. Bald darauf hörte ich, wie Barbara heimkam, im Flur herumwanderte und sich dann in der Küche betätigte. Wenig später brachte sie mir Tee und ein erlesenes Abendessen ins Zimmer.

Da saß sie also vor mir auf einem Sesselchen, spielte geistesabwesend und etwas verlegen mit einer dünnwandigen, geblümten Zuckerdose und ließ sich bewundern. Ich fand, dass sie sehr norddeutsch aussah. Sie erinnerte mich an die hübschen Mädchen, die ich während einer Schulfreizeit auf Langeoog kennen gelernt hatte, war groß und schlank, trug das hellblonde Haar sorgfältig in der Mitte gescheitelt als kurzen Bubikopf, betonte durch diese strenge Frisur die schönen Proportionen ihres herben Gesichts – der kleinen geraden Nase, blauen Augen und des ernsten Mundes. Wären nicht um das Näschen herum einige Sommersprossen höchst unordentlich verstreut gewesen, so wäre sie mir als die abschreckende Verkörperung von Kühle, Ordnung und Prinzipientreue erschienen – zumal wenn sie sich unbeobachtet glaubte, wirkte sie ernst, willensstark, fast männlich. Doch sobald ich sie ansah oder herumalbernd an der Hand fasste und hinter mir herzog, veränderte sie sich vollkommen, konnte strahlend und zärtlich lächeln und das stählerne Blau ihrer Augen zu einem samtenen Tiefblau abmildern. In solchen Augenblicken war sie verführerisch weiblich, war gerade deshalb eine so große Versuchung, weil sie sich vermutlich durch einen Kuss aus einer bösen Gouvernante in eine gute Fee verwandeln ließ. Aber soll ich allein die ganze Welt verbessern? Das kann unmöglich meine Aufgabe sein.

12

An der Bühne des Theatersaals des Henry-Ford-Baus, in dem die Aufführung stattfand, war das Erfreulichste ihre gute Beleuchtung. Als die ersten Schauspieler in ihren Masken ins Licht traten – Masken und Kostüme wurden schräg von oben angestrahlt und bekamen dadurch Plastizität und Leuchtkraft –, waren die Zuschauer überrascht und beeindruckt. Weniger gut war leider die Akustik des Raums, beeinträchtigt wohl auch durch das Ansteigen der Sitzreihen. Unsere Schauspieler mussten sich sehr um verständliche Aussprache bemühen. Das gelang ihnen aber so gut, dass das Publikum die Handlung des Stücks mit Begeisterung verfolgte. Selbst für manche Experten war unser in Masken gebotener lateinischer *Eunuchus* eine neue Erfah-

rung. Entsprechend groß war auch von ihrer Seite das Interesse an unserer Arbeit und die Anerkennung, die wir ernteten.

Nach der Vorstellung war ein Treffen mit den Berliner Kommilitonen im Dahlemer Dorfkrug geplant. Allerdings kamen Barbara und ich dort eher an als die übrigen Mitglieder des Ensembles, weil wir nicht wie alle anderen mit dem Bus, sondern mit Barbaras Auto gefahren waren. Die Berliner Professoren der Klassischen Philologie hatten sich bis auf wenige Ausnahmen schon an einem Tisch versammelt. Sie baten uns zu sich. Ich kannte niemanden aus der ehrwürdigen Gruppe, obwohl – wie ich später erfuhr – Berühmtheiten darunter waren. Als ich sämtliche Fragen zu meinen Masken einigermaßen feinsinnig beantwortet hatte, bot sich mir eine schöne Gelegenheit, Bescheidenheit zu demonstrieren – mit höflichen Floskeln verabschiedete ich mich vom Professorentisch und bat einige der Schauspieler, dort meinen Platz einzunehmen.

Das geschah in Wahrheit nicht aus Edelmut, sondern aus Eigennutz, denn Barbara hatte mich überredet, sie zu einer Party zu begleiten, und da es inzwischen tiefe Nacht geworden war, wollten wir uns allmählich davonstehlen.

13

In bester Laune fuhren wir zu einer Luxusvilla am Wannseeufer und amüsierten uns dort bis in die frühen Morgenstunden. Sogar zum Twisten ließ ich mich von Barbara verführen, sonst aber leider nicht, obwohl es, als wir reichlich spät auf der Fete ankamen, dort gerade richtig lustig zu werden begann – nein, wie immer blieb ich überaus brav, scheu und zurückhaltend, und ich weiß nicht recht, ob ich das bedauern oder begrüßen soll.

Denn Barbara verriet trotz ihres scheinbar so abweisenden, strengen Charakters nicht nur einen zunehmenden Hang zu schüchternen, vorsichtigen Zärtlichkeiten, sondern schlug mir auch einen längeren Aufenthalt in Berlin vor, ja, sie versuchte mich sogar zu einem Studienplatzwechsel zu bewegen und wirkte niedergeschlagen, als ich ihr meine in vier Monaten bevorstehende „Flucht“ nach Italien gestand. Um sie ein wenig zu trösten, betonte ich auch ihr gegenüber die Unsicherheit meiner Pläne.

Doch vielleicht war mein Eindruck von ihren Gefühlen falsch. Denn jener Abend hatte Züge des Unwirklichen, bewegte sich in einer Grauzone, in einem gefährlichen Grenzbereich, ähnelte dem nächtlichen Nebel über dem eisigen Wannseewasser, und ich weiß daher nicht, ob ich Barbaras Verhalten richtig deute. Wenn ich mich geirrt hätte, wäre das ja nichts Neues, da mir weibliche Wesen so rätselhaft sind, als kämen sie von einem anderen Stern. Vielleicht faszinieren sie mich deshalb so sehr. Ist nicht das *thaumazein*, das Staunen über etwas Unbegreifliches, der Anfang aller Philosophie, der Beginn jeder Suche nach Wahrheit, bietet nicht deshalb Eva dem noch selig unwissenden Adam einen Apfel an, der vom Baum der Erkenntnis gepflückt wurde?

Auf den leichtfertigen, heiteren, mir aber etwas unheimlichen Partyabend folgte eine Stunde Schlaf, ein eiliges Frühstück, die Überreichung meiner bescheidenen Geschenke und schließlich der traurige Abschied. Aufgehellt wurde die gedrückte Stimmung nur durch Barbaras Aufforderung, sie doch möglichst bald für

längere Zeit zu besuchen – ich könne dann auch wieder in ihrem Bett schlafen. Als ich diese vermutlich harmlos gemeinte Einladung mit dümmlichem Grinsen zur Kenntnis nahm, betonte sie mit finsterem Blick, sie werde es selbstverständlich gern erneut für mich räumen. Doch dann setzte sie, von Abschiedsschmerz überwältigt, in milderem Ton hinzu: „Ach, ich weiß, dass du nicht wiederkommst."

14

Die Rückfahrt verlief angenehmer als die Hinfahrt. Am frühen Abend trafen wir am heimatlichen Institut ein. Dort hatte Katharina schon zweimal nach mir gefragt. Wenig später kam sie erneut vorbei. Wir saßen längere Zeit nebeneinander im kleinen, für die Studenten eingerichteten Aufenthaltsraum, tranken Kaffee, ich berichtete – unter Auslassung mancher uninteressanten Einzelheit – über die Berlinreise, war lieb und nett, bis Katharina mir sagte, dass sie schon in wenigen Tagen für drei Wochen zum Skilaufen in die Schweiz, nach Verbier, fahren werde, und zwar nicht allein, sondern zusammen mit einigen Kommilitonen aus dem Institut für Leibesübungen.

Wollte sie mir meine wiederholte Rücksichtslosigkeit nun endlich mit gleicher Münze heimzahlen? Hätte ich mir diese selbstkritische Frage nicht erst später, sondern sofort gestellt, hätte ich vielleicht vernünftiger reagiert. Doch so verlor ich völlig die Selbstkontrolle. Denn ich hatte mich zunächst ohne allen Argwohn darüber gefreut, dass sie mich so dringend wiederzusehen wünschte. Daher packte mich die blinde Wut, als ich endlich begriff, dass sie mir nur in aller Eile zwischen Tür und Angel ihre baldige Abreise mitteilen wollte. Gereizt und ungeschickt versuchte ich mich zu rächen, indem ich ihr mit schlecht gespielter Großzügigkeit erlaubte, sich unter den stattlichen Herren der sie begleitenden Gruppe nach einem passablen Ersatz für mich umzusehen. Diesen dämlichen Rat nahm sie mir zu Recht so übel, dass sie ihn vermutlich befolgen wird.

Wann immer wir zusammentreffen – wir streiten uns. Und das ist sogar noch das Beste, was – jedenfalls mir – passieren kann. Denn ich ertrage es leichter, wenn Kathy mich anschreit als wenn sie traurig schweigt.

15

Ende März muss ich die Thukydides-Prüfung bei Professor Vierhoff über mich ergehen lassen. Vor diesem „Gespräch" fürchte ich mich sehr. Denn die drei an unserem Seminar tätigen ordentlichen Professoren sind zwar ausnahmslos „Vaterfiguren", aber doch in ziemlich unterschiedlicher Weise.

Professor Hiltberger ist der gütige, geduldige Vater, dessen umfangreiches Fachwissen nie erdrückend wirkt, da er sich stets bemüht, seine ängstlichen Schüler zu ermutigen, und sie auch nie mit unerwarteten Fragen überrascht. Auch Professor Eckart flößt keine Angst ein. Er ist der Typ des kameradschaftlichen Vaters, bringt – immer zugänglich, herzlich, charmant – viel Verständnis für die jugendliche Torheit seiner Schützlinge auf, korrigiert Fehler mit Nachsicht. Nur wenn ich Professor Vierhoff unter die Augen treten muss, brauche ich Mut, da er mich einschüchtert, mich

befangen, verlegen und kleinlaut werden lässt, denn er verkörpert den seinen Kindern intellektuell haushoch überlegenen Vater. Seine Kenntnisse nicht nur der antiken, sondern auch der gesamten späteren europäischen Literatur scheinen keine Grenzen zu kennen. Auch auf dem Gebiet der Musik erweckt er den Eindruck, allwissend zu sein, befasst sich mit ihr nicht nur theoretisch, sondern ist innerhalb der Universität auch als glänzender Pianist bekannt.

Und weil dieser Mann so beängstigend viele gute Eigenschaften hat, fühle ich mich in seiner Nähe wie ein missratenes Kind, nein, schlimmer noch: wie der unbegabte Sohn eines künstlerischen Genies, schäme mich für meine naturwissenschaftlichen und technischen Interessen, empfinde sie in seiner Gegenwart als Verrat an den einzig wahren Werten der Menschheit, an Literatur, Musik und schönen Künsten, hätte nie den Mut, ihm meine „profanen" Neigungen einzugestehen, so wenig wie ein alkoholkranker Sohn seinem Vater die Trunksucht beichten wird.

Andererseits meldet sich, sobald ich mich dem Einfluss dieser starken Persönlichkeit entziehen kann, sofort meine Liebe zu Naturwissenschaft und Technik zurück. Ich frage mich dann, ob nicht Vierhoffs Welt die einseitigere und meine die vollständigere ist. Warum soll die Schönheit eines Hochleistungs-Segelflugzeugs der Schönheit einer Skulptur unterlegen sein? Wieso ist die kluge Lösung eines technischen Problems weniger bewundernswert als die richtige Rekonstruktion einer nur in Bruchstücken überlieferten antiken Tragödie? Was spricht dagegen, einen gelungenen Thermikflug auf die gleiche Stufe innerer Bereicherung zu stellen wie einen Konzertbesuch – warum soll das musikalische Erlebnis die „tiefere" Erfahrung sein?

Vielleicht widerspräche mir Professor Vierhoff, wenn ihm die technische Welt bekannt wäre, gar nicht einmal. Aber sie ist ihm nicht bekannt. Und sie ist im Institut auch niemandem sonst bekannt, weder einem Professor noch einem Assistenten noch irgendeinem der Studenten – niemand hier hat auch nur die blasseste Ahnung von den technischen Leistungen des Motoren-, Lokomotiven-, Fahrzeug-, Schiff- oder Flugzeugbaus. Das empfinde ich, solange ich dem Seminar fern bin, als blamable Einseitigkeit. Betrete ich aber unser Haus, so überfallen mich Schuldgefühle wie einen Mönch, der von Zeit zu Zeit in die Arme einer Geliebten flüchtet, von dort seinen hinter Klostermauern ausharrenden Mitbrüdern ein einseitiges Weltbild vorwirft, sich aber dann bei der Rückkehr ins Kloster voll tiefer Verzweiflung um sein Seelenheil sorgt.

16

Als wieder einmal so zerknirschter reuiger Sünder trat ich an einem Märztag zur vereinbarten Vormittagsstunde dem Übervater Vierhoff unter die Augen. Und wie befürchtet begrüßte er mich mit einem schwindelerregenden geistigen Höhenflug, sprach druckreif über die Rezeption des antiken Dramas in der französischsprachigen Literatur. Zu Thukydides, dem Autor also, mit dem ich mich auf seinen Vorschlag hin so lange beschäftigt hatte, stellte er mir keinerlei Fragen. Im Nachhinein glaube ich fast, dass er mir auf diese Weise das „Prüfungs"-Gespräch ersparen wollte. Denn solange er sprach, brauchte ich nichts zu sagen, konnte ihn also auch nicht mit dummem Geschwätz enttäuschen.

Folglich wäre es wohl das Klügste gewesen, brav zu schweigen, nur zu nicken, bescheiden zu all seinen Ausführungen Zustimmung zu signalisieren. Denn vermutlich stand sein Urteil bereits fest – dass meine Masken ihm gefielen, hatte er mir schon während ihrer Entstehung gesagt, hatte mich bei unseren Begegnungen im archäologischen Institut wie beiläufig auch um Vorlage einiger meiner zeichnerischen Arbeiten gebeten und die von mir übergebene kleine Auswahl von Porträts mit viel Lob bedacht. Also wusste er wahrscheinlich schon, dass und mit welcher Begründung er mich zur Förderung empfehlen wollte. Im Übrigen wäre ein solches „vereinfachtes“ Verfahren durchaus im Sinn der Stiftung gewesen, da sie nach eigener Aussage eher eine allgemeine Beurteilung der ihr zur Förderung vorgeschlagenen Studenten als ein fachliches Gutachten über sie wünscht. Denn fachliches Können setzt sie mit einer gewissen Selbstverständlichkeit als gegeben voraus.

Doch ich war in jenem Augenblick wieder einmal tief verunsichert, sah mich hilflos, fühlte mich auf dem unendlichen Meer der Vierhoffschen Belesenheit noch viel unglücklicher als auf meinem so mühsam angelegten Thukydides-Gartenteich – auch bei dieser Begegnung konnte ich ja, wie schon so oft, nichts Besseres beitragen als ungeheuchelte Zustimmung. Also ergriff ich die Flucht vom Unbegrenzten zum Begrenzten und begann selbst über Thukydides zu sprechen, tat also vermutlich genau das, was Vierhoff sich und mir ersparen wollte, pokerte hoch, riskierte eine Blamage. Denn zu allem Übel begründete ich die von mir losgetretene Diskussion auch noch mit dem Geständnis, den Text an einigen Stellen nicht verstanden zu haben.

Doch auch diesmal ließ mich die Glücksgöttin Fortuna nicht im Stich. Denn an einer dieser Passagen schlug ich eine kleine Änderung des überlieferten Wortlauts vor, die Vierhoff sofort einleuchtete. Ein Weilchen sah er sinnend auf den Text, überlegte, meinte dann, nach seiner Erinnerung habe schon Johann Jacob Reiske, einer der großen Altphilologen des 18. Jahrhunderts, diesen Änderungsvorschlag gemacht. In der mir vorliegenden neueren Ausgabe war allerdings nichts dergleichen vermerkt. Auch alle anderen jüngeren Thukydides-Editionen verzeichnen diese Konjektur nicht. Doch Vierhoff konnte das Problem leicht lösen – er stand auf, ging zu einem Bücherregal in seinem Dienstzimmer, entnahm ihm einen älteren Band – die Ausgabe Reiskes –, schlug sie auf und fand seine Erinnerung bestätigt. Da aber nur Reiske selbst seine Konjektur in der eigenen Ausgabe nennt und deren einziges Exemplar in Vierhoffs Dienstzimmer steht, war klar, dass ich meinen Einfall nicht von Reiske „entlehnt“ haben konnte.

Zufrieden zog Vierhoff selbst diesen Schluss und beendete noch im gleichen Atemzug die „Prüfung“ mit den Worten: „Ihre Wiederholung einer guten Textänderung genügt mir als Ergebnis Ihrer Thukydides-Lektüre.“

Hastig brach er alle weiteren Erörterungen ab, wollte in jeder Weise verhindern, dass ich noch Gelegenheit fand, irgendwelchen Unsinn zu reden, komplimentierte mich zwar freundlich, aber in größter Eile aus dem Zimmer hinaus.

Wenig später bewilligte mir die Stiftung zur Verbesserung meiner Italienischkenntnisse einen dreimonatigen Ferienkurs in Perugia und daran anschließend ein ganzes Studienjahr in Florenz. Ich war überrascht von so viel Großzügigkeit.

Drei Sommermonate in Perugia

Juli bis September

1

Es war also doch eingetreten, was ich so sehr gefürchtet hatte. Ich musste zumindest für lange Zeit, für mehr als ein ganzes Jahr, alles aufgeben, was mir lieb und teuer war. Was ich verlor, war klar – würde ich auch etwas gewinnen? Abschied nehmen musste ich gleich mehrfach, zunächst von meinem Universitätsstädtchen, von meinem kuscheligen Zimmer und dessen netten Vermietern, bei denen ich mich immer wohlgefühlt hatte. Also ein plötzlicher Verlust an bequemem Alltagstrott – dass ein junger Mann über eine solche Lappalie jammert, wenn ihm zum Ersatz Italien geboten wird, kann man mit Recht erbärmlich finden.

Daher sage ich dazu nichts weiter, sondern klage nur umso bitterer über die Trennung von lieben Menschen, von Jan und Katharina. Meine Romanze mit Kathy hatte sich mühsam weiter vorangeschleppt, hatte weitere Stunden des Streits und des Schweigens überstanden. Den Abschied von meiner Freundin zu beschreiben, fällt mir schwer, aber nicht, weil ich so sehr unter der Erinnerung litte, sondern nur, weil ich nicht mehr weiß, was ich in jenen Minuten empfand – hatte ich eine Vorstellung von der Zukunft? Wusste ich endlich, was ich wollte? Wohl nicht, ja, viel schlimmer noch, ich erinnere mich nicht einmal mehr, ob ich mir diese Frage überhaupt stellte. Wir lebten in den Tag hinein, irgendwie würde es schon weitergehen – warum sollten wir uns jetzt darüber den Kopf zerbrechen? Ob wirklich auch Katharina so dachte, kann ich nicht sagen, ich jedenfalls dachte so (wenn man das „denken“ nennen kann), und insofern war genau das eingetreten, was Kathy schon geahnt hatte, als ich zum ersten Mal mit ihr über das Auslandsstipendium sprach. Mein Interesse an dieser neuen Erfahrung hatte jeden anderen Gedanken – auch den an sie – weitgehend aus meinem Kopf verdrängt.

Weitere Abschiede warteten in meinem Heimatstädtchen auf mich. Mit dem Auto hatten meine Eltern alle meine Habe aus meiner Studentenbude in unsere heimische Wohnung zurückgeholt, ich war ihnen mit der BMW gefolgt und hatte mich schweren Herzens auch von diesem Lieblingsspielzeug getrennt. In den fünf Jahren seit meinem 18. Geburtstag hatte ich das schöne Motorrad 100.000 km gefahren. Sämtliche Kosten für dieses Vergnügen hatte ich selbst bestritten, zunächst durch Nachhilfeunterricht, später durch Werkarbeit. Nun stand die stets eigenhändig von mir gewartete BMW traurig, ohne Batterie, mit leerem Tank und zur Entlastung der Räder aufgebockt, in der Garage meines Vaters. Weil er weiß, wie sehr ich an diesem Motorrad hänge, wiederholte er mir noch beim Abschied am Zug sein Versprechen, den Kickstarter regelmäßig ein paar Mal durchzutreten, damit sich das frisch gewechselte Motoröl immer wieder neu verteilen kann.

2

Schließlich begann ich vorgestern, am 29. Juni, die 1.500 km weite Italienreise als „Fahrt ins Blaue“. Denn vom fernen Deutschland aus in Perugia eine Unterkunft zu suchen, hätte einige Mühe gekostet. Zwar wäre es ziemlich einfach gewesen, telegraphisch ein Zimmer in einem der großen Hotels zu buchen, aber deren Preise überstiegen meine finanziellen Möglichkeiten. Mich stattdessen brieflich an irgendeine kleine Pension oder an Privatleute zu wenden, schien mir umständlich und wenig Erfolg versprechend.

Also unternahm ich der Einfachheit halber gar nichts, wusste folglich auch nicht, wo ich bei der Ankunft mein müdes Haupt zur Ruhe betten könnte, kannte nur die wenigen Adressen von Hotels und Wohnheimen, die auf der letzten Seite eines kleinen bunten Werbeprospekts der Università per Stranieri abgedruckt waren. An dieser „Universität für Ausländer“, einer renommierten Sprachschule, sollte ich, so hatte mir die Stiftung nahegelegt, zunächst drei Monate lang mein – in der Tat kümmerliches – Italienisch verbessern.

Mit dürftigen Sprachkenntnissen fuhr ich also etwa fünfundzwanzig Stunden lang in eine mir völlig unbekannte Fremde – kein besonders erhebender Gedanke! Manchmal wäre es eben doch ganz hilfreich, wenn ich mich wie mein – wie ich finde, pedantischer – Vater zu einer gewissen Planung aufraffen könnte. Doch ich war dazu noch nie imstande gewesen und hatte mich auch in der gegenwärtigen Notlage nicht gebessert. Wie immer hoffte ich auch diesmal darauf, dass mich mein Glück schon nicht verlassen werde. Vielleicht ist ein solcher Standpunkt ja auch einigermaßen vertretbar, allerdings wohl nur, wenn man nicht ganz so knapp bei Kasse ist, wie ich es leider stets war und bin.

3

Immerhin verlief die Reise zunächst – bis Altenbeken – in den gewohnten Bahnen. Danach wich ich vom üblichen Weg ab, ließ meinen bisherigen Studienort links liegen und fuhr über Warburg, Bebra, Würzburg, Augsburg nach München. Die Zeit verging mir recht schnell im Gespräch mit einem netten Herrn aus Bamberg.

In München erwartete mich laut Fahrplan ein Aufenthalt von mehr als drei Stunden. Ich stieg aus dem Zug und rief mir erst einmal einen Gepäckträger herbei, der meine Habe auf einem kleinen Wagen zum weit entfernten Aufgabeschalter brachte, aufgab und mir den Gepäckschein aushändigte. Von den lästigen Koffern befreit verließ ich den Bahnhof und ging ohne jede Ortskenntnis und schon jetzt ziemlich müde eine breite Straße hinunter in Richtung Stadt. Tagsüber war das Wetter sehr schlecht gewesen, jetzt, gegen Abend, klarte es ein wenig auf, nun war die Luft weich und milde, der Abendhimmel leuchtete grünlich-blau, hier und da überzogen ihn dünne Schäfchenwolken. Die ersten Lampen brannten.

Bereits im Zug hatte ich den größten Teil meiner Vorräte gegessen, verspürte aber schon wieder, wenn auch nicht Hunger, so doch jenes leichte Schwächegefühl, das mich zu essen mahnt. Am Anfang meines Wegs kam ich an einigen teuren Restaurants vorbei, in die ich mich nicht hineintraute, dann fand ich eine kleine Schnellimbiss-Stube, die ordentlich aussah. Dort aß ich ein großes Würstchen.

Danach schlenderte ich weiter und gewann während der zwei Stunden, die ich in der Stadt herumwanderte, doch einen ungefähren Eindruck von ihr, kam zunächst zu einem Brunnen und einer ehemals als Jesuiten-Universität gegründeten Renaissance-Baulichkeit, dann zur Liebfrauen-Kirche, die ich beim letzten Tageslicht auch noch von innen besichtigen konnte. Der enorm hoch wirkende Innenraum beeindruckte mich mehr als ihre Außenansicht. Auch vor dem Hofbräuhaus fand ich mich wieder, bewunderte einige Kirchen, ging über den Stephansplatz, bog auf dem Rückweg ein wenig nach rechts ab und kam so auch noch zur Feldherrenhalle und einer neben ihr liegenden Barockkirche. Inzwischen war es dunkel geworden, die ockergelbe Halle und die schön gegliederte Kirchenfassade wurden von Scheinwerfern angestrahlt.

Den Bahnhof erreichte ich so frühzeitig wieder, dass ich noch längere Zeit zu warten hatte. Um meine Müdigkeit zu bekämpfen, bestellte ich mir im Bahnhofs-Restaurant eine Tasse Kaffee. Doch ihre Wirkung blieb gering. Der mich umgebende anheimelnde bayrische Dialekt verstärkte mein Schlafbedürfnis. Mehrmals begann ich am Tisch einzunicken.

4

Endlich schien mir die Zeit zum Aufbruch gekommen. Ich holte meine Koffer von der Aufbewahrung und trug sie selbst die endlose Strecke zurück zum vorgesehenen Bahnsteig. Dort stand der Zug nun immerhin bereit. Er war recht voll. Ich wählte ein Abteil, in dem bereits zwei Männer saßen. Der eine, klein und mit schwarzem Oberlippenbärtchen, war dünn, der andere dagegen dick und an allen sichtbaren Stellen seines massigen Körpers behaart, nur auf dem Kopf wuchsen ihm die Haare spärlicher. Zunächst war ich der einzige Reisegefährte der beiden. Sie begannen sofort, sich freundlich mit mir zu unterhalten, und als sie merkten, dass ich ein klein wenig italienisch sprach, hörte ich bald ihre ganze Lebens- und Leidensgeschichte. Beide stammten aus Süditalien, aus Salerno. Der Dicke hatte vierzig Tage in Wolfsburg gearbeitet, der Dünne zwei Jahre.

Nach einer Weile kam noch ein hübsches junges Mädchen hinzu, begleitet von einem alten, verlebten, rotgesichtigen, kleinen, vitalen Menschen, der auf das Mädchen einredete in einer Sprache, die ich zunächst für eine Mischung aus Englisch und Spanisch hielt, dann aber als Deutsch mit italienischen Brocken identifizierte. Ferner gesellte sich ein junger Mann meines Alters zu uns, schlank, mit dunkelblondem Haar und hässlichem Mund. Ganz zuletzt betrat eine alte Dame mit ihrem Gatten das Abteil. Ohne uns andere auch nur eines Blickes zu würdigen, setzten sich die hochbetagten Herrschaften rechts neben mich, sie legte den Kopf an seine Schulter, er das greise Haupt an den Pfosten der Abteiltür, und sofort schliefen beide ein.

Der Zug war der älteste der Bundesbahn, unser Wagen völlig verkommen, die Beleuchtung brannte nur trübe, und schließlich setzte sich das alles auch noch langsam in Bewegung. Von der Landschaft war nichts zu sehen. Die beiden Italiener ließen sich zunächst über die unbestreitbaren Vorzüge des Mädchens aus und erörterten dann eingehend die Frage, ob ihr „zweifellos widerlicher Begleiter“ ihr Vater, Liebhaber oder Ehemann sei. Denn die junge Dame trug einen Ehering. Unterdessen versuchte ihr „widerlicher Vater-Liebhaber-Ehemann“ vergeblich, sich eine Zigarette

anzuzünden. Schließlich bat er die beiden in fließendem Italienisch um Feuer und unterhielt sich danach in dieser Sprache mit seinem Nebenmann, der, wie sich so herausstellte, ebenfalls Italiener war. Daraufhin brachen die Lästerer ihre Diskussion ab und schwiegen ein Weilchen.

In tiefer Finsternis rollte der Zug durch die Nacht, keine Lichter, keine Bahnhöfe, nur Dunkelheit. Kurz vor Mitternacht wurden unsere Pässe von deutschen Beamten kontrolliert. Bei den Italienern prüften sie – und das bei der Ausreise! – besonders sorgfältig, ob sie eine für Deutschland gültige Arbeitsgenehmigung besaßen. Wenig später kamen wir in Kufstein an. Der Bahnhof des kleinen Ortes sah nicht anders aus als jede andere Bahnstation auch. Erstaunlich schien mir nur, dass kein Mensch aus- oder einstieg. Nur ein paar Zollbeamte in Uniformen, deren Farben im trüben Bahnhofslicht nicht genauer zu erkennen waren, liefen müde und desinteressiert an den Wagen entlang. Warten. Schließlich kam jemand, riss die Abteiltür auf, fragte, ob wir etwas zu verzollen hätten, war aber schon weitergegangen, ehe wir seine Frage auch nur mit einem kurzen „Nein“ beantworten konnten.

Nach ziemlich langem Halt begann der Zug von Neuem durch die stockfinstere Nacht zu zuckeln. Die beiden Süditaliener bemühten sich vergeblich, in italienischer und gebrochen deutscher Sprache mit dem Mädchen zu schäkern, das aber offenbar kein Wort verstand. Der seltsame alte Kerl erhob sich von Zeit zu Zeit, murmelte undeutlich irgendwelche rätselhaften Satzfetzen, holte aus einer Tasche im Gepäcknetz eine kleine Flasche ohne Etikett hervor, trank aus ihr einen weithin duftenden Schnaps, setzte sich wieder, brummelte noch eine Weile in seiner Ecke vor sich hin und verfiel dann erneut in einen unruhigen Halbschlaf.

Innsbruck sah vom Bahnhof nicht anders aus, als Ahmsen-Biemsen aussähe, wenn es einen Bahnhof hätte. Von dort quälte sich der Zug in langsamer Fahrt durch viele Kurven und Tunnel hinauf zum höchsten Punkt der Strecke, zum Brennerpass (über 1300 m). Auf der Passhöhe verläuft die österreichisch-italienische Grenze. Hier mussten wir noch einmal eine Zollkontrolle über uns ergehen lassen, dann hatten wir endlich „das schöne Land“ – il Belpaese, wie die Italiener liebevoll ihre Heimat nennen – erreicht. Allmählich zog der Morgen herauf. Von den Hochalpen war mit den ersten Sonnenstrahlen noch eine Kleinigkeit zu sehen – allerdings war diese Kleinigkeit von beträchtlicher Größe.

Meine Müdigkeit wuchs mit zunehmendem Tageslicht. Nur wenige Eindrücke prägten sich mir ein, so die grünlich-kalte Farbe der Hochwasser führenden Etsch, die uns – bald auf der rechten, bald auf der linken Seite – über weite Strecken mit reißender Strömung begleitete. Ihrem zunächst engen, sich später mehr und mehr erweiternden Tal folgen sowohl die Bahnlinie wie die Pass-Straße. Entgegen meiner Erwartung – und Hoffnung – fuhr der Zug in der Gefällstrecke keineswegs schneller als im Anstieg, im Gegenteil, er war jetzt sogar noch langsamer als vorher – aus gutem Grund, denn er muss auch auf dieser Seite des Passes enge Kurven bewältigen, auf filigranen Brücken tiefe Abgründe überqueren und sich durch lange Tunnel tasten. Im Wechsel mit deren Dunkel leuchteten die grünen Wiesen des Tals nur umso heller. Auch Dörfer tauchten jetzt auf, weithin erkennbar an den ungeheuer spitzen Türmen ihrer Kirchen. Hinter diesem bewegten Vordergrund schien das Gebirge stillzustehen, mit all den an ihm klebenden einsamen Häuschen, kleinen Bergkapellen, Burgen oder Klöstern. Nach vielen Stunden gemächlicher Fahrt – sie wurde zu

allem Übel auch noch durch das Anhalten in zahllosen winzigen Bahnhöfen unterbrochen – traten die Berge allmählich zurück und schließlich erreichten wir die Po-Ebene, die sich so flach wie das Norddeutsche Küstenland zwischen Verona und Bologna erstreckt.

Nach und nach hatten unsere Freunde uns verlassen, der erste noch im Gebirge, dann weitere in Verona und Bologna. Im Halbschlaf näherte ich mich Florenz. Der elende Zug hielt auch jetzt immer wieder unverhältnismäßig lange in vielen kleinen Stationen. Meine noch verbliebenen Kameraden waren zwar, wie ich schon sagte, kaum besonders hübsch – auch gegenüber dem Mädchen schienen sie mir allzu aufdringlich (die junge Deutsche, die mit dem Alten gar nichts zu tun hatte, sondern nur schon vorher mit ihm zusammen in einem anderen Zug nach München gefahren war, hatte sich schließlich zu mir geflüchtet, wo sie auch allzu sicher aufgehoben war) –, also diese beiden Süditaliener entsprachen zwar äußerlich allen gängigen Vorurteilen, erwiesen sich aber als rührend hilfsbereit und sehr besorgt um mich. Schon auf den ersten italienischen Bahnhöfen holten sie mir schnell einmal etwas zu trinken, sonst boten sie mir aus ihren Flaschen zumindest immer den ersten Schluck an. Als ich schließlich irrtümlich kurz vor Florenz auf dem kleinen Bahnhof von Prato ausgestiegen war, liefen sie noch den gesamten Gang im Inneren des wieder anfahrenden Zugs entlang, um weiter von Fenster zu Fenster mit mir zu sprechen. Sie bedauerten, mich durch einen Augenblick der Unachtsamkeit nicht vor diesem Fehler bewahrt zu haben, versuchten mich zu trösten: „Sie werden bestimmt bald mit einem anderen Zug nach Florenz weiterfahren können“ und wünschten mir immer wieder von Herzen „tante belle cose“ – alles Gute. Über diese in Deutschland (und, wie ich später noch feststellen sollte, auch in Norditalien) oft scheel angesehenen süditalienischen Gastarbeiter kann ich aus eigener Erfahrung nur Gutes sagen.

Übrigens hatte mir die hübsche Blondine schon bald flüsternd eingestanden, dass ihr Ring nur aus Messing sei. Sie trage ihn, weil sie glaube, sonst überhaupt nicht unbegleitet nach Italien reisen zu können. Ihre beiden Verehrer hatten sie freilich erst in Ruhe gelassen, als sie die völlige Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen erkannten. Das gute Kind wollte nach Brindisi fahren, also weit in den Süden des italienischen Stiefels.

5

Ich stand allerdings inzwischen unmittelbar vor Florenz in glühender Sonne auf dem verlassenen Bahnsteig der kleinen Stadt Prato. Doch schon wenige Minuten später hielt ein Zug, in den ich sofort einstieg – in den „Settebello“, einen aus Mailand kommenden Luxuszug, der nur Wagen erster Klasse führt. Er hatte nicht planmäßig, sondern vor einem roten Signal gehalten. Eingeschüchtert setzte ich mich in der Nähe der Tür auf einen meiner Pappkoffer. Dem Schaffner, der sofort kam, erklärte ich müde meinen doppelten Irrtum. Lächelnd nahm er meine Entschuldigungen zur Kenntnis und ließ mich auf meinem Koffer ohne Vorwurf oder Aufpreisforderung bis ins nahe gelegene Florenz mitfahren.

In Florenz verließ ich nicht den schönen Bahnhof – alle sichtbaren Flächen sind mit Marmor oder Travertin verkleidet und frei von Schmutz durch Lokomotiven-Rauch, weil die gesamte Strecke elektrifiziert ist (übrigens war sie das auch in

Bayern schon). Von der Stadt habe ich nichts gesehen. Dann, nach zwei Stunden, konnte ich weiterfahren. In Teróntola musste ich ein letztes Mal umsteigen. Bis dorthin habe ich erneut auf einem der Koffer gesessen. Der nächste Zug, der in Teróntola schon im Bahnhof wartete, sollte mich bis nach Perugia bringen. In ihm bin ich dann doch noch tief eingeschlafen, immerhin aber so rechtzeitig wieder aufgewacht, dass ich noch den Trasimenischen See im Sonnenlicht glitzern sehen konnte – über viele Kilometer führte die Bahnlinie an seinem Nordufer entlang. Dann kam auf unserer linken Seite Perugia in Sicht, hingebettet an und auf einen Berg oder richtiger auf mehrere Bergrücken.

Der Zug hielt, ich stieg aus, sah mich um. Das blendende Sonnenlicht verursachte mir leichte Kopfschmerzen. Immerhin gab mir der mit kleinen Palmbäumen bestandene Bahnsteig des sehr gepflegten Bahnhofs zum ersten Mal das Gefühl, weit in den Süden gereist zu sein. Ohne dass irgendjemand die Fahrkarte kontrollieren wollte, trug ich meine beiden Koffer durch die Sperre, durchquerte die Bahnhofshalle und kam auf einen kleinen Platz, in dessen Mitte eine Gruppe großer Palmen zu bewundern war. Ein Bus von fremdartiger Form und Farbe – dunkelgrün mit silberner Aufschrift – und einige Taxis warteten vor mir in der Sonnenglut.

Die Koffer waren schwer, ich setzte sie ab, blieb einen Augenblick stehen und betrachtete in stiller Verzweiflung meinen neuen, scheinbar unerreichbar hoch über mir auf dem Berg thronenden Studienort. Ein Taxifahrer kam auf mich zu und fragte, ob ich ein Taxi nehmen wolle. Zuerst lehnte ich das höflich ab, doch dann erinnerte mich der ältere Mann an manche meiner früheren Arbeitskollegen, die oft voll Mitgefühl versucht hatten, mir magerem und schwächlichem Werkstudenten durch eigene Mehrarbeit während der unendlich langen Nachtstunden des Paketverladedienstes über die Runden zu helfen – immer, wenn sie sahen, dass ich am Ende meiner Kräfte war, versteckten sie mich in irgendeinem Winkel der Werkhalle hinter Postsäcken und ließen mich dort ein Weilchen schlafen. Ähnlich nett sah hier in der Fremde dieser Mann aus, und nicht anders als damals quälte mich auch jetzt bleierne Müdigkeit. Also nahm ich schließlich, wenn auch zögernd, sein Angebot an. Er trug meine Habe zu einem viertürigen Wagen und ließ mich hinten Platz nehmen.

Wohin er mich fahren solle? Ich bat ihn, mich zu einem preiswerten Hotel zu bringen. Dann, nach einiger Zeit – wir fuhren schon eine Weile die Straße vom Bahnhof den Berg hinauf –, setzte ich, halb eingeschlafen, hinzu: „Noch lieber wäre es mir, wenn Sie ein Zimmer für mich wüssten.“ – „Wie viel wollen Sie ausgeben?“ – „10.000 Lire ohne Essen.“ – „Und wo soll das Zimmer liegen?“ – „Im Zentrum der Stadt, nicht weit von der Università per Stranieri.“ – „Schön“, sagte der Taxifahrer, „La porto a casa mia: ich bringe Sie zu mir nach Haus.“

6

Und da wohne ich nun – mitten in der Altstadt von Perugia. An einem niedrigen und etwas wackeligen Tischchen sitzend höre ich Radio. Ein Ultrakurzwellen-Sender überträgt italienische Barockmusik, in diesen Minuten Domenico Scarlattis schöne E-Dur-Sonate K. 380. Leider wird der Empfang ziemlich oft vom Zündfunkengeknatter vorbeifahrender Autos überlagert, weil es so etwas wie die Entstörung der Zündkerzenstecker in Italien nicht zu geben scheint.

Jetzt zur Mittagsstunde herrscht hier eine ungeheure Hitze, so um die 33 Grad. Allerdings tröstete mich Frau Simoncini, meine Vermieterin, mit dem Hinweis, diese sommerliche Glut sei doch noch sehr erträglich. Denn gewöhnlich sei zu dieser Jahreszeit mit Mittagstemperaturen von 38 bis 40 Grad zu rechnen.

Wie ich gehofft hatte, hat mich auch diesmal mein Glück nicht verlassen, denn keine noch so sorgfältige Planung hätte mir liebere Gastgeber bescheren können, als ich sie durch meine unentschuldbare Dickfelligkeit gefunden habe. Enge Verwandte hätten mich nicht netter aufnehmen können als diese älteren Herrschaften, deren erwachsener, aber noch hier in der Wohnung lebender Sohn bereits als Arzt in einer eigenen Praxis tätig ist.

Herr Simoncini, mein hilfsbereiter Taxifahrer, gestand mir, dass der mir überlassene Raum eigentlich nicht mehr vermietet werden sollte, aber als er mich so müde und deprimiert hinter sich im Taxi habe sitzen sehen, habe er nicht den Mut gehabt, mich vor irgendeinem Hotel aus dem Auto zu werfen, sondern sich noch einmal zur Vermietung des Zimmers entschlossen. Gottlob tat er das offenbar mit dem zumindest nachträglichen Segen seiner Ehefrau, denn sonst hätte seine einsame Entscheidung für uns beide, für ihn und für mich, ziemlich unerfreulich werden können. Doch als ich todmüde der herzensguten Signora Simoncini unter die Augen trat, nahm sie mich so liebevoll auf wie einen aus weiter Ferne heimgekehrten verlorenen Sohn.

7

Da mein Wohltäter den ganzen Tag mit dem Taxi unterwegs ist oder an einem der vielen Taxistände auf Kunden wartet, sehe ich ihn leider nur selten. Immerhin gibt es auch auf dem Corso Vannucci, der breiten Hauptstraße der Altstadt, einen solchen Haltepunkt, und jedes Mal, wenn ich Herrn Simoncini dort antreffe, leiste ich ihm ein wenig Gesellschaft.

Er wird ungefähr 55 Jahre alt sein und hat seine Freude daran, neben mir auf einem unbequemen Stühlchen in der Nähe des Taxis zu sitzen und sich, in kluger Weise scherzend, mit mir zu unterhalten. Nichts macht ihn glücklicher als ein Gesprächspartner, den er ein wenig auf den Arm nehmen kann und der ihm das in gleicher Münze heimzahlt. Es ist unbestreitbar – zu manchen Menschen findet man durch eine rätselhafte Seelenverwandtschaft sofort herzlichen Kontakt. Nach meinen bisherigen Erfahrungen müssen die Betreffenden intelligent und selbstsicher sein. Dann können sie, ohne verletzend oder verletzt zu sein, über sich und andere lächeln. Ein solcher Schelm ist Herr Simoncini. In mancher Hinsicht erinnert er mich an die sympathischsten unter meinen Piloten-Freunden. Doch bei allen Witzeleien ist er immer sehr um mein Wohlergehen besorgt. Zumal wenn ich behaupte, Liebeskummer zu haben, wird er sofort ernst und mitfühlend.

Doch noch fürsorglicher als er behandelt mich seine Frau. Sie dürfte etwas älter als 50 Jahre sein, wäscht mir – ohne Bezahlung – alle meine Wäsche, kocht mir morgens Kaffee – dafür gebe ich ihr, immer wenn sie es mir sagt, mein gerade im Portemonnaie herumfliegendes Kleingeld –, schlägt mir abends, wenn ich noch unterwegs bin, das Bett auf, legt den Schlafanzug bereit und gibt mir mit all diesen fei-

nen Gesten das Gefühl, hier wirklich zu Hause zu sein. So nett bin ich noch nie betreut worden.

Heute Morgen schrieb ich mich an der überaus noblen Universität für Ausländer ein. Ich musste lange warten, ehe ich meine Ausweise bekam. Anschließend aß ich in der Mensa der Università degli Studi, einer „richtigen“ italienischen Universität, deren Mensa die Studenten der Ausländeruniversität mitbenutzen dürfen. Auch einen italienischen Kommilitonen, der ein bisschen deutsch spricht und in den nächsten Tagen nach München reisen will, lernte ich schon am ersten Tag kennen. Gegen Abend besuchte ich noch das etruskische Museum und die Galerie für umbrische Malerei. Alles sehr hübsch, aber viel zu viele neue Eindrücke in zu kurzer Zeit.

8

Gestern holte ich meinen dritten Koffer vom Bahnhof ab, stand also erneut am Rand des Bahnhofsvorplatzes, allerdings diesmal in besserer Verfassung als bei meiner Ankunft, konnte daher meine neue Heimat endlich mit wachen Augen betrachten.

Die Straße, die den kleinen runden Platz umkreist, führt rechts nach Assisi und Rom, links nach Florenz und Bologna, geradeaus auf jene Bergrücken, auf denen Perugia liegt. Ich kletterte mit meinem dritten Koffer in einen der wartenden Stadtbusse, fuhr um die Palmengruppe in der Mitte des Platzes herum und verließ dann das Rondell auf der dem Bahnhof gegenüberliegenden Seite. Sofort begann die Straße zu steigen. Zunächst führte sie an einer ockergelb gestrichenen Schokoladenfabrik vorbei, die nicht anders aussah als eine deutsche Schokoladenfabrik, in Wahrheit aber der industrielle Stolz Perugias, wenn nicht sogar ganz Umbriens ist. Denn hier werden die berühmte Perugina-Schokolade und der noch berühmtere „Bacio Perugina“ hergestellt. Dieser „Kuss“ ist eine Praline mit Nusskern, deren silberne Einzelverpackung jeweils einen kleinen Papierstreifen mit aufgedruckten, ständig wechselnden, oft durchaus brauchbaren Ratschlägen zu Leben und Liebe enthält.

Nach der Perugina-Fabrik begann eine kurze Serpentinenstrecke, ich kam am Kloster Santa Giuliana vorbei, das jetzt Militärhospital ist, fuhr ein Stück unter der Stadtmauer entlang und erreichte schließlich die Innenstadt. Ganz in der Nähe meiner Wohnung gibt es dort eine weite Piazza, deren Westseite von der Oberkante der an dieser Stelle sehr hohen Stadtmauer gebildet wird. Zu diesem schönen Aussichtspunkt ging ich, nachdem ich den Koffer in mein Zimmer geschleppt hatte, noch einmal zurück, um einen ersten Blick auf das abendliche Perugia zu werfen.

Sehr tief unter mir, an der gewaltigen Befestigungsmauer entlang, strömte der Verkehr auf der Suche nach dem nächsten Stadttor. Vor mir, im steilen Gefälle zwischen Bahnhof und altem Stadtkern, lagen, von oben kaum einsehbar, jüngere Stadtteile Perugias. Mehr bot der Blick nach links, nach Süden, etwa in Richtung Rom. Dort erstreckte sich langgezogen auf einem Bergrücken ein nur wenig tiefer liegender Bereich der Altstadt. An seinen Flanken war die Fortsetzung der Stadtmauer zu erkennen. Sie umgibt auch dieses Viertel. Es träumte als ein Gewirr verschachtelter flacher Dächer im Abendlicht vor sich hin, nur einige nicht allzu hohe Kirchtürme überragten die Häusermasse, am höchsten der schlanke Turm von San Pietro. Dahinter ließen sich vor dem dunkelnden Himmel dunstig-verschwommen die schroffen Berge des Apennins erahnen. Rechter Hand, fast in Richtung Florenz, lag auf den

Höhen eines anderen Bergrückens ein weiterer Teil der Altstadt mit einer Vielzahl von Dächern, Kirchtürmen und schmalen Gassen. Hier erinnerte noch ein letzter Glanz auf den wie von innen erleuchteten Ziegeln an die inzwischen versunkene Sonne. Deren Hitze wird von allem Mauerwerk bis in die späten Nachtstunden zurückgestrahlt.

Ganz oben auf diesem Bergrücken, im alten Stadtkern, wohne ich. Doch ich habe aus meinem Zimmer keinen weiten Blick ins Land, sondern sehe nur ein winziges Stück Himmel. Denn bis unten auf das Pflaster der sehr engen Gassen, zwischen die hohen, meistens fünfstöckigen mittelalterlichen Gebäude, dringt kaum ein Sonnenstrahl. Allerdings erweitert sich vor meinem Fenster die kleine Straße zu einem dreieckigen Platz, sodass mein Zimmer für Altstadtverhältnisse ungewöhnlich hell ist. Es liegt im ersten Stock auf der Sonnenseite des Platzes. Durch die geöffneten Läden fällt bei gutem Wetter am späten Nachmittag strahlendes Licht auf den im Schachbrettmuster rot und weiß gefliesten Zimmerboden.

Wenn ich mich aus dem Fenster lehne, sehe ich von links die schmale Via Caporali aus der Innenstadt auf den Platz herabkommen. Vor mir, auf der zur Hälfte tief verschatteten, zur Hälfte grell beleuchteten Fläche des Platzes, teilt sich die Straße und führt in zwei noch kleineren Gässchen um die unscheinbare Fassade des Kirchleins San Michele Arcangelo herum. Danach stürzt sie an dessen Flanken so steil in den tiefer liegenden Teil der Altstadt hinab, dass ich sie auch an der mir zugewandten rechten Seite nicht weiter einsehen kann. Allerdings gestattet sie mir durch dieses starke Gefälle – zwischen der links im Schatten liegenden Kirchenwand und der ihr gegenüber im Sonnenlicht strahlenden Häuserfront – einen kleinen, von Telefondrähten und Lichtleitungen durchzogenen Ausblick in umbrische Landschaft, in ferne Berge, in trockenes, steiniges, flimmerndes, von der Sonne durchglühtes Land, kaum vom Himmel zu unterscheiden, mittags ebenso farblos wie er, zu späterer Stunde bisweilen leicht rosafarben, abends manchmal auch blau schimmernd, meist aber so grellweiß blendend, dass ich die Augen abwenden muss.

Die Altstadt von Perugia besteht also, wie angedeutet, zum größten Teil aus sehr eng zusammengebauten Häusern. In einem höchst reizvollen ständigen Wechsel von vielen Gefällen und Steigungen verläuft zwischen ihnen eine Fülle kleinerer Gassen. Teilweise verengen sich diese Sträßchen zu Fußgängerbreite oder verwandeln sich in schmale, steile Treppen. Auf solchen Wegen gehe ich aus der hochgelegenen Altstadt hinunter zur Università per Stranieri, deren Barockpalast außerhalb der Stadtmauern vor einem uralten Stadttor aus etruskischer Zeit liegt. Bei der Rückkehr klettere ich den Berg wieder hinauf.

9

Die Kirche vor meiner Haustür habe ich bis jetzt noch nicht betreten. Wahrscheinlich ist sie eine gewöhnliche Wald-und-Wiesen-Kirche, jedenfalls lässt ihr schlichtes Äußeres das vermuten. Die schönste Kirche Perugias soll San Pietro sein. Auch sie kenne ich noch nicht. Sogar den das nahe Stadtzentrum beherrschenden Dom San Lorenzo sah ich bisher noch nicht von innen. Aber ich habe ja noch viel Zeit.

Vor allem muss ich jetzt lernen, italienisch zu sprechen, und zwar möglichst gut, weil ich mich in der nächsten Woche an einen Professor der hiesigen Università degli Studi wenden will wegen der Fragmentsammlung, die ich dringend brauche, um endlich wieder am Akademieauftrag arbeiten zu können.

Leider hat sich mein Italienisch bisher nur wenig verbessert. Die Begründung dafür klingt absurd. Meine Fortschritte sind so gering, weil ich zu viel mit Italienern spreche und mir deshalb die Zeit fehlt, auch einmal eine Grammatik in die Hand zu nehmen. Doch ohne deren lästige Paragraphen lassen sich die selteneren Zeiten der Vergangenheit und die Konjunktive nur schwer in den Griff bekommen, das Passiv fehlt mir sogar gänzlich. Immerhin kann ich, was gesagt wird, recht gut verstehen. Schon schwerer fällt es mir, auch selbst etwas Verständliches zu sagen.

Zu einem ziemlich verrückten Schlüsselerlebnis verhalf mir bald nach meiner Ankunft hier in Perugia der erste Brief, den ich an meine Eltern schrieb. Zwar hatte ich Mama und Papa sofort telegraphisch meine neue Anschrift mitgeteilt, wollte ihnen nun aber auch einen ausführlichen Reisebericht schicken. Also kaufte ich Briefpapier und Umschläge, setzte mich an den kleinen Tisch meines Zimmers hinter die mitgeschleppte, vielleicht ausnahmsweise einmal funktionierende Schreibmaschine und spannte ein erstes Blatt ein. Dass ich dabei die Randanschläge für die Papierbreite anders einstellen musste, fiel mir nicht weiter auf. Solche Korrekturen hatte ich auch sonst schon manchmal nach einem Transport der Maschine vornehmen müssen. Also schrieb ich gut gelaunt einen fröhlichen Brief an die daheimgebliebenen Lieben, faltete ihn zunächst quer, dann längs und schob ihn in den vorbereiteten Umschlag – nein, versuchte ihn hineinzuschieben, aber er passte nicht. Die wie gewohnt zweimal gefalteten Blätter waren größer als der Umschlag. Nur wenn sie an der Schmalseite, etwa einen Zentimeter breit, ein weiteres Mal umgeknickt wurden, ließen sie sich in den Umschlag stecken. Diesen dritten randnahen Knick sauber hinzubekommen gelang mir nur mit einiger Mühe. Spätere Papierkäufe zeigten mir, dass er immer irgendwo erforderlich ist, meist parallel zur Längs-, bisweilen aber auch parallel zur Querfalte.

Seit meinem ersten Schuljahr hatte ich die Deutsche-Industrie-Norm (DIN) verinnerlicht, ging bei allen Papieren, Blättern, Umschlägen davon aus, dass das Format A4 einmal gefaltet A5 entspricht, noch einmal gefaltet zu A6 wird, dass also A4 zweimal gefaltet in einen Umschlag vom Format A6 zu passen hat – seit meiner Kindheit hatte ich dieses Regelwerk wie gottgegeben hingenommen, und nun stellte sich heraus, dass es das nicht war. Was für eine Überraschung! Fassungslos starrte ich auf den zu kleinen Umschlag.

Warum war ich gerade diesmal so verunsichert? Hatte ich nicht mit englischen Motorrädern und amerikanischen Flugmotoren schon ähnliche Erfahrungen gemacht? Bei denen passte doch auch keiner unserer metrischen Schraubenschlüssel, auch dort galt die DIN ja nicht. Wo war der Unterschied?

Nun, der Unterschied bestand darin, dass ich auf jenen anderen Gebieten den Ersatz der einen Norm durch eine andere Norm erlebt hatte – und das konnte ich noch irgendwie verstehen. Aber dass ein ganzer Bereich, der der Briefpapier- und der mit ihnen doch in enger Verbindung stehenden Umschlagformate, hier in Italien offenbar ungeregelt geblieben war, diese Erkenntnis verblüffte mich. Doch dann überkam mich beim Anblick meines dreifach gefalteten Briefpapiers ein tiefes Glücksge-

fühl – Freiheit, Individualität, wie kannst du schöner demonstriert werden? War ich nicht soeben gezwungen worden, die Fesseln meiner Gewohnheiten abzustreifen, zeigte mir dieser Brief nicht, wie einfallslos mein Denken war, in wie eingefahrenen Bahnen es sich bewegte? Werde dir, so sagte mir jener dritte Knick im Briefpapier, endlich darüber klar, dass sich fast alle Probleme in verschiedener Weise lösen lassen! Nur für sehr wenige, für die Grundfragen des menschlichen Daseins, gilt das nicht.

10

An den vergangenen Tagen wanderte ich meistens stundenlang durch die Altstadt. Überall gibt es Neues und Schönes zu entdecken. Außerdem bietet Perugia durch seine Höhenlage an vielen Stellen weite Ausblicke in das umgebende Umbrien, dessen Landschaft auf mich herb und schwermütig wirkt – sie scheint vergangenen besseren Zeiten nachzutrauern.

Gleich am Nachmittag meiner Ankunft tobte ein Unwetter über der Stadt. Am nächsten Tag wiederholte sich abends dieser plötzliche Wetterumschwung. Wie ein Wasserfall rauschte der Regen auf das altertümliche Steinpflaster der drei bis vier Meter breiten Gassen herab. Und auch heute Abend wird es wohl wieder ein Gewitter geben. Denn von Zeit zu Zeit ziehen dunkle Wolken über mein kleines Stückchen Himmel.

Mittags und abends esse ich oft in einer preiswerten Trattoria. Leider bietet deren Speisekarte wenig Abwechslung, auch die Tischsitten sind ziemlich locker, Nudelgerichte werden manchmal in irritierender Weise geschlürft, der Geruch des berühmten Parmesankäses, der in geriebener Form über die „pasta“ gestreut wird, ist gewöhnungsbedürftig, außerdem bin ich noch nie dort gewesen, ohne dass der Kellner mindestens ein Tischtuch hätte wechseln müssen, weil ein Gast den gesamten Wein oder auch alles Wasser verschüttet hatte. Aber dergleichen geschieht so häufig, dass niemand, auch nicht der leidtragende Bedienstete, das besonders tragisch nimmt.

Meine Suche nach der Fragmentsammlung war leider vergeblich. Sie ist in Perugia weder in einer öffentlichen noch in einer privaten Bibliothek aufzutreiben. Also werde ich den Akademieauftrag drei Monate lang nicht weiterbearbeiten können und sollte mich daher jetzt vor allem um bessere Italienisch-Kenntnisse bemühen. Allerdings setzt meine Aufnahmefähigkeit diesem löblichen Bestreben Grenzen. Denn mir wird ja von allen Seiten Neues geboten und dieser Ansturm überfordert nicht selten mein Fassungsvermögen.

11

Die Einwohner Perugias sind nach meinem ersten Eindruck sehr fleißig, aber wo nichts ist, kann auch mit größtem Fleiß nichts werden. Offenbar ist Umbrien von den Boden- und Klimaverhältnissen her ein eher armer Landstrich. Industrie scheint es kaum zu geben. Der Tourismus, gefördert durch die Università per Stranieri, könnte die Lage vielleicht verbessern. Aber auch daran sind Zweifel erlaubt – mein

Vermieter ist offenbar schon seit Jahrzehnten von frühmorgens bis mitternachts pausenlos mit dem Taxi unterwegs, ohne durch diese langen Arbeits- oder zumindest Wartezeiten auch nur ansatzweise den Lebensstandard eines deutschen Arbeiters erreicht zu haben. Vielmehr hat er sich bisher wohl nur seine Gesundheit ziemlich weitgehend ruiniert.

Doch all diese wirtschaftlichen Schwierigkeiten haben keineswegs zu einer aggressiven Verbitterung der Bevölkerung geführt, im Gegenteil, sie ist von einer bezaubernden Sanftheit, erinnert an die zarten Gestalten auf den Bildern des aus Perugia stammenden Malers Pietro Vannucci, genannt il Perugino (der Mann aus Perugia), des Lehrers Raffaels. Und nicht zufällig ist Assisi, die Wirkungsstätte des Heiligen Franziskus, von vielen Aussichtspunkten Perugias aus mit bloßem Auge zu sehen. Dass dieser großartige Mann aus Umbrien stammt, ehrt seine Landsleute nicht nur, es kennzeichnet sie auch ein bisschen. Denn noch nie hat hier jemand versucht, mich angesichts meiner Hilflosigkeit zu übervorteilen. Sooft ich irrtümlich zu große Münzen oder Geldscheine gab, wurde ich freundlich auf meinen Fehler hingewiesen. Außerdem sind die Einwohner der Stadt in feiner Weise zurückhaltend. Da ich mit meinen blonden Haaren und langen „Storchenbeinen“ – so der Spott meiner Geschwister – eben doch ein wenig anders aussehe als die hiesige „Urbevölkerung“, anders auch als viele Studenten der Ausländer-Universität, werde ich oft mit großen Augen angesehen. Nicht abschätzig, sondern erstaunt, wohlwollend, gerade auch von Frauen, selbst von reiferen Jahrgängen, etwa in dem Laden, in dem ich manchmal Kleinigkeiten kaufe. Wenn ich die Betreffenden dann meinerseits ansehe und sie erkennen, dass ihre Blicke bemerkt wurden, versuchen sie das verlegen zu verbergen. Auch die jüngeren Leute sind derart wohlerzogen. Mädchen werden allerdings bisweilen herausfordernd, aber das scheint mir verzeihlich.

Leider war in dieser Hinsicht ein kleiner Zwischenfall am heutigen Vormittag eher traurig. Um einige Lebensmittel zu kaufen, wanderte ich zum zweiten Mal zu einem Geschäft oben an der Straßenecke. Schon gestern hatte ich dort eine hübsche junge Verkäuferin bewundert. Auch sie hätte einem Gemälde Peruginos entstiegen sein können, jedenfalls erschien sie mir als der Inbegriff sanfter umbrischer Schönheit. Doch als ich heute erneut den kleinen Verkaufsraum betrat, begriff ich, dass ich mich bei meinen Bevölkerungsstudien zurückhalten muss. Denn die niedliche Verkäuferin hatte meine Bewunderung bemerkt und wollte mir offenbar zeigen, dass auch ich ihr gefiel, denn sie räumte pausenlos vor dem Ladentisch in meiner Nähe irgendwelche Waren um, ohne dass irgendein sinnvoller Zweck ihrer rastlosen Tätigkeit zu erkennen gewesen wäre. Schließlich verlor der Ladeninhaber die Geduld und erteilte ihr den Auftrag, etwas von draußen hereinzuholen. Doch mit einem schmelzenden Blick sah sie sich noch einmal zu mir um und lief gegen den Türpfosten. Sogleich versuchte ich sie mit gebrochen dahergestammelten Worten zu trösten, aber meine menschenfreundlichen Bemühungen wurden vom streng blickenden alten Ladenbesitzer, vermutlich ihrem Vater, mit dem größten Missfallen beobachtet.

Immerhin verhalfen mir die zwei oder drei verschämten Tränen des armen Mädchens zu einem guten Vorsatz – auf keinen Fall werde ich mich hier in der Fremde auf irgendwelche Liebesabenteuer einlassen, zumal die äußerst sittenstrenge Frau Simoncini jeden meiner Schritte mit Argusaugen überwacht. Sollte ich es wagen, die hübsche Tochter des grimmigen Ladeninhabers auch nur ein einziges Mal

ins Kino einzuladen, wüsste meine Vermieterin das noch am gleichen Abend. Denn sie ist in diesem Stadtviertel nicht nur wohlbekannt und hoch geachtet, sondern muss wahrscheinlich auch für alles, was ich an Unheil anrichte, einen Teil der Verantwortung übernehmen, ist in gewisser Weise, da sie mich in ihren Haushalt aufgenommen hat, gezwungen, für mich wie für einen Sohn zu haften. Und deshalb bemühe ich mich, ihr Vertrauen so wenig wie möglich zu enttäuschen.

12

Auch heute sind die Tagestemperaturen wieder in den Bereich von 40 Grad gestiegen. Obendrein hat sich die schwache Brise, die gestern noch wehte, inzwischen gelegt. Durch die geschlossenen schweren Fensterläden wird mein Zimmer zwar vor direkter Sonneneinstrahlung geschützt, dennoch herrscht hier drinnen die gleiche Hitze wie draußen. Nachts sinkt die Temperatur zwar auf 32–30 Grad, aber als Abkühlung kann ich das nicht empfinden.

Deshalb laufe ich hier in der Wohnung nur noch in kurzer Hose herum. Das ist auch insofern ganz praktisch, als es in unserem winzigen Badezimmer eine sehr einfache, aber immerhin wirksame Dusche gibt, die mit Hilfe eines eingebauten kleinen Tauchsieders sogar warmes Wasser – wenn auch nur in geringer Menge – spenden kann. Unter ihr suche ich oft ein wenig Erfrischung. Gebräunt bin ich überhaupt nicht. Denn wer wäre schon so verrückt, sich bei diesen Temperaturen freiwillig längere Zeit der Sonne auszusetzen? Deshalb sieht man hier auch nur selten braungebrannte Menschen, vor allem Straßenbauarbeiter und vielleicht auch noch den einen oder anderen Maurer – aber auch die arbeiten meistens unter Markisen.

13

Vor einigen Tagen unterhielt ich mich an der Ausländeruniversität nach einer der Kursstunden noch ein Weilchen mit einer Amerikanerin. Sie nimmt wie ich am Italienisch-Mittelkurs teil, gestand mir aber, sich tödlich zu langweilen. Vielleicht hätte sie eine höhere Kursstufe wählen sollen, denn sie spricht schon so gut italienisch, dass unser braver Sprachlehrer ihr offenbar wenig Neues bieten kann. Klein, brünett, eine strenge Brille – ovale Gläser im schwarzen Metallrahmen – tragend, fast immer ernst, ja finster blickend, berichtete sie mir, es gebe noch eine andere Schule in Perugia, an der man seine Zeit vergnüglicher als beim Italienisch-Unterricht verbringen könnte. Ich warf möglichst unauffällig einen Blick auf ihre Figur. Für meinen Geschmack war sie etwas zu pummelig. Wollte sie, um abzumagern, einen Tanzkurs mit mir besuchen? Oder war ihre robuste Figur bereits das Ergebnis intensiven Krafttrainings und sollte nun auch ich in einem Sportverein zum Athleten getrimmt werden?

Doch Diana, so heißt das kluge Mädchen, hatte keinerlei Hintergedanken, wollte nichts mit mir zusammen unternehmen, sondern mich nur darauf hinweisen, dass die Accadémia delle Belle Arti, die Kunsthochschule hier in Perugia, Ferienkurse anbietet. Dass mich der Besuch eines solchen Lehrgangs interessieren könnte, vermutete Diana, weil sie mich während der Italienisch-Stunde beim Zeichnen kleiner

Porträts des Lehrers und auch der einen oder anderen hübschen Zuhörerin beobachtet hatte. In der Tat langweilte ich mich ja nicht weniger als sie, allerdings aus einem anderen Grund, nämlich nicht, weil ich zu gut, sondern weil ich zu schlecht italienisch spreche.

Also entschloss ich mich gestern zu prüfen, ob es wirklich außer Philologie und Technik noch andere interessante Tätigkeitsbereiche gibt, wanderte, von Diana mit allen erforderlichen Unterlagen ausgestattet, zur Accadémia delle Belle Arti und schrieb mich dort für zwei Monate in der Klasse für Skulptur ein. Schon heute Vormittag sprach ich mit einem der für mich zuständigen Professoren über die von mir geplante Arbeit. Ich möchte eine Büste derart in Ton modellieren, dass sie gebrannt werden kann (das Brennen wird von Spezialisten der Kunsthochschule übernommen).

Morgen werde ich mit meiner neuen, hoffentlich erfreulichen Tätigkeit beginnen. Es müsste möglich sein, Katharina wenigstens annähernd richtig aus dem Gedächtnis zu porträtieren, zur Erinnerung an sie. Denn nach meinem bisherigen Eindruck ist sie keineswegs bereit, auch nur ein einziges Jahr lang auf meine Rückkehr zu warten. Die antiken Vorbilder werden nun einmal, wie ich schon anlässlich des Zigarre rauchenden Göttervaters Eckart-Zeus betonte, kaum je erreicht und fast nie übertroffen. Das gilt auch für die homerische Penelope. Sie war – wie die Italiener sagen – „un caso più unico che raro: ein eher einmaliger als ein seltener Fall“, also im Klartext: sie war die einzige treue Frau, nach ihr hat es so etwas nie wieder gegeben.

14

Schon Mitte Juli – die Tage hier vergehen wie im Flug! Katharina habe ich vielleicht doch Unrecht getan. Sie hat mir geschrieben, dass ihre Familie den Sommerurlaub in La Spezia am Ligurischen Meer verbringen wird und dass sie mich dann in Perugia besuchen könnte. Ihre Mutter wolle auch Mailand und Florenz kennenlernen, und von Florenz aus sei es ja wirklich nicht schwer, einen, zwei oder auch drei Tage zu mir zu kommen, natürlich nur, falls mir das recht sei. Vermutlich werde sie zwischen dem 25. August und dem 5. September einen solchen Abstecher nach Perugia machen können, immer vorausgesetzt, dass ich überhaupt eine Störung meines Mich-hier-Einlebens in Kauf nehmen wolle.

Bisher hatte ich keine Zeit, ihr zu antworten, werde das aber noch heute tun. Leider fühle ich mich im Augenblick nicht sehr wohl. Die Hitze war in der vergangenen Nacht besonders unerträglich, vermutlich aufgrund hoher Luftfeuchtigkeit. Erst um zwei Uhr morgens konnte ich einschlafen. Immerhin ist der Himmel heute zum ersten Mal seit langer Zeit wieder wolkenbedeckt, sodass wir auf Regen hoffen können. Mir wäre das auch insofern lieb, als ich mich dann nicht so viel im Freien herumtreiben, sondern endlich an mein Tischchen setzen und die Sprache lernen würde.

Doch was heißt an mein Tischchen – wenn ich wirklich einmal tagsüber nicht aus dem Haus gehe, sitze ich bei meiner Vermieterin in der Küche. Während sie die Hausarbeit erledigt, lese ich ihr aus italienischen Büchern vor, in den letzten Tagen meistens aus einer kleinen Kunstgeschichte im Taschenbuchformat. Besonders beim Nähen und Bügeln hat Frau Simoncini viel Zeit für mich. Doch auch bei anderen Tä-

tigkeiten hört sie mir aufmerksam zu, beantwortet alle meine Fragen zur Grammatik und korrigiert geduldig meine Aussprache.

Ohne ihre Hilfe wäre vor allem die Wortbetonung des Italienischen kaum in den Griff zu bekommen. Geschriebene Akzente gibt es nur in den wenigsten Fällen und nie da, wo man sie braucht. Und auch keinem der Hilfsmittel – weder Grammatik noch Lexikon – ist zu entnehmen, wann der Wortakzent von der gewöhnlich betonten zweiten Silbe von hinten auf die dritte von hinten zurückgezogen wird. Beispiel: lavóro, lavóri, lavóra, lavoriámo, lavoráte – aber dann lavórano mit Betonung der drittletzten Silbe. Daniéle, aber Stéfano, Lucía, aber Lúcio. Ich kann überhaupt nur erfahren, wo der verdammte Akzent liegt, wenn mir meine italienische „mamma" weiterhilft. Mit dieser liebevollen Bezeichnung, als „cara mamma" oder als „mamma Simoncini", rede ich sie auch an, und sie lässt sich das ohne Widerspruch gefallen.

Sehr kirchentreu eilt sie jeden Morgen in die Messe, und zweifellos stellt sie hohe moralische Ansprüche. Ein nordeuropäischer Bruder Leichtfuß wie ich fühlt sich unter ihrem strengen Blick auch dann als armer Sünder, wenn er wirklich einmal nichts und wieder nichts zu beichten hätte. Nach einer Staroperation ist sie gezwungen, eine der üblichen schweren Brillen mit den entstellenden starken Gläsern zu tragen. Dennoch ist nicht zu übersehen, dass sie als junges Mädchen eine Schönheit gewesen sein muss.

15

Heute traf ich zum ersten Mal Diana wieder, nicht beim Italienisch-Unterricht, sondern an der Kunsthochschule. Sie war überrascht, mir in der Abteilung für Skulptur zu begegnen, weil sie mich wegen meiner Zeichnungen eher bei den „zweidimensionalen" Künsten vermutet hatte. Sehr gesprächig war sie nicht, ist sie vielleicht im Allgemeinen nicht. Es kann aber auch sein, dass ihr mein schlechtes Englisch und mein noch schlechteres Italienisch auf die Nerven gehen. Jedenfalls bekam sie die Zähne nicht auseinander, war auch keineswegs erfreut, mich hier in „ihrer" Klasse für Skulptur wiederzufinden.

Da ich ihr aber weiterhin dafür dankbar bin, dass sie mich auf die Ferienkurse hingewiesen hat, wechselte ich einige höfliche Worte mit ihr, sah auch kurz auf die von ihr geschaffene kleine Figurengruppe – drei tanzende Mädchen, also entweder die drei Grazien oder doch die Tanzschule –, enthielt mich aber, durch ihre abweisende Strenge eingeschüchtert, jeden Kommentars. Was auch immer ich gesagt hätte, es wäre wohl falsch gewesen. Vermutlich hätte sich Diana nicht einmal über ehrliches Lob gefreut, obwohl sie es verdiente, denn ihre Figürchen waren hervorragende kleine Kunstwerke, waren nicht die Kreationen einer Dilettantin, sondern hatten Profi-Qualität. Aber selbst das wagte ich nicht zu sagen, weil sie mir klein, finster, abweisend den Rücken zukehrte, sich in ihre Arbeit vertiefte und mir so das Wort zu entziehen schien.

Inzwischen an mancherlei weibliche Launen gewöhnt nahm ich ihr das nicht weiter übel, sondern begann, das Gerüst für Kathys lebensgroßes Porträt vorzubereiten und dann in ziemlich schneller Arbeit um es herum die Grundform der Büste zu entwerfen – es entstanden die Schultern und die Brust bis hinunter zu den Schlüsselbeinen, auf einem schlanken Hals neigte sich der etwas nach links gedrehte Kopf

kaum merklich nach unten, die straff zurückgekämmten, mit Flechtband zusammengehaltenen Haare berührten in einem langen, bis zu den Schultern herabfallenden Pferdeschwanz leicht die linke Halsseite.

In meine vergnügliche Spielerei versenkt bemerkte ich erst, als ich zurücktrat, um mein Phantasiegeschöpf aus einiger Entfernung zu betrachten, dass Diana meinen Entwurf mit einer Mischung aus Überraschung und Unmut betrachtete. Sie blickte noch finsterer als gewöhnlich. Warum verfolgte mich dieses Mädchen mit seinem Zorn, was hatte ich ihm Böses getan? Wieder einmal verstand ich ein weibliches Wesen nicht.

Doch schon am nächsten Tag begriff ich, dass ich Diana provoziert, dass ich sie zum Wettkampf herausgefordert hatte. Denn sie stellte die drei Grazien zur Seite, hielt sie offenbar für vollendet – und das waren sie in jeder Hinsicht, auch im übertragenen Sinn – und begann mit der Arbeit an einem lebensgroßen Porträtkopf. Sie wollte mir zeigen, dass sie das, was ich da vorhatte, weit besser konnte, dass sie mir bildnerisch haushoch überlegen war. Von diesem plötzlichen Ehrgeiz gepackt verhielt sie sich so widersprüchlich wie eine Sportlerin, die sich zwar einerseits darüber freut, einen Sport-„Freund“ gefunden zu haben, andererseits in ihm nun aber auch den Wettkampf-„Gegner“ sieht. Immerhin war eine solche sportliche Konfrontation mit Diana noch das Beste, was mir passieren konnte, denn im Sport geht es ja – wenigstens meistens – einigermaßen friedlich zu, während der künstlerische Wett-„Streit“, wie die Geschichte zeigt, nicht selten zu Mord und Totschlag führt.

16

Sonntags bietet die Università per Stranieri mit schöner Regelmäßigkeit Ausflüge an, entweder zum Meer oder zu kunsthistorisch bedeutenden Stätten. Gestern nahm ich zum ersten Mal an einer solchen Exkursion teil. Angesichts des heißen Wetters entschied ich mich für eine Fahrt nach Senigallia. Überhaupt schien es mir an der Zeit, nach den ersten drei Wochen meines Aufenthalts in Perugia die „Strapazen“ des Stadtlebens einmal hinter mir zu lassen.

Ein großer Überlandbus erwartete uns frühmorgens am Universitäts-Gebäude, fuhr zunächst gemächlich durch die noch schlafenden Vororte Perugias, begann aber dann mit plötzlich erwachendem Elan, den Apennin zu erklimmen, und zwar auf einem Schotterpass mit solcher Geschwindigkeit, dass ich, wenn ich nicht so maßlos dumm wäre, den Entschluss zu dieser Reise mehr als nur einmal bereut hätte. Vor jeder Kurve dröhnte das schwere Riesengefährt in voller Fahrt auf die Schlucht zu, der Fahrer hupte wie wild, wirbelte das Lenkrad herum, wir drehten uns nahezu auf der Stelle in die Gegenrichtung und rasten weiter zur nächsten Kurve. Dieses Spiel wiederholte sich unzählige Male, links herum, rechts herum, links herum, rechts herum, und wenn man aus dem Fenster sah – was man besser nicht tat –, so gähnte da bald zur Rechten, bald zur Linken ein schauerlicher Abgrund, der auch noch mit wachsendem Klettererfolg an Tiefe zunahm. Die staubige schmale Straße zackte sich an einer beängstigend steilen Felswand hoch und wieder herunter und dann noch einmal hoch und wieder herunter. Oh Madonna santissima! Auf der Rückfahrt in der Nacht konnten wir das gähnende Nichts vor uns nur noch daran erkennen, dass sich das Scheinwerferlicht über den Kurvenrand hinaus ins Unendliche verlor. Aber man roch

die Tiefe, da Kühle und Feuchtigkeit aus ihr aufstiegen. Eine Barriere, Mauer, Leitplanke oder sonst irgendeinen Schutz vor dem überall drohenden Höllensturz gibt es nicht. Lasst uns auf St. Christophorus vertrauen, so lautete die Devise. Und insofern war es hilfreich, dass er in Form einer am Armaturenbrett angebrachten Plakette mitfuhr. Doch ich flehte nicht nur ihn, sondern auch alle anderen Heiligen im Himmel um Beistand an.

Die Gesamtstrecke dürfte an die 150 km lang sein. In jeder Richtung dauerte die mühsame Fahrt viereinhalb Stunden. Um 11 Uhr kamen wir am Strand von Senigallia an. Dort mietete ich zusammen mit österreichischen Zufallsbekannten – der Frau eines Wiener Museumsdirektors mit Tochter und deren Freundin – einen Sonnenschirm und stürzte mich ins Meer. Da die meisten Italiener noch wasserscheuer sind als ich, brauchte ich meine dürftigen Schwimmkünste nicht zu verbergen, sondern paddelte zwar vergnügt, aber immer nur kurz in den tiefblauen Fluten herum, lag danach unter dem Schirm auf dem Rücken oder Bauch, wühlte mit den Zehen im weißen Sand, neckte die kessen Mädchen, spielte mit ihnen Ball, schwamm erneut im ziemlich warmen Meer, duschte mit Süßwasser, aß gut, lag wieder in der Sonne, versuchte ein bisschen zu lesen, badete noch einmal und verbrachte so einen schönen Nachmittag.

Meine netten Freundinnen waren so klug, mich nach einer Weile stummen Zusehens mit dem von mir mitgebrachten Sonnenschutzöl einzureiben und später auch noch ihr eigenes Spray an mir zu vergeuden. Hätten sie das nicht getan, müsste ich mich jetzt wohl von dem noch jungen, aber im heimischen Stadtviertel schon sehr beliebten dottor Simoncini, dem Sohn meiner Vermieter, ärztlich behandeln lassen. So bin ich nur – unter hellblond gebleichten Haaren – tiefbraun geworden.

17

Am darauf folgenden Sonntag wurde uns von der Ausländer-Universität eine geschickte Mischung aus Erholung und Kultur geboten. Da es wieder einmal sehr heiß war – schon seit vier Wochen sinken die Tagestemperaturen nie unter 38 bis 40 Grad –, freuten wir uns besonders darüber, bis zum frühen Nachmittag im Lago di Bolsena baden zu dürfen. Dieser See liegt in einem nahezu kreisrunden, von nicht allzu hohen Bergen umgebenen Tal. Tiefblau litt er in regungsloser Trägheit unter der glühenden Sonne jenes Tages.

Ziel des kulturellen Teils unserer Fahrt war die Stadt Orvieto. Doch von ihrer Schönheit habe ich wegen der unerträglichen Hitze nicht allzu viel gesehen. Als ich armer Reisender – endlich aus dem Bus, einem uralten Klapperkasten, entlassen – unter der sachkundigen Führung unseres hervorragenden Kunsthistorikers von Meisterwerk zu Meisterwerk trottete, bekam ich allmählich den Eindruck, dass es außer großer Kunst nur noch eine riesige, Himmel und Erde verbrennende Sonne gebe. Die Italiener haben für diesen erbarmungslosen Sonnenball sogar einen eigenen Begriff geprägt: il solleone, zusammengesetzt aus sole: Sonne und leone: Löwe, soll heißen: flammende Sonne im Tierkreiszeichen des Löwen.

Staubbedeckt, lahmend, durstig geriet ich schließlich in einen Zustand tiefer Apathie. Im Dom setzte ich mich auf die kühlen Stufen des Hauptaltars und scherte mich einen Teufel um die „spiegazioni artistiche“, die kunsthistorischen Erläuterun-

gen, des Professors. Seine Stimme drang nur noch undeutlich an mein müdes Ohr: „Tra il millequattrocentonovantanove (gähn) ed il millecinquecentoquattro (seufz) questi affreschi sono stati dipinti (gähn) dal Signorelli (zwischen 1499 und 1504 wurden diese Affreschi von Signorelli gemalt).” Auch die Augen fielen mir allmählich zu, vermittelten mir aber immerhin noch eine brauchbare Vorstellung von den Beinen der jungen Dame, die sich da soeben vor mir auf die Zehenspitzen stellte, um auch noch den letzten Winkel eines von unserem unermüdlichen Lehrer gelobten Gemäldes zu erspähen. Dort verdrehte ein Christus mit rosigem Babygesicht eindrucksvoll die Augen gen Himmel – selbstverständlich handelte es sich um einen Meilenstein in der europäischen Kunstgeschichte. „Es gäbe gewiss noch tausend andere Dinge zu sagen, aber leider ist unsere Zeit sehr kurz bemessen, und wir müssen ja noch so viele andere Bauten besichtigen.“ Von den angedrohten tausend anderen Dingen – mille altre cose da dire – wurden dann noch schnell tausendunddrei vorgetragen, obwohl inzwischen ein Gottesdienst eingeläutet worden war, was übrigens weder unseren Professor noch die hohe Geistlichkeit zu stören schien – mit lange eingeübter Toleranz begann sie unbeirrt die Messe zu lesen.

18

Fasziniert beobachte ich an der Kunsthochschule Dianas rastloses Schaffen, und auch sie kontrolliert unauffällig die Fortschritte meiner Arbeit. Die Entfernung zwischen unseren Köpfen – sowohl unseren eigenen wie den Porträtköpfen – dürfte etwa fünf Meter betragen. Mich neben Diana zu stellen und ihr aus der Nähe beim Modellieren zuzusehen habe ich nicht den Mut. Sie kann so grässlich abweisend sein, hat noch nie das Gespräch mit mir gesucht, ist auch noch niemals an meinen Arbeitsplatz gekommen, sondern heuchelt angestrengt Desinteresse an meinen Bemühungen. Nur manchmal, wenn ich nach kurzer Abwesenheit leise in den großen Werkraum zurückkehre, überrasche ich sie dabei, wie sie mit strengem Blick das Gesicht meiner Traum-Kathy aus größerer Nähe studiert. Doch sooft sie mich bemerkt, wendet sie sich so eilig ab, als sei sie beim Mogeln erwischt worden.

Offenbar wünscht sie während unserer Arbeit keinerlei Diskussion. Da ich mich aber in solcher Isolation langweile und deshalb auch beim Modellieren Gesellschaft suche, bin ich meist von einem lärmenden Beraterkreis umgeben, mit dem ich gern herumalbere, während sie still und verbissen allein arbeitet. Es ist eben immer dasselbe – während die Mädchen brav und fleißig sind, kann ich nicht ernst und zielstrebig sein. Wozu auch? Schließlich bin ich zum Vergnügen hier.

Und deshalb will ich ja auch nicht die wirkliche, sondern eine Traum-Katharina abbilden. Mit unseren zahllosen Streitereien, unseren Enttäuschungen, unseren Tränen soll diese „Kathy“ nichts zu tun haben. Frei von Schmerz und Trauer soll sie von ihrem Untersatz als entrückte, lebensferne Idealgestalt auf den Betrachter herabblicken.

Diana dagegen ist Realistin. Sie arbeitet nach Modell und wählte dafür Lorenzo, jenen jungen Mann, der nackt Tag für Tag auf einem kleinen Podest vor uns sitzt, damit wir an ihm die männliche Anatomie studieren und ihre richtige Wiedergabe lernen können. Aber die immer finster blickende Diana interessiert sich nicht für Lorenzos muskulösen Körper, sondern für sein hübsches Gesicht. Dagegen ist natürlich

nichts einzuwenden, im Gegenteil. Doch sie arbeitet mit Hilfsmitteln, die ich zwar aus der Theorie kenne, aber noch nie im Einsatz erlebt habe, und die so geheimnisvolle Namen tragen wie „Bogenzirkel“, „Doppelzirkel“ oder „Außentaster“. Bei Dianas Bogenzirkel – der Außentaster sieht ganz ähnlich aus – handelt es sich um einen aus edlem Holz gefertigten, ziemlich großen Zirkel mit nach außen gekrümmten, nicht allzu spitz nach innen zulaufenden Schenkeln. Deren Drehlager lässt sich arretieren. Mit diesem Gerät klettert nun die eifrige kleine Künstlerin – sie hat abgenommen und sieht jetzt, wenn sie so herumturnt, ganz süß aus – immer einmal wieder zu dem verlegen, verkniffen, verzweifelt schielenden nackten Lorenzo auf das Podest, um die Maße seines Gesichts „abzugreifen“ und dann im Verhältnis 1 zu 1 auf ihre Skulptur zu übertragen. Übrigens ließe sich durch Verschieben des Drehpunkts an einem Doppelzirkel – dessen Funktion kann schon ein schlichtes Lattenkreuz verdeutlichen – auch jeder andere gewünschte Maßstab vom Modell auf das Abbild übertragen.

Ich war erstaunt, nicht nur über das Verfahren selbst, sondern auch über seine Wirkung. Denn unter Dianas Händen entstand ein Porträt von größter Ähnlichkeit. Mogelte sie also doch, übertraf sie mich durch unlautere Mittel? Auf jeden Fall wäre auch ich gern mit einem Bogenzirkel oder einem Außentaster um mein Modell, eine nackte Katharina, herumgetanzt. Doch ich weiß auch, dass Kathy, schon durch meine Neigung zu anderen technischen Spielereien – Motorräder, Flugzeuge – genervt, endgültig die Geduld mit mir verloren und mich mit dem erstbesten greifbaren Gegenstand erschlagen hätte, wenn ich mit einem derartigen Gerät die Länge ihrer Nase, die Breite und Höhe ihrer Stirn, den Abstand ihrer Ohren von der Kinn- und Nasenspitze zu messen begonnen hätte.

19

Gestern war ich in Florenz. Einige Adressen dortiger Studentenwohnheime konnte ich einer Druckschrift der Stiftung entnehmen. An einem Zeitungsstand vor dem Bahnhof erkundigte ich mich zunächst nach der genaueren Lage der Casa dello Studente. Sie war nicht weit entfernt. Ich konnte sie zu Fuß erreichen und kam so nach einiger Zeit zu einem ziemlich ansehnlichen Gebäude im Zentrum der Stadt. Im Empfangsraum sprach ich mit dem Leiter, der mir erklärte, dass dieses Wohnheim italienischen Studenten vorbehalten sei.

Enttäuscht fuhr ich mit einem Bus fast drei Kilometer weiter in die Via Vittorio Emanuele. Dort sollte die Casa Internazionale degli Universitari zu finden sein. Doch ich fand zunächst überhaupt nichts, das aussah wie ein Studentenwohnheim, nur einen Palast, der hoch oben am Berg lag, mit riesigen gepflegten Gärten, in denen eifrig gearbeitet wurde. Ein schönes schmiedeeisernes Tor mit einem Pförtnerhäuschen nebst Pförtner bewachte den über der Stadt thronenden Prachtbau, dessen üppig mit Blumen geschmückte Front in der Sonne leuchtete. Ich fragte die beiden Gärtner, die die Rosenbeete pflegten, ob dies wirklich die Villa Fabbricatti sei, die Casa Internazionale degli Universitari. Ja, ja, ich solle nur den Berg hinaufgehen. In Liegestühlen auf der Terrasse lagen ein paar englisch sprechende, offenbar amerikanische Mädchen. Sie sonnten sich oder lasen bunte Magazine. Alles wie in Florida. Der Sekretär war nicht da, sollte aber bald zurückkommen.

Zunächst sah ich mich interessiert in der Empfangshalle um. Sie war im Rokokostil mit Marmorintarsien und Seidentapeten ausgekleidet. Ich entdeckte die Hausordnung. Sie nahm fast die Fläche einer Wand ein. Später wurde sie mir auch als Druckschrift ausgehändigt. In dieser Form hat sie den Umfang eines kleinen Buches.

Schlechterdings alles ist verboten. Man darf kein Radio benutzen, muss zu bestimmter Stunde nach Haus zurückkehren – das Öffnen des Tores bei Verspätung kostet 50 Lire –, darf seine Wäsche nicht im Haus waschen, sondern muss sie zur Reinigung geben. Schreibmaschineschreiben ist streng untersagt. Ab 22 Uhr hat man zu schlafen, denn dann wird das Licht gelöscht. Die Teilnahme an Diskussionen, in denen die politische Lage erörtert wird, gehört zu den unbedingten Pflichten. Wer verreist, muss seine Habe in einem Depot einlagern und der Direktion die Schlafstelle – alle Räume sind Zweibettzimmer – für andere Gäste zur Verfügung stellen. Nach Einbruch der Dunkelheit ist der Aufenthalt im Park verboten. Kann man zu einem der beiden täglichen Essen nicht erscheinen, so muss man das der Direktion eine Woche vorher schriftlich mitteilen. Telefongespräche und solche Kleinigkeiten sind im Voraus zu bezahlen (20 Lire). Ja, nicht einmal eine Erkältung ist gestattet – die Casa hat einen Vertrauensarzt, der jeden, der auch nur an Halsschmerzen leidet, sofort ins Hospital bringen lässt. Insgesamt ist diese Hausordnung in 39 Abschnitte untergliedert, die in der Buchausgabe jeweils fast eine ganze Seite füllen. Noch nie zuvor war ich – Gott sei Dank! – mit einer solchen Regelungswut konfrontiert worden.

In ihrem Leitfaden hatte die Stiftung geschrieben, der Preis des Heims betrage pro Tag 1.200 Lire, was mir hoch, aber gerade noch bezahlbar schien. Doch inzwischen werden täglich – mit Heizung – 1.665 Lire verlangt. Für diese Summe bekommt man, außer der bemerkenswerten Hausordnung, das Bett, die Heizung und das Essen. Ein Zimmer ohne Verpflegung zu mieten ist nicht möglich. Leider musste ich im Laufe des Tages noch feststellen, dass sich der stolze Preis der Casa internazionale durchaus im Rahmen der sonst in Florenz üblichen Forderungen bewegt.

Wie mir der gegen 13 Uhr eintreffende Sekretär erklärte, wird das Heim vom Außenministerium, Abteilung Kulturelle Beziehungen, unterhalten. Ich belustigte mich über die Hausordnung: Sie erwecke den Eindruck, die Casa Internazionale sei ein Erholungsheim für verbannte, täglich meldepflichtige Mafiosi. Der Sekretär wurde verlegen. Er entschuldigte sich damit, dass der Text nicht von ihm stamme und dass nichts so heiß gegessen wie gekocht werde.

Ich bekam einige Drucksachen und flüchtete. Im Park begegneten mir weitere Amerikaner. Wahrscheinlich sind sie die einzigen, die sich den Luxus, hier zu wohnen, leisten können.

Anschließend langweilte ich mich in der Stadt, die mir hässlich und verkommen zu sein schien, nicht so strahlend und blendend weiß, wie ich sie mir vorgestellt hatte. Ich sah mir den Dom an, ferner das Baptisterium, San Lorenzo, den Ponte Vecchio, das Nationalmuseum (im Bargello), den Palazzo Vecchio und, von außen, die Uffizien. Während meiner langen Wanderung hatte ich den Eindruck, dass Florenz in weiten Bereichen eine moderne Großstadt ist. Für 300 Lire aß ich in einer verdreckten Trattoria eine Kleinigkeit und döste dann ein wenig auf den Stufen des Doms vor mich hin.

Am späten Nachmittag holte ich mir in einem Büro der Universität ein Unterkunfts-Verzeichnis. Mir wurden 36 Anschriften von Familien und Pensionen ausge-

händigt. Auch aus dieser Liste wurde deutlich, dass die Stiftung bei der Berechnung der Auslandsstipendien offenbar um fünf Jahre hinter der Zeit zurückgeblieben ist. Denn bei jedem der angegebenen Vermieter kostet ein schlichtes Zimmer mehr als in Perugia ein Hotelaufenthalt.

20

Nach Perugia zurückgekehrt suchte ich Trost in meiner Spielerei an der Kunsthochschule. Den Wettkampf mit Diana fand ich inzwischen vergnüglich, auch weil sich meine Konkurrentin allmählich etwas weniger verklemmt benahm. Endlich durfte ich mich zu ihrer Arbeit äußern, durfte das Lorenzo-Porträt loben, ohne dass sie die Flucht ergriff. Geduldig hörte sie mich an, äußerte sich aber selbst zu nichts, weder zu ihrer eigenen noch – und erst recht nicht – zu meiner Skulptur. Das war auch insofern überraschend, als ich schon bald mit meinem Phantasie-Geschöpf endlose Diskussionen ausgelöst hatte. Denn ich hatte Katharinas hell-grüne Augen an der Skulptur als leere Ausschnitte wiedergegeben und wurde nun ständig nach dem tieferen Sinn dieses ungewöhnlichen Details gefragt. Doch ich hatte gar keine hintersinnigen Ziele verfolgt, sondern wollte nur auf diese Weise die Augen groß und – wahrheitswidrig, aber meinem Schönheitsideal entsprechend – dunkel erscheinen lassen. Und groß, dunkel und überraschend lebendig erscheinen sie nun.

Auch bei der Wahl der Haartracht erlaubte ich mir viele Freiheiten, gab Kathys hübschen Blondschopf nicht etwa mit einer Modefrisur heutiger Zeit wieder, sondern band ihr, wie schon erwähnt, im Porträt die Haare zu einem antikisierenden, mit Flechtwerk verzierten Pferdeschwanz hoch und denke mir diese Haare nun ebenfalls dunkel – allerdings brauche ich das nicht auch noch zu begründen, da niemand es bemerken kann. Denn mir wurde leider zu spät klar, dass ich durchaus die Möglichkeit gehabt hätte, meine Farbvorstellungen auch an der Skulptur zu verwirklichen. Erst, als ich vor ein paar Tagen im Florentiner Bargello farbige Terrakottawerke sah, begriff ich, welche Wirkung sich mit farbigen Reliefs oder Vollplastiken erzielen lässt. Vor allem ein zauberhafter Knabenkopf ist mir in Erinnerung geblieben. Dessen glasierte Oberfläche wirkte keineswegs kalt oder tot, sondern gab den zarten Farben innere Leuchtkraft und einen weichen schimmernden Glanz. Ich hätte also den Ton, den ich ja brennen lassen will, auch vielfarbig gestalten und mit Glasur überziehen können.

Doch für meine „Kathy“ kommen diese neuen Erkenntnisse zu spät, jetzt will ich auf keinen Fall mehr so weitgehende Änderungen vornehmen, will nicht noch länger an dieser Skulptur arbeiten, obwohl ich mit ihr, gerade als sie mir endlich einigermaßen gelungen zu sein schien, erneut Anstoß erregte. Denn ich hatte den Mund noch einmal überarbeitet. Zunächst hatte er gegrinst. So war er unerträglich. Dann hatte ich ihn dazu gebracht, ernst und verschlossen zu sein. So war er langweilig. Schließlich – an einem Nachmittag, als ich ganz allein arbeitete – gab ich ihm ein leicht verspieltes, zugleich verführerisches und ironisch abweisendes Lächeln.

So hat er nun allgemeine Verunsicherung ausgelöst. Lange Diskussionen werden über die nur scheinbar harmlose Frage geführt, ob diese „Kathy“ „schön“ oder ob sie – so das Urteil manch alten Professors – „troppo bella: allzu schön“ ist. Im Klartext heißt das: es geht darum, ob sie Kitsch ist oder nicht. Und vielleicht ist sie ja

wirklich Kitsch. Mir selbst ist allerdings nur wichtig, dass sie bildnerisch „gekonnt“ ist. Um eine – wie man tiefschürfend zu sagen pflegt – „Aussage“ ging es mir zu keiner Zeit. Ich wollte nur prüfen, ob ich ein brauchbares Porträt auch in Ton und nicht nur auf Papier oder Leinwand zustande bringe. Im Übrigen ist Katharina nun einmal ein schönes Mädchen, und wenn ihr Abbild angeblich nicht nur schön, sondern sogar „allzu schön“ ist, so zeigt das nur, dass ich ihre Schönheit – vielleicht „traumhaft“ – überhöht, auf keinen Fall aber durch handwerkliches Unvermögen gemindert habe.

So sieht sie denn entweder verführerisch-schön oder kitschig-schön auf den Betrachter herab, weckt Interesse und Neugier, lässt viele die immer gleiche Frage stellen: „Wer ist dieses Mädchen?“, die ich mit einem ebenfalls immer gleichen „L’amore mio: meine Liebste“ beantworte. Meistens blickt der jeweilige Gesprächspartner nach dieser stolzen Behauptung ein Weilchen unsicher zwischen mir und der Porträtbüste hin und her und kommt dann zu dem zwar nicht ausgesprochenen, aber an seiner Miene deutlich ablesbaren Ergebnis: „So ein Idiot und dieses Mädchen!“

21

Am letzten Augusttag lieh ich mir von meiner immer gütigen mamma Simoncini 10.000 Lire, packte einige Kleidungsstücke in den kleinsten meiner Koffer und fuhr mit dem Zug nach Lévanto zu Katharina.

Nach einer langen und anstrengenden Fahrt kam ich spätabends in dem hübschen Badeort an, leistete mir trotz meiner dürftigen Finanzen ein Taxi, ließ mich zu dem von Kathy auf ihrer letzten Postkarte genannten Hotel fahren, bekam dort gegen alle meine Erwartungen sogar ein bezahlbares Zimmer und stand bald darauf überraschend vor meiner ziemlich bestürzten Freundin.

Sie war blonder und schöner denn je, aber eben, wie schon gesagt, wenig beglückt von meinem plötzlichen Auftauchen. Das versuchte sie zwar so gut wie möglich zu verbergen, aber ihre Schauspielkunst war elend schlecht. Für ihre Verlegenheit hatte sie vielfache Gründe, oder vielleicht doch auch nicht, vielleicht hatte sie nur einen. Denn ich platzte wohl nur scheinbar in eine Familienidylle hinein. Kathy war zwar, wie sie mir angekündigt hatte, mit ihrer Mutter und ihrem Bruder in Italien unterwegs (ihr Vater ist im Krieg gefallen), und insofern wäre es verständlich gewesen, dass ich sie nicht ganz so unbefangen wie sonst erlebte. Allerdings hätte sie sich vor ihrer Mutter nicht allzu sehr zu zieren brauchen, denn die kannte mich schon lange als einen engen Freund ihres niedlichen Töchterchens. Auch ihrem Bruder war ich wiederholt begegnet. Nein, ich war wohl aus einem anderen Grund ein arger Störenfried, nämlich als der im Italienischen sprichwörtliche „terzo incomodo“ – als der unbequeme Dritte.

Denn angeblich wurde Kathys Bruder auf dieser Reise von einem seiner Freunde begleitet. Jedenfalls war das die Erklärung, die mir für die Anwesenheit eines hübschen sportlichen jungen Mannes gegeben wurde. Wie weit der Flirt zwischen ihm und der bildschönen Katharina schon gediehen war, kann ich nicht mit Sicherheit sagen, da die beiden unter meinen Augen sehr distanziert, ja, äußerst förmlich miteinander umgingen – und gerade diese extreme Wohlerzogenheit schien mir auch extrem unglaubwürdig. Nicht weniger verdächtig schien mir, dass ich genauso förm-

lich behandelt wurde. Offenbar nahm Katharina auch auf die Gefühle meines Rivalen Rücksicht, wollte ihn ebenfalls nicht verärgern, wollte uns beide hinhalten.

Da sie es aber tunlichst vermied, irgendwo mit mir allein zu sein – vielleicht sogar aus Angst vor einem Eifersuchtsanfall jenes Bruderfreunds –, fanden wir zu keiner Zeit eine brauchbare Gelegenheit für ein offenes Wort, konnten uns also nicht einmal nach Herzenslust miteinander streiten. Erst am letzten jener qualvollen Tage – dummerweise blieb ich eine ganze Woche –, erst beim Abschied auf dem Bahnsteig stand sie mir endlich allein gegenüber. Aber nicht Trennungsschmerz überkam mich in jenem Augenblick, sondern geballte, lange aufgestaute Wut, die mir schließlich doch noch die Kraft gab, Katharina buchstäblich in letzter Minute, unmittelbar vor meiner Abfahrt, zu erklären, dass ich mich nicht länger von ihr an der Nase herumführen lassen, sondern endlich mit unserer unglücklichen Romanze Schluss machen wolle. Kathy hörte mir geistesabwesend zu, widersprach nicht, schwieg, brachte kein einziges Wort über die Lippen, vielleicht sogar, weil sie inzwischen gelernt hatte, dass mich nichts so sehr quält wie ihr Schweigen. Gott sei Dank setzte sich bald darauf der Zug in Bewegung, fuhr langsam die ersten Meter in Richtung Süden davon, Kathy blieb kleiner und kleiner auf dem Bahnsteig des fremden Städtchens zurück, stand nur da, winkte nicht, wartete auch nicht so lange, bis ich endlich aus ihren Augen verschwunden war, sondern drehte sich, während ich sie noch – ohne auch selbst zu winken – verunsichert ansah, um und verschwand im Treppenschacht.

Angesichts dieses trostlosen Endes einer langen Beziehung lässt sich mein Einfall, die Rückfahrt in Florenz zu unterbrechen und mich dort noch einmal – natürlich vergeblich – nach einer Unterkunft umzusehen, nur mit einem unbewussten Streben nach Selbstbestrafung, mit einem Hang zum Flagellantentum erklären. Die berühmte Stadt war durch einen Dunstschleier und kalte Farben noch unheimlicher als schon bei meinem ersten Besuch. Auch das Kloster, das mir als mögliche Unterkunft empfohlen worden war, wird zu teuer für mich sein, ganz abgesehen davon, dass ich als Protestant dort wohl nicht tragbar bin. Eine endgültige Antwort auf meine persönliche Anfrage soll mir in den nächsten Tagen schriftlich zugehen.

Als ich schließlich abends mamma Simoncini unter die Augen trat, war sie ziemlich entsetzt. Sie hatte mich fröhlich und ausgeruht zurückerwartet, sah mich nun aber niedergeschlagen und traurig. Wie immer erstattete ich ihr kurz Bericht, wie immer hörte sie geduldig zu, sagte aber nichts – was hätte sie auch sagen sollen? Ich wusste selbst, dass es nichts zu sagen gab.

22

Es ist kälter geworden, die Blätter welken, der Herbst macht sich bemerkbar. Zu allem Übel verstärkte auch noch ein buntes, aus Rom abgesandtes Postkärtchen meine Traurigkeit. Es war während meiner Abwesenheit angekommen und zweifellos als hübsche Überraschung gemeint gewesen – Barbara hatte sich (von Jan?) meine Adresse geben lassen und mir mit wenigen fröhlichen Zeilen ihren Besuch angeboten: „Wenn Du Dich bis Dienstagabend bei mir meldest“ – ein dicker Pfeil zeigte nach oben auf eine deutlich gemalte Telefonnummer – „und mir versicherst, dass Dich mein plötzliches Eintreffen nicht stört, könnte ich für meinen Weg nach Norden einen Zug wählen, der über Perugia fährt, und Dich am Mittwoch besuchen.“

Als ich noch am Abend meiner Rückkehr unter der angegebenen Nummer – es war die einer römischen Hotelrezeption – anrief, erfuhr ich nur, dass Barbara bereits vor einigen Tagen (an dem auf der Karte genannten Mittwoch) abgereist war. Ebenso wie damals in Berlin hatte sie mir auch diesmal keine Nachricht hinterlassen, ebenso wie damals war ich auch diesmal enttäuscht, hätte sie gerade jetzt gern wiedergesehen. Aber vor allem bedauerte ich, sie wieder einmal ungewollt gekränkt zu haben – würde sie mir glauben, dass ich ausgerechnet an jenen Tagen, an denen sie mich in Perugia besuchen wollte, am weit entfernten Meer von einer anderen Blondine erbarmungslos gequält wurde?

Sofort bemühte ich mich, ihr in einem an ihre Berliner Adresse gerichteten Brief meinen Lévanto-Aufenthalt so glaubhaft wie möglich, nämlich in den düstersten Farben zu schildern. Außerdem bereicherte ich mein Schreiben um die größte Sammlung an Entschuldigungen und Nettigkeiten, die ich jemals zu Papier gebracht habe. Immerhin verließ mich nicht einmal in dieser verzweifelten Lage mein oft tröstlicher Sinn für das Groteske. Denn während ich noch um Verzeihung bettelte, belustigte mich der Gedanke, dass ich im Falle Barbaras nun schon zum zweiten Mal für ein Vergehen um Entschuldigung flehte, das ich nicht begangen hatte – erneut war ich nicht zu einem Rendezvous erschienen, von dem ich nichts gewusst hatte.

In Perugia läuten in diesem Augenblick, es ist Abend, die Glocken. Die Sonne scheint herbstlich milde und müde. Sie ist inzwischen so schwach, wie auch ich mich fühle. Mein kleines Radio bietet mir passend zur Lage Mozarts ziemlich düstere c-Moll-Fantasie, KV 475. Jan müsste in Griechenland, Katharina wieder in Deutschland sein. Von beiden keine Post. Im Falle Katharinas ist das wohl besser so. Denn ein Trauerspiel wird auch durch Wiederholung nicht fröhlich.

23

In den letzten Tagen hatte ich leichte Magenbeschwerden, vermutlich, weil ich mich noch immer über die Trennung von Katharina gräme. Die Ausländeruniversität besuchte ich nur selten – Mamma Simoncini wird's schon richten. Stattdessen trieb ich mich jeden Tag an der Kunsthochschule herum. Ich bin gerade dabei, den Porträtkopf auszuhöhlen. Das macht man hier in raffinierter Weise nachträglich.

Heute Morgen forderte mich mein Lehrer auf, auch als Steinbildhauer tätig zu werden. Er werde mir sogleich einen weißen Marmorblock bringen lassen, so groß, dass ich ihn zu einem schönen Kopf verarbeiten könne. Meinen Einwand, ich sei für eine solche Strapaze körperlich zu schwach und hätte auch noch nie in Stein gearbeitet, wies er schroff zurück. Ich könne das sicher auch sehr gut. Immerhin versuchte er nach kurzem Zögern, den ruppigen Ton seiner ersten Äußerung etwas abzumildern und setzte verbindlich lächelnd hinzu, das „bisschen körperliche Anstrengung" werde sich doch zweifellos lohnen. Denn eine solche Schönheit wie meine „Kathy" wäre ja, wenn sie anders als jetzt nicht mit einer stumpfen Terrakotta-Oberfläche daherkäme, sondern den Betrachter auch noch mit einer durchsichtig schimmernden Marmorhaut bezaubern könnte, vollkommen unwiderstehlich. Nur um einmal einer solchen Traumfrau zu begegnen, lasse er mir ein derartig wertvolles Material geben – na ja, nun war er ins andere Extrem verfallen, denn die Ironie all seiner Nettigkeiten war mehr als deutlich.

Dennoch ehrte mich der Vorschlag. Daher sträubte ich mich nicht länger, sondern versuchte mutig mein Glück in der Nachfolge Michelangelos oder wohl eher noch in der Canovas. Doch nachdem ich eine endlose Stunde lang mit einem riesigen Hammer und einem winzigen Meißel auf dem verfluchten Stein herumgeschlagen hatte, war dort nur ein kleiner Kratzer zu sehen. Durch die harte Arbeit völlig erschöpft schlich ich mich still davon.

Gelernt habe ich dennoch etwas: Marmor ist ein Material, für das mir jedes Gespür fehlt. Ich kann nicht beurteilen, wie der Stein reagiert, wenn ich ihn mit einer bestimmten Kraft aus einem bestimmten Winkel treffe. Außerdem wehrt er sich verbissen, mit seiner ganzen Härte, gegen die Bearbeitung. Und schließlich bedrückt mich die Gewissheit, dass ich hier, anders als in Ton, Material nur wegnehmen, nicht zusetzen kann. Fazit: Friedhofsengel in Ton zu modellieren, dann in Metall gießen zu lassen – davon könnte ich leben. Auch Gartenzwerge in den niedlichsten Formen würden mir leicht von der Hand gehen. Aber Marmorstatuen fürchte ich so sehr wie Leporello am Ende von Mozarts *Don Giovanni* den „uom di sasso, l'uomo bianco ... se vedeste che figura ... se sentiste come fa: Ta ... ta ... ta ... ta: den Mann aus Stein, den weißen Mann ... wenn Ihr sähet, was für eine Gestalt ... wenn Ihr hörtet, wie er geht: Ta ... ta ... ta ... ta."

24

Auch aus einem anderen Grund habe ich keine große Neigung, irgendeine neue Arbeit an der Kunsthochschule zu beginnen. Denn Diana ist in die USA – nach Wyoming – abgereist. Und mit dem üblichen männlichen Widersinn vermisse ich sie bitter, obwohl sie mich doch – zumindest am Anfang – ziemlich schlecht behandelte. Doch nun fehlt mir diese kleine, energische Konkurrentin. Sie wollte mich übertreffen, wollte mir ihre Überlegenheit beweisen, und ich tat so, als hätte ich das nicht einmal bemerkt. Doch in Wahrheit gab ich mir alle Mühe, sie in den Schatten zu stellen, ihr das Publikum zu stehlen – und das war mir ja mit dem einen oder anderen exzentrischen Einfall auch ganz gut gelungen.

Doch bald begann ich mich für mein Verhalten zu schämen. Irgendwann fühle ich immer Mitleid mit einem Mädchen, auch wenn es mich noch so sehr ärgert. Das gilt sogar für Katharina – wenn ich mich in ihre Lage versetze, finde ich es richtig, dass sie sich nicht auf Dauer an mich binden wollte. Und der armen Diana konnte ich erst recht keinen Vorwurf machen. Sie hatte es zwar gewagt, mich, den unbesiegbaren Ben, zum Wettkampf herauszufordern, aber sie hatte das getan, weil ihr an künstlerischer Arbeit wirklich etwas lag, weil sie sie ernstnahm, während ich wieder einmal nur herumspielte. Daher war Diana durch Kritik auch leicht zu verletzen, deswegen arbeitete sie still und zurückgezogen, während ich wie ein trinkender, lauter Kartenspieler immer von vielen „Saufkumpanen" umgeben war.

Irgendwann – immerhin rechtzeitig – begriff ich das alles und unterhielt mich mit Diana auch dann, wenn sie missgelaunt zu sein schien. So konnte ich allmählich doch noch erreichen, dass sie gerne mit mir sprach, ja, am letzten Nachmittag vor ihrer Abreise verriet sie sogar, dass sie von meinen dummen Witzeleien mehr mitbekommen hatte, als mir lieb war. Wir standen vor unseren Meisterwerken, sie hatte bei ihrem Kommen für uns beide aus einem Automaten im Eingangsbereich der

Schule Espresso mitgebracht, rührte, während ich meinen Kaffee schwarz trank, Zucker in ihren Pappbecher, blickte sinnend zunächst auf ihren verlegen schielenden „Lorenzo“ – auch seinen gequält-verschämten Gesichtsausdruck hatte sie großartig festgehalten –, wandte sich dann leicht der „Kathy“ zu und sagte: „Und das da wäre deine Freundin? Ist sie wirklich so schön, wie du sie dargestellt hast?“ – Ich versuchte meine Niedergeschlagenheit zu verbergen, heuchelte anfangs heitere Gelassenheit: „Ihr Porträt ist, wie du ja immer wieder gehört hast, nicht schön, sondern allzu schön, ist Kitsch, aber in Wahrheit ist Kathy noch viel schöner als dieser Kopf aus Ton da...“, schwieg ein Weilchen, setzte endlich tief aufseufzend hinzu: „...und deshalb ist sie auch nicht treu ... “ und erwartete nun irgendein liebes Wort des Trostes. Doch Diana rührte unbeeindruckt weiter in ihrem Pappbecher, schwieg ebenfalls einen Augenblick und stellte dann, ohne eine Antwort zu erwarten, so sachlich, wie sie Lorenzo zu vermessen pflegte, leise die Frage: „Aber du wärest es?“

25

Vor einigen Tagen fragte ich mamma Simoncini, wann sie denn einmal Zeit haben werde, mich beim Kauf von Kleidung zu beraten. Wir vereinbarten einen Termin, und ich harrte mit Spannung der Dinge, die da kommen sollten.

Am Mittwochmorgen zogen wir los. Sie hatte sich sehr hübsch gemacht und trippelte klein, schwarz und eifrig vor mir her. Zunächst gingen wir noch durch mir bekannte Straßen, aber bald kamen wir über viele schmale Treppchen, die rechts hinauf- und links wieder hinunterführten, in einen Teil der Stadt, den ich trotz eifriger Erkundungen noch nie gesehen hatte.

Sanft schob sie mich in einen Laden, der sehr ordentlich aussah. Drinnen hatte man unser Kommen mit Spannung und verkniffenen Gesichtern erwartet. Vor einem robust aussehenden Herrn machte meine zierliche Beschützerin halt und wünschte Anzüge für mich zu sehen. Ich stand dabei und sagte – das hatten wir zuvor vereinbart – kein Wort. Was auch immer ihr nun vorgelegt wurde, sie prüfte es sehr kritisch, indem sie den Stoff im Licht der Neonbeleuchtung nahe an die zusammengekniffenen Augen hielt und durch die Starbrille mit einem Gesicht voll Missbilligung betrachtete. Die Verkäufer hielten jedes Mal den Atem an, versicherten mit Nachdruck, es handele sich um hervorragende Stoffe, um wahre Meisterwerke der Webkunst, um die besten Erzeugnisse aus italienischer Produktion, ohne ihr auch nur den leisesten Ton der Zustimmung oder Ablehnung zu entlocken. Sie schwieg beharrlich, schüttelte von Zeit zu Zeit traurig den Kopf, murmelte wohl auch leise etwas, sagte aber nichts, sondern fuhr fort, mit größter Sorgfalt die verschiedenen Muster, die Nähte, die Stoffe, das Futter und die Knöpfe zu untersuchen.

Ein Anzug mit kleinen schwarzen Karos auf dunkelgrauem Grund gefiel mir besonders. Sie nickte nur stumm und schob ihn mir zu. Ich probierte ihn an – die Hose hätte zwei so magere Studenten wie mich aufnehmen können. Das erschütterte freilich niemanden hier, denn die italienische Konfektionskleidung ist so zugeschnitten, dass sie dem Käufer angepasst werden kann. Von der Industrie geliefert werden nur gewisse Grundformen. Aus ihnen stellt das Fachgeschäft dann den passenden Anzug für den Einzelkunden her, indem es in einer eigenen Schneiderei die vorgefertigten Teile gründlich überarbeitet. So wurde auch bei mir sorgfältig Maß

genommen, und als Termin einer Zwischenanprobe der Mittwoch der kommenden Woche vorgeschlagen.

Meine Begleiterin hatte bisher nichts gesagt. Jetzt tat sie das erste Mal den Mund auf und fragte: „Was kostet dieser Anzug?“ – „ 22.500 Lire, Signora, ein wirklich herrlicher Stoff, und Sie wissen ja, wie ... “ – es folgte eine Redeflut, die meine Mamma mit einem einzigen Wort unterbrach. Sie sagte: „Ah!“, sie sagte es halblaut, und dennoch klang es wie der Trompetenstoß zur Eröffnung des Jüngsten Gerichts. Alle fuhren zusammen, auch ich erschrak. Sie nahm mein Geld und legte zwei 10.000 Lirescheine auf den Tisch. „Nicht eine Lira mehr – auch so ist es schon zuviel“, stellte sie sachlich fest. „Fertig ist der Anzug Freitagabend, Zwischenanprobe morgen Abend – oder etwa nicht?“ Obwohl sie leise sprach, klang ihre Stimme nun wie die eines erzürnten Erzengels am Anfang der eigentlichen Gerichtsverhandlung. Alles wurde uns zugesagt, die Tür aufgerissen, eine Welle der Erleichterung war im ganzen Laden spürbar, man atmete auf, Krawatten wurden gelockert und schweißnasse Stirnen getrocknet.

In einem anderen Geschäft kauften wir auf ähnliche Weise einen gefütterten blauschwarzen Regenmantel aus Gabardine, der 24.500 Lire kosten sollte und für den die Mamma, ohne mit der Wimper zu zucken, 18.000 Lire und nicht zwei Lire mehr bot. Sie bekam ihn für diesen Preis. Danach wechselten wir die verbliebenen großen Banknoten, damit wir bei weiteren Käufen nur Kleingeld hinblättern konnten, und gingen auf die Suche nach Schuhen. Ein schönes Paar schwarzer Slipper, für die 4.500 Lire verlangt wurden, erstand meine Wohltäterin für 3.500 Lire und hatte damit insgesamt 10.000 Lire – eine ganze Monatsmiete – für mich verdient.

Am glücklichsten war sie selbst über diesen Erfolg. Ich begleitete sie zunächst nach Hause und kehrte dann noch einmal allein ins Stadtzentrum zurück. Denn nur so konnte ich ein Geschenk für sie kaufen. Wäre sie dabei gewesen, so hätte sie mir jede derartig „unsinnige“ Ausgabe verboten. Sorgfältig wählte ich fünf langstielige rote Rosen für sie aus und überreichte sie ihr als kleines Zeichen meines Dankes.

Nachmittags flickte sie mir auch noch das Futter in den Jackenärmeln meines alten Anzugs und erneuerte an dessen Hose nicht nur die Taschen, sondern wechselte auch die Stoßbänder. Unendlich geduldig nähte sie sie mit der Hand an. Meine deutsche Mutter wies diese Arbeit einmal als unsägliche Zumutung weit von sich. Damals war ich gezwungen, die Hose zum Schneider zu bringen. Wäre ich doch in Florenz bei meiner herzensguten mamma Simoncini zu Gast!

Bei der Zwischenanprobe wurde gestern Abend im Fachgeschäft noch einmal ausführlich besprochen, wo ein weiterer halber Zentimeter Stoff weggenommen werden müsse. Ein Schneider und zwei Schneiderinnen besteckten mich eine Dreiviertelstunde lang überall mit Nadeln, nicht ohne mich von Zeit zu Zeit zu ermahnen: „Stia fermo: Stehen Sie still!“ Ich musste also die ganze Zeit hindurch so unbewegt ausharren wie ein „Goethe-auf-seiner-italienischen-Reise“-Denkmal. Übrigens genoss der Dichterfürst in Wahrheit wieder einmal eine Vorzugsbehandlung, denn bekanntlich hat ihn Tischbein in bequemerer Stellung, wie auf einer Chaiselongue liegend, porträtiert.

Heute konnte ich die neue Kleidung abholen und mich damit meiner Familie vorstellen. Alle waren zufrieden mit meiner Erscheinung. Ich sei nicht wiederzuerkennen. Nun, so schlimm wird es doch hoffentlich vorher nicht gewesen sein!

Auch den Porträtkopf habe ich heute Abend abgeholt. Er war unversehrt, hat also den Brand gut überstanden. Seine Farbe ist ein Rot-Weiß, sehr hell, fast zu hell, aber ich möchte ihn jetzt nicht dunkel färben. Das kann ich immer noch tun. Wie ich ihn überhaupt jemals nach Deutschland bringen soll, kann ich noch nicht sagen. Im Augenblick steht er auf einer Zeitung neben dem Radio und lächelt quälend traurig in den leeren Raum. Ist auch Katharinas Ebenbild mir untreu, liebt auch „Kathy“ einen anderen, weint sie um den nach Amerika abgereisten „Lorenzo“?

26

Heute wanderte ich durch die herbstlichen Straßen Perugias noch einmal zu einem Kirchlein, dem meine besondere Zuneigung gilt. Es thront auf einem kleinen Hügel, wurde in ältester Zeit noch nicht vom Mauerring umschlossen, sondern erst später in das Stadtgebiet integriert, liegt aber immer noch so frei, dass sich von seinem Vorplatz ein weiter Blick ins Umland bietet.

Dort saß ich, wie schon so oft, auf einer der Steinbänke, schaute über eine Rasenfläche hinweg in die Ferne, zählte viele in einem zarten Blau verebbende Bergketten, sah vor mir Kinderwagen schiebende Mütter und hinter ihnen im müden Licht der sinkenden Sonne die „Chiesa di Sant’Angelo“, frei übersetzt: die „Engelskirche“. Mit dem „Engel“ ist der Erzengel Michael gemeint, wie die vollständigere Benennung des Kirchleins als „Tempio di San Michele Arcangelo“ erkennen lässt. Zwar kann man im Italienischen jeden Sakralbau als „tempio: Tempel“ bezeichnen, aber im Fall von Sant’Angelo könnte diese feierliche Wortwahl mehr sein als nur eine Geste der Ehrfurcht, könnte auch historische Gründe haben.

Denn jenes Gebäude steht vermutlich an der Stelle eines römischen Tempels, der seinerseits ein noch älteres etruskisches Heiligtum verdrängte. Schon lange vor dem christlichen Kirchlein trug dieser Hügel also heidnische Sakralbauten. Doch die Kontinuität geht noch darüber hinaus, denn der Tempio di San Michele Arcangelo wurde unter Verwendung älteren Baumaterials errichtet, und dessen Bedeutung für die Statik der christlichen Kirche ist im Fall von Sant’Angelo so charakteristisch, dass der kleine Zentralbau nicht nur als architektonische Schöpfung, sondern auch – ja, viel mehr noch – als Sinnbild geistesgeschichtlicher Entwicklung beeindruckt. Denn er ist die Stein gewordene Theologie des Augustinus, bildet gleichnishaft das Denken des großen Kirchenvaters ab.

Man muss sich jenes kleine Gebäude etwa folgendermaßen vorstellen: Auf sechzehn verschiedenfarbigen, auch verschieden langen, kreisförmig angeordneten antiken Marmorsäulen ruht ein aus rot-braunen Ziegeln erstellter Tambour, eine Mauerwerk-„Trommel“. Sie ist von kleinen Fensteröffnungen durchbrochen und endet nicht in einer Kuppel, sondern ist mit einem nicht allzu steilen Zeltdach eingedeckt. Diesen zylindrischen inneren Baukörper umgibt ein tieferer, ebenfalls kreisförmiger Umgang, der sich ursprünglich zu vier über Kreuz angeordneten Kapellen öffnete, von denen aber nur drei erhalten sind.

Man kann die Grundstruktur von Sant’Angelo auch als die eines Drehkörpers mit dem Querschnitt einer Basilika beschreiben. Denn wenn man einen solchen Querschnitt – links ein tiefes Seitenschiff, in der Mitte ein höheres, unten von Säulen getragenes, oben auf beiden Seiten von Fensteröffnungen durchbrochenes Haupt-

schiff, rechts ein zweites tiefes Seitenschiff –, wenn man also einen solchen Querschnitt um seine Symmetrieachse – die durch den Dachfirst des Mittelschiffs verlaufende Senkrechte – dreht, so entsteht eine Zentralkirche wie unsere Chiesa di Sant' Angelo. Meist werden dem äußeren Mauerring solcher Bauten die auch bei Sant'Angelo einst vorhandenen vier Kapellen angefügt, um so dem Grundriss die Form eines sogenannten griechischen Kreuzes (dies hat vier gleich lange Arme) zu geben.

Doch was hat dieses uralte Kirchlein – es wurde im 5./6. Jahrhundert errichtet und gehört damit zu den ältesten erhaltenen Kirchenbauten Italiens – mit dem Denken Augustins zu tun? Nun, jene zierlichen, von korinthischen Kapitellen gekrönten Säulen waren einst Bestandteile heidnischer Bauwerke, trugen deren Dachkonstruktion, standen im Geviert oder vielleicht auch damals schon – an einem Rundtempel – ebenso wie jetzt im Kreis, bildeten als Tempelfassade keine abweisende Front, sondern boten dem Auge eine durch Licht und Schatten, ja, in der Regel sogar durch Farben gegliederte, vielfach durchbrochene Oberfläche, umgaben zwar auch zu jener Zeit ein Allerheiligstes, verbargen es aber hinter ihrer spielerischen Eleganz, öffneten sich zur landschaftlichen Umgebung hin, luden jedermann zum Näherkommen und Eintreten ein.

Diesem architektonischen Prinzip entsprach in gewisser Weise die Grundhaltung der antiken Philosophie. Zwar erhob auch sie meistens einen Wahrheitsanspruch, hatte auch schon früh elitäre Züge, tradierte bisweilen sogar eine allein „Eingeweihten" zugängliche Geheimlehre, bekämpfte Andersdenkende aber nicht mit religiösem Eifer. Auch die antike Priesterschaft nahm philosophische Kritik meist gelassen hin, zumal es über weite Zeiträume eine Trennung oder einen Gegensatz von Philosophie und Religion nicht gab. Philosophie war immer auch Theologie. Das schloss zwar Konflikte nicht aus, aber im Allgemeinen ertrug die heidnische Religion philosophische Besserwisserei ziemlich geduldig.

Das änderte sich mit dem Vordringen des Christentums. Denn die frühen Kirchenväter wandten sich zunächst mit heftiger Polemik gegen die vermeintlich mit ihnen um die eine Wahrheit konkurrierenden Philosophen. Erst im 4./5. Jahrhundert sah sich die Kirche in ihrer Position so weit gefestigt, dass der hochgebildete Augustinus den unermesslichen Schatz heidnischen Denkens gelassener und gerechter als seine Vorgänger beurteilen konnte. Wie die Erbauer von Sant'Angelo die Schönheit jener antiken Säulen, so erkannte er die überwältigende Schönheit vieler platonischer und neuplatonischer Gedanken und baute sie in seine Theologie ein, wie die Säulen jenes Kirchleins sind auch bei ihm die Thesen Platons und Plotins ältere, aus der heidnischen Philosophie übernommene Bauteile, wie jene Säulen trägt auch bei ihm das entlehnte Material weiterhin eine schwere argumentative Last, stützt aber nun ein völlig neues Denkgebäude. Denn wie hier in Sant'Angelo gleichsam das Äußere des antiken Tempels nach innen gekehrt ist, so geht auch Augustins Denken in eine neue Richtung und entwirft mit Hilfe teilweise uralter philosophischer Auffassungen ein theologisches Gesamtkonzept, das an Geschlossenheit und Schönheit den eindrucksvollsten Leistungen der antiken Philosophie in nichts nachsteht.

27

Am vergangenen Sonntag, fuhr ich mit der Università per Stranieri nach Ravenna, um die dortigen sehr alten Bauwerke und ihre berühmten Mosaikdarstellungen kennenzulernen. Die Abfahrt erfolgte wie immer am frühen Morgen – so früh, dass ich den ganzen Tag hindurch schläfrig blieb, zumal die fünfstündige Fahrt (in einer Richtung, insgesamt waren wir also zehn Stunden mit dem Bus unterwegs) nicht gerade erholsam war.

Bei unserem Rundgang durch Ravenna waren wir in San Vitale angekommen, einer Kirche aus der ersten Hälfte des sechsten nachchristlichen Jahrhunderts. Unser lieber Professor hatte soeben begonnen, uns auch über diese frühe kunstgeschichtliche Epoche umfassend zu belehren, ich stand in der Mitte seiner aufmerksamen Zuhörerschar und betrachtete mit erhobener Nase und voller Staunen – die Mosaiken sind großartige Meisterwerke – das Porträt der berühmt-berüchtigten Kaiserin Theodora, da spürte ich, wie sich eine weiche Mädchenhand in meine müde herabhängende Linke schob und mich vorsichtig nach hinten aus der Gruppe herauszog. Überrascht drehte ich mich um – vor mir stand hellblond, leicht gebräunt, voller süßer Sommersprossen, glückstrahlend, kurz: sehr hübsch Barbara. „Da habe ich dich ja doch noch gefunden“, sagte sie leise, zögerte einen Augenblick und umarmte mich dann schüchtern, ängstlich, ähnlich zurückhaltend wie bei unseren ungeschickten Tanzversuchen auf der nächtlichen Party am Wannsee.

Von Rom war sie nicht, wie ich angenommen hatte, nach Berlin, sondern nach Florenz gefahren. Dort nahm sie, um Italienisch zu lernen, an einem Ferienkurs teil. Sie sei auch durch mein Beispiel zu der Einsicht gekommen, so flüsterte sie noch in der Kirche, dass elementare Kenntnisse dieser Sprache in unserem Fach unentbehrlich seien. Wie hätte ich ihr widersprechen können? Ich war vielmehr ganz ihrer Meinung. Nichts schien mir wünschenswerter, als sie zu dieser Zeit in Florenz zu wissen.

Ravenna und seine herrlichen Mosaiken hatte sie schon am Ende ihrer Schulzeit gesehen, kannte sie also eigentlich recht gut. Dennoch besuchte sie die Stadt an dem betreffenden Sonntag erneut, diesmal mit einer Florentiner Reisegruppe, war aber nach einer ersten gemeinsamen Besichtigung noch einmal allein in die Kirche San Vitale zurückgegangen und hatte, wie sie mir später erzählte, nicht etwa mich selbst gesehen – was tatsächlich, weil ich mitten in der Studentengruppe stand, so gut wie unmöglich war –, sondern nur meinen von einem Scheinwerfer auf die Chorwand projizierten Schatten. Wie sie mich an diesem verzerrten Abbild erkennen konnte, wusste sie nicht zu sagen. Später, als wir ein paar Tage zusammen gewesen waren, meinte sie, sie habe mich vielleicht an meiner Gewohnheit wiedererkannt, die auf der Nase rutschende Brille von Zeit zu Zeit mit dem Zeigefinger zurückzuschieben, denn diese Geste sei wohl auch an meinem Schatten zu beobachten gewesen. Auf jeden Fall erwies sie sich als philosophisch hochbegabt. Denn anders als die Mehrheit der Gefangenen in Platons Höhlengleichnis war sie in der Lage, vom Schatten des Gegenstands richtig auf das wahre Sein des Gegenstands zurückzuschließen. Aus Bescheidenheit will ich im vorliegenden Fall den platonischen Grundgedanken des Aufstiegs der Seele vom Schatten des Schönen zum wahren Schönen aus dem Spiel lassen.

Doch wie auch immer all diese unglaublichen Zufälle zu erklären sein mögen – Barbaras Freude, mich in der weiten Welt wiedergefunden zu haben, war unübersehbar. So viel unverdiente Zuneigung rührte mich. Meinen an ihre Berliner Anschrift gerichteten langen Brief, in dem ich ihr die Ursachen meines Schweigens zu erklären versuchte, hat sie übrigens bis heute nicht erhalten.

Auf jeden Fall meinte ich nun zu wissen, wen mir der Himmel in Florenz zu Hilfe schicken wollte – diesmal keinen älteren Taxifahrer, sondern ein Rauschgoldengelchen. Und in der Tat gab mir die bezaubernde Nothelferin Barbara sofort ihre Florentiner Adresse, versprach mir jede Hilfe und versuchte mich auch mit dem Hinweis zu ermutigen, dass noch eine weitere mir bekannte Kommilitonin am Florentiner Italienisch-Kurs teilnehme. Allerdings konnte ich mich an die kluge Margrith erst erinnern, als ich ihren Spitznamen „Grille“ hörte. Übrigens ist Grille eine Freundin Katharinas, sodass mich meine Vergangenheit gleich dreifach einzuholen droht.

An jenem Tag in Ravenna musste Barbara leider schon bald zu ihrer Reisegesellschaft zurückkehren, schickte mir aber noch am gleichen Abend eine Karte aus Fiesole mit der Nachricht, sie habe mir in ihrer Florentiner Pension für die erste Zeit meines Aufenthalts ein preiswertes Zimmer gebucht: „Sei also guten Mutes! Unter einer Brücke wirst Du vorerst nicht schlafen müssen, sondern kannst Dich, in jeder Weise von mir unterstützt, in Ruhe nach einer Unterkunft umsehen.“

Und noch etwas freute mich – bei unserer überraschenden Begegnung hatte ich gesehen, dass Barbara am linken Handgelenk zusammen mit einer wohl hundertfach wertvolleren Goldkette mein Berliner Abschiedsgeschenk, den billigen Silberarmreif, trug.

Herbst und erste Wintertage in Florenz

Oktober bis Dezember

1

Am Mittwoch packte ich morgens meine Koffer, wanderte nachmittags noch einmal einige Stunden lang durch das herbstlich-zauberhafte Perugia, rief schließlich abends Barbara an, erreichte aber nur ihre Wirtin. Ich bat sie auszurichten: „Ben wird morgen um 10.30 Uhr in Florenz allein, hilflos und ängstlich aus einem Zug stolpern. Er wäre ungemein dankbar, wenn sich in diesem trostlosen Augenblick ein mitleidiges Herz – bitte, bitte – seiner erbarmen würde."

Am Donnerstagmorgen folgte die lange befürchtete Abreise aus Perugia. Sie fiel mir quälend schwer. Wie immer bei solchen Gelegenheiten war ich auch diesmal ungenießbar. Zwar versuchte ich mich beim Abschied von Frau Simoncini einigermaßen zu beherrschen, aber es gelang mir leider so wenig wie eh und je. Immerhin hatte ich für meine italienische Mamma ein nicht nur schönes und frommes, sondern auch teures Buch gekauft, einen Dankesbrief hineingelegt und das Ganze dann sorgfältig in Geschenkpapier eingepackt. Nun hoffe ich, dass sie mir beim Lesen meiner liebevollen Worte den knurrigen Abschied verzeiht.

Von ihrem Mann wurde ich gratis mit dem Taxi zum Bahnhof gefahren. Er wollte mich sogar zum Zug begleiten, um mir beim Tragen meiner Koffer behilflich zu sein. Aber ich bat ihn flehentlich, mir auf diese Weise den Abschied nicht noch schwerer zu machen. Also trennten wir uns auf dem Bahnhofsvorplatz an seinem Auto. Wieder stand er, wie vor drei Monaten, klein, überarbeitet, frühzeitig gealtert vor mir, der erste Mensch, dem ich an meinem italienischen Zielort begegnet war, ein grundanständiger, kluger, feiner älterer Herr. Hilflos sah ich ihn an, fast so verzweifelt wie bei meiner Ankunft. Er lächelte: „Sie werden auch in Florenz gut aufgehoben sein. Fröhliche Menschen wie Sie und ich – wir finden immer Freunde. Na los, mein Junge, nur Mut und gute Fahrt!" Und da tat ich endlich das einzig Richtige, hätte es schon beim Abschied von der Mamma tun sollen – ich umarmte ihn und gab ihm die zwei unter Verwandten üblichen Abschiedsküsschen auf die faltigen Wangen.

Bei der Abfahrt des Zuges sah ich noch lange auf Perugia zurück. Doch irgendwann verschwand es aus meinem Blick, die Bahnlinie führte am Trasimenischen See entlang, fröhlich glitzerte dessen Wasseroberfläche im Morgenlicht, fremde Bahnhöfe, Dörfer, Städte zogen vorbei – es gab so viel Neues zu entdecken! Und allmählich wieder leichten Herzens genoss ich das Privileg der Jugend, nach vorne zu schauen. Die Alten lassen wir mit ihren Erinnerungen, auch mit ihren Erinnerungen an uns, alleine zurück. Im ewigen Gleichmaß ihrer dahinschwindenden Tage werden sie wohl öfter an uns zurückdenken als wir an sie. Denn wir sind abgelenkt durch den Gedanken an eine faszinierende Zukunft, auch wenn sie uns, wie mich während dieser Zugfahrt, bisweilen ängstigt.

2

Was ich nicht erwartet, aber so sehr erhofft hatte, trat ein: Barbara stand tatsächlich auf dem Bahnsteig. Sie begrüßte mich so strahlend, so unbefangen, herzlich und liebevoll, als wenn wir nicht drei Tage, sondern drei Jahre in Berlin zusammen gewesen wären.

Den großen Koffer gaben wir zur Gepäck-Aufbewahrung, die Tasche und den etwas kleineren Koffer, der meine wertvollste Habe und das empfindliche Radio enthielt, konnten wir für einige Zeit in Barbaras Pension abstellen. Nach diesen Strapazen lud sie (!) mich zu einem Capuccino ein und sprach mir Mut zu. Wir saßen an einem runden Tischchen, ich sah bald in ihre blauen Augen, bald auf den Bahnhofsvorplatz, immer mit dem gleichen Ergebnis – Barbara gefiel mir, Florenz gefiel mir nicht.

Lange durften wir nicht untätig bleiben. Also machten wir uns auf den Weg in die Innenstadt. Ich kaufte die Lokalzeitung *La Nazione* und durchsuchte sie nach Zimmeranzeigen. Es gab fünf oder sechs. Der Verkäufer versicherte uns, in der Sonntagsausgabe würden es mehr sein. Also nicht verzagen! Barbara lief beneidenswert fröhlich an meiner Seite, hatte eine Menge lustiger Einfälle, war voller Tatendrang, versuchte auch, auf den Universitätsbüros Zimmerlisten zu bekommen, aber so etwas anzubieten ist für die Florentiner unter ihrer Würde.

Beim Mittagessen in der Mensa trafen wir Grille. Schon in einem Zusatz auf Barbaras letzter Postkarte hatte diese Streberin mich gefragt, wie gut denn inzwischen mein Italienisch sei. Offenbar hatten meine früheren Unkenntnisse sie tief beeindruckt. Denn die heimatlichen Sprachkurse hatte ich immer nur in den ersten drei Stunden besucht und hatte, befragt, in diesen drei Stunden nie etwas Sinnvolles zu sagen gewusst. Darüber hatte sich Grille oft boshaft kichernd belustigt. Also versuchte ich ihr jetzt eine kleine Freude zu machen, indem ich mich bemühte, auch ihre schlimmsten Befürchtungen noch zu übertreffen – ich tat so, als sei ich trotz meines mehrmonatigen Aufenthalts in Perugia nicht einmal in der Lage, die Mensa-Speisekarte zu verstehen.

Aber noch in anderer Hinsicht sah Grille sich bestätigt. Denn obwohl sich die beiden Mädchen erst seit einer Woche kannten, hatte Barbara ihrer neuen Freundin doch bald mit fröhlichem Spott berichtet, dass ich schon einmal einige Nächte in ihrem Bett verbracht hatte. So naiv, wenn nicht sogar so provozierend doppelsinnig hatte Barbara selbst formuliert, und ob Margrith sich nun diese schöne Gastlichkeit so ironisch-harmlos vorstellte, wie der übermütige Bericht meiner in keiner Weise vorgewarnten Berliner Wohltäterin gemeint gewesen war, kann ich nicht sagen. Doch als Kathys enge Vertraute dürfte Grille wohl eher das Schlimmste von mir gedacht haben, und wenn sie es wirklich noch nicht gedacht hätte, musste sie spätestens heute Verdacht schöpfen. Denn da Barbara über meine Beziehung zu Katharina immer noch nichts wusste – in Berlin hatte ich keinen Grund gesehen, sie über mein Liebesleben aufzuklären, sah eigentlich auch jetzt keine Notwendigkeit dazu, hatte ihr zwar in meinem nach Berlin gesandten Brief über die Lévanto-Tragödie berichtet, aber dieses Schreiben hatte sie ja nicht bekommen – da sie also von all diesen Verwicklungen nie etwas gehört hatte, benahm sie sich ganz unbefangen, betrat die Mensa an meinem Arm hängend, plauderte vergnügt, schwärmte mich an, bemerkte

zu keiner Zeit Grilles leicht hochgezogene Augenbrauen, sah nicht die strafenden Blicke, die diese Spielverderberin mir zuwarf. Denn offenbar war auch Grille noch nicht auf dem neuesten Stand der Dinge, hatte noch nicht von Katharina erfahren, dass wir uns endgültig getrennt hatten, und sah deshalb in dem Geturtel, das sie da vor sich am Tisch erlebte, nur eine weitere Bestätigung all ihrer Vorurteile. Hatte Kathy nicht immer wieder darüber gejammert, dass ich ein unverbesserlicher Schürzenjäger sei? Und hatte sie nicht recht mit diesem Urteil? Tat ich nicht auch heute alles, um meinem schlechten Ruf gerecht zu werden?

‚Sicherlich wird sie die arglose Barbara', so dachte ich, ‚umgehend vor dir, dem unverbesserlichen Don Giovanni, warnen, ja, als übereifrige Studentin des Italienischen wird sie ihr den Frauenkatalog Leporellos – die sogenannte Registerarie – aus Mozarts Oper *Don Giovanni* wohl schon in Da Pontes italienischer Originalfassung vorsingen können:

.....	
Nella bionda egli ha l'usanza	[Bei der Blonden pflegt er
di lodar la gentilezza;	die Anmut zu loben;
nella bruna, la costanza;	bei der Brünetten die Charakterstärke;
nella bianca, la dolcezza.	bei der Blassen die zarte Sanftheit.
Vuol d'inverno la grassotta,	Er wünscht sich im Winter die Füllige,
vuol d'estate la magrotta ...	sucht im Sommer die eher Schlanke ...
.....	
Non si picca se sia ricca,	Es schert ihn nicht, ob sie reich,
Se sia brutta, se sia bella:	ob sie hässlich, ob sie schön ist,
Purché porti la gonnella.	wenn sie nur den Rock trägt.
Voi sapete quel che fa.'	Ihr wisst ja, was er treibt.']

Dabei waren alle Unterstellungen Grilles völlig unbegründet. Denn ich hatte angesichts meiner zahllosen sonstigen Schwierigkeiten keinerlei Neigung, mich wie Don Giovanni schließlich auch noch vom Teufel holen zu lassen. Sicher, Barbaras Gesellschaft gefiel mir, sie gefiel mir aber vor allem deshalb, weil dieses Mädchen unglaublich effizient ist. In allen Fragen von Organisation und Planung, also in jenem großen Bereich, der mich anödet, geht sie mit einer bewundernswerten Zielstrebigkeit und entsprechend großem Erfolg vor.

Letztlich nutzte ich sie also doch aus, nicht durch irgendeine leichtfertige Liebesbeziehung, nicht als Frau, nicht als weibliches Wesen, wohl aber als unermüdliche Helferin. Es gab allerdings auch Augenblicke, in denen ich fürchtete, dass sie sich in mich verliebt haben könnte – sicher war ich mir aber nie –, und besonders dann vermied ich alle Gefühlsduselei, behandelte sie kameradschaftlich, mit leichtfertiger, scherzhafter Oberflächlichkeit, war ständig auf der Flucht vor jedem ernsthaften Gespräch, vor jeder Gelegenheit zu irgendeinem sentimentalen Ausrutscher.

Denn in Wahrheit ist der Weiberheld Don Giovanni ein Schwächling – dauernd glaubt er, sich durch Liebesabenteuer seine Männlichkeit beweisen zu müssen. Und auch wenn alle Welt mich für einen solchen Krüppel hält, glaube ich doch selbst, stark zu sein, bin sicher, jeder Versuchung widerstehen zu können.

3

Nach dem Essen schlug mir Barbara eine Besichtigung der Altstadt vor. Erst als wir allein waren, erzählte sie mir von ihrer – geheimnisvollen und auch nur kurzen – Romreise und von manchen anderen Ereignissen der vergangenen Monate.

Im Wesentlichen schien es ihr nicht viel anders ergangen zu sein als mir. Jedenfalls deutete sie – wenn auch nur dunkel – an, sich unglücklich verliebt zu haben. Allerdings wirkte sie bei unserem Spaziergang ganz und gar nicht betrübt, redete vielmehr fröhlich auf mich ein, während ich mich etwas zerstreut bemühte, ihr aufmerksam zuzuhören. So in unser Gespräch vertieft sahen wir eigentlich vom alten Stadtzentrum nur wenig, verließen es bald, überquerten auf dem Ponte Vecchio den Arno und begannen schließlich, zum Piazzale Michelangelo und zur Kirche San Miniato al Monte hinaufzuklettern.

Den ganzen Tag hindurch war es schon recht trübe gewesen, nun begann es zu regnen. Barbara trug nur einen dünnen Pullover, und so legte ich denn meinen rechten Arm um sie, zog sie an mich und lieh ihr die rechte Hälfte meines Mantels. Derart geschützt kamen wir ziemlich trocken in die herrliche Kirche, die bis auf einen weiß gekleideten Mönch, der die Orgel spielte, menschenleer war. Dennoch brannten die Kerzen auf den Altären, die Heiligenbilder – Pollaiolo? – leuchteten, und das milde Licht spiegelte sich in dem großen Chormosaik. Christus thronte dort zwischen Engeln und blickte byzantinisch trüb-despotisch ins Langhaus herunter. Am Hauptaltar drehten wir uns um und gingen langsam zum Eingang zurück. Dabei sahen wir durch das weit offen stehende Kirchenportal tief unter uns den Arno, die vielen ihn überquerenden Brücken, spitze und stumpfe Türme, die ganze riesige Stadt und am Horizont den Apennin, der durch einen feinen Regenschleier zart getönt in einiger Entfernung hinter dem Häusermeer aufstieg. Mittelpunkt von Florenz ist offenbar aus jedem Blickwinkel die gewaltige, alles überragende Domkuppel Brunelleschis.

Diese berühmte Sicht auf diese viel gepriesene Stadt löste in mir – entgegen aller vernünftigen Erwartung – eine tiefe Traurigkeit und ein unendliches Heimweh aus. Wahrscheinliche Ursache dafür war – jedenfalls hoffe ich das – der Mönch an der Orgel. Er spielte – und gar nicht schlecht – zunächst das mir aus dem Orgelunterricht in den heimatlichen Kirchen vertraute, von der Musikwissenschaft allerdings Bach abgesprochene fröhlich-tänzerische *Liebster Jesu, wir sind hier*, BWV 754, danach Bachs bekannte g-Moll-Fantasie, BWV 542.

Nur selten hatte ich in einer der zahllosen Kirchen, die ich bisher in Italien betreten hatte, Musik zu hören bekommen, und wenn, dann niemals Musik von Bach. Und nun wurde ich in dieser Florentiner Kirche mit einem von Bachs Orgelwerken überrascht. Das brachte mich völlig aus der Fassung. Ich hatte den tiefen Eindruck, dass Bachs Musik an diesem Ort ebenso fremd war wie ich selbst. Sicher, Thüringen und Sachsen sind uns durch die deutsche Teilung verschlossen. Aber auch mein geliebtes Ost-Westfalen mit seinen großen Wäldern, weiten Feldern, ziehenden Wolken schien mir eine angemessenere Heimat für Bachs Musik als diese – wunderbare – Kirche im Süden Europas. Ich dachte an unsere düstere Münsterkirche, sah mich dort als zehnjährigen Sopransänger beim Weihnachtskonzert des Schulchors auf der Orgelempore, hörte dem Unterricht unseres glänzenden Organisten zu, ging erwar-

tungsvoll durch die alten Fachwerk-Gassen zu seinen „Orgelvespern“ – welch bewundernswerte Breite hat die Kirchenmusik in meiner kleinen Heimatstadt!

So meine Gefühle. Und nun mein Verstand. Er sagte mir: „Deine Gefühle sind so unsinnig wie Gefühle zu sein pflegen. Bachs Musik ist zwar zu einer bestimmten Zeit, in einer bestimmten Landschaft, unter bestimmten Voraussetzungen entstanden, sie ist aber durch ihre absolute Größe eben das – ein ‚Absolutes’, das heißt: sie ist ebenso losgelöst von Raum und Zeit wie überhaupt alle großen geistigen Schöpfungen der Menschheit, und folglich ist sie in jeder Zeit und überall zu Hause. Auch die Werke der griechischen Antike, die du so liebst – die Tragödien des Aischylos, Sophokles, Euripides, die Dialoge Platons, die Lehrschriften des Aristoteles –, liest du ja nicht in Griechenland, auch Plotins *Enneaden* nicht in Rom, sondern irgendwo sonst auf der Welt. Und das ist auch richtig so. Im Übrigen bist du auch selbst hier keineswegs fremd, sondern bleibst weiterhin Mensch unter Menschen.“

Na hoffentlich!

Gefühle lassen sich vom Verstand nicht beherrschen. Deswegen ergriff ich, als der mönchische Quälgeist nun auch noch die herrliche Fuge (die sogenannte „große“ g-Moll-Fuge, BWV 542, im Unterschied zu der durch ihr eingängiges, melodiöses Thema bezaubernden „kleinen“ g-Moll-Fuge, BWV 578) zu spielen begann, eilends die Flucht. Barbara war zunächst überrascht, spürte dann aber wohl meine Schwermut. Während wir zum Arno hinunterwanderten, bat sie mich, entweder an ihrem Ferienkurs teilzunehmen oder sie doch wenigstens nach den zwei Unterrichtsstunden abzuholen. Ich versprach ihr, am Ende des Kurses auf sie zu warten, und ging allein auf Zimmersuche.

4

In den meisten Zeitungsanzeigen war nur die Telefonnummer des Vermieters angegeben, und da ich keine große Lust hatte, auch noch auf Italienisch telefonieren zu lernen, versuchte ich mein Glück zunächst mit den Zimmern, die sich in einer Liste fanden, die Barbara mir zusammen mit einer Stadtkarte von Florenz schon vor meiner Ankunft bereitgelegt hatte. Die Erfahrungen, die ich dann machte, waren bedrückend. Selbst ein Zimmer für 15.000 Lire war nicht zu bekommen, schon gar nicht mit Heizung. Man verlangte sogar einmal 30.000 Lire von mir. Daraufhin bat ich freundlich lächelnd den betreffenden Herrn, mir doch einmal so viel Geld zu zeigen, da ich eine solche Summe noch nie gesehen hätte – was gewiss ein bisschen übertrieben war.

Ich war fast den ganzen Tag zu Fuß unterwegs gewesen und mindestens fünfzehn Kilometer gelaufen – mit den neuen Schuhen, die noch reichlich unbequem sind. Außerdem regnete es sachte vor sich hin, und wenn ich nach einer Absage in irgendeiner Pension nach einer anderen Anschrift fragte, gab man mir nicht selten die, von der ich gerade kam. Mein früherer Eindruck verstärkte sich: offenbar gibt es in Florenz nicht allzu viele Unterkunftsmöglichkeiten.

Zufällig kam ich auch an der Redaktion der Zeitung vorbei, die ich in der Tasche trug. Ich ging hinein und erkundigte mich, wie in Florenz ein Zimmer zu finden sei. Auch hier erklärte man mir geduldig, dass ich die Vermieter unter den angegebenen Telefonnummern anrufen müsse. Das hatte ich zwar schon vorher gewusst, ent-

schloss mich nun aber doch endlich, mit dem Horror-Schnell-Kurs „Italienisch-Telefonieren-für-Anfänger“ zu beginnen.

Unmittelbar neben der Zeitungsredaktion war über einem Parfümeriegeschäft das übliche Hinweisschild auf ein öffentliches Telefon zu sehen, eine schwarze Telefon-Silhouette im gelben Kreis. Ich betrat den Laden und fragte, ob ich telefonieren könne und vor allem, wie man das anstelle. Eine ältere, hilfsbereite Dame erklärte mir das Verfahren: Käufliche Spezialmünzen, „gettoni“ genannt, werden in einen Schlitz des Telefonautomaten – wie ihr Name treffend sagt – eingeworfen (gettare). Dann wird gewählt. Hebt der gewünschte Teilnehmer ab, so schluckt der Automat den gettone und gestattet – so Gott will – das erhoffte Gespräch. Kommt keine Verbindung zustande, so wird die Münze im besten Fall mit schwungvoller Verachtung wieder ausgespuckt, schlimmstenfalls dennoch gefressen.

Mir schien, dass zumindest dieser erste – der technische – Teil der schwierigen Aufgabe einigermaßen zu lösen sein sollte. Was ich dann später tun müsste, wenn eine Florentiner Stimme in der Muschel krächzte, war – um es zur Stärkung meines Selbstbewusstseins lateinisch zu formulieren – eine *cura posterior*, eine spätere Sorge. Zum ersten Mal bemühte ich mich sogar um eine gewisse Pedanterie, denn ich übertrug zunächst die verschiedenen Telefonnummern aus der Zeitung auf einen mir mit wortloser Hilfsbereitschaft zugeschobenen Schreibblock. Dann warf ich unter der leidenschaftlichen Anteilnahme der Geschäftsinhaberin, ihres Mannes und der hübschen, etwa achtzehnjährigen Tochter – dass ich mich immer in diese Einzelheiten verlieren muss! – den ersten gettone ein, wählte, hörte mir die Angaben über Preis und Lage an, legte auf, sagte zu meinen Freunden „30.000, Via XYZ, die nächste Münze bitte“ und wählte schon von Neuem, während die drei noch den hohen Preis, den Verfall der Welt und mein Schicksal bejammerten. Wider Erwarten klappten sowohl die Verbindungen wie die Gespräche ausgezeichnet.

Nach vielen solchen Anrufen tönte mir plötzlich aus dem Hörer das süße Wort „diecimila“ entgegen – 10.000 Lire monatlich. So hoch war meine Miete ja schon in Perugia gewesen, und angesichts der Florentiner Preise war das eine bescheidene Forderung. Daher erkundigte ich mich nach der Anschrift und erfuhr, dass das an einem Viale Francesco Petrarca gelegene Zimmer von einer Familie Ferrari vermietet werde. Kamen hier nicht Glück verheißende Umstände zusammen, gingen nicht in dieser Adresse zwei große Namen – einerseits der des bedeutenden Humanisten, andererseits der des bekannten Autokonstrukteurs – eine mir seit Langem liebe Verbindung ein? Denn mit dem Kürzel „Petrarca + Ferrari“ kann ich ja die beiden Seiten meines gespaltenen Ichs leicht auf eine griffige Formel bringen. Deshalb kündigte ich meinen sofortigen Besuch an. Nach kurzer Busfahrt traf ich gegen 18 Uhr an der angegebenen Adresse ein, klingelte, stieg viele Treppen hinauf und stand endlich den Vermietern gegenüber, einem jüngeren Ehepaar mit zwei kleinen, acht und fünf Jahre alten Kindern namens Beatrice und Francesca.

Nach den üblichen Floskeln eines ersten Kennenlernens bekam ich den angebotenen Raum zu sehen. Er befindet sich am Südrand der Altstadt, also auf dem linken Arnoufer, im obersten Stockwerk eines schmalen neueren Hauses. Die berühmtesten Baulichkeiten von Florenz liegen auf der anderen, der rechten Arnoseite und sind zu Fuß – mit bequemen Schuhen – in etwa fünfundzwanzig Minuten zu erreichen. Leider ist das Zimmer alles andere als schön oder komfortabel. Geheizt wird es

durch einen Elektroofen. Dessen Strom läuft über einen getrennten Zähler und muss zusätzlich bezahlt werden. Immerhin bietet das einzige, ziemlich große, nach Norden gerichtete Fenster aus einer Höhe von etwa zwanzig Metern eine schöne Aussicht auf das Stadtzentrum. Links sieht man die große Piazza Torquato Tasso, hinter ihr den Borgo – das Stadtviertel – San Frediano, in der Ferne den Apennin, geradeaus und rechts die alte Stadtmauer von Florenz. Sie wird überragt von einigen großen Bäumen des hinter ihr versteckten Torrigiani-Gartens. Unten vor dem Haus tost auf dem Viale Petrarca, einer breiten Allee, ständiger dichter Auto- und Busverkehr.

Während ich mich noch umsah, erfuhr ich, dass ich schon „heute Abend" einziehen könnte. Da ich jedoch nichts überstürzen wollte, versprach ich nur, spätestens am nächsten Tag bindenden Bescheid zu geben. Dann ging ich in die Stadtmitte zu Barbara zurück, und zwar so schnell, wie es mir nach all den Anstrengungen des Tages noch möglich war. Auf diese Weise wollte ich mir eine genauere Vorstellung von der Länge und Dauer des Fußwegs verschaffen. Oh, er war verdammt lang, nahm schier kein Ende.

5

Todmüde kam ich bei Barbara an. Auch Grille war unterdessen eingetroffen. Ich erstattete ausführlich Bericht. Barbara riet mir, noch am gleichen Abend in die besichtigte Wohnung einzuziehen. Eine Übernachtung in der Pension werde immerhin 1.100 Lire kosten: „Durch einen schnellen Entschluss könntest du, da sich die Buchung in der Pension rückgängig machen lässt, viel Geld sparen."

Wieder einmal forderte mich meine Super-Sekretärin, ohne Rücksicht auf meinen elenden Zustand, zu zielstrebigem, zupackendem, eben erfolgreichem Handeln auf – an ihrer klugen Argumentation war nichts auszusetzen, auch diesmal verfolgte sie die richtige Strategie. Und doch fragte ich mich, ob sie mir nicht nur deshalb jenen kühl kalkulierenden Rat gab, weil Grille inzwischen aus dem Nähkästchen geplaudert, weil sie die Registerarie gesungen und dadurch ihre neue Freundin veranlasst hatte, mich so schnell wie möglich aus der Pension in jenes ferne Zimmer zu verbannen. Aber eigentlich konnten mir Barbaras Motive gleichgültig sein. Denn ihr Vorschlag war auf jeden Fall richtig, zumal sich nicht ausschließen ließ, dass ich durch unnötige Trödelei ein hohes Risiko einging. Wer garantierte mir denn, dass jenes günstige Zimmer nicht bis morgen anderweitig vermietet war?

Also trottete ich brav zum Bahnhof, schleppte meine beiden Koffer zu den Taxiständen und wartete auf ein Taxi. Ein kleiner buckliger Mann sprach mich an. Wohin ich fahren wolle. Ja, da und dahin. Gut, er werde mich billiger als ein Taxi ans Ziel bringen – für die Hälfte. Preisbewusst wie immer willigte ich ein. Freudig eilte mir der Zwerg voraus zu einem winzigen zweisitzigen FIAT *Topolino* – übersetzt heißt das „Mäuschen" –, lud den riesigen, irrsinnig schweren Koffer in den kleinen Stauraum hinter den beiden Sitzen und bat mich dann mit erlesener Höflichkeit, rechts Platz zu nehmen. Dort sollte ich mich, so sein Vorschlag, vorbeugen, bis mein Kinn nahezu die Knie berührte. Als ich mich endlich in der gewünschten Weise zusammengefaltet hatte, wuchtete er den zweiten Koffer auf meinen gekrümmten Rücken und schob zuletzt die Aktentasche in den engen Raum, der mir zwischen Kinn und Knien verblieben war. Diese Anordnung ergab zweifellos ein System von per-

fekter Statik – der Koffer ruhte auf meinem Rücken, mein armer Rücken auf dem gequälten Kinn, das Kinn auf der Tasche, die Tasche auf meinen angezogenen spitzen Knien, diese schließlich auf den Plattfüßen, die ich mir inzwischen bei all der Gepäckschlepperei geholt hatte. So gemartert fuhr ich dann eine halbe Stunde lang durch Florenz. Die Koffer ächzten, ich ächzte mit und unter ihnen, der Motor pfiff hoch und schrill, und trotz des großen Aufwands an Geräuschen kamen wir kaum vorwärts. Preis des Erlebnisses: 600 Lire.

Angekommen schellte ich, rief, ich sei da – was man auch hätte sehen können –, trug die Koffer die zwanzig Meter in die Wohnung hinauf und war schließlich dem Zusammenbruch nahe. Ferraris versprachen, das Zimmer noch schnell für meine erste Übernachtung vorzubereiten, während ich noch einmal zu Fuß in die Stadtmitte zu Barbara und Grille zurückging.

Denn ich hatte Grille versprochen, sie nach Haus zu begleiten, da sie sich, zumal im Dunkeln, vor den Italienern fürchtet – offenbar aber nicht vor mir. Jedenfalls lief sie höchst vergnügt an meiner Seite, klammerte sich beim Auftauchen des ersten verdächtigen Schattens angsterfüllt an meinen Arm, wünschte auch danach – zur Sicherheit – Arm in Arm mit mir zu gehen, schien also den grässlichen Frauenkatalog ganz vergessen zu haben. Dabei hätte sie doch – denn sie ist brünett – nach Leporellos Liste mein nächstes Opfer werden müssen:

nella bruna (loda) la costanza – bei der Brünetten (lobt er) die Charakterstärke.

Aber ich hütete mich, überhaupt irgendetwas zu sagen, sagte jedenfalls nichts zu meiner turbulenten Vergangenheit, hüllte mich auch über die neueste Entwicklung in Schweigen, bekam den Eindruck, dass Grille tatsächlich nichts über meine Trennung von Kathy wusste, und fand ihre Unkenntnis sogar hilfreich. Denn je lebhafter sie Barbara vor mir warnt, je nachdrücklicher sie sie darauf hinweist, dass ein anderes unglückliches Mädchen verzweifelt auf mich wartet, desto besser für alle Beteiligten.

6

Jetzt, kurz nach meiner Ankunft in Florenz, also zum denkbar ungünstigsten Zeitpunkt wünscht Professor Hiltberger, dass ich ihm die Zwischenergebnisse meiner Arbeit am Akademieauftrag mitteile. Er will sie in der nächsten Akademiesitzung vorlegen. Nun gibt es aber leider solche Zwischenergebnisse nicht, jedenfalls nicht bei mir, sodass weder ich sie mitteilen noch er sie vorlegen kann. Daher habe ich ihm sofort einen lieben Brief geschrieben – wozu noch zwei Wochen warten? – und zu erklären versucht, dass und warum sich meine Arbeit so erheblich verzögert hat. Allerdings fürchte ich, dass er trotz dieses rührenden Schreibens sehr böse werden könnte. Vielleicht verlangt die Akademie sogar ihr Geld zurück. Das wäre zwar einerseits eine Blamage für mich, andererseits aber auch eine große Erleichterung. Denn der verdammte Akademieauftrag hängt mir wie ein Mühlstein am Hals und droht mich langsam in die Tiefe zu ziehen.

In der vergangenen Woche bin ich schon wieder – immerhin nicht allein, sondern von Barbara begleitet – hinter der verfluchten Fragmentsammlung hergelaufen,

die es hier entweder nicht gibt oder die, wenn es sie gibt, seit Jahren ausgeliehen ist. Der vierte Band mit dem Index ist überhaupt in keiner Bibliothek der „blühenden“ Stadt Florenz zu finden.

Ohne den Akademieauftrag könnte das Auslandsstudium vielleicht sogar vergnüglich sein. Diese vorsichtige Vermutung spricht sehr für die Richtigkeit der These, dass Geld allein nicht glücklich macht. Doch anders als oft behauptet, beruhigt es auch nicht, denn bisher bereiteten mir die von der Akademie gezahlten Summen nur schlaflose Nächte. Von Florenz habe ich noch nicht viel mehr gesehen, als wohl auch ein hin- und hergescheuchtes Huhn von der Stadt gesehen hätte. Immerhin habe ich jeden Abend, wenn ich – wegen der Schließung aller Bibliotheken zur Untätigkeit verdammt – auf dem Bett lag, Reiseführer gelesen, um mir wenigstens so eine Vorstellung von meiner neuen Heimat zu verschaffen.

Allerdings gibt es auch über Florenz das hochtönende Geschwätz, das mir schon in manchen Beschreibungen Umbriens auf die Nerven ging. Da redet irgendein Autor etwas von Goldstaub daher, der wie eine Wolke über Florenz schwebt. Zu solchen Formulierungen hat erstens schon Aristophanes vor etwa zweitausendvierhundert Jahren das Passende gesagt, als er gestelzte Verse des Agathon mit der lautmalenden Silbenfolge „Bombax ... bombalobombax“ verspottete. Zweitens hat der betreffende Feingeist sicher vor der Erfindung des Automobils gelebt. Denn heute hängt eine gewaltige Dreckwolke über Florenz. An allen Straßenkreuzungen, an denen sich der Verkehr ballt, kann man kaum atmen vor Auspuffqualm, Dieselruß, Benzingestank. Meine Hemden muss ich täglich waschen. Ein auch nur kurzer Aufenthalt im Zentrum reicht aus, weiße Kragen dunkelgrau zu verfärben – und dafür kann mein Hals, da er ja in der Regel ebenfalls jeden Tag gewaschen wird, kaum allein verantwortlich gemacht werden.

7

Wie an meiner Heimatuniversität sind auch in Florenz die einzelnen Fächer der Philosophischen Fakultät auf verschiedene Gebäude verteilt. Doch anders als ich es gewohnt bin, besitzt das an der Piazza San Marco gelegene Institut für Klassische Philologie keine Präsenzbibliothek. Es besteht nur aus zwei kleinen Zimmern. Die dort an den Wänden aufgereihten Bücher enthalten nicht viel mehr als die wichtigsten griechischen und lateinischen Texte. Nicht einmal alle modernen Lexika sind vorhanden.

Wer über diesen Grundbestand hinaus Literatur benötigt, muss zur Zentralbibliothek wandern und dort ganze Berge von Zetteln ausfüllen. Zeigt sich dann, dass die bestellten Bücher nicht weiterhelfen, kann man sie gleich wieder zurückgeben und darf neue Zettel ausfüllen. Nirgends besteht die Möglichkeit, von Regal zu Regal zu gehen, ein Buch kurz in die Hand zu nehmen, durchzublättern und, wenn es zum Thema nichts beiträgt, sofort wieder zurückzustellen. Bei wissenschaftlicher Arbeit befindet man sich hier – wenn man nicht über eine eigene Handbibliothek verfügt – wie auf oder besser hinter dem Mond. Deshalb bin ich verärgert und deprimiert. All diese Schwierigkeiten könnten mich kalt lassen, wenn ich nicht den Akademieauftrag am Hals hätte (als Mühlstein, siehe oben), aber so ist die Lage doch bedrückend, zu-

mal ich Professor Hiltberger viel zu positive Angaben über den Stand meiner Arbeit gemacht habe.

Dass im Übrigen nicht alle Menschen uneingeschränkt von Florenz begeistert sind, beweisen auch die Klagen meiner beiden Freundinnen. Diese zarten Wesen behaupten, unter großem Heimweh zu leiden. Überrascht hat mich dabei, dass der gleiche Seelenschmerz völlig unterschiedliche Symptome zeigen kann. Denn Grille wird von Tag zu Tag fröhlicher. Sie springt, je näher die Abreise rückt, desto ausgelassener herum. Barbara dagegen versinkt in Traurigkeit. Sie will offenbar die letzten Stunden ihres Aufenthalts dazu nutzen, mich mit ihrem Trübsinn anzustecken.

Meinem Gejammer über die hiesigen Studienbedingungen stimmt sie von Herzen zu, erwidert sie mit einem Lobgesang auf das Berliner Institut, preist dessen ausgezeichnete Bibliothek, seine Nähe zu ihrer Wohnung, schildert den schönen Weg, den sie täglich von ihrem trauten Heim durch die herbstlich-bunte Allee zum unerschöpflichen Bücherreichtum dieses großartigen Studienplatzes nehmen werde. Und sie erspart mir auch Vorwürfe nicht: Ich sei selbst schuld, wenn ich hier in der Fremde in unerträglicher Einsamkeit zurückbleiben müsse; das sei schließlich meine freie Wahl gewesen – was ich nie bestritten habe. Noch nach der Theateraufführung hätte ich behauptet, das Florentiner Abenteuer abbrechen zu können. Und wenn sie daran denke, wie gut ich es an meiner Heimatuniversität oder zum Beispiel auch in Berlin haben könnte, dann überkomme sie – zumal bei dem Gedanken an den geliebten Wannsee, in dem sie im nächsten Sommer wieder schwimmen werde – eben doch so schlimmes Heimweh, dass ihre Tränen – und sie weint – ja wohl verständlich seien.

Wenn ich sie dann zu trösten versuche, wird sie nicht selten sogar zornig. Keines meiner Argumente findet Gnade bei ihr. Was soll ich auch sagen? Dass sie ja schon bald wieder im so schmerzlich vermissten Berlin sein werde? Dieser Hinweis hat sich als wenig hilfreich erwiesen. Ob sie tatsächlich mehr für mich empfindet als nur Mitleid? Ich weigere mich, darüber nachzudenken, ziehe es vor, mich genauso dumm, tölpelhaft, ungeschickt anzustellen, wie ich es tatsächlich bin. Einmal Lévanto hat mir gereicht! Der Besuch am Tyrrhenischen Meer hat mir das Gemüt verdüstert und das Herz gebrochen (bombax!). Ich muss es nicht darauf anlegen, auch noch auf dem Wannsee Schiffbruch zu erleiden.

8

Müde sitze ich an meinem kleinen Tischchen, es ist schon spät, weit nach Mitternacht. Vor ein paar Tagen bekam ich einen zweiten Brief Hiltbergers. Er schrieb mir, dass meine bisherigen Arbeitsergebnisse – und die waren leider arg geschönt – durchaus genügend und im Jahresbericht der Akademie vertretbar seien.

Im Übrigen bat er mich, in der Laurenziana – der berühmten Bibliothek der Medici, die eine Fülle der wichtigsten Handschriften besitzt – für ihn einige griechische Manuskripte auf Varianten – textliche Abweichungen – zu untersuchen. Ob ich das für ihn tun könne? Ich solle ihm doch bitte meine Antwort auf einem „Kärtchen“ mitteilen. Ich habe ihm sofort einen Brief geschrieben und ihn gebeten, mir die betreffenden Codices zu nennen und mir auch eine Bescheinigung zu senden, aus der hervorgeht, dass ich diese Arbeit für unser heimisches Institut ausführe.

Jeden Morgen gehe ich nun bei ruhigem sonnigem Oktoberwetter vom Viale Petrarca über die Piazza Torquato Tasso und durch einige schmale Straßen des Borgo San Frediano zum Arno, überquere ihn entweder auf dem Ponte Vespucci oder, öfter noch, etwas weiter flussaufwärts auf dem Ponte alla Carraia, wende mich dann meist nach rechts zum Palazzo Strozzi, komme an Baptisterium und Dom vorbei, folge der Via Cavour, bewundere zur Linken den Palazzo Medici-Riccardi und erreiche wenig später die Piazza San Marco. Auf ihrer Nordseite – beim Einbiegen zu meiner Linken – liegen die Kirche und das Kloster San Marco, das durch herrliche Affreschi des Fra (= frate = Bruder) Angelico (auch Beato Angelico genannt) berühmt ist. Bisher kenne ich sie nur aus Abbildungen. Auf der Ostseite – also vor mir – befinden sich links, jenseits der Via Lamármora, Einrichtungen der Universität – Büros, Hörsäle, Zentralbibliothek, altphilologisches und papyrologisches Institut –, rechts daneben liegt die Galleria dell'Accadèmia. Dazwischen führt die Via Battisti zur Piazza Santissima Annunziata und zum Archäologischen Museum. Prunkstück der Galleria ist das Original von Michelangelos David (vor dem Palazzo Vecchio steht nur eine Kopie). Auf der Mitte der Piazza erinnert ein Denkmal des 19. Jahrhunderts, umgeben von Bänken und größeren Bäumen, an einen General Fanti. Auf der Südseite, gegenüber von Kirche und Kloster, ist alles vorhanden, was Studenten nützlich sein kann, Buch- und Papierhandlung, Bushaltestelle mit Fahrkartenverkauf und auch eine italienische „Bar".

Dies also ist meine neue *Alma mater studiorum* – und abgesehen vom Kampf um die Bücher gefällt sie mir. Denn die italienischen Kommilitonen erweisen sich wie schon in Perugia, so auch in Florenz jeden Tag als vorurteilsfrei, offen, kameradschaftlich und hilfsbereit. Anders als in Deutschland ist das Studienjahr in Italien nicht in Semester eingeteilt. Dennoch ist die Vorlesungszeit mit insgesamt sieben Monaten nicht länger als bei uns. Sie beginnt im November und endet Anfang Juni. Daher herrscht im Augenblick auch hier Vorlesungspause. Wohl auch deshalb habe ich bisher nur Studenten kennengelernt, die schon an ihrer Dissertation arbeiten, ihr Studium also nahezu beendet haben.

Auffällig ist, dass weit mehr Frauen als Männer die Lehramtsfächer studieren. Dafür gibt es offenbar zwei Erklärungen. Erstens scheint man in Italien davon auszugehen, dass nur die „Mamma" – also das weibliche Wesen – Kinder einfühlsam erziehen kann. Zweitens wird die schulische Lehrtätigkeit angeblich so schlecht bezahlt, dass sogar Gymnasiallehrer ihre Familie als Einzelverdiener nur mit Mühe angemessen ernähren können. Man müsse deshalb, so wurde mir gesagt, den Lehrberuf zu zweit ausüben, ja eigentlich sei es das Beste, wenn der Mann einem „richtigen" Beruf nachgehe und die Frau als Lehrerin nur ein Zubrot verdiene. Und tatsächlich habe ich bisher an unserem Institut nur einen einzigen Jungen angetroffen – den schlauen Elze, der unter vielen Mädchen als Hahn im Korb den Herzensbrecher spielen kann.

Die Vorstellung einer Schule mit fast ausschließlich weiblichem Lehrpersonal finde ich ziemlich bedrückend. Früher oder später werden sich Schwierigkeiten einstellen. Auch manche Fächer werden auf diese Weise unter die Räder kommen. Denn besonders Jungen werden davon ausgehen, dass männliche Wesen sich für das „langweilige Zeug", das Frauen unterrichten, nicht zu interessieren brauchen. Sie werden folgenden Schluss ziehen: „Wenn irgendein wirklicher Kerl bereit wäre, sich mit

solchen Albernheiten wie der griechischen Tragödie oder der Dichtung des Horaz zu befassen, dann stände jetzt nicht diese nervende Tante, sondern eben ein Mann als Lehrer vor uns. Da das aber nicht der Fall ist ... *quod erat demonstrandum*." Deswegen zu unterstellen, dass Männer die besseren Lehrkräfte seien, wäre vollkommen abwegig. Nur sollte meines Erachtens ein Kollegium möglichst paritätisch aus beiden Geschlechtern zusammengesetzt sein, ja, vermutlich wäre es ratsam, die naturwissenschaftlichen Fächer verstärkt von Frauen, die musischen, künstlerischen, philologischen Fächer zumindest nicht allein von Frauen unterrichten zu lassen.

Das Wetter ist im Augenblick wunderschön. Ich kann keinen Pullover anziehen, ohne zu schwitzen. Sonnenschein, 22 Grad im Schatten. O Dio mio, wie heiß muss diese Stadt im Sommer sein! Grille und Barbara sind in der Mitte der vergangenen Woche nach Deutschland zurückgefahren. Die eine glücklich, traurig die andere. Barbara tat mir leid. Ich war hilflos.

9

Im Augenblick bin ich ziemlich niedergeschlagen. Barbaras Abreise hat mich doch härter getroffen, als ich gedacht hätte. Eine weitere Quelle der Verzweiflung ist der Akademieauftrag. Manchmal erwäge ich, ihn zurückzugeben, obwohl es mir bei seiner Annahme weniger um das Geld als um das mir entgegengebrachte Vertrauen ging – ich hätte diese Arbeit wohl auch für die halbe Bezahlung übernommen. Doch hier in Florenz belastet sie mich unverhältnismäßig stark, vor allem wegen der Schwierigkeit, die Fragmentsammlung aufzutreiben.

Leider Gottes geht es mir gesundheitlich nicht gut, und ich weiß nicht einmal, woran ich eigentlich leide. Am Sonnabendmorgen stand ich noch putzmunter auf, arbeitete bis mittags im Institut, aß in der Mensa, fuhr mit dem Bus nach Haus, wo ich mich ins Bett legen musste und – Gott sei Dank – trotz eines Schüttelfrosts einschlief. Aufgewacht bin ich abends gegen sechs Uhr, war sehr blass, bemerkte aber sonst keine sichtbaren Schäden. Also fuhr ich mit dem Bus in die Stadt, konnte aber in der Mensa nur die erste Mahlzeit essen, ließ den Rest verfallen, kehrte mit einem Taxi nach Haus zurück, fror nachts erbärmlich.

Am folgenden Sonntagmorgen hatte sich mein Zustand weiter verschlechtert, auch äußerlich war ich nun mitgenommen – Augen kaum zu öffnen, kleine Sehschlitze, Gesicht aufgedunsen, Drüsen unter dem Kinn leicht, links am Hals stark geschwollen, konnte den Kopf nicht drehen. Dennoch bin ich, damit das Zimmer gereinigt werden konnte, aufgestanden und nach draußen gegangen. Mittags zurück, nichts gegessen, ins Bett. Hatte rasendes Kopfweh, Stirnhöhle, Augen, Hals schmerzten. Abends mit geliehenem Thermometer Temperatur gemessen: 40°. Schreck bekommen, Apotheke gesucht, keine offene gefunden, Wein gekauft, getrunken (wahrscheinlich sogar Fehler, weil er Temperatur wohl nur erhöht), ins Bett gelegt, die Nacht hindurch phantasiert.

Nächsten Morgen aufgestanden, mich der Familie als gesund gezeigt, nachmittags ins Institut gegangen, drei Stunden gearbeitet, nichts gegessen, zurück. So bis heute.

Gleich am Montag schrieb ich trotz der melodramatischen Trennung von Katharina einen Jammerbrief an sie, um Mitleid zu erbetteln. Danach kaufte ich einen

größeren Vorrat an Schmerztabletten – inzwischen habe ich viele von ihnen geschluckt –, trank reichlich englischen Dry Gin, zog mich warm an, legte mich ins Bett und habe dort wenigstens nicht länger gefroren. Gestern: Hoffnung, das Schlimmste überstanden zu haben. Heute: Weisheitszahn unten rechts bricht durch. Schiebt ein Stück Zahnfleisch hoch. Kann die Zähne nicht schließen, nicht essen, habe ekelhafte Schmerzen.

10

Es geht mir schlechter denn je. Am Freitagnachmittag bin ich zur weit entfernten Praxis des Zahnarztes der Ferrari-Familie gefahren. Ich musste zwei verschiedene Buslinien benutzen, die mich an den meiner Wohnung gegenüberliegenden Stadtrand brachten. Dort suchte ich müde noch ein Weilchen herum, bis ich die Praxis fand.

Drinnen alles sehr nobel – die Zahnärzte in Italien sind wohlhabend, weil es für Zahnbehandlungen keine gesetzliche Versicherung gibt. Im Wartezimmer unterhielten sich fröhlich ein paar außerordentlich muntere Patienten, der Behandlungsraum sah nicht viel anders aus als der meines Vaters, war allerdings nicht ganz so umfangreich ausgestattet, wirkte eher ein bisschen leerer. Die gesamte Einrichtung schien neu zu sein, die Geräteeinheit und der – allerdings ziemlich unbequeme – Behandlungsstuhl glänzten hochmodern im Licht heller Deckenlampen. Der Zahnarzt, ein junger Mann, führte die Behandlung in großer Eile durch – alle meine Beschwerden seien selbstverständlich allein auf den Weisheitszahndurchbruch zurückzuführen. Im Augenblick könne er nichts anderes tun als mir Antibiotika zu verschreiben. Ob ich sie in Spritzen- oder in Tablettenform vorzöge? Natürlich wählte ich, feige wie ich bin, die Tablettenform. Er verschrieb mir – richtiger: diktierte seiner Sprechstundenhilfe – die entsprechenden Präparate. Ich schlug vor, das elende Stück Zahnfleisch, das mich zu einem so bemitleidenswerten Schatten meiner selbst verkümmern lasse, zu entfernen. Er lehnte diese Therapie als – jedenfalls im Augenblick – ungeeignet ab und bestellte mich für Montagnachmittag erneut. Dann werde es mir, so behauptete er zuversichtlich, schon bedeutend besser gehen.

Daran habe ich jedoch nach meinen bisherigen Erfahrungen gelinde Zweifel. Die genannten Medikamente, die ich mir nach der Visite, mehr tot als lebendig, auch noch selbst in der verfluchten Riesenstadt besorgen musste, hatten „umwerfenden" Erfolg: jetzt liege ich wirklich ziemlich flach. Außerdem hat sich, wie vorauszusehen war, das hochgeschobene Zahnfleisch unten und vorn entzündet. Übrigens sollte ich auf Geheiß meines Arztes den Mund alle paar Stunden mit warmer Kamille, mit warmem Wasser oder mit irgendeiner anderen warmen Flüssigkeit spülen. Außerdem sollte ich insgesamt drei Stunden am Tag feuchte, heiße Umschläge auflegen. Das alles begann ich auch brav zu tun, unterließ es aber bald wieder, als ich merkte, dass die bisher nur leichte Schwellung durch diese Behandlung stark zunahm.

Die Kosten der Zahnbehandlung lassen sich noch nicht absehen. Insgesamt ist der verdammte Weisheitszahn so überflüssig wie ein Kropf. Man könnte gut ohne ihn auskommen. Obendrein bereitet er Schmerzen, die direkt der Hölle zu entstammen scheinen, und ist sehr, sehr teuer – die Medikamente kosteten mich bisher mehr als 8.000 Lire, von der Höhe des Arzthonorars habe ich noch keinerlei Vorstellung.

Am schlimmsten ist es aber, unter so widrigen Umständen in einer weitgehend fremden Großstadt herumzuirren. Mit Sicherheit wäre ein Weisheitszahndurchbruch in Deutschland leichter zu ertragen. Selbst wenn ich nicht in der Lage wäre, zu meinen Eltern zu flüchten, könnte mich doch mein Vater am Studienort behandeln. Außerdem würde sich Jan in rührendster Weise – und vielleicht trotz allem auch Katharina ein bisschen – um mich kümmern. Am schlechtesten bin ich zweifellos hier in Florenz aufgehoben, bei dieser jungen Familie, die genug eigene Sorgen hat. Deswegen erwog ich heute Morgen, zu meiner herzensguten Mamma Simoncini nach Perugia zu flüchten. Aber wie könnte ich mich erkenntlich zeigen? Ich müsste zumindest Geschenke mitbringen, die dem Wert des Zimmers für die entsprechende Zeit entsprächen.

11

Der Fluchtgedanke liegt auch aus einem anderen Grund nahe. Schon seit Wochen friere ich, am meisten sogar, wenn ich im Bett liege. Weil ich wegen der unerträglichen Kälte nicht schlafen konnte, bat ich immer wieder um Decken. Nichts geschah, es wurde stets alles sofort versprochen und in beliebiger Menge in Aussicht gestellt, aber dann war es schon zu dunkel, um noch auf den Dachboden zu gehen, dann zu spät, um die Leiter zu holen ... ich fror also lustig weiter. Schließlich benutzte ich meinen schönen neuen Mantel, um mich damit zuzudecken. Gestern endlich bekam ich zwei dicke Decken.

Genauso schwierig ist es mit anderen Dingen. Wie gesagt kann ich überhaupt nichts beißen, kann auch den Mund nur wenig öffnen. Da ich auf das bisherige zweiwöchige Fasten nicht gerade gut vorbereitet war, habe ich hin und her überlegt, was ich essen könnte. Hühnerbrühe, flüssige Eier mit Rotwein, Schokoladensuppe, Haferflocken fielen mir ein. In Deutschland hätte ich das alles leicht beschaffen können. Hier in Florenz schied die Schokoladensuppe sofort aus. Davon hatte in Italien noch kein Mensch etwas gehört. Die Hühnerbrühe musste auch gestrichen werden, da ich unmöglich Frau Ferrari bitten konnte, ein so kompliziertes Gericht für mich zuzubereiten. Haferflocken waren unbekannt. Was ein geschlagenes Ei ist, musste ich auch erst genau erklären. Doch die dafür erforderlichen Frischeier waren nicht im Haus – aber morgen! Das war vor ein paar Tagen. Seitdem habe ich von solchem Essen nichts mehr gehört.

Schließlich bin ich halbtot aufgestanden und wie ein Gespenst durch die Vororte von Florenz gewankt, um Haferflocken aufzutreiben. Nach etwa zehn vergeblichen Versuchen fand ich ein Geschäft, wo man mir eine Schachtel davon verkaufen konnte. Nachdem ich mir noch für die kommenden Tage Schmerztabletten beschafft hatte, bin ich sehr langsam zurückgegangen und habe meiner Wirtin zu erklären versucht, wie man Haferflocken zubereitet. Sie verstand mich aber nicht oder behauptete zumindest, mich nicht zu verstehen. Ich machte mich also auch noch selbst ans Werk, was ich immerhin durfte.

Die arme Frau stellt sich völlig blöd an, einfach unfähig, so wie das früher mein lieber Bruder zu tun pflegte, wenn man etwas von ihm wollte, wozu er keine Lust hatte. Ich will ihr ja gern mit meinen letzten Lire jeden das Normalmaß übersteigenden Schritt bezahlen, wenn sie sich nur ein bisschen bereitwilliger um mich

kümmern würde. Doch im Gegenteil – gestern Morgen erklärte sie mir, ich solle mich doch bloß mit meinem dämlichen Weisheitszahn nicht so albern anstellen. Schließlich müsse das jeder einmal durchmachen. Dann holte sie ein Fieberthermometer, und als sie sah, dass ich zumindest keine Übertemperatur hatte (35,5), meinte sie, ich solle ruhig aufstehen, es sei nicht gut, den ganzen Tag im Bett zu liegen. Das habe ich dann auch brav getan, bin in einer Seitenstraße etwa hundert Meter den Berg hinaufgestolpert und habe mich dort mit zerspringendem Schädel auf den Stufen einer kleinen Kirche in die Sonne gesetzt, etwa drei Stunden lang. Danach bin ich zurückgeschlichen und habe mich heimlich wieder ins Bett gelegt.

12

Auch heute Morgen bin ich aufgestanden, aber aus eigenem Antrieb, weil ich mich tatsächlich im Liegen nicht besser fühlte als auf den Beinen. Übrigens gab es in Florenz zwar noch einige wenige schöne Herbsttage, aber nachts wird es schon so kalt, dass mir mein nach Norden gerichtetes Zimmer im vierten Stock, das ich bisher nicht heizen kann, weil ich – obwohl mehrfach erbeten – den elektrischen Ofen immer noch nicht bekommen habe, als der Inbegriff von Kälte und Ungemütlichkeit erscheint.

Eben habe ich vom Fenster aus gesehen, dass sich von links, von Westen, eine finstere Regenfront nähert, und wenn es hier regnet, dann richtig – also keine erfreulichen Aussichten! Obwohl ich nicht voll bei Verstand bin, habe ich, weil ich genügend Zeit dazu hatte, viel nachgedacht. Das Ergebnis: Barbara hat recht. Unsere Heimat ist schöner. Die Städte vielleicht nicht, die Landschaft aber sicher. Ich habe in den letzten Tagen noch einmal darauf geachtet: Es gibt keine Vögel hier, keinerlei Gesang ist des Morgens zu hören, gerade in dieser Hinsicht herrscht leider Totenstille. Man begreift erst, was man an den kleinen Viechern hat, wenn andere sie vollständig ausgerottet haben. Und auch mit Florenz kann ich mich nicht anfreunden. Mir ist aber klar, dass ich, ohne mich zu blamieren, nicht vorzeitig nach Deutschland zurückkehren kann. Auch ein erschwerter Weisheitszahndurchbruch wäre dafür kein ausreichender Grund. Und wenn ich wirklich von hier flüchten wollte, wäre es vermutlich das Klügste, mich nicht mehr an meiner Heimatuniversität blicken zu lassen, sondern an eine andere Hochschule auszuweichen, an der man mich noch nicht oder nur wenig kennt.

Berlin böte sich an. Denn als Barbara schon in der Tür ihres Fernzugs stand, holte sie ein letztes As aus dem weiten Ärmel ihres grauen Reisekleids: ihr Bruder habe das Haus ihrer Eltern endgültig verlassen und sei in die Nähe seines Geschäfts nach Spandau gezogen. Sein bisheriges Zimmer stehe mir – sie habe mit ihren Eltern bereits darüber gesprochen – auf Dauer zur Verfügung. Ich könne also mit meinen drei Koffern direkt aus Florenz zu ihr nach Berlin kommen und dann dort unter den denkbar besten Arbeitsbedingungen mein Studium in kürzester Zeit beenden. Auch meinen künftigen Hausschlüssel könne sie mir als Garantie für die Ernsthaftigkeit ihres Vorschlags schon jetzt übergeben. Sie hatte ein Geschenkkästchen mit Band und Schleifchen vorbereitet.

Wie war das mit den Abenteuern des Odysseus? Er irrte durch die Welt, und nur Frauen halfen ihm. In welcher dieser Episoden stolperte ich hier gerade herum,

Kirke, Kalypso, Ino, Nausikaa oder doch schon Penelope? Oder waren die Damen in anderer Reihenfolge anzuordnen, vielleicht in umgekehrter? War dies die junge Penelope, stand sie am Anfang, und die anderen Schönen folgten ihr, weil ich ein Leben lang untreu sein würde? Den Schlüssel habe ich mit einer tröstenden Umarmung und einem keuschen Kuss auf Barbaras Stirn zurückgewiesen. Die Begründung dafür war einfach: Sollte ich hier in der Ferne heldenhaft kämpfend zugrunde gehen, ginge der Schlüssel mit mir zusammen unter, und das wäre misslich.

13

In der vergangenen Nacht habe ich kaum geschlafen, vielmehr mich und die Welt verflucht. Die Kopfschmerzen waren so stark, dass selbst eine Überdosis an Schlaf- und Schmerztabletten nichts gegen sie ausrichten konnte. Das Zimmer schien mir bald zu dunkel, bald zu hell, das Bett zu kurz, die Decken zu schwer und nicht warm genug. Das Kopfkissen war erst zu hoch, dann zu tief, dann quietschte das Bett, dann fiel ein Glas in Scherben, und ich erschrak zu Tode, dann hatte ich den wahrscheinlich richtigen Eindruck, dass es durchs Fenster zog – und immer, immer fror ich. Die endlose Kette vorbeilärmender Autos riss keinen Augenblick ab, ging mir pausenlos auf die Nerven. Und jetzt hämmert unten auf der Straße schon wieder einer dieser Unmenschen auf einer Lastwagenfelge herum – die Reifenfirma im Erdgeschoss des Nachbarhauses arbeitet Tag und Nacht, auch sonntags. Möge der Teufel diesen Quälgeistern in der Hölle am Tag der Vergeltung das schmierige Fell über die Ohren ziehen und Gürtelreifen daraus machen.

Das Fernsehgerät der quietschvergnügten Ferrari-Familie lässt die Wände erzittern, der Vater sitzt still davor, die Mutter kreischt mit den Kindern herum, die singend auf dem Flur mit einem roten und einem grünen Ball spielen, meistens genau vor meiner Tür, die dann oft mit einem lauten Knall getroffen wird. Alles wirkt wie mit größter Raffinesse ausgedachte Höllenpein – eine Woche und zwei Tage schon Inferno. Es erübrigt sich, Dantes Schilderung der Hölle zu lesen. Bei ihm ist sie ja geradezu ein Kurort mit schönen Bädern im heißen Schlamm – ach, sich darin bis zu den Schultern wärmen zu können! Ich friere zitternd und bebend. Oh Land der Sonne, du Ziel der deutschen Sehnsucht, wie eiskalt pfeift der Wind durch deine Fenster!

Ich habe alle mir verfügbare Kleidung angezogen, die wenigen teuren Neuerwerbungen, die schon wieder von der Vergänglichkeit angenagt werden, außerdem die alte braune Jacke und zwei Hosen.

14

Doch – oh Wunder! Soeben habe ich einen elektrischen Heizofen bekommen, der so groß ist wie ein Krematorium und bei dem ganz oben aus einer kleinen Öffnung Warmluft strömt, nicht wärmer als der Atem einer Katze. Durch einen Schuhkarton, in dem hinter einem kleinen Zelluloidfenster ein Zähler sichtbar ist, fließt mein Geld, die Katze schnieft müde durch das Loch – wenn ich über mein grausiges

Schicksal nicht so herzzerreißend weinen müsste, würde ich sicherlich über so viel Missgeschick in so kurzer Zeit lachen.

Hätte ich Katharina oder Barbara an meiner Seite, dann wäre es jetzt im Bett nicht so kalt, die Nächte wären nicht so langweilig, und mir ständen preiswerte Pflegerinnen zur Seite – und vielleicht auch gute. Gestern Abend habe ich sogar etwas zu essen bekommen, eine feine Suppe mit ganz klein geschnittenen Fleischstückchen und danach auch noch einen geriebenen Apfel. Ich habe mit Dankbarkeit diese Gottesgaben genossen, wurde aber leider nachts von heftigen Bauchschmerzen geplagt, die mich alle dreiviertel Stunde aus dem gerade wieder warmen Bett auf die Toilette trieben, durch deren Winkel röhrend ein kalter Florentiner Nachtwind fauchte.

Danach kroch ich jedes Mal zitternd ins Bett zurück, suchte mit klammen Händen und zugeschwollenen Augen die drei Pferdedecken zu entwirren, die hier festhingen, dort herunterrutschten, die Matratze verschob sich, der Giebel des Bettes fiel mir auf den Kopf, denn er ist nur – als offenbar aus Garibaldis Zeiten übrig gebliebenes Holzgiebelstück – zwischen Wand und „modernem" Eisenbett (das aus der Epoche der Industriepioniere zu stammen scheint) eingeklemmt. Wirft man sich nun sorgen- oder schmerzgeplagt auf dem Eisengestell herum, so beginnt dies auf dem glatten Fliesenboden seine eigenen Wege zu gehen. Meist strebt es mangels anderer Möglichkeiten der Zimmermitte zu. Hat es sich weit genug vom Giebel entfernt, so stürzt dieser ihm nach, in der Regel auf den Kopf des Schläfers. Man sieht, es ist an alles gedacht, um das Gehirn in jeder Weise – psychisch und physisch – zu strapazieren.

Und doch kann man als Klassischer Philologe auch in dieser misslichen Lage noch etwas dazulernen. Professor Riccardi bietet im kommenden Studienjahr eine Vorlesung über Catull an. Deshalb lese ich, sooft ich mich etwas besser fühle, die Gedichte dieses Autors und stellte dabei mit Erstaunen fest, zu welch elementaren Einsichten ein Auslandsstudienjahr verhelfen kann. In seinem 6. Gedicht spottet Catull über einen Freund, der nicht zugeben will, dass er mit einer Geliebten die Nächte hindurch im Bett herumtobt. Dieser beneidenswerte Kerl wirft sich also ähnlich unruhig wie ich auf seinem Lager herum, hat dafür allerdings weit erfreulichere Gründe. Dazu heißt es im Gedicht:

Nam te non viduas iacere noctes
nequiquam tacitum cubile clamat
sertis ac Syrio fragrans olivo,
pulvinusque peraeque et hic et ille
attritus, tremulique quassa lecti
argutatio inambulatioque.

Denn dass du nicht einsame Nächte hindurch daliegst,
das schreit dein vergeblich zum Schweigen verurteiltes Lager heraus,
da es nach Blumengewinden und syrischem Öl duftet,
und das Kissen, völlig gleich zerwühlt, sowohl dies hier wie jenes da,
und des zitternden Bettes hervorgerütteltes
geschwätziges Quietschen und Herumwandern.

Da ist sie also, die *inambulatio* eines Bettes, wörtlich: sein Hin- und Hergehen, sein Spaziergang. Aber unsere deutschen Philologen können sich so etwas nicht vorstellen, sie schlafen in schweren, nach Deutscher-Industrie-Norm (DIN) gefertigten, unverrückbar auf weichen Holzfußböden stehenden, vielleicht sogar festgeschraubten, eher aber wohl nie durchtobten Betten. Also wird in meinem lateinisch-deutschen Handlexikon, dem kleinen Georges, ausdrücklich verzeichnet: „poetisch, das Hin- und Herschwanken, Catull. 6, 11." Und genauso übersetzt auch W. Eisenhut: „dazu die Bettstatt, schaukelnd / Wankt sie knarrenden Lauts in allen Fugen."

Doch leider sind diese Wiedergaben unzutreffend, sie zeigen, dass meinen lieben nordischen Kollegen jene Erfahrungen fehlen, die ich jede Nacht mit dem wackeligen, sich durchbiegenden italienischen Bett machen muss. Ein solches Metallgestell (und die antiken Konstruktionen sahen nicht viel anders aus) wandert, je stärker es durchgeschüttelt wird, desto schneller – und schriller quietschend – über den hier üblichen glatten Fliesenboden.

15

Heute war ich wieder beim Zahnarzt. Er arbeitet in rasender Eile, was man jedem Arzt von vornherein übel nimmt, besah sich kurz den Zahn und fragte, wie es mir gehe. Ich: „Ziemlich schlecht, aber ich soll Sie trotzdem herzlich von meinem Vater grüßen, der Zahnarzt in Deutschland ist und Sie mit kollegialer Empfehlung bittet, mich überleben zu lassen." Diesen reichlich frechen Satz nahm er mit nachsichtigem Lächeln zur Kenntnis. Was mit den Medikamenten sei? – Die seien mir nicht besonders gut bekommen; es gehe mir schlechter denn je. – Ja, diese Pharmaka belasteten ein bisschen die Leber, aber bei dem augenblicklichen Zustand meines Mundes könne er nichts anderes tun als mir neue zu verschreiben. – Ob er nicht das Zahnfleisch entfernen könne? – Im Augenblick nicht, doch später könne man das tun, am besten gleich den Zahn ziehen.

Er machte dann noch eine Röntgenaufnahme des Zahns, wobei er mir arg wehtat – was sich vielleicht nicht vermeiden ließ – und verschrieb mir ein weiteres Antibiotikum, das zumindest einen Preisrekord hält, ferner Umschläge und Mundspülungen. Wiederbestellt bin ich für Freitag. Doch wenn es mir schlechter geht, soll ich schon am Donnerstag wiederkommen.

Ich bin dann mehr tot als lebendig mit den üblichen zwei Buslinien zur Piazza Torquato Tasso zurückgefahren, wobei ich in beiden Bussen stehen musste. Allerdings erwartet mich die größte Anstrengung immer erst auf den letzten Metern, hinter der Haustür, an der Treppe, denn sie bis ins vierte Stockwerk hinaufzusteigen erfordert alle meine Kraft. Heute brauchte ich für den Gipfelsturm viele Minuten und mehrere Pausen.

16

Wiederholt versuchte ich, in meinem verwüsteten Zimmer, zwischen Scherben, verstreuten Schmerztabletten und heruntergefallenen Kissen, die Fragmentsammlung weiter zu bearbeiten. Dafür musste ich das Bett verlassen, denn mehr als acht Bücher

kann ich dort nicht benutzen. Doch nach einer Stunde legte ich mich stark ermüdet wieder hin. Einschlafen konnte ich dennoch nicht.

Was also tun? Die Lokalzeitung hatte ich schon, frierend wie immer, bei nur halb geöffneten Fensterläden gelesen, konnte ihren Nachrichtenteil fast auswendig herunterbeten. Sollte ich jetzt auch noch die Kleinanzeigen studieren? Denn dass ich in meiner augenblicklichen Verfassung nicht imstande bin, eine Sophokles-Tragödie oder ein Büchlein des göttlichen Vergil oder – schlimmer noch – jene stoischen Beweisführungen zu lesen, die zeigen sollen, dass die Gesundheit ein *Adiáphoron* ist, etwas, was zwar ganz schön wäre, wenn man's hätte, letztlich aber nichts wirklich Wichtiges – dass ich dazu nicht fähig bin, dürfte sich von selbst verstehen.

Und italienische Bücher sind genauso ungenießbar. Ich verstehe schon die meisten deutsch geschriebenen Kriminalromane nicht, wie würde das erst bei einem fremdsprachigen sein, der vielleicht sogar von anderen juristischen Voraussetzungen ausgeht? So bleibt mir denn nichts anderes übrig, als meine verstaubten Museumskataloge durchzublättern. Vor allem die Florentiner *Schlafende Ariadne* fasziniert mich. Wenn ich je wieder gesund und munter sein sollte (im Augenblick kann ich mir das gar nicht vorstellen), will ich genau prüfen, ob ihre Marmornase tatsächlich, wie im Katalog behauptet, angeflickt ist. Das ist mir nämlich bei meinem ersten Museumsbesuch entgangen.

Doch vor allem denke ich ständig über meine Sünden nach. Am meisten bereue ich, was ich all den armen Mädchen angetan habe! Leichtfertig habe ich mit viel zu vielen angebandelt, viele Hoffnungen habe ich geweckt, alle habe ich enttäuscht. Nie war ich wirklich verliebt, nie war ich glücklich, immer hatte ich Vorbehalte, litt unter Bedenken und Ängsten, benahm mich eben doch wie Don Giovanni, wollte mir nur beweisen, dass ich unwiderstehlich bin. Aber sobald ich Erfolg hatte, verlor das Spiel seinen Reiz, überkam mich Furcht vor der Verantwortung. Nur für Katharina wäre ich vielleicht bereit gewesen, ein Opfer zu bringen, aber Kathy konnte darauf verzichten – als ich zum ersten Mal erwog, mich wirklich für jemanden einzusetzen, war das überaus unerwünscht. Und so liege ich nun hier in diesem Halbdunkel, weil ich glaubte, auch Italien erobern zu müssen, habe Zahnschmerzen und friere. Und das alles geschieht mir ganz recht.

Buße will ich tun, eine Wende soll in meinem Leben eintreten, auf dem abschüssigen Weg zur Hölle will ich endlich umkehren, will ein besserer Mensch werden.

17

Meine Notizen zum Index der Fragmentsammlung mit der Schreibmaschine zu tippen kostet mich einige Mühe, da zu den übrigen – eher begreiflichen – Symptomen meiner vielen Leiden eine merkwürdige Steifheit der Hände hinzugekommen ist, vielleicht als Nebenwirkung der Antibiotika.

Immerhin haben die starken, schwer erträglichen Schmerzen im Gesichtsbereich etwas nachgelassen. Allerdings ist das rechte Auge heute noch stärker zugeschwollen als schon in den vergangenen Tagen. Das ärgert mich vor allem deshalb, weil es meiner Schönheit abträglich ist. Und überhaupt bin ich ziemlich heruntergekommen, stoppelbärtig, verdreckt, ohne saubere Wäsche, ohne Lektüre.

Immerhin bekomme ich etwas zu essen, wenn auch eher unregelmäßig und ständig in zu geringer Menge. Auf dem Speiseplan steht Haferschleim – scheußlich! – oder Kartoffelpüree und Rührei, wobei weder das eine noch das andere diesen Namen verdient. Das Kartoffelpüree besteht fast nur aus Wasser, das Rührei aus zwei schlichten, ohne Mehl und Gewürz in die Pfanne gehauenen Eiern. Und so träume ich denn jeden Tag von Schokoladensuppe mit weißem Eierschnee, von mundgerecht geschnittenem Eierkuchen mit Aprikosenmarmelade, von Pfannkuchen mit frischen Apfelstückchen und Apfelmus, von Kartoffelpüree mit Butter und gerösteten Zwiebeln. Andere Möglichkeiten: Rührei mit Petersilie, Weißbrot mit Liptauer- oder Bukokäse oder Teewurst. Im Radio wird gerade „Petite fleur" gespielt, zum melancholischen Gedenken an bessere Zeiten.

18

Auch mein Radio tut nicht das, was es sollte, weil aus unerfindlichen Gründen im hiesigen Leitungsnetz die Stromspannung unter 220 Volt liegt. Und mit den gebotenen 170 Volt arbeitet der UKW-Teil überhaupt nicht, der Mittelwellenteil nur unzureichend. Das ist zwar einerseits zu verschmerzen, weil das Programm der italienischen Sender nun wirklich niemanden vom Hocker reißt, andererseits ist aber in manchen Situationen etwas Dürftiges immer noch besser als gar nichts.

Kurz – mir gefällt nichts hier, ich habe keinen größeren Wunsch, als meine Sachen zu packen, noch einmal gegen die Tür der Universität zu treten und nach Deutschland zu flüchten, zu meinen Eltern oder zu Barbara. Ihr habe ich übrigens einen netten, fröhlichen Brief geschrieben, habe ihr meine zahllosen Leiden verschwiegen, mich also gehütet, ihr etwas vorzujammern. Denn sie ist ein liebes Mädchen, so anhänglich, dass ich mich vielleicht doch mehr um sie hätte kümmern sollen. Die Briefe, die sie mir nach ihrer Rückkehr aus dem von ihr so sehr gepriesenen Berlin schrieb, klangen düster, dagegen schwärmt sie von den Stunden, die wir gemeinsam im – auch nach ihrer Meinung – so grässlichen Florenz verbrachten. „Aber als wir zusammen waren", so schreibt sie, „gab es doch selbst bei den größten Problemen immer irgendetwas zu lachen."

Ich denke oft an sie, ja, schon bald nach ihrer Abfahrt erschien sie mir im Traum – als Kassandra. Dass sie in meinen nächtlichen Phantasien gerade diese Gestalt annahm, war mit Sicherheit kein Zufall. Denn sie hatte mir ja mit wachsender Begeisterung alle möglichen und unmöglichen Katastrophen vorausgesagt, ich hatte mit ebenso wachsender Starrköpfigkeit alle ihre Warnungen als unbegründet zurückgewiesen. Das rächt sich nun. Denn jetzt melden sich ihre Prophezeiungen in den Nachtstunden unerbittlich aus dem Unterbewusstsein zurück. Dabei unterscheidet sich Barbara von Kassandra nur in der Quelle ihrer Inspiration – der antiken Unheilsbotin wurde die Sehergabe von einem Gott geschenkt, der modernen von einem beneidenswert kühlen Verstand, der sie die Zukunft distanziert, planend, illusionslos voraussehen lässt. Barbara ist das Musterbeispiel eines Erfolgsmenschen, sie jagt nicht Träumen nach, verliert sich nicht wie ich in einer Vielzahl widerstreitender Interessen, überschätzt ihre Fähigkeiten nicht, folgt zeitlich genauem Kalkül, hat, soweit das einem Menschen überhaupt möglich ist, alles im Griff, sich selbst, ihr eigenes Leben und gewiss auch irgendwann das eines Partners – denn ein Leben an

ihrer Seite wäre zweifellos von ihren Verstandesentscheidungen geprägt, wäre voraussehbar, wohlgeordnet, präzise festgelegt, entspräche der zu einem Fixstern parallelen Bahn des Nachbargestirns.

Wahrscheinlich deshalb habe ich sie träumend in die Rolle der Kassandra gedrängt. Denn da Kassandra die Liebe Apollons nicht erwiderte, verwandelte der Gott sein Geschenk der Sehergabe in einen Fluch. Er bestimmte, dass Kassandra zwar immer die Wahrheit voraussehen, aber nie Glauben finden sollte. Und ebenso unbelehrbar wie damals die Hörer der antiken Seherin weigere nun ich mich, sei es wachend, sei es im Traum, Barbaras richtigen Einsichten zu folgen. Denn nur wenn ich, wie sie mir vorschlug, das Florentiner Abenteuer abbräche und an ihrer Seite in Berlin studierte, könnte ich das erste Staatsexamen so bald ablegen, wie die Stiftung es von mir verlangt.

19

Zwar ist weder der Weisheitszahn gezogen noch das Fleisch um ihn herum entfernt, aber die Schmerzen im unmittelbaren Zahnbereich haben nachgelassen. Sie sind allerdings in die Kehle hinuntergewandert, sodass ich nun starke Schluckbeschwerden habe, immerhin nicht dauernd, sondern nur beim Trinken oder Essen. Folglich kann ich nachts auch endlich wieder schlafen, ja, ich habe sogar – dazu gehört freilich keine große Eigeninitiative – erneut am Akademieauftrag zu arbeiten begonnen. Das kann ich zurzeit hier in meinem Zimmer tun, da ich mir die wichtigsten Bücher aus der Zentralbibliothek entleihen konnte.

Frau Ferrari, die inzwischen begriffen zu haben scheint, wie elend ich mich fühle, bemüht sich jetzt mehr als zuvor darum, mir zu helfen. Allerdings ist sie unfähig, selbst eine gute Idee zu haben. Man muss sie um alles bitten: „Ich möchte ein Glas heiße Milch trinken, ich benötige heißes Wasser zum Waschen, ich äße gern einen geriebenen Apfel“ – oder dies oder jenes. Aber äußern kann man diese Wünsche immer. Wenn sie sich irgendwie dazu in der Lage sieht, erfüllt sie sie bereitwillig. In dieser Hinsicht kann ich mich also nicht mehr beklagen.

Meine armen Eltern habe ich mit Jammerbriefen so sehr geängstigt, dass sie zweimal versuchten, mich telefonisch zu erreichen. Offenbar wollte meine Mutter nach Florenz kommen, um mich hier zu umsorgen. Von diesen Anrufen erfuhr ich aber erst, als ich von einer weiteren Zahnbehandlung zurückkehrte.

Mein junger Zahnarzt hatte sich meinen zerschundenen Mund diesmal recht geduldig angesehen, gemeint, es sei im Augenblick nichts weiter zu tun, auch das Zahnfleisch könne nicht entfernt werden, es gebe jedoch ein weiteres sehr, sehr teures Antibiotikum, das mir sicherlich gut helfen werde – das aber für mich zu teuer sei, fiel ich ihm in die Rede. Daraufhin suchte er, wie das auch mein Vater zu tun pflegt, ein Weilchen in seinem Schrank herum, fand eine Packung des betreffenden Medikaments, schenkte sie mir zusammen mit einer großen Flasche Mundwasser und zeigte mir schließlich auch noch das inzwischen entwickelte Röntgenbild, verwarf es aber als nicht besonders gelungen und machte ein weiteres: „So wird Ihr Vater über die Lage des Zahns im Kiefer informiert sein, falls er ihn zu Weihnachten extrahieren will.“

Immerhin beginne ich allmählich, ihm zu vertrauen. Er hat mich ja auch bisher nicht um-, sondern im Gegenteil wieder einigermaßen auf die Beine gebracht. Übrigens arbeitet er nebenberuflich an der hiesigen Universitätsklinik. Zu meiner großen Freude hat er dort in den letzten Tagen einen kurzen Aufsatz – vier Schreibmaschinenseiten lang – geschrieben, der in einer deutschen Fachzeitschrift erscheinen soll. Ob ich ihm den gegen Bezahlung übersetzen könne? Selbstverständlich habe ich sofort zugesagt und den Text in einem Umschlag mitgenommen. Wiederbestellt bin ich für Freitag. Dann werde ich auch meine Übersetzung abliefern können.

Katharina beantwortete übrigens nach zehn Tagen mein Jammergeheul mit einem heiteren Brief, der mit den bemerkenswerten Worten endet: „Inzwischen geht es Dir gewiss wieder besser, und das freut mich von Herzen."

20

Gestern fühlte ich mich so weit wiederhergestellt, dass ich im schönen *Teatro comunale* auf dem billigsten Platz – für zwei Mark – ein ausschließlich Bach gewidmetes Konzert besuchen konnte. Geboten wurden zwei moderne Bearbeitungen von Teilen des *Musikalischen Opfers*. Leider hatten Markevitch und Anton Webern die herrliche Musik des alten Meisters so stark „verfremdet", dass sie nicht mehr wiederzuerkennen war, für mich nicht und für viele andere auch nicht, wie laute Buh-Rufe bewiesen, an denen ich mich nur wegen meines zerschundenen Mundes nicht beteiligte. Als dann vier Solisten einen Part in der Bachschen Originalfassung spielten, wurde das demonstrativ mit lange anhaltendem Beifall bedacht.

Das einzige, was mich jetzt noch quält, sind heftige Schmerzen tief unten im Hals. Alle meine Versuche, die dortige Entzündung mit den geschenkten Antibiotika, mit Grog oder mit Honigbonbons zu bekämpfen, waren bisher erfolglos. Dagegen hat sich der Weisheitszahn – hoffentlich für immer – beruhigt, jedenfalls spüre ich in diesem Bereich beim Essen meiner Schonkost, die ich nach wie vor von Frau Ferrari bekomme (Kartoffelpüree, Rührei, geriebener Apfel), keine Schmerzen mehr. Doch schlucken kann ich nur unter starken Beschwerden, und in dieser Hinsicht ist bis jetzt noch nicht die Spur einer Besserung eingetreten.

Jetzt, wo ich mich wieder etwas wohler fühle, denke ich anders über die unmittelbare Zukunft als noch vor ein paar Tagen, glaube, dass es die größte Dummheit meines Lebens wäre, vorzeitig nach Deutschland zurückzukehren. Sicherlich sind die Arbeitsbedingungen an der hiesigen Universität nicht optimal, aber die Florentiner Professoren meines Fachs sind berühmte Gelehrte, und selbst wenn sie es nicht wären – sie könnten gar nicht so unfähig sein, dass nicht ein Anfänger wie ich noch eine Menge von ihnen lernen könnte. Insofern freue ich mich sehr auf den Beginn der Lehrveranstaltungen. Nur mit der Bearbeitung des Indexbandes für die Akademie habe ich Schwierigkeiten, weil ich ihn in Florenz nicht langfristig entleihen kann. Allerdings könnten solche Probleme auch an deutschen Universitäten – Berlin? – auftreten, denn auch dort ist jene wichtige Fragmentsammlung eine Seltenheit. Gerade in Deutschland wurden ja durch den Krieg viele Bücher vernichtet.

21

Von meinen schon vor Monaten nach Rom an das Außenministerium geschickten und für die Einschreibung an der Florentiner Universität erforderlichen Dokumenten habe ich nie wieder etwas gehört. Mindestens fünfmal habe ich mich inzwischen brieflich an das Ministerium gewandt, ohne jemals auf irgendeine meiner Anfragen eine Antwort zu bekommen. Daher schrieb ich heute einen weiteren Brief, der diesmal ziemlich barsch im Ton war: Ob es in Italien üblich sei, Briefe nicht zu beantworten? Auch dieses Schreiben wurde bisher mit Schweigen quittiert. Niente da fare: nichts zu machen!

Das Wetter ist grässlich schlecht. Schon seit ein paar Tagen regnet es in Strömen. Heute tobte im allgemeinen Grau sogar ein schweres Gewitter, mit nahen Blitzeinschlägen und lang anhaltendem, vielfach von den Bergwänden des Arnotals zurückgeworfenem Donner. Auch tagsüber herrscht tiefe Finsternis. Immerhin tragen die Bäume an diesen letzten Oktobertagen noch grünes Laub und entschließen sich erst ganz allmählich zum herbstlichen Farbwechsel. Es ist auch nicht wirklich kalt. Dennoch fror ich heute auf dem Heimweg wieder einmal erbärmlich. Denn ich habe nur zwei Pullover nach Italien mitgenommen, einen dickeren grauen und einen leichten schwarzen. Den grauen kann ich nicht tragen, weil der Halsausschnitt eine idiotische Form hat – eigentlich ist er so etwas wie ein bis zu den Oberarmen reichendes Dekolleté. Bleibt mir also nur der jämmerlich dünne schwarze.

22

Am heutigen 1. November ist hier in Italien Feiertag, Allerheiligen. Gesundheitlich geht es mir wieder gut. Nur noch selten habe ich Schluckbeschwerden, vor allem dann, wenn ich unvorsichtigerweise etwas Trockenes esse. Gewöhnlich spüre ich, im Gegensatz zu den vergangenen Tagen, keine Schmerzen mehr. Deswegen verpflege ich mich seit gestern auch wieder in der Stadt, obwohl ich, wenn ich Frau Ferrari darum bäte, auch von ihr etwas zu essen bekäme. Aber die arme Frau hat mit ihrem eigenen Haushalt genug zu tun. Es wäre schamlos, ihre Hilfsbereitschaft noch länger auszunutzen.

Gestern erhielt ich einen Brief meiner Eltern mit der nachdrücklichen Aufforderung, hier alles stehen und liegen zu lassen und nach Hause zurückzukehren. So sehr ich diesen Wunsch verstehe, so ganz und gar unmöglich ist es mir, ihm Folge zu leisten. Jetzt, wo es mir wieder gut geht und ich meinen früheren Elan zurückgewonnen habe, will ich unbedingt wissen, wer hier eher aufgibt – das finstere Florenz oder ich, der „vieles erduldende Odysseus“.

An meinem lobenswerten Vorsatz, unverzagt in der Fremde auszuharren, hätte mich nur der Akademieauftrag hindern können – und da hat sich inzwischen eine schöne Lösung gefunden. In meiner krankheitsbedingten Niedergeschlagenheit hatte ich Jan einen langen Brief geschrieben, ihm meine bedrückende Lage geschildert und ihm auch gestanden, wie ungenau ich Hiltberger „informiert“ hatte. Jan antwortete mir umgehend mit der erfreulichen Nachricht, Hiltberger sei mit meinen „Informationen“ (die Anführungsstriche stammen von Jan) nicht nur zufrieden und glücklich, sondern habe mir den Akademie-Auftrag auch um ein weiteres Jahr verlängert, so-

dass ich, obgleich erneut „gebunden“, etwas weniger unter Zeitdruck stände. Außerdem rate mir der gütige alte Herr, hier in Italien sofort das deutsche Konsulat einzuschalten, da sich vielleicht so die Bearbeitung meiner Papiere etwas beschleunigen lasse.

23

Daraufhin bin ich gestern Nachmittag in die Stadt gegangen, um das Schweizer Konsulat aufzusuchen, weil es ein deutsches nicht zu geben schien – jedenfalls waren im Telefonbuch alle möglichen Botschaften verzeichnet, aber keine deutsche. Doch vom Schweizer Konsulat wurde ich mit großer Liebenswürdigkeit um eine Straßenecke weitergeschickt in eine kleine Seitengasse.

Dort hing über einer Tür ein buntes Wappenschild mit der Aufschrift BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND *Konsulat*. Der Herr Konsul empfing mich persönlich in einem riesigen leeren Raum auf einer Bretterkiste sitzend. Freundlich lud er mich ein, auf einer anderen ähnlichen Kiste Platz zu nehmen, und ließ sich dann meine Geschichte erzählen.

Grund für die spartanische Einrichtung der Diensträume war nicht etwa eine energische Intervention des Bundes der Steuerzahler, sondern die Tatsache, dass das deutsche Konsulat in Florenz erst vor ein paar Tagen eingerichtet und dass bisher keines der bestellten Möbel geliefert worden war. Auch keiner der mit den notwendigen Arbeiten beauftragten Handwerker hatte sich bis gestern vor Ort blicken lassen. So viel Schlamperei ließ mich auf das Verständnis des Herrn Konsuls auch für meine Sorgen hoffen.

Ich berichtete ihm von den offensichtlichen Irrwegen meiner Papiere, und er bot mir in der Tat bereitwillig jede Hilfe an, riet mir allerdings, mich in einem Eilbrief direkt an die deutsche Botschaft in Rom zu wenden. Denn wenn meine Probleme auf dem Dienstweg zunächst an die übergeordnete Stelle in Genua und von dort nach Rom weitergemeldet werden müssten, werde ein weiterer – vermeidbarer – Zeitverlust eintreten. Also schrieb ich einen Brief an die deutsche Botschaft in Rom, den ich noch heute Abend am Bahnhof einwerfen werde.

24

Vor ein paar Tagen lernte ich einen sehr begabten deutschen Kommilitonen kennen. Er ist von einem berühmten Münchener Philosophen an einen ebenso berühmten Florentiner Professor, einen Spezialisten für die Philosophie der Renaissance, mit persönlichem Schreiben empfohlen worden. Die Gespräche mit diesem Jungen – Ulli – werden gewiss anregend sein.

Meine Mutter wird sicherlich ihre Koffer wieder ausgepackt haben. Sie sollte froh sein, dass sie nicht hergekommen ist, denn sie hätte mich gesund vorgefunden und dann mit mir Florenz besichtigen müssen, das leider im Augenblick gar nicht sehr anziehend ist – es regnet in Strömen Tag und Nacht. So bin ich gestern Abend triefnass geworden, als ich um 20 Uhr nach Hause zurückgehen wollte, denn ich hatte keinen Regenschirm mitgenommen. Zwar trug ich meinen Regenmantel, aber

das Wasser lief mir zum Kragen hinein und dann allzu erfrischend den Rücken hinunter.

25

Die Übersetzung für meinen Zahnarzt habe ich inzwischen abgeliefert. Um die von ihm beschriebenen Eingriffe deutsch einigermaßen zutreffend wiedergeben zu können, musste ich sie mir noch etwa eine Stunde lang in seiner Praxis von ihm erklären lassen. Während dieser Diskussion bot er mir mit der schönen Unbefangenheit italienischer Akademiker das „Du“ an und beschämte mich damit sehr, angesichts meiner anfänglichen Zweifel an seinen Fähigkeiten. Auch in diesem Fall muss ich mir vorwerfen lassen, leichtfertig geurteilt zu haben – schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort, aber allmählich sollte ich doch erwachsen werden!

Um 22 Uhr beendeten wir unsere Arbeit. Zu so später Stunde fühlte sich mein neuer Freund verpflichtet, mich noch mit seinem riesigen Alfa Romeo nach Haus zu fahren. Natürlich lud ich ihn in meine Studentenbude ein, auch um Ferraris damit zu beeindrucken, dass ich ihnen ihren Zahnarzt als meinen Duzfreund ins Haus brachte. Doch der wohlerzogene Alessandro wollte um diese Uhrzeit nicht mehr stören, will mich aber demnächst einmal besuchen, oder ich soll zu ihm kommen. Seine Zahnbehandlung kostete mich nichts, ebenso wenig wie natürlich ihn meine Übersetzung. Sein Therapieerfolg ist im Übrigen so groß, dass ich inzwischen auch wieder Pfeife rauchen kann.

Irgendwann in den nächsten Tagen werden die Vorlesungen beginnen, allerdings weiß kein Mensch, wann genau – bekannt ist nur, dass das zwischen dem 6. und 10. November der Fall sein wird. Ich habe mir einen Stundenplan entworfen, der 30 bis 33 Vorlesungsstunden umfasst, ohne Seminare und Übungen. Sie werden noch hinzukommen. An meiner Heimatuniversität habe ich nie mehr als 23 Stunden belegt. Und auch hier in Florenz möchte ich mir keine größere Stundenzahl zumuten. Denn im Allgemeinen ist es besser, weniges gut als vieles schlecht zu machen. Insofern dient mein Plan nur einer ersten Orientierung. Ich möchte zunächst, in den ersten Vorlesungsstunden, sehen, welche Themen und Dozenten mich besonders interessieren und dann, nach diesen Erfahrungen, meine endgültige Wahl treffen, also manches wieder streichen.

26

Leider sind meine Arbeitsbedingungen hier in Florenz, wie wiederholt beklagt, alles andere als erfreulich. Am Freitag wollte ich zu meinem Privatvergnügen einen Vergilkommentar aus der Zentralbibliothek entleihen. Doch ein dort tätiger älterer Bibliotheksangestellter ließ mich zunächst endlos lange warten, ohne sich in irgendeiner Weise um mich zu kümmern. Ich war Luft für ihn.

Als ich mich dann unmissverständlich meldete und um Bearbeitung meiner Bestellung bat, begann er, mir tausenderlei Schwierigkeiten zu machen. Er holte alle erdenklichen Listen aus allen erdenklichen Aktenschränken und unterzog sie einer langen und sorgfältigen Prüfung, um zu sehen, ob ich wirklich berechtigt war, den

betreffenden Kommentar nach Hause mitzunehmen, ob das Werk nicht vielleicht für die Ausleihe gesperrt war, ob ... usw., usw. Als er auch in einer Fülle von Papieren keinen Grund entdecken konnte, mir die Ausleihe zu verweigern, erinnerte er sich daran, dass ich vor einigen Tagen zwei Cicerobände von ihm erhalten hatte. Nachdrücklich wies er mich darauf hin, dass ich keinesfalls neue Bücher von ihm bekommen könne, ehe ich nicht diese früher entliehenen zurückgegeben hätte. Doch seine Untergebenen teilten ihm mit, dass ich genau das vor einer halben Stunde, als er nicht dagewesen sei, getan hatte. Daraufhin wurde er außerordentlich zornig, konnte nur mit Mühe seinen Unwillen verbergen.

Nun musste er mir zwar den gewünschten Vergilkommentar geben, es fiel ihm aber sogleich die Fragmentsammlung ein: Schon seit einem ganzen Monat – seit dreißig Tagen! – sei das Lesesaal-Exemplar in meinen Händen, und dieser Zustand sei völlig untragbar. Jeden Tag werde die Sammlung mehrfach verlangt ... usw. Mir wurden diese Schikanen allmählich zuviel. Zwar blieb ich äußerlich ruhig und höflich, sprach aber doch so laut, dass die anwesenden italienischen Studenten verstört von ihrer Sucherei in den Katalogen aufblickten.

Erstens, so sagte ich, sei es mir vom Direktor der Zentralbibliothek gestattet worden, die Sammlung auch außerhalb des Lesesaals zu benutzen. Zweitens habe mir Herr Professor Adelfi das Werk aus seiner Privatwohnung in die Universität mitgebracht und persönlich zur Ausleihe übergeben. Drittens habe mir derselbe Professor bei dieser Gelegenheit die Erlaubnis erteilt, es auch nach Haus zu entleihen. Viertens sei diese Erlaubnis in schriftlicher Form bei ihm, dem Bibliothekar, hinterlegt worden. Fünftens habe sich der Direktor des Instituts für Klassische Philologie, Herr Professor Riccardi, schriftlich gegenüber der Bibliothek dazu verpflichtet, persönlich für mich zu haften. Auch dieses Dokument liege ihm, dem Bibliothekar, vor. Sechstens habe wiederum Herr Professor Adelfi die fragliche Sammlung seit Jahren ununterbrochen in seiner Privatwohnung benutzt, sie sei also zu keinem Augenblick während dieser langen Zeit im Lesesaal verfügbar gewesen. „Dennoch“, so setzte ich ironisch hinzu, „sind Sie, verehrter Herr Bibliothekar, offensichtlich nicht täglich zu Herrn Professor Adelfi, einem Ihrer Vorgesetzten, gelaufen, um ihn zur Rückgabe des Werks aufzufordern.“

Und schließlich, so mein letzter Hinweis, habe doch er selbst mir versprochen, das zweite im Bibliotheksbestand vorhandene Exemplar der Sammlung, sobald es zurückgegeben werde, umgehend an mich weiterzureichen. Wo denn nun diese Bände geblieben seien? – Sie seien inzwischen an eine Doktorandin Professor Adelfis ausgeliehen. – Dagegen sei nicht das Mindeste einzuwenden, betonte ich gnädig, solange nicht die Rückgabe des anderen Exemplars von mir verlangt werde. Denn da die Bibliothek sich nicht an die mit mir getroffenen Absprachen gehalten habe, sei ich vorerst nicht bereit, die bei mir befindlichen Bände wieder herauszugeben.

Der Bibliothekar wusste nichts zu sagen, blieb, während ich wütend davonstürmte, mit hochrotem Kopf zurück. Doch zu triumphieren hatte ich keinerlei Grund. Denn erstens belasten mich derartige Streitereien stark – wohl auch deshalb litt ich am Sonnabend unter Magenbeschwerden –, und zweitens sitzt letztlich die Bibliothek ja doch am längeren Hebel. Unglücklicherweise wird Professor Adelfi im jetzt beginnenden Studienjahr ausgerechnet über die Stoa, sein engeres Forschungsgebiet, eine Vorlesung halten. Dadurch wird vermutlich bald ein echter Bedarf an der

Fragmentsammlung entstehen. Mir droht also der erneute Verlust dieser verdammten Bände, von denen ich vollständig abhängig bin.

Doch dieser Ärger ist nicht der einzige. Vor nahezu zwei Wochen habe ich an die deutsche Botschaft in Rom geschrieben – bis heute bekam ich keine Antwort. Bis heute sind auch meine Papiere hier nicht eingetroffen. Man kann offenbar nach Rom schicken, was man will – man erhält keine Antwort. Daran darf ich gar nicht denken, sonst überkommt mich von Neuem rasende Wut. Inzwischen bezweifele ich sogar, dass ich bis zum 15. Dezember an der Universität Florenz eingeschrieben sein werde. Bin ich es aber nicht, werde ich von der Deutschen Bundesbahn die Fahrpreisermäßigung für Studenten nicht erhalten. Und unter diesen Umständen werde ich zu Weihnachten meine Eltern nicht besuchen können.

Auf jeden Fall werde ich, sollte ich auch morgen keine Antwort aus Rom erhalten haben, noch einmal hier in Florenz zum deutschen Konsulat pilgern und versuchen, den umständlicheren Dienstweg Florenz-Genua-Rom zu gehen. All diese verfluchten kleinen Gemeinheiten frustrierter Bürokraten kosten mich eine Unmenge an Zeit und Nerven.

27

Morgen sollen die Vorlesungen beginnen. Nahezu alle behandelten Gebiete sind von höchstem Interesse für mich. Wenn die Themen halten, was sie versprechen, dann habe ich keine Fehlentscheidung getroffen, als ich mich entschloss, in Florenz zu bleiben. Trotzdem bin ich verbittert, und mein Gesichtsausdruck wird täglich finsterer. Ich fürchte, ich werde bald äußerst verkniffen aussehen.

Nachdem ich in der vergangenen Woche jeden Abend bis in die Nacht hinein gearbeitet hatte, wollte ich mir wenigstens gestern Nachmittag ein bisschen Frischluft gönnen. Gegen 16.30 Uhr ging ich mit einem Regenschirm bewaffnet in Richtung Arno. Zunächst kaufte ich an der Kasse des *Teatro Comunale* buchstäblich die letzte Karte des billigsten Platzes – 2 DM, seconda galleria – für ein Konzert, mit dem ich schon die ganze Woche geliebäugelt hatte, denn es stehen Mozarts Haffner- und Beethovens 7. Symphonie auf dem Programm. Sie umrahmen ein mir unbekanntes Klavierkonzert Bartoks.

Danach wanderte ich kilometerweit von Motorradgeschäft zu Motorradgeschäft. Der Abend war schön, die Bewölkung riss auf, große Kumuluswolken leuchteten rosig, und die prächtige Arnofront strahlte in einem magischen Licht. Vergangenen besseren Zeiten nachtrauernd hoffte ich, vielleicht irgendwo einen billigen kleinen Renner erwerben zu können, aber ich wurde enttäuscht, denn Wunder sind selten. Also sammelte ich nur eine Riesenmenge an Prospekten, bestaunte einzelne hübsche Maschinen, stand – ungeschickt und geistesabwesend mit meinem Regenschirm hantierend – ein Weilchen in den Verkaufsräumen herum und ging wieder.

Sehr preisgünstig scheinen mir die DUCATI-Motorräder zu sein. Dabei überzeugen gerade sie nicht nur durch hervorragende Technik, sondern auch durch besondere Schönheit. Ihre Motoren verfügen sogar über eine obenliegende Nockenwelle. Na ja, was hilft's! Trotzdem war's schön, wenn auch ein bisschen deprimierend. Immerhin kann ich jetzt jeden Abend in den Prospekten lesen.

28

In der letzten Woche bekam ich aus Rom eine Antwort der deutschen Botschaft. Man habe meine Dokumente im italienischen Außenministerium noch nicht auffinden können, die zuständigen Stellen bäten um Angabe des genauen Absendedatums meines Einschreibens und um eine Photokopie des Einlieferungsscheins. Ich ließ für 500 Lire die gewünschte Photokopie anfertigen und wollte sie direkt an das Ministerium schicken. Doch Ulli riet mir dringend davon ab: „Sonst antworten sie dir wieder ein paar Monate nicht." Und tatsächlich war es viel klüger, weiterhin über die Botschaft zu verhandeln. Das Wichtigste war aber in diesem Augenblick, dass ich tatsächlich den winzig kleinen Einlieferungsbeleg des Einschreibens sorgfältig eingeheftet und aufgehoben hatte, denn sonst wäre ich bei der trickigen Rückfrage des Ministeriums sofort verloren gewesen.

Ich bin ein bisschen erkältet. Das Wetter ist schlecht, 12 bis 15 Grad über Null. Alles friert Stein und Bein. Die Bäume sind aber immer noch grün. Und jedes Mal, wenn der Himmel blau und weit ist, wenn die Erde duftet und ein warmer Windhauch die Kälte vertreibt, wenn einzelne weiße Wolken durch das Blau jagen, spüre ich eine quälende Sehnsucht, mich frei bewegen und Ausflüge in das Umland von Florenz unternehmen zu können.

29

Professor Giacometti behandelt in diesem Studienjahr die einzige Komödie Menanders, die wir vollständig kennen, da ihr Text kürzlich in einem Papyrus-Codex entdeckt wurde. Es lag nahe, uns am Beispiel dieses Sensationsfunds, des *Dyskolos* (des Griesgrams), zu zeigen, wie man einen Papyrus entziffert.

Die Übung begann am Mittwochabend. Als ich zusammen mit vielen anderen Studenten den Unterrichtsraum betrat, wurde ich zu meiner Überraschung von Professor Giacometti persönlich begrüßt. Erst im Gespräch mit ihm erfuhr ich, dass der Berliner Professor Leuschner ihm mein Kommen mit viel Lob meiner Masken angekündigt hatte. Davon hatte ich bisher nichts gewusst. Es klingt widersinnig, doch es war ein beschämender Augenblick, als ich hier so herzlich aufgenommen wurde. Denn während mir Professor Giacometti die Hand schüttelte und mich in seinem Institut willkommen hieß, tat ich mental all denen Abbitte, deren freundlichen Zusagen ich – auch an jenem Abend im Dahlemer Dorfkrug – keinen Glauben geschenkt hatte. Jedes Mal, wenn mir jemand eine Empfehlung versprochen hatte, hatte ich das für leeres Gerede gehalten – und in sämtlichen Fällen habe ich mich geirrt.

Doch noch aus einem anderen Grund hat sich mir diese erste Sitzung tief eingeprägt. Wir tagten im Bibliotheksraum des papyrologischen Instituts an einem viele Meter langen Tisch. Ich hatte an dessen oberem schmalen Ende einen Platz gefunden, links in der Mitte zwischen vielen Studenten dozierte der Herr Professor, an der rechten Längsseite kippelten weitere Studenten munter oder gelangweilt auf ihren Stühlen herum.

An der anderen Schmalseite des Tisches, mir gegenüber, saß dagegen völlig regungslos ein überaus bezauberndes Mädchen. Noch nie sah ich ein schöneres weibliches Wesen. Zwei Stunden lang konnte ich die junge Kommilitonin schamlos anstar-

ren – nicht ein einziges Mal nahm sie Notiz von mir, schaute nie von ihrem griechischen Text auf, sondern blickte stets ohne jede Bewegung nach unten auf die Photographien des *Dyskolos*-Papyrus. Lange schwarze Wimpern bedeckten tiefdunkle Augen, lange schwarze Haare fielen leicht nach vorn in Stirn und Wangen, der Nasenrücken war so fein, der Mund so voll, weich und melancholisch, der Hals so lang und schlank wie der Nofretetes, aber sie war – Gott sei Dank – jünger, höchstens achtzehn Jahre alt, offenbar eine „Matricola", ein Erstsemester. So könnte Audrey Hepburn ausgesehen haben, noch ehe sie ihren ersten Film drehte.

Sofort nach der Sitzung versuchte ich, irgendwie in ihre Nähe zu kommen. Aber das war völlig unmöglich. Sie stand auf und war augenblicklich von Freundinnen umgeben, die sie wie Leibwächter in ihre Mitte nahmen und aus dem Raum geleiteten. Wir anderen – und so leider auch ich – wurden keines Blickes gewürdigt.

Was mich auch jetzt noch beschäftigt, war der schwermütige Gesichtsausdruck der geheimnisvollen Schönen. Immerhin lasen wir eine Komödie – aber offensichtlich gab es dabei für sie nichts zu lachen. Hatte sie Schwierigkeiten mit der griechischen Sprache? Gefiel ihr das ganze Fach nicht? Hatte sie etwas anderes studieren wollen? Oder fürchtete sie sich vor dem Herrn Professor? Aber das war doch wirklich ganz ausgeschlossen – Professor Giacometti ist der liebenswürdigste, gütigste Lehrer, den man sich vorstellen kann. Warum sieht sie also derart traurig auf den lustigen Text einer antiken Komödie, warum sieht sie nicht lieber fröhlich auf einen so hübschen Jungen wie mich?

Übrigens habe ich inzwischen meinem Radio durch den Kauf eines Transformators, der in die Zuleitung eingeschaltet wird und die Spannung von 170 Volt auf 220 Volt erhöht, wieder auf die UKW-Beine helfen können. Dennoch hat mir noch kein Sender in den letzten Tagen Klänge geboten, die die eindrucksvolle Erscheinung des wehmütigen Mädchens als Filmmusik untermalen könnten. Am besten würde sich dafür wohl Mozarts Streichquartett-Fassung (KV 405 No. 3) der E-Dur-Fuge aus Bachs Wohltemperiertem Klavier Teil II (BWV 878) eignen. Ist Bachs Musik also doch allgegenwärtig, auch in einem fremden Gesicht – ist sie „da und nicht da", wie Plotin vom göttlichen Einen sagt?

30

Am Sonnabendmorgen bekam ich einen Brief vom italienischen Außenministerium. Meine Dokumente seien unauffindbar. Hier konnte nur noch ein völliger Neubeginn helfen. Vorsorglich hatte ich ja alle für die Einschreibung in Florenz erforderlichen Unterlagen doppelt und dreifach aus Deutschland mitgeschleppt.

All diese Papiere stapelte ich nun rechts auf dem Schreibtisch und übersetzte sie dann von Sonnabendmittag bis Sonntagabend 18 Uhr, mit nur kurzen Schlaf- und Essenspausen. Ohne den Umweg über Entwürfe tippte ich meine Texte unmittelbar in die Maschine. Nach eineinhalb Tagen hatte ich den Papierberg von der rechten auf die linke Seite des Tisches umgeschichtet, fügte einen ausgefüllten Antrag auf DB-Fahrpreisermäßigung und meine beiden letzten Passbilder hinzu, steckte das Ganze in einen großen Umschlag und sandte es heute Morgen als Einschreiben-Eilboten an die deutsche Botschaft in Rom. Auf direkte Verhandlungen mit italienischen Ministerien will ich mich keinesfalls mehr einlassen.

31

Auf dem Rückweg von der Hauptpost ging ich wieder einmal bei der DUCATI-Vertretung in der Via de' Fossi vorbei. Erstens kam ich so ein bisschen an die frische – nein, leider allzu frische – Luft. Denn an den vergangenen beiden Tagen hatte ich ja, trotz schönen Wetters, nicht einen einzigen Schritt vor die Tür getan. Zweitens – und das war mir wichtiger – wollte ich mich noch einmal bei meinem Händler vergewissern, dass die *GT 200* fahrfertig tatsächlich nicht mehr kostet als in der Werbung angegeben. Man kann ja nie misstrauisch genug sein. Und richtig! Wie fast immer und überall auf der Welt stellte sich auch bei DUCATI heraus, dass der Listenpreis reine Fiktion ist, denn es kommt eine in den Prospekten nicht ausgewiesene Verkaufssteuer hinzu – als ausgesprochen böse Überraschung!

Also verkroch ich mich heute während der Catull-Vorlesung, von der ich kein Wort gehört habe, in die letzte Bank des Hörsaals und rechnete, genauer: ich füllte ein imponierend großes Blatt mit riesigen, teils völlig sinnlosen Zahlenkolonnen. Mit diesen „Unterlagen" ging ich abends zu meinem netten, stets geduldigen DUCATI-Händler und sprach zwei Stunden lang auf ihn ein. Ich bot ihm für die *GT 200* ungefähr 20 % weniger als den „vorgesehenen" Endpreis.

Schließlich war der gequälte Mann bereit, auf mein Angebot einzugehen, wollte aber angesichts seines Entgegenkommens nun auch sofort den Vertrag abschließen, denn jetzt im Winter sei ja die Nachfrage nicht groß, auch Lieferzeiten gebe es im Augenblick nicht. Seine Argumentation überzeugte mich, und so unterzeichnete ich den Kaufvertrag. Denn da ich in Italien auf jeden Fall die Steuer und die Versicherung für ein ganzes Jahr bezahlen muss, möchte ich mich auch ein volles Jahr mit dem hübschen Spielzeug vergnügen. Auch im Hinblick auf die Höhe des Zolls dürfte es vorteilhaft sein, wenn die Maschine vor der Einfuhr nach Deutschland schon längere Zeit in Italien zugelassen war. Doch vor allem konnte ich den inneren Kampf mit der Versuchung nicht länger ertragen. Manche Kosten kommen allerdings noch hinzu, so die Kfz-Steuer, der Haftpflichtbeitrag und die Ausgaben für die Fahrt nach Bologna. Außerdem benötige ich einen Rückspiegel – er ist vom Werk nicht vorgesehen – und ein paar weitere Kleinigkeiten.

Alle anderen Probleme scheinen lösbar. Bis morgen Abend will das Fachgeschäft für mich klären, ob mich nicht doch irgendwelche italienischen Vorschriften am Kauf hindern. Erst dann werde ich wissen, ob und unter welchen Bedingungen ich hier in der Toskana herumkurven darf. Deshalb bin ich heute Abend ziemlich aufgeregt.

32

Meine Entscheidung für die DUCATI hat, wie mir scheint, gute Gründe. Ihr Einzylinder-Viertakt-Motor leistet bei einem Hubraum von 203 ccm und einer maximalen Drehzahl von 7.500 U/min angeblich 18 PS und beeindruckt durch hochmoderne Technik. Denn die beiden um 80° im Zylinderkopf geneigten Ventile werden über kurze Kipphebel von einer zwischen ihnen liegenden Nockenwelle betätigt, die ihrerseits von einer sogenannten Königswelle angetrieben wird. Eine solche Konstruktion erfordert eine Fülle von Zahnrädern. Denn die Drehbewegung der Kurbelwelle muss

zunächst über zwei Kegelzahnräder um 90° in die Senkrechte und dann an der Nockenwelle über zwei weitere Kegelzahnräder wieder in die Waagerechte umgeleitet werden. Diese Zahnrad-Orgie wird bei der DUCATI noch durch den Primärantrieb (die Kraftübertragung zwischen Kurbelwelle und Getriebe-Eingangswelle) auf die Spitze getrieben, da auch er über Zahnräder erfolgt.

Weil bei der DUCATI der Zündzeitpunkt der Magnetzündung automatisch geregelt wird, hoffe ich, dass ich mir beim Antreten – anders als kürzlich mein Freund Kai – nicht das Fußgelenk brechen kann. Kai verletzte sich in dieser Weise, weil er beim Anwerfen seiner NORTON vergaß, die handgeregelte Zündung auf „Spät" zurückzustellen.

Beim sorgfältigen Studium des mir von meinem lieben Händler schon übergebenen Handbuchs sah ich übrigens mit leichtem Gruseln, dass ich mich erheblich umstellen muss: Denn der Fußbremshebel der DUCATI ist links, ihr Fußschalthebel rechts angeordnet. Bei der BMW war es genau umgekehrt. Auch das Schaltschema der *GT 200* stellt alles mir Vertraute auf den Kopf. Denn auf der DUCATI-Schaltwippe – noch nie habe ich einen solchen „Schuhschoner" benutzt – liegt der 1. Gang hinten unten, der zweite, dritte, vierte Gang vorn unten. Zurückgeschaltet wird ausschließlich hinten unten – vierter, dritter, zweiter, Leerlauf, erster Gang.

Etwas besonders Italienisches an diesem Motorrad ist seine Schönheit. So wie es ja viele schnelle Autos gibt, aber nur einen Ferrari, so ist auch die DUCATI eine Augenweide. Lackiert ist sie in einem leuchtenden Rot. Wenige kleine Flächen am Tank und auf den seitlichen Verkleidungsblechen der Batterie und des Ansaugfilters sind elfenbeinfarbig abgesetzt. Von diesen helleren Flächen wird das Rot durch schmale goldene Linien getrennt. Alle übrigen Teile – so vor allem der ziemlich wuchtige Motor – leuchten als hellsilbriger Leichtmetallguss, poliertes Leichtmetall oder verchromter Stahl, so die Felgen, beide Seiten der vorderen und hinteren Trommelbremse, Teile der Telegabel, die kurzen Stummellenkerhälften, das große Auspuffrohr und der Schalldämpfer, beide Seitenflächen des Motorblocks, die Verkleidung der Königswelle, der vordere und hintere Ventildeckel und schließlich die schräge seitliche Abdeckung der oberen Nockenwellenzahnräder.

Auch hier trägt das polierte Aluminium, wie auf beiden Seiten des Motorblocks, noch einmal eingegossen den Namenszug DUCATI, und das mit besonderem Recht. Denn auf dieses Konstruktionsmerkmal kann das Werk besonders stolz sein. Ich kann nur hoffen, dass dieser Motor beim Fahren so viel Freude macht wie beim Ansehen – dann müsste er ja ein großartiger Spielgefährte sein.

33

Wenn ich noch Geld gehabt hätte, dann hätte ich heute am Bahnhof bei einem Straßenhändler für 10 DM eine große Wolldecke gekauft. Damit hätte ich die DUCATI im Hausflur zudecken und so hoffentlich vor jedem Stoß schützen können, aber ich hatte leider nur noch wenige Lire in der Tasche. Denn das Geld, das meine Eltern auf meine Bitte von meinem deutschen Konto abgehoben und mir geschickt haben, ist bisher nicht bei mir eingetroffen. Daher sitze ich diesmal finanziell arg auf dem Trockenen.

Herr Professor Giacometti bemüht sich rührend darum, mich in jeder Weise zu unterstützen. So übergab er mir heute aus eigener Initiative, also ohne dass ich ihn darum gebeten hätte, ein äußerst schmeichelhaftes Empfehlungsschreiben an die Direktorin der Biblioteca Medíceo-Laurenziana. Außerdem lud er mich für die nächste Woche zu einem – wie er sagte – kleinen „Schwatz“ ein, übrigens zusammen mit Dr. Andriessen. Diesen jungen Mann lernte ich vor einigen Tagen kennen. Er unterrichtete bereits als Assistent an einer westfälischen Universität, hat aber wohl jetzt ein Forschungsstipendium für Florenz bekommen, um hier in der Biblioteca Medíceo-Laurenziana die Neuausgabe einer griechischen Tragödie vorzubereiten. Er ist älter als ich, verheiratet, Vater eines Kindes, ein zweites Kind ist unterwegs. Mit diesem klugen Landsmann bin ich ebenfalls befreundet – er ist mein lieber Sven.

Am wichtigsten war aber, dass heute Nachmittag gegen 15 Uhr ein großes Eil-Einschreiben aus Rom für mich eintraf. Es enthielt alle meine Dokumente. Absender war die deutsche Botschaft. Die von mir gefertigten italienischen Übersetzungen waren vom Dolmetscher der Botschaft überprüft und nur in einem einzigen Punkt geändert worden. Außerdem hatte mir der Herr Botschafter persönlich in meinem Antrag auf Fahrpreisermäßigung bestätigt, dass ich zurzeit in Italien studiere. Das dürfte der Bundesbahn ja wohl als amtliche Auskunft genügen. Die beiden Passbilder hatte man auf große Bogen aufgeklebt und rings um sie herum eigentlich alles bescheinigt, was sich überhaupt bescheinigen lässt – wie es im Begleitbrief heißt „aus vorbeugenden Gründen“.

Nach Durchsicht meiner Übersetzungen hatte die Botschaft den riesigen Papierberg zum italienischen Ministerium gekarrt und dort beglaubigen lassen. Allerdings verlangte das Ministerium nun auch noch 5.900 Lire für seine rastlose Tätigkeit. Dazu der Botschafter: „Wir sind bemüht, diese Kosten für Sie aus einem Sonderfonds zu begleichen.“ Unterschrift: „Dr. Freiherr F. von Pape, Legationsrat erster Klasse.“ Zu dem ganzen Albtraum kann ich nur sagen: Ohne die römische deutsche Botschaft wäre ich verloren gewesen. Sie hat mich hervorragend unterstützt – wie im Übrigen auch das neue Konsulat in Florenz.

Ich könnte mich also am Montag einschreiben lassen, doch wenn auch die Universität Gebühren von mir verlangt, wüsste ich nicht, wie ich sie bezahlen soll. Allerdings könnte ich mir bei meinem Freund Ulli jederzeit 5.000 Lire leihen. Jetzt – ohne Not – wollte ich den bereitwillig angebotenen Kredit noch nicht annehmen.

Natürlich sind all diese Aufregungen nicht gerade dazu angetan, mich in Weihnachtsstimmung zu versetzen – anders als das Wetter, denn das gibt sich durchaus winterlich. Vor ein paar Tagen lag über Florenz auf dem 950 m hohen Monte Morello eine weithin leuchtende Schneedecke.

34

Soeben gab meine Schreibmaschine wieder einmal ihren armseligen Geist auf. Diesmal riss der Draht zwischen der *H*-Taste und dem *H*-Typenhebel. Also muss ich meine geplagten Eltern zum x-ten Mal um die Zusendung irgendeines Drahtzugs bitten, schreibe gerade mühsam mit der Hand auf der Rückseite einer hochromantischen Ansichtspostkarte – zu bewundern ist der Ponte Vecchio im letzten Abendlicht – die ärgerlichen, nüchternen, so ganz und gar profanen Daten meiner Reiseschreibmaschi-

ne vom Typ Triumpf Tippa – „....Fabriknummer 03 44 24, benötige Draht zwischen Typenhebel *H* und Verteiler. Habt bitte Mitleid mit mir und schickt möglichst bald Ersatzteil. Ansonsten ist meine Lage so rosig wie der auf der Rückseite dieser Karte abgebildete Ponte Vecchio bei Sonnenuntergang. Mit herzlichen Grüßen....."

35

Am Sonnabendmorgen hatte ich endlich alle Papiere zusammen und brachte sie zu meinem DUCATI-Händler. Er versprach mir, die Auslieferung der *GT 200* für Montag vorzubereiten. Den Rest des Tages arbeitete ich unkonzentriert am Index der Fragmentsammlung, ging abends unruhig zu Bett, zog vorher, ohne mir viel dabei zu denken, einfach aus Gewohnheit, den Wecker auf.

Pünktlich um 8 Uhr klingelte er. Ich sprang von meinem zerwühlten Lager auf, lief zum Fenster, öffnete die Läden, starrte nach draußen: Kaltes, aber klares Wetter, Wind aus Norden, von den Alpen her. Noch im Schlafanzug rannte ich in den Flur zum Telefon, das ich jederzeit benutzen kann – für jedes Telefonat bekommt Francesca, die fünfjährige Tochter der Ferraris, 30 Lire von mir. Eilig wählte ich die Nummer meines Händlers.

Nach einiger Zeit meldete er sich schlaftrunken. Ich versuchte, ihn wachzurütteln: „Los, Sie lieber Mensch, voran, aufgewacht! Ich möchte sofort nach Bologna fahren und mein Motorrad abholen. Bereiten Sie bitte alles wie vereinbart für mich vor und bitte beeilen Sie sich! In einer halben Stunde bin ich bei Ihnen in der Via de' Fossi."

Eine knurrige, ein bisschen verzagte Widerrede: „Heute ist das Werk doch geschlossen, oggi è festa: heute ist Feiertag."

„Ja du lieber Himmel, wie viel Feiertage habt ihr denn in diesem Land?"

„Heute ist ein ganz gewöhnlicher Feiertag."

„Verstehe ich nicht. Welcher Heilige ist denn dran?"

„Das weiß ich nicht. Heute ist ein ganz normaler Sonntag, junger Herr."

„Einen Augenblick bitte!" – Zu Ferraris: „Ist heute nicht Montag?" – „Nein, heute ist Sonntag." Ins Telefon: „Heute ist Sonntag, tatsächlich! Na, macht nichts, dann schönen Sonntag! Morgen fahre ich aber auf jeden Fall nach Bologna und hole mir die *GT 200* ab. Bitte entschuldigen Sie die Störung!"

36

Am Montagmorgen lieh ich mir von meinem Freund Ulli, dem Experten für die Philosophie der Renaissance, nicht nur 10.000 Lire – ich selbst hatte ja keine einzige Lira mehr –, sondern auch noch seinen dicksten Pullover, seine schwarze Zipfelmütze, seine Lederhandschuhe, außerdem eine seiner Landkarten, und wanderte zur DUCATI-Vertretung. Dort wurde ich von der gesamten Belegschaft einschließlich aller Mechaniker mit großem Hallo als der Mann empfangen, der Sonntag und Montag verwechselt. Mein Händler rief in Bologna an: „Herr Rainald kommt heute, um seine Maschine abzuholen. Bitte stellen Sie das Fahrzeug bereit! Er fährt in wenigen Minuten hier ab."

Ich zum Bahnhof. Schnellzug nach Bologna in vier Minuten. Am Schalter eine endlose Schlange. Ich springe ohne Fahrkarte in den Zug. In irgendeinem der langen Apennin-Tunnel Fahrkartenkontrolle. Ohne alles Schuldbewusstsein erkläre ich, dass ich keine Karte hätte und warum nicht. Natürlich könne ich sie im Zug lösen, war die Antwort, aber das koste das Doppelte. Ich begann zu jammern. Der Schaffner behauptete, in Italien wisse das jedes Kind. Ich: „Ich bin weder im Allgemeinen ein Kind noch im Besonderen ein italienisches Kind." Er lächelte und meinte, das müsse ich ihm erst beweisen. Also zeigte ich ihm meinen Reisepass und erhielt mit dem Zusatz „buona fede: guter Glauben" die Fahrkarte zum Schalterpreis.

Um 12 Uhr kam ich in Bologna an, wo es noch viel kälter war als in Florenz. Auf dem Bahnhofsvorplatz standen zufällig meine Deckenverkäufer, die offenbar von Florenz hierher weitergezogen waren. Ich kaufte ihnen eine flauschige, rot und schwarz gemusterte Wolldecke für 1.500 Lire ab. Die beiden finsteren Gesellen, die ihre Ware zu diesem Preis verramschen, müssen irgendeinen Laden geplündert haben. Hundert Meter weiter erwarb ich auch noch einen Stahlring mit Schloss, wickelte ihn zusammen mit meiner übrigen Habe in die neue Decke und ging mit diesem Bündel auf die Suche nach dem DUCATI-Werk. Man verwies mich auf verschiedene Buslinien, und nach einer bestimmt zehn Kilometer langen Fahrt fand ich das Werk an einer in Richtung Módena führenden Straße in Panigale, ganz am Stadtrand von Bologna.

Vom Portier wurde ich nach meinen Wünschen gefragt und ließ mich zu einem dottor Bussi führen. Mein Händler hatte mir gesagt, ich solle mich an diesen leitenden Angestellten, den Chef der Verkaufsabteilung für Italien, wenden. Der dottore, ein älterer Herr, nahm mich freundlich in Empfang. Obwohl ihn zweifellos in seinem riesigen Büro eine Unmenge Arbeit erwartete, unterhielt er sich lange mit mir. Ich erzählte ihm von meinen Gründen für den Kauf einer DUCATI, er war sichtlich angetan von meiner Begeisterung für Motorräder im Allgemeinen und für DUCATI-Produkte im Besonderen. Gerührt überhäufte er mich mit kleinen Geschenken. So gab er mir ein Handbuch der DUCATI-Königswellenmotorräder in italienischer Sprache, zwei in deutscher Sprache – eines davon für meinen Vater –, eine 40 Seiten lange Ergänzungsliste der Ersatzteile für die *GT 200* (sie ist das neueste DUCATI-Modell), außerdem einen großen Ersatzteilkatalog von 250 Seiten Umfang. Beide Bücher enthalten großartige Sprengzeichnungen, auf denen man die Maschine bis zur letzten Schraube studieren kann. Allein diese Zeichnungen anzusehen ist eine Freude.

Dann äußerte ich den Wunsch, die Fabrikation der Motorräder zu sehen. Man war gerne bereit, sie mir nach der Mittagspause in allen Details zu zeigen. Also aß ich in einem nahen Restaurant eine Kleinigkeit und erschien, wie vereinbart, um genau 14 Uhr wieder im Büro des dottor Bussi. Ein junger Ingenieur wurde herbeizitiert und führte mich drei Stunden lang durch das Werk. Außerdem zeigte man mir eine Zweizylinder-Rennmaschine und versprach, wenn ich wieder einmal nach Bologna käme, mir auch eine Neuentwicklung vorzuführen. Deren Motor – nach Gehör würde ich sagen: ein Zweizylinder-V-Motor – lief im Dauertest mit hoher Drehzahl und kraftvollem Klang in einer versteckten Ecke des Werks auf einem Prüfstand.

37

Als ich von der Werksbesichtigung zurückkam, begann es schon zu dunkeln. Dottor Bussi hatte inzwischen die Verwaltung der Autostrada del Sole angerufen und außerdem Erkundigungen über den Zustand der anderen Apennin-Pässe eingeholt. Alle waren fast zugeschneit. Über den nahen Bergen hing noch immer eine Wolkenfront.

Man brachte mich, als ich meine Armut beklagte und mich weigerte, die Maschine mit dem Zug transportieren zu lassen, auch weil sie mir dafür zu schade sei, auf das Dach der Halle B, von dem aus ich sehen konnte, dass die Berge – sogar die tieferen Ausläufer des Apennin – inzwischen bis in die Ebene hinein verschneit waren. Über das Hallendach pfiff ein eiskalter Nordwind, ich zitterte vor Kälte, und auch meine drei Begleiter froren erbärmlich. Überzeugender denn je beschworen sie mich, doch nicht schlimmstenfalls meine Gesundheit oder sogar mein Leben, bestenfalls die neue Maschine aufs Spiel setzen, indem ich an diesem Abend den Apennin zu überqueren versuchte.

Wieder im warmen Büro holten sie eine Karte hervor, um mir zu beweisen, dass der Apennin für ein Motorrad bei solchem Wetter ein unüberwindliches Hindernis ist. Es gibt folgende Pässe:

Autostrada del Sole, 726 m, 100 km, kürzeste Strecke;
Passo del Giogo, 882 m, 120 km;
Passo della Futa, 903 m, 107 km;
Passo del Muraglione, 907 m, 300 km;
Passo della Porretta, 932 m, 150 km;
Passo della Raticosa, 968 m, 115 km;
Passo dell'Abetone, 1388 m, 300 km.

Von den ersten drei und gleichzeitig niedrigsten Pässen – nur der Passo del Muraglione ist etwa gleichhoch – wussten wir mit Sicherheit, dass sie schneebedeckt, wenn auch noch mit dem Auto passierbar waren.

Damit ich mich nun aber nicht länger auf den Preis des Eisenbahntransports berufen und mit diesem unsinnigen Argument mein „lebensgefährliches Abenteuer" begründen könnte, versprach mir der rührend besorgte dottor Bussi, die DUCATI mit einem Werkslastwagen, der sowieso nach Florenz fahren müsse, „morgen", also am heutigen Dienstag, in die Via de' Fossi zu meinem Händler bringen zu lassen.

Inzwischen war es 17 Uhr geworden. Dottor Bussi begleitete mich noch persönlich in die Versandabteilung, wo ich dann meiner wunderschönen *GT 200* zum ersten Mal gegenüberstand und auch noch selbst ihre Verpackung für den Transport überwachen durfte. Erst ziemlich spät fuhr ich in einem völlig überfüllten Zug nach Florenz zurück, verkroch mich, zu Hause angekommen, sofort ins Bett und schlief schon nach wenigen Minuten ein.

38

Heute Morgen kam die Maschine dann, wie versprochen, mit einem Lastzug aus Bologna. Als ich sie auch selbst wieder auspackte, sah ich, dass durch irgendein dummes Missgeschick seitlich in die Sitzbank ein Loch gestoßen worden war. Ich

zeigte den Schaden meinem immer gelassenen Händler, der sofort in Bologna anrief – in spätestens zwei Tagen, so sagte er mir, werde eine neue Sitzbank geliefert und von seinen Mitarbeitern gegen die beschädigte ausgetauscht werden. Doch diese Arbeit werde ich wohl, um nicht noch einmal in die Stadt fahren zu müssen, selbst ausführen. Den dafür notwendigen Schraubenschlüssel kann ich mir sicher in der Reifenwerkstatt leihen.

Außerdem erfuhr ich, dass mir mein DUCATI-Händler auch noch die Steuer für ein ganzes Jahr geschenkt hat. Das endgültige Blech-Nummernschild bekomme ich allerdings erst in den nächsten Tagen. All das erledigt der Händler für mich. Für den Augenblick – zehn Tage lang – darf ich mit einer Überführungsnummer fahren. Sie traf gegen 13 Uhr im Laden ein, wurde am Heck der DUCATI mit Tesafilm festgeklebt – es handelte sich nur um ein Stück dünne Pappe, denn bekanntlich regnet es in Italien ja nicht (?) –, und dann war mein neues Spielzeug endlich startbereit.

Ich trug meinen üblichen – weil einzigen – dünnen Mantel, putzte aufgeregt noch einmal meine Brille, zog Ullis Handschuhe an und begann – da ich mich ja durch die vorherige Lektüre des Handbuchs ausreichend informiert glaubte – mit der folgenden umständlichen Startprozedur: Ich öffnete beide Benzinhähne – die *GT 200* hat links und rechts einen wie die NORTON meines Freundes Kai (die Benzinhähne sind ein englisches Fabrikat, ganz klein, mit metallischem Drehstift) –, wählte an der Luftverstellung rechts am Lenker die Stellung „fett“ (auch so etwas kannte ich noch nicht), schob den Schlüssel in das oben rechts in den Scheinwerfer eingebaute Zündschloss, drehte ihn nach links, gab etwas Gas und versuchte den Kickstarter durchzutreten.

Er bewegte sich nicht. Ich stellte mich mit meinem ganzen Gewicht darauf – nichts rührte sich. Ich wippte auf ihm wie ein Spatz auf einem Ast, die auf dem Hauptständer stehende Maschine drohte umzufallen – nichts! Ratlos schaltete ich die Zündung wieder aus, die Mechaniker freuten sich: „Buona compressione! Pigi con forza e velocemente fin in fondo: Gute Kompression! Treten Sie mit Kraft und schnell vollständig durch!“ – als wenn ich nicht schon viele tausend Mal die BMW angetreten hätte!

Endlich, nach etwa zwanzig Versuchen, die höchst aufregend sind, springt sie mit einem dumpfen Röhren an. Dabei bläst sie wie ein Flugmotor, der etwas auf sich hält, eine blaue Rauchwolke aus dem Auspuff. Mein Gott, denke ich, sie könnte eine der englischen Maschinen Kais sein. Und damit hatte ich schon im ersten Augenblick den Nagel auf den Kopf getroffen. Man braucht nur an Kais TRIUMPH *Bonneville* oder an seine NORTON *Dominator* zu denken, dann hat man auch eine Vorstellung von der DUCATI. Die Ähnlichkeit ist in jeder Hinsicht frappierend.

Die Mechaniker wünschen mir alles Gute, erklären mir noch einmal das Schaltschema – der Motor steht wieder. Zehnmal angetreten, er grölt wieder los, es riecht nach Rizinusöl. Also Start, erster Gang, zweiter Gang, aus der Via de’ Fossi auf die Piazza Goldoni! Um Himmels willen denk daran, dass bei der DUCATI, anders als bei der BMW, das Hinterrad nicht mit dem rechten, sondern mit dem linken Fuß gebremst und dass rechts geschaltet wird! Erstaunlich, wie viel Kraft man braucht, um auszukuppeln! Eine kleine Kurve, ein Polizist regelt auf der Kreuzung den Verkehr, gibt mir den Weg zum Ponte alla Carraia frei, brav gehorche ich seinem Winken, bemühe mich, ihm nicht vor die Füße zu fallen, sehe, dass er mich mit einem wohlwollenden

Lächeln zu ermutigen sucht, erreiche die Brücke, überquere schon etwas selbstsicherer auf ihr den Arno, durchfahre den Borgo San Frediano und erreiche wenig später meinen Viale Petrarca.

39

Ach, fahren wir die schöne Neuerwerbung doch wenigstens einmal ein bisschen warm – also raus aus der Stadt! Vom Viale Petrarca biege ich in die Via Senese ein, um so Florenz auf dem schnellsten Weg zu verlassen, halte allerdings zunächst an einer Tankstelle. Doch der Tank nimmt nur wenige Liter Benzin auf, da mein rührend anständiger Händler ihn mir fast bis zum Rand gefüllt hat. Ich kann Wachspolitur bekommen, kaufe eine Dose, stecke sie in die linke Manteltasche. Schon nach fünf Versuchen läuft die DUCATI wieder. Weiter in Richtung Siena.

Die Straße ist einsam. Ich fange an, ein bisschen ruhiger nachzudenken. Zum ersten Mal seit langer, langer Zeit fahre ich wieder auf zwei Rädern, richtiger: ich liege auf dem Bauch über zwei Rädern, die behandschuhten Hände vorn unten am Vorderrad, die Kehrseite weit hinten über dem Schlusslicht. Obwohl die Hinterradfederung der DUCATI so weich wie möglich eingestellt ist und eigentlich einen großen Federweg hat, ist sie mindestens so hart wie die der BMW, wenn nicht sogar härter. Das Fahrverhalten der DUC glänzt durch Handlichkeit, sie reagiert ausgesprochen empfindlich auf jeden Seufzer, lässt sich unglaublich leicht lenken. Die Richtungsstabilität der BMW bekommt sie erst bei etwa 60 km/h. Durch die tiefe „Sitz“-Position hat man den Eindruck, irrsinnig schnell zu sein. Der Motor macht sich nicht durch Ventilklickern oder ähnliche intermittierende, sondern durch eine Menge singender Geräusche in verschiedener Tonhöhe bemerkbar. Schon im Werk wurde mir gesagt, das dürfe mich nicht wundern – besonders in der ersten Zeit würden die vielen Zahnräder ziemlich laut zu hören sein. Auf jeden Fall wurde ihr vielstimmiger Gesang nicht vom Auspuffgeräusch übertönt, da der Schalldämpfer erstklassige Arbeit leistete, und auch die Ansaugströmung schwieg beharrlich, wohl aufgrund der geringen Einfahrgeschwindigkeit. Nur der Rillenreifen des Vorderrades pfiff leise vor sich hin, begleitet von einem je nach Straßenoberfläche helleren oder tieferen Brummeln des hinteren Blockprofils.

Nach 30 km machte ich eine Pause. Am verrippten Schraubring, der das Auspuffrohr im Zylinderkopf hält, waren einige große schwarze Öltropfen ausgetreten und hatten sich über den Motorblock verteilt. Ich wischte sie guten Mutes weg, denn gerade diese Dichtung (Bestellnummer 0400/84.030) ist die unwichtigste am ganzen Zylinderkopf und lässt sich in fünf Minuten wechseln. Außerdem glaube ich, dass sich diese Undichtigkeit schon von selbst durch Verbrennungsrückstände schließen wird. Vielleicht handelt es sich bei der ausgetretenen Flüssigkeit auch nur um das Fett, mit dem der Schraubring bei der Montage in den Zylinderkopf gedreht wurde.

Auf der Rückfahrt von Poggibonsi – bis dorthin war ich gefahren – löste sich plötzlich der Gasdrehgriff vom Lenkerstummel, da die ihn haltenden Klemmschrauben nicht fest genug angezogen waren – auch das erinnerte mich an Kais englische Lieblinge, deren Unarten ich ja manchmal etwas schadenfroh bespöttelt hatte.

Also holte ich mein Werkzeug aus dem Werkzeugkasten, band das kleine Schleifchen auf und suchte den Schraubenzieher, während drei Straßenbauarbeiter

sich empörten: „Kaum ist sie zugelassen, schon muss der arme Junge sie reparieren. Hübsch ist sie ja, aber taugen kann sie nichts.“ Ich schraubte den Drehgriff wieder fest (natürlich einen Wickelgriff), Benzinhähne auf, Zündung ein, auf den Kickstarter gesprungen, gewippt, gehüpft, durchgetreten, das Aas haut zurück, nichts. Wieder auf den Kickstarter, und nun springt sie an – mit der üblichen Rauchwolke.

Jetzt steht sie unten im Hausflur, gesichert durch Stahlring im Vorderrad, Kette mit Schloss im Hinterrad, zugedeckt mit der großen weichen Wolldecke, darüber eine harte Plane. Selbst wenn jemand sein Fahrrad gegen sie lehnen sollte (was gewiss niemand tun wird), wäre sie ausreichend geschützt.

Auf dem Florentiner Markt habe ich mir inzwischen zum Motorradfahren preiswerte pelzgefütterte Fausthandschuhe gekauft. Auf dem Kopf pflege ich Ullis Zipfelmütze zu tragen. Bisher ist es noch nicht sehr kalt, und wenn ich nicht gerade nach Einbruch der Dämmerung fahre, friere ich – zumal bei den geringen Einfahrgeschwindigkeiten – kaum.

40

Am Freitag bekam ich die neue Sitzbank, die ich am Sonnabend auf eigenen Wunsch selbst montierte. Dafür stand mir allerdings nur das kümmerliche Bordwerkzeug der DUCATI zur Verfügung. Anschließend, gegen 15.30 Uhr, wollte ich mein Prachtstück zum zweiten Mal für einen kurzen Ausflug nutzen, ließ die Maschine abgeschlossen unten vor dem Haus auf der Straße stehen, stieg die endlose Treppe in den vierten Stock hinauf, zog mich in meinem Zimmer so warm wie möglich an, hüpfte dann vergnügt die vielen Stufen wieder hinunter und versuchte vergeblich, die launische Diva zum Laufen zu bringen. Nach einer halben Stunde hatte ich mich bis auf Hemd und Hose wieder ausgezogen, weil ich trotz der herrschenden Kälte schweißgebadet war. Schließlich sprang sie doch noch an, und ich konnte etwa 120 km durch die Toskana kurven. Während dieser längeren Fahrt schnurrte das kleine Biest mit fröhlichem Gesang der vielen Zahnräder durch eine unglaublich schöne Landschaft bis nach Volterra.

41

Mit einem von meinen Eltern gesandten Ersatzteil habe ich heute Nachmittag – bis noch vor wenigen Minuten – meine Schreibmaschine in mühsamer Arbeit wieder einmal selbst repariert. Zeitaufwand: drei Stunden. Einziges verfügbares Werkzeug: der DUCATI-Schraubenzieher. Es war erforderlich, den gesamten Typenkopf herauszunehmen und zu zerlegen. Ebenso die Aufhängung der Anschlaghebel. Darauf, dass die elende Maschine nun wieder funktioniert, bin ich ein bisschen stolz.

Wie schon manchmal zuvor stimmte mein Vater zwar auch diesmal einem meiner verrückten Einfälle, in diesem Fall dem DUCATI-Kauf, zunächst vorbehaltlos zu, ließ aber *post festum* leise Vorwürfe anklingen. Dennoch bin ich heilfroh, meinen Tresor aufgemacht zu haben. Werde ich mich jemals wieder ein ganzes Jahr lang in Italien aufhalten? Was du tust, das tue richtig! Ich möchte nicht nur Florenz, sondern auch sein Umland kennenlernen. Wenn ich in der trostlosen Form, die sich mein

Vater in seinem Mahnbrief ausmalt, ewig am gleichen Tisch sitzend und, wie er meint, behaglich Pfeife rauchend studieren wollte, wäre ich besser zu Hause geblieben. Denn ein derart langweiliges Leben kann ich dort noch am einfachsten haben. Dafür hätte ich nicht nach Florenz zu gehen brauchen. Und das habe ich ihm auch so deutlich, ohne jedes Zeichen der Reue, als Antwort geschrieben.

Mit den mir aus Rom zugeschickten Unterlagen habe ich mich gestern endlich immatrikulieren können. An Studiengebühren brauchte ich für ein volles Jahr nur 50 DM zu bezahlen.

Abends um 21 Uhr war ich bei Professor Giacometti zu dem schon erwähnten angeblichen „Schwätzchen" eingeladen, das sich allerdings als großer Empfang erwies. Dr. Andriessen und ich wurden in die beste Florentiner Gesellschaft eingeführt. Ich lernte allerhand interessante Leute kennen, kam am Morgen des heutigen zweiten Adventssonntags erst um 3 Uhr ins Bett, stand recht früh wieder auf, reparierte, wie beschrieben, die Schreibmaschine, aß ein Käsebrot und schrieb schließlich an meinen lieben, mahnenden und ratenden Vater den oben skizzierten braven Antwortbrief, den ich jetzt noch auf einer schönen Abendwanderung zum Bahnhof bringen werde.

42

Florenz scheint allmählich sein Herz für mich zu entdecken oder umgekehrt: ich entdecke mein Herz für Florenz – vermutlich trifft beides zu, da Zuneigung ja fast immer auf Gegenseitigkeit beruht.

Die kleinen Nettigkeiten der Stadt zeigen sich im Verhalten ihrer Bewohner, zu denen ja auch mein DUCATI-Händler gehört. Ich glaube kaum, dass ihm je eine solche Nervensäge wie ich über den Leidens-Weg gelaufen ist. Und doch haben wir in den vergangenen Wochen ein herzliches Vertrauensverhältnis zueinander aufgebaut. In schwierigen Situationen werde ich oft unruhig und nervös, er aber blieb immer wohltuend gelassen und geduldig, war väterlich verständnisvoll. Einer der häufigsten Sätze, die ich von ihm zu hören bekam – einem stets hochelegant gekleideten Herrn: eigentlich müsste er in einer Nobel-Boutique reichen Frauen teure Abendkleider verkaufen und nicht armen ausländischen Studenten Motorräder –, also einer seiner häufigsten Sätze war ein beschwörendes: „Stia tranquillo: seien Sie unbesorgt!" Und in der Tat hatte er die Lage zu jeder Zeit unter Kontrolle, verlor nie die Übersicht, schaffte jedes Problem schnell und mit leichter Hand aus der Welt.

Dass er mir, nachdem ich seinen Verdienst an der *GT 200* vermutlich auf Null gedrückt hatte, auch noch die Steuer für ein ganzes Jahr schenkte, erwähnte ich ja schon. Dieser feine Mann ist ein Beispiel für die reichen und vornehmen Händler, die auf dem rechten Arnoufer ansässig sind. Hier liegt derjenige Teil der Stadt, in dem sich die berühmtesten Baudenkmäler befinden – und die teuersten Geschäfte, Restaurants und Hotels.

Ich dagegen wohne auf dem anderen, dem linken Ufer des Arno, am Südrand des Borgo San Frediano. Täglich muss ich dieses Stadtviertel auf dem Weg zur Universität durchwandern, um zum Arnoufer zu gelangen und den Fluss dann auf einer der vielen Brücken – manchmal auch auf der berühmten „Alten Brücke", dem Ponte Vecchio – zu überqueren. Der Borgo San Frediano ist die Heimat zahlreicher kleiner Handwerker. Sie stellen in vielen Werkstätten mancherlei hübsche Dinge aus Holz

und Metall her – Bilderrahmen, Möbel, alle erdenklichen vergoldeten Holzarbeiten, schmiedeeiserne Gitter und ähnliche Gegenstände. Die hier heimischen Menschen nahmen mich schon bald in ihre Mitte auf, sahen mich als einen der ihren an. Nicht selten wurde ich auf meinen Wanderungen mit einem freundlichen „Ehi giovanotto: Hallo, junger Mann“ begrüßt. Oft blieb ich stehen und schaute der Arbeit zu, ließ mir auch manche Verfahren erklären. Schließlich wurde mir hier und da ein Espresso angeboten. Ich versuchte, solche Gastfreundschaft bei nächster Gelegenheit dadurch zu erwidern, dass ich meinerseits Kaffee auf einem Tablett aus einer Bar herbeibrachte.

Inzwischen treffe ich auf meinen täglichen Streifzügen durch das Handwerkerviertel eine Menge meist älterer Freunde. Sie haben immer ein gutes Wort für mich und vor einigen Tagen liehen sie mir sogar einen Regenschirm. Als ich abends durch einen Wolkenbruch von der Universität nach Haus zurücklief und schon ziemlich durchnässt einem alten Schmied grüßend durch die Scheibe seiner Werkstatt zuwinkte, unterbrach er seine Arbeit, öffnete die Tür, rief mich zurück – ich war schon weitergestürmt – und überreichte mir ein gewaltiges grünes Schirmmonster. Ich könne ihm dies Unikum ja zurückgeben, wenn ich das nächste Mal vorbeikäme. An einem der folgenden Tage brachte ich ihm die nette Leihgabe zurück und bedankte mich mit der üblichen bescheidenen Espresso-Spende. Er erklärte mir nicht ohne einen gewissen Stolz, das riesige Ding sei ein typischer Regenschirm der toskanischen Landbevölkerung.

Also Florenz ist nett zu mir, genauer: seine Einwohner sind es, die reichen wie die armen, die Handel treibenden wie die, die sich mit intellektuellen Spielereien vergnügen, die Professoren wie die Studenten, die männlichen wie die weiblichen – mit einer einzigen Ausnahme: Sandra!

43

Wer ist nun wieder diese Sandra? Sandra ist jenes herrliche Geschöpf aus Giacomettis papyrologischer Übung, das ich mit der mir eigenen Leichtigkeit des Seins als „die größte Schönheit, der ich je in meinem Leben begegnet bin“ – oder so ähnlich – bezeichnete. Dieses erste Urteil hat sich mir in der Folge nur immer wieder als richtig bestätigt.

Inzwischen kann ich, selbst wenn ich meine Angebetete nur aus größter Ferne sehe, nicht mehr für die Klarheit meines Denkens garantieren. Leider ist die Filmmusik, die zu ihrem Auftreten passen könnte, kaum fröhlicher geworden. Von der kontemplativen Ruhe und Melancholie der E-Dur-Fuge aus Bachs Wohltemperiertem Klavier II in Mozarts Fassung für Streichquartett habe ich mich nicht wirklich lösen können. Zwar glaube ich jetzt manchmal, wenn ich ihr träumendes Gesicht sehe, auch Präludien und Fugen aus dem ersten Teil des Wohltemperierten Klaviers zu hören, aber immer eher düster gestimmte, etwa die Fuge in b-Moll (BWV 867), gespielt nicht auf einem Cembalo, sondern auf einem Konzertflügel, der wie ein Lebewesen zu atmen scheint.

Sandras Namen habe ich nicht von ihr selbst erfahren, sondern von einer ihrer Hofdamen. Diese lästigen Gouvernanten sind in Wahrheit Freundinnen aus gemeinsamer Schulzeit am Humanistischen Gymnasium eines Ortes namens Émpoli (der Name scheint mir auf das griechische *empórion* = Handelsplatz zurückzugehen). Und

damit kommen wir wieder zu Deutschland, Italien und Johann Sebastian Bach: Der große Bachbewunderer, -herausgeber und -pianist Ferruccio Busoni – er hatte eine deutsche Mutter, lebte lange in Berlin, starb dort auch – stammt aus diesem toskanischen Städtchen, das im Arnotal etwa auf halber Strecke zwischen Florenz und Pisa liegt.

Doch zurück zu unserer Mädchenschar: In der gesamten Gruppe ist Sandra nicht nur die bei Weitem schönste – ich wiederhole mich –, sondern auch die jüngste. Wohl daraus erklärt sich ein merkwürdig widersprüchliches Verhalten der Clique. Denn einerseits dominiert Sandra, andererseits wird sie wie ein Jungtier sofort in die Mitte der Herde genommen, sobald sich ein Löwe wie ich beutesuchend nähert. Durch diesen Schutzinstinkt der Mutterkühe wird sie in jedem Hörsaal bis zu völliger Unerreichbarkeit abgeschirmt. Denn überall, in jeder Bank, in jeder Stuhlreihe, sitzt sie mitten unter den anderen Angehörigen ihrer Herde.

Folglich kann ich – abgewehrt wie ein eingeschüchtertes, aber geduldiges Raubtier – nur hinter ihr auf der Lauer liegen. Doch sie von dort aus anzusprechen ist zu keiner Zeit möglich, weder vor Beginn noch im Verlauf einer Vorlesung – ich würde ja alle anderen Zuhörer und vor allem auch den Herrn Professor stören. Wenn dieser aber seine profunden Ausführungen beendet, wenn er seine Papiere zusammenpackt und geht, wird sie sofort von ihrem Clan vereinnahmt. Dann ist erst recht jedes persönliche Wort unmöglich.

44

Und aus diesen vielen misslichen Gründen sitze ich auch in diesem Augenblick wieder einmal hinter ihr, chancenlos, hier in Professor Riccardis Vorlesung – außer in Giacomettis papyrologischer Übung habe ich sie nur in dieser einen Veranstaltung gesehen –, und frage mich, ob ich nicht wenigstens, ganz vorsichtig, mit ihrem herrlichen Haar spielen könnte. Denn sie trägt es heute zum Pferdeschwanz hochgebunden, und eine duftende schwarze Locke streift, da die Hörsaalreihen ansteigen, zuweilen leicht über den hässlichen Klapptisch vor mir und über die ersten Zeilen meiner Notizen. Doch ich brauche nur wie zufällig meine Hand vorzuschieben, brauche sie nur leicht anzuheben, schon trifft mich von rechts, links oder sogar von beiden Seiten der missbilligende Blick ihrer Leibwache. Kein noch so zaghafter Annäherungsversuch eines männlichen Wesens entgeht diesen hundert Argusaugen.

Wie schon gesagt erfuhr ich immerhin den Namen des schönen Kindes. Wenn man ihn böswillig verdreht, ergibt er Tiefsinn. Sandra ist die italienische Kurzform von Alessándra (den Akzent habe ich hinzugesetzt). Das *S* am Namensanfang ist stimmlos, man muss es genauso scharf aussprechen, als wenn man die beiden ersten Silben des Namens wegließe und nur den Rest ausspräche, also (Ale-) Ssandra. Der Name ist griechischen Ursprungs, die italienische Namensform Alessándro geht auf das griechische *Aléxandros* zurück. Und das heißt – wieder hilft unser Namenslexikon weiter – „Wehrmann“, soll meinen: „der, der feindliche Männer abwehrt und damit die eigenen Männer schützt.“ Hat Sandra vielleicht ihren Namen missverstanden und wehrt nicht nur die feindlichen, sondern sämtliche Männer ab – um sie alle vor dem sicheren Untergang zu bewahren?

So muss es sein. Denn ich bin dazu verdammt, hier hinter ihr zu sitzen, und darf nicht einmal ganz zurückhaltend mit ihrem herrlichen schwarzen Haar spielen, darf nur ihre niedlichen feingeformten Ohren ungestört bewundern.

45

Und da ich traurige Kompositionen Bachs nur dann zu hören meine, wenn ich Sandras wundervollen Mund sehe und unter ihren langen Wimpern die dunklen Augen wenigstens erahnen kann, könnte ich doch heute vielleicht ausnahmsweise einmal dem Herrn Professor, einem berühmten Latinisten, zuhören.

Eigentlich verdient er ein wenig Aufmerksamkeit. Denn auch er hat mich in Gnaden aufgenommen. Allerdings scheint er von den italienischen Studenten eher gefürchtet zu werden. Grund dafür ist eine gewisse Nervosität des großen Gelehrten. Riccardi dürfte etwa fünfzig Jahre alt sein, ist hochgewachsen, schlank, schwarzhaarig, trägt eine Brille mit kräftigem Hornrahmen, doch sein eigentliches Markenzeichen ist ein kleines Schnauzbärtchen, das in ständigen Zuckungen Dreiviertelkreise um die Nasenspitze zurücklegt und dabei bisweilen sekundenlang neben ihr in der Senkrechten zu verharren scheint. So auch in diesem Augenblick. Der Herr Professor umfasst mit festem Griff links und rechts die Kanten des Lesepults, beugt sich weit nach vorn, blickt finster nach unten auf die unmittelbar vor ihm sitzenden Studenten, löst dadurch bei einigen Zuhörern in der ersten Reihe sichtliche Ängste aus und trägt dann das 3. Gedicht Catulls vor – wir sind ja noch ganz am Anfang der Vorlesung. Vers 3 und 4 klingen in seiner Aussprache des Lateinischen so (ich versuche, im Schriftbild die Phonetik zu verdeutlichen):

passer mortuus est me-a-i puella-i
passer delici-a-i me-a-i puella-i

Der Spatz ist tot meines Mädchens,
der Spatz, die Freude meines Mädchens.

Und plötzlich wird mir die lateinische Sprachgeschichte deutlich, denn es wird die der *o*- und *a*-Deklination gemeinsame Endung *–i* des Genitivs Singular und des Nominativs Plural (*delicia-i*) und damit die Verwandtschaft der beiden Deklinationen hörbar. Durch unsere Aussprache *meä puellä – deliciä* wird sie ja eher verdunkelt. Dass im Italienischen ein schnell gesprochenes *e* fast wie *i* klingen kann, lässt sich leicht an Beispielen belegen: Lateinisches *Magister* wird italienisches ma-é-stro, deutsches Meister.

Hier lerne ich also schon dadurch etwas, dass der Herr Professor einen lateinischen Text nur vorliest. Kommentiert hat er ihn ja noch mit keiner Silbe. Wie herrlich müsste es sein, wenn die geheimnisvolle Schöne da vor mir bereit wäre, lateinische Texte mit solchem italienischen Klang für mich zu verzaubern, beglückend auch insofern, als ja viele Gedichte Catulls zu den größten Meisterwerken der europäischen Liebeslyrik gehören! Hat Bach nicht auch ein „Italienisches Konzert“ geschrieben? So strahlend also durchbricht die Sonne eine graue Wolkendecke, wenn ein deutsches Herz italienische Schönheit entdeckt (bombalobombax! – na ja, wenn

jeder es sowieso denkt, nehme ich allem Spott am besten dadurch die Spitze, dass ich es selbst laut ausspreche).

46

Immerhin habe ich in meinen Stundenplan auch solche Veranstaltungen aufgenommen, in denen ich jene bezaubernde Kommilitonin bisher noch nicht gesehen habe. Sie scheint tatsächlich ein Erstsemester zu sein. Folglich steht einerseits vieles auf ihrem Programm, was ich schon längst abgehakt habe, andererseits würde sie zu manchen Veranstaltungen, die ich besuchen muss, weil ich ausdrücklich dazu eingeladen wurde, noch gar nicht zugelassen werden. Dennoch betrete ich keinen Raum, ohne ihn mit einem schnellen Blick nach ihr abzusuchen – könnte sie nicht einmal ohne ständige Bewachung ganz allein an irgendeinem Tisch des Instituts oder der Zentralbibliothek sitzen?

Doch seit gestern habe ich sie nicht mehr gesehen. Hoffentlich hat sie der Klassischen Philologie nicht gelangweilt den schönen Rücken gekehrt, sondern ist nur (allerdings reichlich früh!) in die Weihnachtsferien gefahren, wahrscheinlich in irgendein langweiliges toskanisches Nest – oder vielleicht doch mit großem Freundeskreis zum Skifahren nach St. Moritz?

Mich bestärkt das in meiner Neigung, die DUCATI meinem Händler anzuvertrauen und Weihnachten bei meinen Eltern zu verbringen. Wenn jene abweisende Schöne wider alles Erwarten doch in Florenz geblieben sein sollte, wird sie endlich einmal von mir mit so deutlicher Nichtbeachtung bestraft werden wie ich schon lange von ihr. Denn wie sehr ich sie anhimmele, kann ihr unmöglich entgangen sein.

vale, puella! iam Catullus obdurat
nec te requiret nec rogabit invitam:
at tu dolebis, cum rogaberis nulla,
scelesta, vae te! quae tibi manet vita?

Leb wohl, Mädchen! Schon ist Catullus hart
und wird dich nicht mehr aufsuchen und nicht dich bitten gegen deinen Willen:
Doch du wirst leiden, wenn du nicht mehr angeschmachtet werden wirst,
Böse, weh dir! Was für ein Leben bleibt dir?

Schade, dass keine Übersetzung den lateinischen Originaltext angemessen wiedergeben kann! Wie großartig formuliert Catull, mit welcher Raffinesse straft der Rhythmus des Hinkiambus die Worte des Gedichts Lügen! Denn in Wahrheit ist der Dichter keineswegs so entschlossen, wie er sich gibt, und genau dieses Zögern des unglücklich Liebenden beschreibt der Versrhythmus, indem er zwar zunächst jambisch fünfmal kraftvoll vorangeht (*valé* | *puél* | *la iám* | *Catúl* | *lus ób-*), dann aber mit einem Trochäus (*-dúrat*) umkehren will.

Wie armselig ist dagegen die deutsche Fassung! Das hat zwei Gründe. Einerseits taugt vermutlich meine Version nichts, jedenfalls gebe ich zu, dass man anders und wieder anders und noch einmal anders übersetzen könnte, andererseits zeigt aber eben dies „anders und anders und wieder anders“, dass Sprache letztlich unübersetz-

bar ist. Sie ist es grundsätzlich, und je besser man sie kennt, desto bewusster wird man sich dieser Tatsache. Jede Übersetzung verfälscht. Oft muss aus vielen Bedeutungs-Nuancen des originalen Wortlauts eine einzige ausgewählt werden, da nur sie in der Zielsprache existiert. Andere, die im Originaltext zumindest mitschwingen, gehen verloren, noch andere, die nie da waren, kommen hinzu, und zwar nicht, weil der Übersetzer nachlässig vorginge, sondern schlicht, weil er keine andere Wahl hat.

Und dass das so ist, erkennt man umso deutlicher, je mehr man eine „Fremd"-Sprache verinnerlicht hat. Umso qualvoller wird auch der Prozess des Übersetzens. Denn wie mit Musikverständnis und Musikalität der Widerwille zunimmt, einen gelungenen Akkord durch einen Einzelton oder durch einen ähnlichen Akkord zu ersetzen, so wächst mit Sprachkenntnis und Sprachgefühl der Widerwille gegen das entsprechende sprachliche Verfahren.

Um das zu demonstrieren, genügt ein einziges Wort. Die mysteriöse Sandra betritt einen Raum, hebt leicht die Hand, begrüßt jemanden mit einem leisen „Ciao". Und wie wäre das zu übersetzen? Hier ein paar Vorschläge: „Hallo" – „He" – „Grüß dich" – „Wie geht's?". Dann verlässt sie den Raum und sagt erneut dasselbe eine Wort: „Ciao". Und wieder gibt es mehrere Übersetzungsmöglichkeiten: „Auf Wiedersehen" – „Bis bald" – „Leb wohl!" – „Lass es dir gut gehen!". Aber dieses Abschieds-Ciao könnte, je nach Tonfall, auch viel mehr heißen, es könnte Grundprobleme menschlichen Zusammenlebens berühren. Folgende Varianten – all das kann es heißen – kämen in Betracht: „Raus! Lass dich nie wieder sehen!" – „Wir sind für immer geschiedene Leute" (Catulls *vale*) – „Verschwinde, Du Lump!".

Oder auch viel, viel erfreulicher – und so hingehaucht würde ich es ja zu gern irgendwann einmal von dem bezaubernden Mädchen hören: „Wie, du willst schon gehen, lässt mich schon jetzt allein?"

Winter in Florenz

Januar bis Anfang März

1

Kurz vor Weihnachten machte ich meinen Entschluss wahr und fuhr zusammen mit Ulli nach Deutschland zurück. In seiner fröhlichen Gesellschaft war die endlos lange Eisenbahnreise erträglich, ja, vielleicht sogar vergnüglich. Nach fünfzehn Stunden angeregter Unterhaltung kamen wir in unserem heimischen Universitätsstädtchen an.

Ulli war dort zu Hause, stieg aus, ich fuhr allein nach Norden weiter, betrübt durch den Abschied von meinem Freund, durch den Blick auf das beim Wiederanfahren des Zugs langsam zurückbleibende vertraute Stadtbild und durch den Gedanken an Katharina und an Jan. Denn ein Treffen mit den beiden hatte ich nicht eingeplant. Die Universität war geschlossen, vor einer Begegnung mit Katharina fürchtete ich mich, nur Jan hätte ich gern wiedergesehen, und er wäre auch zu erreichen gewesen. Doch ein solcher Besuch hätte mich mehr Zeit gekostet, als mir lieb war. Denn ich wollte so bald wie möglich nach Florenz zurückkehren.

Nicht Kunst, nicht Kultur, weder Klima noch Studium, sondern allein zwei sanfte dunkle Augen zogen mich nun plötzlich dorthin zurück. Und so entnervte ich, obwohl liebevoll umsorgt, meine armen Eltern wieder einmal durch ständige Unruhe. Mehr denn je hätte meine Mutter ein Recht gehabt, mir das „Dort, wo du *nicht* bist, dort ist das Glück“ vorzuhalten. Doch diesmal zeigte sie für meine Unrast größeres Verständnis. Denn ich hatte ihr brieflich auch über meine erste Begegnung mit der wunderschönen Italienerin berichtet, und meine liebe Mama hatte mit jenem sechsten Sinn, über den Mütter in solchen Fällen manchmal zu verfügen scheinen, sofort begriffen, dass ich von jenem Mädchen be- oder verzaubert – oder verhext? – war.

Und während sie der aufreizend attraktiven Katharina immer mit freundlicher Zurückhaltung begegnet war, empfand sie nun für die ferne Unbekannte eine völlig irrationale Sympathie. Irrational war ihre Zuneigung insofern, als sie ja von jenem Mädchen noch viel weniger wusste als ich selbst. Weder sie noch ich besaß irgendeine Information über die rätselhafte Schöne, nicht einmal ein Photo von ihr konnte ich meiner Mutter zeigen – und doch war Mama sicher, dass jenes Mädchen die Frau meiner Träume war. Telepathische Fähigkeiten? Wohl eher enge Seelenverwandtschaft. Denn dass ich meiner Mutter in vieler Hinsicht ähnele, war ja in meiner Familie immer unbestritten, und auch ich selbst konnte nie daran zweifeln, obwohl ich auch zahlreiche Eigenschaften meines Vaters bei mir wiederentdecke. Doch meine Gefühle erfasst niemand in der Familie so sicher wie meine Mutter. Dagegen versteht mein Vater zwar alle meine rationalen Entscheidungen, weiß immer, was ich denke, solange ich denke, kann folglich auch erklären, warum er es weiß – meine Mutter aber sieht sogar meine widersinnigsten Einfälle mit Unfehlbarkeit voraus, hat hellseherische Fähigkeiten. Daher war sie auch nicht überrascht, als ich schon Anfang Januar wieder nach Italien zurückkehren wollte.

2

Diesmal wurde die Fahrt eine rechte Strapaze. Von meinem westfälischen Heimatstädtchen fuhr ich an einem Mittwochnachmittag zunächst nach Hannover. Dort stand der Alpenexpress abfahrbereit an einem weit entfernten Bahnsteig und wartete auf verspätete Anschlusszüge. Ich schleppte meine schweren Koffer durch die endlos lange Unterführung zum angegebenen Gleis und dann, auf der Suche nach einem Wagen der deutschen Bundesbahn, von der Lokomotive bis zum Schlusslicht – leider vergebens.

Fluchend stieg ich schließlich in einen uralten italienischen Klapperkasten, dessen monotones Tackern – durch eine Flachstelle am Rad – mir noch jetzt in den Ohren klingt. Mit größter Anstrengung verstaute ich meine Koffer im Gepäcknetz und setzte mich dann erschöpft zu meinen beiden Leidensgenossen, die gottergeben zusahen, wie eine millimeterdicke Eisschicht am Abteilfenster abtaute. Im Wagen war es aufgrund einer haarsträubenden Fehlkonstruktion der Heizung nur oberhalb der Sitze warm. So vergingen noch eineinhalb Stunden.

Als sich der Zug endlich in Bewegung setzte, faltete ich meinen dünnen Mantel zu einem Kopfkissen zusammen und legte mich, nachdem ich mit Einverständnis der beiden anderen Fahrgäste die Beleuchtung ausgeschaltet hatte, auf eine der beiden Sitzbänke, zunächst mit dem Kopf zum Fenster und den Füßen zur Tür, später andersherum, weil es am Fenster grässlich zog. Als in Kreiensen der dritte Mann ausstieg, folgte mein verbliebener Reisegefährte sofort meinem Beispiel und schnarchte schon nach kurzer Zeit recht zufrieden vor sich hin. Doch gegen Morgen war die Kälte kaum noch zu ertragen. Die Fenster waren erneut millimeterdick vereist, außerdem schneite es durch die feinen Ritzen der Fassung. Innen auf dem Rahmen lag Schnee.

Während in Augsburg die ersten Arbeiter zustiegen, die nach München wollten, saß ich mit hochgezogenen Beinen frierend auf meinem Sitz. Der Zug hatte immer noch, wie schon bei der Abfahrt aus Hannover, 90 Minuten Verspätung. Von München bekam ich durch ein pfenniggroßes Loch, das ich in die Eisschicht geschabt hatte, immerhin einen flüchtigen Eindruck, danach schloss sich mein kleines Eisloch aber wieder so schnell, dass ich es schließlich aufgab, dauernd an der Scheibe herumzukratzen. Deshalb sah ich von den Alpen nur verschwommene Umrisse. In Kufstein kletterte ich steifgefroren aus dem Zug und kaufte mir einen lauwarmen Kaffee.

Erst als ich auf dem Bahnsteig stand, sah ich, dass unser berühmter Alpenexpress aus gerademal drei Wagen bestand. Denn als wir nicht rechtzeitig in München eingetroffen waren, hatte man den dort wartenden Zug ohne unsere aus Kopenhagen kommenden verspäteten Kurswagen voraus- und uns mit einer eigenen Lok hinterhergeschickt. Es waren also zwei Züge unterwegs. Immerhin wurde uns versprochen, dass wir den vor uns laufenden falschen mit unserem richtigen Alpenexpress schon noch irgendwann einholen würden – zunächst war von Kufstein die Rede, dann von Innsbruck, dann von Bozen, dann sagte man mir, ich könne froh sein, wenn ich noch vor Mitternacht in Florenz ankäme (planmäßige Ankunftszeit 19.28 Uhr). Gottlob war so viel Pessimismus übertrieben, denn wir folgten weiterhin nahezu fahrplanmä-

ßig mit der schon in Hannover angesammelten neunzigminütigen Verspätung, ohne ihn jemals einzuholen, dem vor uns fahrenden falschen Alpenexpress.

In den Alpen war ich von Neuem allein im Abteil und legte mich wieder, müde und frierend, auf die eine der beiden Sitzbänke. Die Schneedecke wurde im Etschtal dünner, und schließlich, am späten Donnerstagnachmittag, kamen wir hinaus in die Poebene. Ich traute meinen Augen nicht. Bleigrau hing der Himmel über einer weiß verschneiten Landschaft, und von der Seite trafen uns so starke Böen, dass die Eisenbahnwagen während der Fahrt in den Gleisen schwankten. Zusammengekauert und ein wenig enttäuscht saß ich auf meinem kalten Sitz und betrachtete mit entsetzten Kinderaugen mein „Sonnenland". Allmählich verfinsterte sich der Himmel noch mehr, und es begann ein Schneesturm, wie ich ihn auch in Deutschland nur selten erlebt habe.

Dass der Zugverkehr nicht völlig zusammenbrach, war wohl nur dem Dauereinsatz des gesamten Eisenbahnpersonals zu verdanken. Damit sich die vielen Arbeiter, die im grellen Licht großer Scheinwerfertürme die Weichen freischaufelten, in Sicherheit bringen konnten, gab unsere E-Lok, sooft sie in tief verschneite Bahnhöfe einfuhr, durchdringende Signaltöne ab. Gegen 19 Uhr, also schon in nächtlicher Dunkelheit, näherten wir uns Bologna. Ich war immer noch allein im Abteil, hüllte mich in den Mantel, zog auch die Handschuhe an, öffnete das Fenster und sah ein Weilchen über die von den Rädern hochgewirbelte Schneewolke hinweg in die Kälte hinaus. Geschmeidig kurvte der Zug durch das weite Bahnhofsgelände, manchmal konnte ich vorn die Elektrolok sehen, wiederholt warfen Funken zwischen ihrem Stromabnehmer und der Oberleitung blau-grün flackerndes Licht über den Schnee. Er drohte offenbar auch hier die Weichen zu blockieren, denn sie wurden eifrig von zahllosen schwarzen Gestalten freigeschaufelt. Fast ständig waren Warnsignale ein- und ausfahrender Züge zu hören. Auch unsere eigene Lok beteiligte sich laut und melodisch an diesem vielstimmigen Konzert. Schnee wehte um Leuchtreklamen, wehte in langen Schleiern von den Hausdächern an den Straßen, umwirbelte die fahrenden Züge, gab ihren Ecken und Winkeln neue weiche Formen, Autos tasteten sich mit gelblichen, ein wenig kleinlauten Scheinwerfern vorsichtig auf den glatten Straßen neben der Bahnlinie voran. Der Himmel über Bologna, der tief auf die Dächer herabhing, reflektierte das schwache Licht der von Flocken umtanzten Straßenlaternen, violett leuchteten zwischen den Gleisen die zahllosen Lämpchen der allmählich im Schnee versinkenden Weichen.

Und weiter durch die Nacht. Sturm, wirbelnder Schneestaub vor dem Fenster, verschneite Schrankenwärterhäuschen, mit trüber Beleuchtung vor geschlossenen Bahnübergängen wartende Autos. Erneut heulen Böen um den Zug, wieder schwanken die Wagen unter ihrem Anprall, doch meist donnern sie jetzt durch lange, dunkle, ein wenig wärmere Tunnel. Schließlich Verlassen des Apennins, die Berge bleiben zurück, Wärme, kein Schnee! Kurz darauf Ankunft in Florenz. Am samtenen Nachthimmel leuchten groß und glitzernd die Sterne. Ich empfinde diesen Wechsel wie ein Wunder.

Eilig verließ ich den Bahnhof, konnte sofort in einen wartenden Bus springen und kam gegen 21 Uhr – nach einer dreißigstündigen Reise – bei Ferraris an. Sie begrüßten mich sehr herzlich. Mein Zimmer war sorgfältig aufgeräumt und sah be-

haglich aus. Ich machte mir Tee, aß die beiden letzten Brötchen meines Reiseproviants und räumte dann die im Koffer mitgeschleppten Dinge in die Schubladen ein.

Auf meinem Tisch lag viel Post: ein Dankbrief der Stiftung (ich hatte einige Ratschläge zum Florentiner Einschreibungs-Verfahren gegeben); zwei lange Schreiben von Jan; eine nette Einladung von der deutschen katholischen Gemeinde in Florenz; außerdem von Katharina ein Brief und ein Paket, das ihre Weihnachtsgeschenke enthielt, zwei schöne Bücher, für die sie viel Geld ausgegeben haben muss.

Mich bedrückt diese plötzliche Anhänglichkeit. Gerade jetzt lassen mich zwei dunkle Augen alles, auch die gesamte Vergangenheit, vergessen. Eins der Bücher habe ich inzwischen gelesen – Max Frisch, *Homo Faber*: ein versteckter Vorwurf? Auf Jans Briefe habe ich sofort geantwortet, da er mich aufgrund einiger Sorgen dringend um Rat gebeten hat.

3

In der Nacht meiner Rückkehr schlief ich unter drei Decken bei minus 2 Grad Außentemperatur ziemlich gut und fühlte mich, nachdem ich mir das Eis vom Stoppelbart gekratzt und aufs Waschen verzichtet hatte, recht wohl.

Guter Dinge ging ich zunächst zu meinem DUCATI-Händler, um mir mein Motorrad zurückzuholen. Es stand in einem dunklen Winkel der Lagerräume neben ziemlich verrosteten Gebrauchtfahrzeugen, wurde aber durch die von mir darüber gelegten Decken recht gut geschützt. Allerdings war der Hinterradkotflügel leicht zur Seite verbogen. Da er aber weich ist wie ein Lämmerschwanz, konnte ich ihn ohne Schwierigkeiten wieder gerade richten.

Der Chefmechaniker baute die Batterie ein und ließ den Motor dann im Stand so lange laufen, bis er wirklich warm und leider das Auspuffrohr gelb verfärbt war. Doch weil es beim Fahren sowieso allmählich diese Farbe annimmt, will ich mich darüber nicht weiter aufregen. Ich bat noch darum, die Auspuffverschraubung am Zylinderkopf nachzuziehen, dankte herzlich für die Betreuung, fuhr ohne jeden Umweg zu meiner Wohnung und stellte die DUCATI an den gewohnten Platz unten in den Hausflur.

4

Zu anderen Unternehmungen fehlte mir die Zeit. Denn es erwarteten mich nachmittags drei Stunden Unterricht in Papyrologie. Nach der *Dyskolos*-Lektüre erhielt ich – eine große Ehre – von Professor Giacometti einen Sonderdruck seiner zuletzt erschienenen Arbeiten mit handschriftlicher Widmung. Doch das Schönste an der ganzen Papyrologie – die Papyrus-Staude wächst bekanntlich in Ägypten, im Lande Nofretetes – war die Anwesenheit der geheimnisvollen Sandra, war der Augenblick, als ich sie wiedersah, zunächst wieder nur über den langen Tisch hinweg, aber immerhin (dazu diesmal Bach, Sinfonia Nr. 13 in a-Moll), später – in der anschließenden papyrologischen Übung – konnte ich auch kurz mit ihr sprechen (noch keine Dur-Tonart: Sinfonia Nr. 4 in d-Moll). Damit war der Freitag schon vorbei.

Abends aß ich mit Sven in der Mensa, danach war ich bei Ulli, später – bis 2 Uhr – schrieb ich an Jan, um ihm etwas Trost zu spenden.

Heute Morgen stieß ich frierend meine Fensterläden auf – und sehe Florenz im Schneesturm, ein weiß Gott überraschender Anblick. Da ich verschiedene wichtige Dinge zu erledigen hatte, war ich schon um neun Uhr in der Stadt, machte aber nebenher 25 Aufnahmen vom tief verschneiten Zentrum. Denn ein solches Bild wird ja dem gewöhnlichen Touristen fast nie und auch dem Florentiner nur höchst selten geboten.

5

Das Studium verläuft jetzt in den ruhigen Bahnen der Routine, auch mein Stundenplan hat allmählich endgültige Gestalt angenommen. Erfreulich an ihm ist besonders, dass ich mit der von mir angeschmachteten Schönen öfter in Veranstaltungen zusammentreffe als zunächst erwartet – oder besser: als anfangs erwartet, später erhofft, schließlich ersehnt.

Und auch ein anderer lange vergeblich an Venus und alle Cupidines gerichteter Wunsch wurde mir in der vergangenen Woche endlich erfüllt: In der papyrologischen Übung – die Papyri bringen mir bei Nofretete Glück – konnte ich neben ihr an einem schmalen Tischchen einen Platz erobern. Denn für einen Augenblick ließ sich eine ihrer vielen Leibwächterinnen von Ulli ablenken, und diesen kurzen Zeitraum nutzte ich zu blitzschnellem Handeln.

Da saß ich nun also zu ihrer Linken. Sie roch nicht nach teurem Parfüm, sondern nach Wasser und Seife. Sollte es wahr sein? So hinreißend wären die Mädchen, die die Italiener halb anerkennend, halb abfällig als „ragazze tutte acqua e sapone“ bezeichnen – als „Mädchen ganz Wasser und Seife“, soll wohl heißen: ohne aufwendiges Make-up und starke Parfümierung, folglich einerseits sehr anständig, andererseits etwas langweilig? Wie auch immer (meine Leerformel, wenn ich gar nichts mehr zu sagen weiß), ich saß da und war ratlos. Wie spricht man ein so einschüchternd schönes Mädchen an? Plötzlich wurde mir klar, dass ich mich seit meiner frühen Kindheit nie besonders zu bemühen brauchte, irgendein weibliches Wesen für mich zu gewinnen, nicht einmal meine alte, als streng bekannte Grundschullehrerin konnte mir lange böse sein. Und später brauchte ich mich nie einem Mädchen flehend zu Füßen zu werfen, musste nicht um Beachtung betteln. Fast immer war ich ebenso sehr das Wild wie der Jäger.

Aber natürlich hier, in diesem wieder einmal triumphierenden Florenz, wurde ich in die Rolle des Dackels versetzt, der zum Jagen in den Wald getragen, dort soeben aus dem Rucksack geholt und auf den Boden gesetzt worden ist. Nun sollte ich die Spur des Wildes aufnehmen und hechelnd loskläffen. Aber das Wild ängstigte mich. Es war so groß, es war so schön, konnten wir uns nicht arrangieren und zusammen herumtoben? Kurz: endlich war die so lange herbeigesehnte Gelegenheit da, ich konnte all meinen unwiderstehlichen Charme entfalten – und irgendwann einmal in den beiden vergangenen Monaten hatte ich für diesen großen Augenblick doch auch vorgesorgt. Denn schon seit Langem trug ich stets eine – Gott sei Dank nur kleine – Tafel Perugina-Schokolade mit mir herum. Sie hatte sich in meiner Aktentasche inzwischen, während der langen Wartezeit, zu einem Bild des Jammers gewandelt, die

Verpackung, mit ehemals edler Goldaufschrift, war abgeschabt, die Tafel mehrfach gebrochen. Doch immerhin wurde meine ausdauernde Entschlossenheit, mit diesem Speck eine überaus niedliche Maus zu fangen, auf solche Weise schon seit Wochen dokumentiert.

Irgendetwas musste ich nun endlich unternehmen, denn die Übung würde in Kürze beginnen. War ich nicht ein fortgeschrittener Student, ein höheres Semester? Hatte ich nicht zumindest aufgrund meines Greisenalters ein Recht darauf, von diesem ganz jungen, kenntnislosen Erstsemesterchen respektiert zu werden? Ich tat also das, was Klassische Philologen – und übrigens auch alle anderen Fachleute – immer dann tun, wenn sie gar nichts mehr mit sich anzufangen wissen (was sehr oft der Fall ist): Ich begann ein gequältes Fachgespräch zu führen über den in einer Abbildung vor uns – ja viel schöner noch: in der Mitte zwischen uns – liegenden erbärmlichen Papyrus-Rest.

Eigentlich wusste weder ich noch diese nun endlich zum Anfassen nah neben mir sitzende schöne Italienerin zu diesem Fetzen Packpapier – genauso braun und unscheinbar sehen die meisten Papyrus-Reste aus – etwas Sinnvolles zu sagen. Ich selbst bemerkte ziemlich schnell, dass ich irre redete, und ich fürchte, auch die schöne Kommilitonin neben mir kam bald zu dieser Erkenntnis. Immerhin nahm sie mein Angebot an, von der Perugina-Schokolade zu essen, allerdings nicht mehr als ein einziges kleines Stück.

Inzwischen stellte ich nach hektischer Suche fest, dass ich zwar einen Kugelschreiber, aber nicht ein einziges Blatt Papier in meiner Aktentasche bei mir trug. Meine bezaubernde Nachbarin sah starr auf den blöden Papyrusrest. Ich hätte nie gedacht, dass ich einmal auf das zweitausend Jahre alte Überbleibsel eines Kaufvertrags – ich glaube, es ging um einen Esel, einen anderen Esel als mich – eifersüchtig sein würde. Worauf denn nur könnte ich eine Botschaft an das herrliche Kind schreiben? Am Ende der Übung würde die Leibwache vermutlich sofort versuchen, ihr unentschuldbares Versagen durch Übereifer wettzumachen. Bis dahin musste ich etwas Entscheidendes unternommen haben. Mein Blick fiel auf die Perugina-Verpackung, außen bunt, innen weiß. Damit sie sich als Schreibzettel verwenden ließ, musste die Schokolade gegessen werden. Also stürzte ich mich auf diese liebe Erinnerung an Perugia. Sie verklebte mir bald den Mund, verschloss mir den Hals, kam mir schließlich zu den Ohren heraus – so süß kann Liebe sein!

Während ich noch überlegte, was ich an Nettigkeiten schreiben könnte, rettete mich der Beginn der Übung für eine Weile aus meinen Nöten. Mit einem, dem linken – vielleicht auch nur dem halben linken – Auge sah ich angespannt auf das Photo des altägyptischen Zettels, mit den verbleibenden eineinhalb Augen dagegen auf Nofretetes linke Hand – ob sie wohl ein Instrument spielt? –, ihren schönen Arm und ihr linkes Bein, das allerdings unter einer nonnenhaften Winterkutte versteckt war. Überhaupt saß sie da ungemein züchtig angezogen auf dem Stuhl neben mir. Sie benimmt sich nicht nur wie eine Nonne, dachte ich, sie ist auch so gekleidet.

Es war klar – hier war guter Rat teuer. Den könnte ihr wohl am besten einer ihrer vormaligen Florentiner Landesväter geben. Statt mich weiter mit dem elenden Eselskauf zu befassen, begann ich, die einzigen Zeilen eines italienischen Gedichts, die ich halbwegs auswendig wusste, auf die Innenseite des Schokoladenpapiers zu schreiben. Ich strengte mein Gedächtnis an. Wie lauteten sie doch gleich? Ach ja –

passten sie nicht großartig auf die gegebene Situation, auf unsere Situation, auf die Situation zweier Liebender? Würde Nofretete sie so – und damit richtig – verstehen? Denn gemeint waren sie von mir jedenfalls als Liebeserklärung. Sollte doch der gute alte Lorenzo de' Medici selbst, genannt il Magnifico, der Prächtige, diesem seinem Florentiner Landeskind gebührend ins Gewissen reden:

Quant'è bella giovinezza,
Che si fugge tuttavia!
Chi vuol esser lieto, sia:
Di doman non c'è certezza.

Wie schön ist Jugend,
die ständig dahinschwindet.
Wer froh sein will, der sei es!
Hinsichtlich des morgigen Tags gibt es keine Gewissheit.

Mit diesem Anfang begnügt sich Lorenzo übrigens nicht, sondern wiederholt den dringenden Rat und die ernste Mahnung der beiden letzten Zeilen mit großem Nachdruck am Ende jeder der folgenden sieben Strophen.

Unter diesen berühmten Gedichtbeginn schrieb ich einige wenige wichtige Angaben aus meinem Reisepass: Ben Rainald, Passaporto della Repubblica Federale di Germania N.o B. 47 11 1 38; N.o di registrazione 357/62; nato: 5 Febbraio ..., forma della faccia: ovale; colore degli occhi: grigio/verde; statura: 187 cm. Schließlich fügte ich noch meine Heimatadresse und meine Florentiner Anschrift hinzu. Feierlicher kann man sich ja wohl kaum jemandem vorstellen. Auch die Überreichung einer Karte wäre doch wohl viel unpersönlicher als eine so liebevolle Geste.

Im Übrigen trat ich recht bescheiden auf. Denn das Gedicht Lorenzos ist in Italien so bekannt, dass es selbst mir zu Ohren gekommen war. Mit einem Zitat aus Catull oder Horaz, in deren Tradition il Magnifico mir zu stehen scheint, hätte ich mich eher als der große Fachmann aufspielen können. Horaz rät:

Quid sit futurum cras, fuge quaerere et
Quem fors dierum cumque dabit, lucro
Adpone, nec dulcis amores
Sperne puer neque tu choreas,

Donec virenti canities abest
Morosa ...

Was morgen sein wird, meide zu fragen, und
welchen Tag auch immer das Schicksal dir schenkt,
verbuch' ihn als Gewinn und auch die süßen Liebschaften
verschmähe nicht, Jüngling, und nicht die Reigentänze,

solange dir in deiner Jugendblüte das graue Alter fern ist,
das mürrische ...

Vielleicht ist im Vergleich zu Horaz Lorenzo de' Medici sogar pessimistischer. Dadurch ist seine Warnung „di doman non c'è certezza" noch eindringlicher. Denn deutlicher als Horaz betont er den Gedanken, dass die Jugend nicht nur durch das allmähliche Altern, sondern vor allem durch einen unvorhersehbaren, ständig lauernden Tod bedroht wird – in seinen kurzen Zeilen drängt sich das bedrückende, sprichwörtliche *mors certa, hora incerta* in den Vordergrund: Der Tod ist gewiss, die Stunde ungewiss. Vermutlich wirken hier die Erfahrungen der Pestepidemien nach, die auch Florenz wiederholt heimgesucht hatten. Allerdings war schon Catulls Hinweis auf den Tod in seinem herrlichen 5. Gedicht – *Vivamus, mea Lesbia, atque amemus* – außerordentlich düster:

soles occidere et redire possunt:
nobis cum semel occidit brevis lux,
nox est perpetua una dormienda.

Sonnen können untergehen und wiederkehren:
Wir aber müssen, wenn uns nur ein Mal der kurze Tag verging,
eine einzige ewige Nacht durchschlafen.

Diese profunden Betrachtungen beschäftigten mich ein Weilchen, dann begannen mich erneut Selbstzweifel zu quälen. Vorn sprach unser Lehrer, ausgerechnet ein Priester, über die braunen Papier-, genauer: Papyr-Fetzen, hinten versank ich in einem Meer widerstreitender Gefühle. Noch nie in meinem Leben war ich einem Mädchen derart aufdringlich nachgelaufen. Es widerstrebte mir, einem so abweisenden halben Kind, das ja zweifellos großartig ohne mich auskam, auf die Nerven zu gehen.

Außerdem sah ich mich in meinem Stolz verletzt. Das ganze Institut besteht ja eigentlich nur aus weiblichen Wesen, und sie alle umgeben mich mit Zuneigung und Interesse. Vermutlich hätte mir keine jener jungen Frauen eine solche Abfuhr erteilt wie gerade eben noch diese Studienanfängerin, die nach dem ersten und einzigen Stück Schokolade den Rest wortlos mit einer kleinen Handbewegung – bis hierher und nicht weiter! – zurückgeschoben hatte. Warum lächelt sie mich nicht so strahlend an wie all die anderen Studentinnen hier im Haus? Warum muss ich so besessen von ihr sein, warum folge ich nicht der weisen Einsicht, dass auch andere Mütter schöne Töchter haben? Habe ich es nötig, hier um ein mildes Lächeln zu betteln, statt selbst dem Rat des guten Magnifico zu folgen – wer froh sein will, der sei es? Bei dem Blick in diese Augen da neben mir werde ich vermutlich immer nur die eine Hälfte der beiden Teile des Wohltemperierten Klaviers zu hören glauben, nur die Präludien und Fugen in Moll-Tonarten – die freilich alle sehr, sehr schön sind.

Was tun? Ich schob das Perugina-Papier nach rechts. Die Frau meiner Träume las es, drehte sich leicht zu mir hin und sah mir zum ersten Mal in die – nach Aussage meines Passes grau-grünen – Augen. Aber sie wollte nicht deren Farbe prüfen, sondern das Innere meiner Seele ergründen. Und so fühlte ich mich wieder einmal zurückversetzt in die Welt der Antike. Denn diese verkündet Weisheit mit jedem

ihrer Worte. Hier hatten die antiken Autoren in zwei Punkten recht. Erstens sagt Properz von seiner großen Liebe Cynthia:

Cynthia prima suis miserum me cepit ocellis,
contactum nullis ante cupidinibus.

Cynthia nahm mich Armen als erste mit ihren Äuglein gefangen,
Kein Liebesverlangen zuvor hatte mich jemals berührt.

Dies ist eines der vielen Beispiele für die Erkenntnis der Alten, dass in der Liebe die Augen von entscheidender Bedeutung sind. Denn sie eröffnen in höchst gefährlicher Weise einen unmittelbaren Zugang zur Seele – in gefährlicher Weise deshalb, weil durch sie hindurch die Pfeile Amors zwar einerseits abgeschossen werden, andererseits aber auch heranfliegen, sich in die Seele bohren, sie tief verwunden können. Dass diese Auffassung richtig ist, kann ich aus eigener Erfahrung bezeugen. Denn dieser Blick traf mich bis ins Mark.

Gleichzeitig – und damit zweitens – bestätigte er, zumindest im übertragenen Sinn, die Richtigkeit der antiken Theorie (auch Platon vertritt sie, so wie später noch Goethe in seinem Gedicht „Wär nicht das Auge sonnenhaft ...“), dass die Augen beim Sehvorgang eigenes Licht aussenden. Denn diese sanften schwarzen Augen erleuchteten das Innere meiner finsteren Seele bis in die dunkelsten Ecken hinein. In Panik flüchtete dort vor diesem unerträglich grellen Licht ein Bruder Leichtfuß von Winkel zu Winkel, auf der verzweifelten Suche nach einem schützenden schattigen Plätzchen. Verschämt und schuldbewusst senkte ich die Augen – auch das hatte schon Properz in der gleichen Situation getan:

Tum mihi constantis deiecit lumina fastus
Et caput impositis pressit Amor pedibus.

Da ließ Amor mich die sonst immer stolzen Augen senken,
stellte den Fuß auf mein Haupt und drückte es nieder zu Boden.

Aber es geschah noch mehr, es geschah ein kleines – oder doch eher großes? – Wunder: Mein Schokoladenpapier kam zurück, in schneller, ziemlich genialischer Schrift ergänzt um nur eine einzige, dafür aber herrliche Zeile:

Sandra Pertini – Viale Matteotti – Certaldo / Italia.

Wo wird dieses Certaldo, die Heimat der bezaubernden Sandra, liegen? Ach, es gibt noch so viel zu entdecken in diesem gesegneten Land.

6

In den vergangenen Tagen haben Sandra und ich einen *modus vivendi* gefunden, der es uns zu erlauben scheint, etwas unverkrampfter als bisher miteinander umzugehen. Ich spiele – wie ich meine, überzeugend – die Rolle des weisen älteren

Studenten, der allerdings als Ausländer wegen seiner geringen italienischen Sprachkenntnisse noch Hilfe benötigt und deshalb für jede Auskunft dankbar ist. Im Übrigen ist das ja auch die schlichte Wahrheit oder doch zumindest ein kleiner – ein winziger – Teil der Wahrheit.

Sandra ihrerseits behandelt mich mit einer gewissen Nachsicht, sie duldet mich in ihrer Nähe. Ich darf neben ihr sitzen, auch einmal über andere Dinge mit ihr sprechen als über Fachprobleme, ja, in den letzten Tagen hatte ich sogar manchmal den Eindruck, dass ihr meine Gesellschaft zu gefallen beginnt. Aber wirklich darauf verlassen kann ich mich nie. In ihrer Haltung schwankt sie jeden Tag, jede Stunde. Sie wechselt die Stimmungen öfter, als sich das Wetter in Florenz ändert – zumindest das ist nämlich im Augenblick ziemlich beständig.

Besonders stark verwirrt es mich, dass sie bisweilen – und in solchen Augenblicken bin ich vollkommen überrascht – sehr versteckt und mit einer gewissen Verzögerung auf irgendeine Äußerung von mir, vielleicht auch ein Kompliment, zu reagieren scheint. Aber, wie gesagt, sie tut das so unauffällig, dass ich auch bei solchen Gelegenheiten nie wirklich weiß, ob ich ihr Verhalten richtig deute.

So trug sie gestern die Haare hochgesteckt. Bei dieser Frisur kann man zwar ungehindert ihr süßes Profil und den zauberhaften schlanken Hals bewundern, und das habe ich ihr auch gesagt – denn wie stur soll ich mich noch anstellen? –, gleichzeitig habe ich mich aber in einem Nebensatz mit der Bemerkung verplappert, offen oder als Pferdeschwanz getragen seien ihre Haare noch viel schöner. Dieses Geschwätz nahm sie mir sehr übel – und zwar weniger die vorsichtige Kritik als weit mehr meine zweifellos sachverständige Beurteilung weiblicher Schönheit. In der Rolle des Don Giovanni habe ich offenbar nicht die geringste Chance bei ihr. Ob ich wohl als Leporello mehr Gnade fände?

Ihr Abschied von mir, in Ullis Gegenwart, fiel – aber das ist ja eigentlich nichts Ungewöhnliches – äußerst kühl aus. Natürlich ärgerte ich mich über meine Ungeschicklichkeit. Bei Ulli, dem ich mein Vergehen beichtete, löste mein Geständnis ungebremste Heiterkeit aus. Er verzeichnet seit Wochen mit wachsendem Vergnügen, dass ich bei Sandra immer wieder wie gegen eine Wand renne. Wenn ich deswegen jetzt mit platt gedrückter, blutiger Nase herumlaufe, findet er das nur gut. Ich solle doch endlich den hoffnungslosen Versuch aufgeben, dieses herrliche Mädchen für mich zu gewinnen. Sandra sei klug, schön, bezaubernd ... usw., usw. ... und mir gegenüber zu Recht äußerst misstrauisch. Denn ich sei doch wirklich ein grässlicher Finsterling. Auch in dieser Lage bestätigte sich mir, dass jeder Mann, auch jeder meiner Freunde, dass alle Menschen nicht nur in Zweifelsfällen, sondern ganz grundsätzlich immer und überall Partei für Sandra ergreifen.

Durch diese Einsicht zusätzlich gereizt ließ ich mich zu der kühnen Voraussage verleiten, sie werde „sicherlich schon morgen“ mit schulterlangen Haaren zur Vorlesung erscheinen, da sie ja nun wisse, wie frisiert sie mir besonders gut gefalle. Als sie dann heute tatsächlich mit weichen schwarzen, lang auf die Schultern fallenden Haaren – weit entfernt von mir – in der Hörsaalbank saß, war ich selbst am meisten überrascht, doch auch Ulli, das missgünstige Ekel, war sprachlos.

Im Seminar meines besonderen Gönners Giacometti saß sie mir dann wieder einmal – demonstrativ? – gegenüber, ich habe sie wieder einmal eine Stunde lang mit

Blicken gestreichelt, aber sie sah mich wieder einmal – demonstrativ! – nicht ein einziges Mal an.

7

Nach dem gestrigen Unterricht wollte ich sie überreden, mit mir in eine Bar zu gehen – ohne Erfolg. Immerhin durfte ich sie heute Abend wenigstens zum Bahnhof begleiten. Freitags fährt sie mit trauriger Regelmäßigkeit zu ihren Eltern nach Certaldo.

Von diesem Ort weiß ich bisher nicht einmal genau, in welchem Winkel der Toskana er sich versteckt. Wenn ich die wenigen Worte, die sie dazu sagte – mir schienen sie fast absichtlich möglichst undeutlich gemurmelt –, annähernd richtig verstanden habe, müsste er im Gebiet des Chianti irgendwo südwestlich von Florenz liegen, also in der Landschaft um San Gimignano und Poggibonsi. Beide Städtchen kenne ich schon von einem kurzen abendlichen Ausflug mit der DUCATI.

Die Züge, in die Sandra klettert (das ist ganz wörtlich gemeint – da die Bahnsteige in Italien nicht die Höhe des Wagenbodens erreichen, muss man immer einige Stufen zur Zugtür hinaufsteigen; besonders mit Gepäck ist das ziemlich mühsam), also diese Züge, in denen sie an jedem Wochenende Florenz – und darf ich sagen: mich? – verlässt, fahren meist nach Siena, weit seltener in Richtung Pisa. So viel habe ich immerhin inzwischen durch sorgfältige Beobachtung festgestellt.

Am heutigen Freitagabend blieben uns im Bahnhof noch etwa zehn Minuten Zeit. Wie immer redete ich eher scherzhaft auf sie ein. Es war nicht klar, ob sie mir zuhörte. Ich wollte ihr Schokolade schenken, aber sie weigerte sich heftig, ja geradezu zornig, Süßigkeiten von mir anzunehmen. Vielleicht war ihr in trauriger Erinnerung geblieben, dass ich aus Liebe zu ihr an der kleinen Perugina-Tafel vor einigen Tagen fast erstickt wäre – doch Spaß beiseite: offenbar wollte sie sich auf keinen Fall mit einem zweiten Stück Schokolade von mir umgarnen lassen.

Ich war ratlos. Ein trübsinniges Wochenende stand mir bevor. Ein Mann sollte sich Niederlagen eingestehen können. Dies war eine, und eine besonders bittere dazu. Der Florentiner Marmorbahnhof wurde mir zum Sinnbild jedweden trostlosen Abschieds. Musik hörte ich auch nicht mehr, weder um mich herum – nur Ansagen ankommender und abfahrender Züge – noch in meinem betrübten Gemüt, nicht barocke, nicht klassische, nicht sonst irgendwelche – dabei hätte doch das „Capriccio über die Abreise seines überaus geliebten Bruders“ des jungen Johann Sebastian meine Seelenlage treffend wiedergegeben, und auch das Andante con moto aus Mozarts Violin-Sonate in Es-Dur, KV 380, hätte sich zur Beschreibung meiner Gefühle geeignet.

In diesem schweren Augenblick bewahrheitete sich wieder einmal das – soweit ich weiß – russische Sprichwort, dass man sich immer zweimal im Leben sieht, was heißen soll, dass sich nicht nur jede böse, sondern, wie jemand ironisch gesagt hat, auch jede gute Tat rächt. Denn die alte Postkarten-Verkäuferin, der ich schon manchmal Geld geschenkt hatte, ohne eine Karte zu nehmen, kam auf uns zu und bot uns ihre Ware an: „Oh mio caro Signore: O mein lieber Herr.....“ Oben auf dem Stapel in ihrer Hand lag die farbige Abbildung dreier roter Rosen. Ich gab 100 Lire, nahm diese eine Karte und reichte sie mit großer Geste an die finster blickende Sandra

weiter – die sie gegen alle meine Erwartungen annahm. In ihrem Verhalten vorhersehbar ist sie eben nie. Die gebrechliche alte Frau wollte uns unbedingt zwei weitere Karten geben, doch ich winkte ab. Dennoch lief sie Sandra hinterher: „Oh bella Signorina .....“ und wollte ihr zumindest noch irgendeine gelbe Blume in die Hand drücken. Aber ernst und höflich wies Sandra sie zurück, behielt allein die drei roten Rosen.

Wenig später kletterte sie in ihren Zug, ohne mir die Hand gegeben zu haben, murmelte nur ein leises „Addio“. Auch das ist ja nicht gerade die lustigste Abschiedsformel, heißt es doch ungefähr so viel wie: „Ich empfehle dich Gott.“ Da würde ich eigentlich eines der von mir oben gesammelten, nicht gar so giftigen „Ciao“ oder auch ein schlichtes „Arrivederci: Auf Wiedersehen“ vorziehen. In der Wagentür stehend winkte sie mir noch einmal mit behandschuhter Hand zu und verschwand sogleich im Wageninneren – ohne noch bis zur Abfahrt des Zugs zu warten, ohne sich umzudrehen, ohne einen einzigen Blick auf mich zurückzuwerfen.

Jede Stunde dieses unerträglichen Wochenendes werde ich mich darum bemühen, dieses Mädchen aus meinem Herzen zu reißen. Sandra ist sich ihres – und leider auch meines – Wertes voll bewusst. In der Tat ist sie für eine leichtsinnige, enttäuschende Liebelei zu schade. Ich werde sie in Ruhe lassen. Auch zu diesem Zustand hat Properz alles Nötige gesagt:

in me nostra Venus noctes exercet amaras,
et nullo vacuus tempore defit amor.

Doch gegen mich verhängt unsre Venus bittere Nächte,
und zu keinerlei Zeit verlässt mich vergebliche Liebe.

8

Es ist Samstagabend, 20.30 Uhr, und ziemlich kalt hier im Athen Italiens. Trotzdem geht es mir bis auf einen leichten Schnupfen gut. Für Ausflüge mit der DUCATI ist das Wetter im Augenblick zu ungemütlich. Aber es gibt ja auch sonst noch genug zu sehen.

Immer, wenn die Bibliotheken – wie jetzt am Wochenende – geschlossen sind, wandere ich ohne bestimmtes Ziel durch Florenz. Dabei entdecke ich viele mir bisher unbekannte Winkel, hier einen Palazzo, dort eine von außen unscheinbare, innen sehenswerte Kirche. Doch vor allem beobachte ich mit Freude, wie das Arnowasser täglich munterer über die Staustufen springt, wie die Lichtreflexe fröhlicher unter den Brückenbögen spielen, wie die Gebäudefront auf dem rechten Arnoufer zu immer späterer Stunde von der untergehenden Sonne vergoldet wird. Der Himmel ist weit und blau, und gerade heute, als die Mittagstemperatur bis in Gefrierpunktnähe anstieg, lag in der seidenweichen Luft ein Hauch von Frühling. In solchen Augenblicken wirkt Florenz auf mich so strahlend jugendlich, fröhlich und schwungvoll wie das Allegro – der 1. Satz – von Haydns Symphonie Nr. 10 in D-Dur.

Meine Freunde im Borgo San Frediano behaupten, die augenblickliche Kälte werde nicht mehr lange anhalten, Anfang Februar werde es gewiss milder sein. Ich fürchte zwar, dass sie mich nur ein bisschen trösten wollen, aber manchmal glaube

ich wirklich, die versprochenen besseren Zeiten schon zu spüren, zu ahnen, wie sich das ehrwürdige Florenz mit aufbrechenden Knospen, zartem Grün und blühenden Blumen verjüngen wird.

9

Heute, am Sonntagmorgen, hatte ich das Gefühl, mich etwas um die DUCATI kümmern zu müssen. Sie stand, von den beiden Decken geschützt, immer noch genauso verstaubt unten im Hausflur, wie ich sie nach meiner Rückkehr, an jenem letzten schneefreien Tag, vom Händler zurückgefahren hatte. Deshalb verzichtete ich heute auf jede geistige Arbeit. Die Bibliotheken waren sowieso geschlossen. Doch vor allem wollte ich mich durch eine möglichst anstrengende körperliche Tätigkeit von jedem Gedanken an die ungnädige Sandra ablenken, kurz: ich wollte meine zahllosen Frustrationen an der armen DUCATI austoben.

Inzwischen bekam ich auch das endgültige Nummernschild. Es ist ein erstaunlich kleines Quadrat von 16,5 cm Kantenlänge. Beschriftet ist es in kräftiger blauer Farbe auf weißem Grund. In der oberen Zeile trägt es links die Aufschrift FI für Firenze, in Zeilenmitte folgt klein der Stern der italienischen Republik, rechts daneben findet noch eine 16 Platz und in der Zeile darunter wird die Nummernfolge durch die Zahlenreihe 09 84 vervollständigt. Da ich bei der Erstmontage zwar über einen Schraubenzieher, nicht aber über einen passenden Schraubenschlüssel zum Festhalten der Gegenmuttern verfügte, waren die vier Verschraubungen bedenklich locker. Jetzt endlich konnte ich sie verlässlich festziehen. Es hat sich also doch gelohnt, meine kleine, aber schwere Werkzeugkiste aus Deutschland hierher zu schleppen. Außerdem brachte ich mein schönes Motorrad auf Hochglanz und schnallte ihm schließlich auch noch den ebenfalls aus der fernen Heimat mitgebrachten BMW-Tankrucksack auf. Zu meiner Freude war das ohne Weiteres möglich – er passte hervorragend.

Nach all diesen Arbeiten war die DUCATI derart sehenswert, dass manche Passanten stehen blieben, um sie zu bewundern. Die Mechaniker aus der Reifenwerkstatt, die inzwischen ebenfalls zu meinen Freunden gehören, amüsierten sich still, beobachteten aber stets genau, ob ich nicht vielleicht bei Schwierigkeiten Hilfe benötigte. Auch alle Hausbewohner nahmen lebhaften Anteil an meinen Bemühungen.

Besonders lange leistete mir der gut aussehende Polizist aus der Parterrewohnung Gesellschaft. Auch zum Fahren auf italienischen Straßen gab er mir manchen Rat. Seine nett formulierten Mahnungen zu Umsicht und Vorsicht gingen ihm leicht von den Lippen, weil er sie offenbar pausenlos wiederholt. Denn er hat eine bildhübsche, mir ungefähr gleichaltrige, wild auf einem Motorroller herumkurvende Tochter.

10

Da ich befürchte, später, bei schönerem Wetter, zur Faulheit zu neigen, bemühe ich mich gegenwärtig um möglichst große Fortschritte bei meinen verschiede-

nen Arbeiten. Tagsüber befasse ich mich mit erfreulichen Dingen, abends dagegen mit den langweiligen Stoiker-Fragmenten. Immerhin bringen sie Geld ein.

Die schönsten Arbeitsstunden verbrachte ich in der *Bibliotheca Medicea Laurentiana* – so ihre lateinische Namensform, italienisch wird sie manchmal, dem Lateinischen entsprechend, als Biblioteca Medícea Laurenziana, meistens aber als Biblioteca Medíceo-Laurenziana (Akzente von mir) bezeichnet. Ihre Bestände wurden von den Medici seit Cosimo „dem Alten" (il Vecchio) mit großem Sachverstand und unter Einsatz gewaltiger finanzieller Mittel zusammengetragen.

Cosimo il Vecchio (1389–1464) war ein begeisterter Bewunderer der klassischen Antike. Als junger Mann wurde er in „meinen" Fächern, also in Griechisch, Latein und Philosophie unterrichtet. Schon früh versammelte er eine Gruppe später berühmter Gelehrter um sich. Seinen ererbten, in den folgenden Jahren durch eigene Bankgeschäfte noch erheblich vermehrten Reichtum nutzte er wiederholt zur Stiftung von Bibliotheken, allerdings zunächst in Venedig. Denn dort lebte er von 1433 bis 1434 im Exil, freundlich aufgenommen von den Mönchen des Klosters San Giorgio Maggiore. Zum Dank für ihre Gastlichkeit ließ er ihnen nach einem Entwurf Michelozzos Bibliotheksräume errichten und schenkte ihnen auch die Grundausstattung der Bibliothek an Büchern und Lesepulten. 1434 kehrte er nach Florenz zurück und begann dort sogleich mit dem Bau von Bibliotheken für das Kloster San Marco und die Abtei von Fiesole.

Auch die eigene Privatbibliothek erweiterte er ständig. Bei seinen Käufen ließ er sich von Niccolò Níccoli beraten, dem er, um sich ihm für seine Hilfe erkenntlich zu zeigen, hohe Kredite einräumte. Niccoli, ein leidenschaftlicher Büchersammler, gab das geliehene Geld mit vollen Händen für Handschriften aus, besaß schließlich die reichste, etwa 700 Codices umfassende Florentiner Bibliothek, verstarb aber 1437, nicht nur bei Cosimo hoch verschuldet, sondern auch bei einigen anderen Florentinern. Nun hatte Cosimo ja, wie oben erwähnt, schon 1434 damit begonnen, das Kloster San Marco um Bibliotheksräume zu erweitern. Deshalb bemühte er sich bei Niccolis Tod, dessen gesamten Bücherschatz als Grundstock der geplanten San-Marco-Bibliothek in seinen Besitz zu bringen, erreichte schließlich dieses Ziel, entnahm Niccolis Sammlung zwar einige Exemplare für die Privatbibliothek der Medici, eröffnete aber mit dem großen Rest 1444 in einem von Michelozzo im Kloster San Marco errichteten Lesesaal die erste öffentliche Bibliothek Europas. Michelozzos herrlicher Raum im Stil der Frührenaissance ist erhalten und kann besichtigt werden.

Auch nach Cosimos Tod wuchsen die Bestände der Mediceischen Privatbibliothek stetig weiter. Als Lorenzo il Magnifico die Sammlung übernahm, war sie schon hochbedeutend, doch er vergrößerte sie noch beträchtlich durch den Kauf vieler kostbarer griechischer Codices. 1492, im Todesjahr Lorenzos, erreichte die Privatbibliothek ihren größten Umfang.

Wenig später, im Jahr 1494, wurden die Medici aus Florenz vertrieben. Bei der Plünderung ihres Palastes ging ein Teil der Handschriften verloren, die anderen wurden in das Kloster San Marco gebracht, wo sie die Unruhen der Savonarola-Zeit unbeschadet überstanden. Danach begann eine wechselvolle Geschichte der Privatbibliothek. Zunächst wurden zwei Drittel ihrer Bestände von den Mönchen des Klosters San Marco gekauft, die sie aber wegen finanzieller Schwierigkeiten schon bald wie-

der veräußern mussten. Über einen Mittelsmann erwarb Lorenzos jüngster Sohn, der Kardinal Giovanni de' Medici, der spätere Papst Leo X, diese Manuskripte und brachte sie nach Rom. Nach seinem Tod führte ein anderes Familienmitglied, der Kardinal Giulio de' Medici, der spätere Papst Clemens VII, sie nach Florenz zurück und beauftragte Michelangelo damit, in den Klosterhöfen von San Lorenzo ein angemessenes Bibliotheksgebäude für sie zu errichten. Unter Herzog Cosimo I wurde der Bau vollendet. Dieser Herrscher bemühte sich auch darum, jene Codices für die Bibliothek zurückzugewinnen, die inzwischen aus verschiedenen Gründen in Fremdbesitz geraten waren.

Im Jahr 1571 konnte die Bibliothek in den neuen Räumlichkeiten eröffnet werden. In ihnen befindet sie sich, ständig durch Neuerwerbungen und Schenkungen erweitert, noch heute. Erst spät wurden auch die meisten Handschriften des Klosters San Marco unter die Bestände der Laurenziana aufgenommen, einige wenige zwar schon vor 1571, viele andere aber erst 1809 und 1883. Ebenfalls in der Laurenziana verwahrt werden die aus italienischen Grabungen stammenden griechisch-ägyptischen Papyri. Fazit: diese Bibliothek ist eine der reichsten Handschriftensammlungen der Welt, sie besitzt zur Zeit 12.000 Manuskripte, über 2.000 Papyri, mehr als 4.000 Inkunabeln und Erstdrucke, außerdem ungefähr 75.000 andere Druckwerke.

11

Zusammen mit Sven pilgerte ich am Montagmorgen zu diesem Heiligtum unseres Fachs. Wir betraten durch ein unauffälliges Portal links neben der Fassade von San Lorenzo einen an die Südflanke dieser Kirche angelehnten Klosterhof mit zweistöckigem Umgang. In der Mitte der ziemlich genau quadratischen Anlage (eine zweite liegt hinter dieser ersten) leuchtete sonnenbestrahlt eine große Grünfläche. An der Kirchenflanke entlanggehend kamen wir nach wenigen Metern in der Ecke des Kreuzgangs zu einer versteckten, schmalen, steil nach links hinaufführenden Treppe. Auf ihr erreichten wir den schattigen oberen Umgang. Gleich vorn rechts an dessen Anfang befindet sich der unscheinbare Bibliothekseinlass, eine schlichte kleine Tür.

Wir schellten, warteten, ich drehte mich um und sah über den Klosterhof und viele Dächer hinweg auf die achteckige Domkuppel, auf ihre dunkelroten Ziegelflächen und hellen Marmorrippen, die in über hundert Metern Höhe scheinbar mühelos die ebenfalls aus Marmor gebaute, weiß schimmernde, von einer goldenen Kugel und einem zierlichen Metallkreuz gekrönte Laterne tragen. Auch der Glockenturm überragte das Häusermeer, seine feingemusterte vielfarbige Marmorverkleidung glänzte im Morgenlicht.

Nach einiger Zeit wurden Schritte hinter der kleinen Tür hörbar, ein Bediensteter näherte sich und schloss uns auf. Ich gab mein Empfehlungsschreiben ab und bekam Zutritt. Ziemlich überrascht fand ich mich in Michelangelos eindrucksvoller Vorhalle wieder. Wir blickten uns kurz um und wurden dann über eine links hinaufführende Treppe in den höher gelegenen ehemaligen Lesesaal begleitet, den ich für einen der schönsten Räume halte, die ich je gesehen habe. Nicht nur als Ganzes, sondern auch in der Gestaltung von Einzelheiten – der Decke und der Einrichtungsgegenstände – geht er, wie schon gesagt, auf Entwürfe Michelangelos zurück. Mit

seiner unaufdringlichen Harmonie, logischen Struktur und farbigen Sinnlichkeit erinnerte er mich an manche Meisterwerke Vivaldis.

Hintereinander wie in einer Kirche stehen auf beiden Seiten, getrennt durch einen breiten Mittelgang, zahlreiche schön geschnitzte Bänke, Kirchenbänken nicht unähnlich, mit hohen Lehnen, auf deren pultförmiger Rückseite früher die Handschriften lagen, so wie bei uns noch heute Gesangbücher auf den kleinen hinteren Schrägflächen alter Kirchstühle. Zum Schutz vor Diebstahl waren die Codices an die Bänke angekettet. Noch immer baumeln an ihren alten Ledereinbänden diese Sicherungsketten. Sie klirren ein wenig, wenn ein solches ehrwürdiges Buch hin- und hergetragen, vor allem aber, wenn es vor einem gelehrten Benutzer vorsichtig auf dem Lesepult niedergesetzt wird. Meistens legt dann der Bedienstete, der die Handschrift aus dem Depot geholt hat, die keineswegs kleine, sondern sehr robuste, leise protestierende Kette mit liebevoller Geste nach hinten um die Füße des Pults, damit sie auf dem Tisch nicht stärker stört als unvermeidlich.

Im Lesesaal ist für das interessierte breitere Publikum eine Ausstellung eingerichtet. Auf jeder Bank liegt dort, unter Glas und durch eine Alarmanlage gesichert, jeweils eine besonders berühmte Handschrift, unter ihnen – zumindest an jenem Tag – auch der hochbetagte griechische Codex pl. 69.2 aus dem 10. Jahrhundert (pl. ist die Abkürzung von *pluteus* = Bank. Die zum alten Bestand der Bibliothek gehörenden Handschriften sind noch immer nach den Lesesaalbänken und nach ihrem Platz in der jeweiligen Bank signiert).

Da lag sie also, die Thukydides-Handschrift, der ich meinen Studienaufenthalt in Florenz und mein unglückliches oder glückliches Zusammentreffen mit Sandra verdanke (ach, Sandra, wie soll ich dich aus meinem Herzen verbannen, wenn ich ständig an dich denken muss?), da lag sie vor mir in einem Glaskäfig, ein wahres Kunstwerk, mit einer herrlichen, im Übrigen gut lesbaren griechischen Schrift (was keineswegs selbstverständlich ist, griechische und lateinische Schriften können sehr schön und dennoch schwer zu lesen sein).

Die zufällige Erinnerung an diese Thukydides-Handschrift hatte mich im Gespräch mit Professor Eckart dazu veranlasst, Florenz als Ziel eines Auslandsstudiums zu nennen. Nun stand ich also vor ihr – schon sie selbst ist mehr als 1.000 Jahre alt, ihr Inhalt sogar mehr als 2.350 Jahre – und starrte sie durch ihren Glasschutz an, erfüllt von Bewunderung, Ehrfurcht und Dankbarkeit – Dankbarkeit nicht nur, weil dieses Buch mich nach Florenz geführt hatte, sondern auch und vielleicht mehr noch, weil es das Ergebnis unsäglicher Opfer ist. Generationen von Menschen haben ihre Zeit und oft im Wortsinn ihr Leben dafür geopfert, uns zunächst auf Papyrus und später durch solche Handschriften die antiken Texte zu bewahren. Behandeln wir das unermesslich kostbare Erbe, das wir durch diesen bewundernswerten Einsatz in Händen halten, noch mit dem gebührenden Respekt und Interesse?

Aus dem ehemaligen Lesesaal wurden wir nach rechts durch eine Tür in einen jüngeren (1841 eröffneten) kuppelüberwölbten Rundbau geführt. Dieser Raum, der sich stilistisch an Michelangelos Bauteile anlehnt, ist nicht zu besichtigen, sondern dem Studium der Handschriften vorbehalten. Kreisförmig angeordnet stehen dort schwere Eichentische, dahinter Stühle mit hoher Lehne, auf denen ein dummer Junge wie ich gewiss recht seltsam aussieht.

Dort also, freundlich beaufsichtigt von einer würdevollen Dame, studiere ich mittelalterliche Handschriften, meist allein mit Sven, der – wie ich wohl schon sagte – die Neuausgabe einer griechischen Tragödie vorbereitet. Der jeweils zur Einsicht bestellte Codex steht vor mir auf einem Lesepult aus dunklem Holz, das, ganz wie vor Jahrhunderten, durch kleine einsteckbare Holzpflöcke die Seiten aufzuhalten erlaubt. Es herrscht tiefes Schweigen. Mildes, sehr gedämpftes Licht wandert, feierlich wie in einer Kathedrale, im Lauf des Tages durch den Raum, wirft bunte Sprenkel auf den intarsierten Marmorfußboden und gleitet am späten Nachmittag, geschwächt durch leichte Vorhänge, manchmal auch über die aufgeschlagenen Seiten der vor mir stehenden Handschrift.

Das Lesen der alten Texte in der Stille dieser Bibliothek erzeugt ein stärkeres Gefühl von Andacht und Demut, als ich es in vielen Kirchen empfunden habe. Überhaupt scheint mir der Vergleich dieser dem antiken Geist geweihten Stätte mit einer Kirche nicht unpassend – im Übrigen liegt ja auch historisch die Verbindung von Antike und Christentum in jeder Hinsicht nahe.

12

In dieser Woche fallen alle Vorlesungen aus, da irgendwelche Prüfungsarbeiten geschrieben werden. Für diesen erheblichen Verlust an Belehrung wurde ich am Montag durch einen kurzen Spaziergang reich entschädigt.

Eigentlich hatte ich mich ja entschlossen, weise und menschenfreundlich die bezaubernde, blutjunge, zweifellos glücklich dahinlebende, mich zu Recht verabscheuende Sandra endlich in Ruhe zu lassen. Doch diese gute Absicht gab ich schon bald wieder auf. Das dürfte zwar ein schwerer Fehler gewesen sein, aber zu kühler Selbstbeherrschung bin ich schon lange – seit ich sie zum ersten Mal sah – nicht mehr in der Lage.

Ich möchte unbedingt mit ihr zusammen sein, mit ihr sprechen, mit ihr durch Florenz gehen, wissen, wie sie lebt und was sie denkt. Nur dies will ich, mehr will ich nicht. Ich werde sie distanziert und rücksichtsvoll behandeln wie jede andere Kommilitonin auch. Wir könnten die Examina zusammen vorbereiten, zwischen den verschiedenen Bibliotheken hin- und herwandern – die Biblioteca Nazionale in der Nähe von Santa Croce verdient immer einen Besuch –, wir könnten uns in den Arbeitspausen in einer Bar erholen und zusammen einen Espresso trinken, könnten vor den furchtbaren Wochenenden mit einem Lächeln und einem schlichten, zivilisierten „Ciao“ am Zug voneinander Abschied nehmen.

Ich habe ganz und gar nicht vor, dieses sittenstrenge, scharf bewachte Kind in ein Liebesabenteuer zu verwickeln – an den Wochenenden wird Sandra von den Eltern in Certaldo beaufsichtigt, in Florenz ist sie, soweit ich weiß, den Großeltern anvertraut, wohnt bei ihnen und hat spätestens um 20 Uhr zu Hause zu sein. Ich wiederhole: Wohlerzogen und ganz zurückhaltend will ich sein.

Folglich hat Sandra auch nicht den geringsten Grund, mich – wie am Freitag – wegen eines ihr angebotenen Schokoladenstückchens anzufauchen, als hätte ich sie zu küssen versucht. Ich bin ganz harmlos, bin ganz brav, gehorche aufs Wort, bin nicht aufdringlich, wünsche nichts anderes als Einblick zu bekommen in italienisches Leben, in diese mir so fremde Welt. Ab sofort bin ich der böse Wolf, der zwar zu-

nächst ein paar Großmütter, danach aber Kreide gefressen hat. Nun trage ich das hübsche Häubchen irgendeiner der von mir verschlungenen Omas und sehe niedlich aus. Das, was ich denke, darf ich nicht sagen. Das, was morgen sein wird, will ich nicht wissen – vernünftige Fragen stellen nur grämliche alte Leute, nur Catulls *senes severiores*, die allzu strengen Alten. Catull war jung, ich bin jung, und eigentlich hätte er ja recht, wenn er sagt:

Vivamus, mea Lesbia, atque amemus
rumoresque senum severiorum
omnes unius faciamus assis!

Leben wollen wir, meine Lesbia, und lieben
und das Geschwätz der allzu strengen Alten
soll uns alles nicht einen einzigen Pfennig wert sein!

Doch diese richtige Einsicht muss ich verdrängen. Das, was Catull in den folgenden Versen sagt –

da mi basia mille, deinde centum,
dein mille altera, dein secunda centum,
deinde usque altera mille, deinde centum ...

Gib mir Küsse – tausend, dann hundert,
dann tausend andre, darauf ein zweites Hundert,
dann endlos weiter so: andere tausend, dann wiederum hundert ...

etwas so Verruchtes darf ich nicht einmal denken. Denn Sandra scheint solche Phantasien – selbst wenn ich ganz brav nur neben ihr sitze, sie nicht einmal ansehe, nicht mit ihr spreche – zu ahnen und als vorschnell und leichtfertig zu verurteilen. Sie verfügt über ein hochempfindliches Warnsystem, will respektiert, keinesfalls mit stürmischer Werbung überrumpelt werden. Männliche Überheblichkeit ist ihr ein Gräuel. Insofern sehe ich so etwas wie die *militia amoris* der lateinischen Liebeselegie auf mich zukommen, den geduldigen Dienst für das angehimmelte, oft ungnädige Mädchen – ich könnte Sandra bei der Vorbereitung ihrer ersten Examina unterstützen, sie bei der Lektüre der Texte beraten, ihr auch einfach nur die Bücher tragen ... kurz: ich könnte mit ihr zusammen sein, und das ist es ja, was ich mir seit Monaten wünsche.

Am Montag eilte ich schon morgens – nach dem traurigen Freitags-Abschied wieder guten Mutes – in die Stadt. Ich wollte Sandra so schnell wie möglich wiedersehen. Alles Weitere würde sich finden. Doch am Eingang des Instituts erfuhr ich vom Ausfall aller Vorlesungen und war tief enttäuscht. Sollte ich meine Traumfrau nicht einmal in der Riccardi-Vorlesung eine Stunde lang aus der Ferne bewundern dürfen? Mir blieb nur die Hoffnung, dass sie, anders als ich, vom Vorlesungsausfall noch nichts gehört hatte und irrtümlich zur festgesetzten Zeit zur Universität kam. Dann könnte ich sie noch einmal ansprechen, ihr noch einmal auf die Nerven gehen.

Also arbeitete ich zwar morgens in der Laurenziana, kehrte aber nachmittags zur Uni zurück und begann schon um 15.45 Uhr (Vorlesungsbeginn 16.15 Uhr) auf sie zu warten, und zwar auf der Piazza San Marco und nicht etwa im leeren Hörsaal oder in der Institutsbibliothek. Denn ich befürchtete, sie werde kommen, an der Außenpforte den Anschlag lesen und sofort umkehren.

Ziemlich verloren stand ich draußen vor dem Uni-Eingang, beobachtete das Treiben auf dem weiten Platz, hielt Ausschau in alle einsehbaren Richtungen, aber Sandra war nirgends zu entdecken. Meine Stimmung fiel ins Bodenlose. Fast die gesamten 30 Minuten vergingen – nichts. Und dann kam sie – von innen und wollte gehen. Ob sie auf mich gewartet hatte? Was für eine anmaßende Frage! Don Giovanni bedenke, dass du Leporello sein willst!

Sie wurde von nur einer einzigen Freundin begleitet. Die anderen Angehörigen des Wachpersonals waren offenbar schon nach Haus entlassen worden. Diese letzte Beschützerin ergriff, als sie mein finsteres Gesicht sah, sofort die Flucht. Sei also stark, mein Herz, schon Schlimmeres hast du erduldet! Sprich dieses Mädchen an, nie wieder wird dir ein schöneres begegnen! Wenn sie dir die Augen auskratzt, hat das den Vorteil, dass du sie nicht länger ansehen musst und sie dir folglich nicht auch noch den kümmerlichen Rest deines Verstandes rauben kann. Ich gehorchte dieser inneren Stimme, sprach sie mit gespielter Selbstsicherheit an, behauptete, die ausgefallene Riccardi-Vorlesungsstunde schulde sie nun ja wohl mir, zum Ausgleich für manche freitägliche Ungerechtigkeit. Wir würden jetzt zusammen einen schönen Spaziergang machen, uns dann in einer kuscheligen Bar aufwärmen und endlich einmal ruhig, gesittet und ohne ständige Eile – damit war ihre Neigung zu überstürzter Flucht gemeint – miteinander sprechen. Sie antwortete fast schüchtern nur mit den wenigen Worten: „Offenbar hast du das alles ja schon genau geplant.“ Sie ist ein kluges Kind, Ulli hat recht. Natürlich hatte ich alles genau geplant, schon seit Wochen hatte ich an nichts anderes gedacht.

Immerhin lief sie brav an meiner Seite, ohne weiteren Protest. Ich spielte mich als der kluge ältere Kommilitone auf, versuchte mich von meiner besten Seite zu zeigen – ach, wie schwer war das! Meine Hemmungen diesem Mädchen gegenüber verwandelten mein früher einmal brauchbares Italienisch in hilfloses Gestammel. Nicht einmal die Landessprache hatte Erbarmen mit mir. Mir fehlten die Worte. Auch die dichterische Inspiration verließ mich, vergeblich hoffte ich auf Tassos: „Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott zu sagen, wie ich leide.“ Mir gab kein Gott nichts – wie es mit der italienischen Doppelverneinung treffend heißen würde: a me nessun Dio dette nulla.

Während ich erfolglos versuchte, etwas Sinnvolles zu sagen, verloren wir auch noch die Orientierung. So kamen wir nach einer halben Stunde, gegen 17 Uhr, bei ziemlicher Kälte in einen Stadtteil, den wir beide nicht kannten. Und jetzt – wie im Borgo San Frediano – war Florenz mir gnädig. Denn unser Interesse war geweckt, wir hatten etwas Unbekanntes entdeckt, waren Kinder, die etwas Neues bestaunen. Hier wurde ein Denkmal entziffert, dort ein Palast bewundert, Tauben flogen – seid mir gegrüßt, *Cythe-ré-i-a-dés* (Ovid): ihr heiligen Vögel der Venus! – mit weiß im Licht leuchtenden Flügeln durch strahlendes Frühlingsblau, und als die Sonne unterging, glühte der Himmel im Westen orangerot auf. Alle Straßen und Häuser in ihrer

eleganten Verfallenheit strahlten diesen allmählich in dunkles Rot übergehenden Glanz zurück.

Beim Überqueren der Straßen hatte ich jedes Mal Angst um die schöne Sandra. Daher fasste ich sie bei solchen Gelegenheiten zaghaft am Stoff ihres Mantelärmels und führte sie vorsichtig zwischen den lärmenden Autos hindurch auf die andere Straßenseite. Danach gingen wir getrennt weiter.

Doch an einer Ampel gerieten wir plötzlich vor einen herankommenden Lastwagen. Ich griff nach Sandras Hand, zog sie daran zurück – und ließ ihr warmes weiches Händchen danach nicht wieder los. Sie nahm das zu meinem Erstaunen ohne Gegenwehr hin, lief endlich einmal fröhlich und munter wie ein Kind – sie ist tatsächlich erst achtzehn Jahre alt – neben mir her, balancierte auf Mäuerchen, sah auf Zehenspitzen in fremde Gärten, wollte Katzen streicheln, Tauben füttern, lehnte sich über steinerne Brückengeländer, versuchte uns – was völlig unmöglich war – im strömenden Arnowasser gespiegelt zu sehen, dann wieder war sie traurig und sah mich mit ihren großen schwarzen Augen forschend an. Sie trug das Haar lang, und wenn der Wind es zurückwehte oder ich es ihr – auch das durfte ich – aus der Stirn strich, sah man, dass sie in jedem Ohr als Clip eine große Perle trug. Um wieder einmal meine Stimmung mit einem musikalischen Vergleich zu verdeutlichen – und außer Bach fällt mir ja sowieso nichts ein: Wir bewegen uns zwar noch in einer Moll-Tonart, in a-Moll, aber das Prélude und vor allem die Bourée I/II der 2. Englischen Suite erinnern mich an die heiteren Augenblicke dieses Nachmittags, die Sarabande an die Wirkung manches nachdenklichen Blicks.

Auch eine Bar besuchten wir, tranken Tee, ich zeigte Sandra Bilder von Deutschland, sie mir Photos ihrer beiden in Certaldo lebenden Katzen. Als sie so neben mir auf dem dürftigen Bänkchen saß, war sie wie immer hinreißend schön. Das Gesicht mit den unergründlichen Augen wurde umrahmt vom langen schwarzen, etwas welligen Haar. Manchmal fiel es ihr in die Stirn oder schmiegte sich um den zarten Hals. Ach, eigentlich passt Mozarts Fassung der E-Dur-Fuge noch immer am besten zu ihr, jedes Mal, wenn ich in ihrer Nähe bin, höre ich zu irgendeinem Zeitpunkt, bei irgendeinem Blick in ihre Augen, diese herrliche Musik.

Ich begleitete sie noch nach Hause, zum Poggetto, bis in die Nähe der Wohnung ihrer Großeltern. Nur aus der Ferne – so ihr ausdrücklicher Wunsch – durfte ich beobachten, wie sie ins Haus ging. Auf keinen Fall wollte sie zusammen mit mir von irgendjemandem gesehen werden.

Am nächsten Morgen fuhr sie für den Rest der Woche nach Certaldo zurück, da sie keine Möglichkeit sah, trotz des Ausfalls aller Vorlesungen mit guten Gründen in Florenz zu bleiben. Eigentlich müsste ich sie morgen wiedersehen. Mit ihr zusammen würde ich gern meinen Geburtstag feiern. Wenn sie wieder an meiner Seite durch Florenz liefe, wäre das schöner als jedes große Fest. Denn meine Studentenbude wird sie auf keinen Fall betreten, schon gar nicht abends. So etwas ist in Italien für ein aus der Provinz und guter Familie stammendes Mädchen höchst unschicklich, ist eine unentschuldbare Leichtfertigkeit, ja, fast schon eine Schande.

13

Die gegenwärtige Kälteperiode habe ich bisher gesundheitlich gut überstanden. Aus Protest gegen die hohen Strompreise und das Ausbleiben des Frühlings heize ich schon seit Ende Januar nicht mehr – allerdings auch, weil ich feststellen musste, dass der Elektroofen mich arm zu machen droht.

So versuche ich mich denn in jene große Gruppe der Florentiner einzureihen, die auch bei Schnee und Eis ohne Heizung auszukommen versucht. Übrigens ist Sven in einer noch viel verzweifelteren Lage als ich. Denn er wohnt in einem riesigen, uralten Palazzo in der Nähe der Kirche Santa Maria Novella (dem Bahnhof gegenüber). In diesem Gebäude wäre jeder Ofen vollkommen überfordert. Selbst wenn dort das Kaminfeuer des prächtigen Lorenzo entfacht würde, wäre wohl nur in einer Höhe von fünf Metern, in der Nähe der Decke, ein Hauch von Wärme zu spüren. Entsprechend zerknittert und vergeistigt sieht der arme Sven inzwischen aus. Er scheint sich in ein Stück Gletschereis verwandeln zu wollen, während ich nur jugendlich und frisch gehalten werde.

Doch von diesem Exkurs über die Leiden anderer zurück zu meinem eigenen überaus bewundernswerten täglichen Leben. Mein gewöhnlicher Tageslauf sieht im Augenblick folgendermaßen aus: Aufstehen um 9 Uhr, Waschen mit dem in der Küche auf dem Gasherd gewärmten Wasser, Rasieren, Ankleiden im eisigen Zimmer – spätestens jetzt werde ich mit Sicherheit völlig wach. Mein Frühstück besteht aus einer Apfelsine und einem Apfel.

Gegen 10 Uhr gehe ich, nachdem ich geprüft habe, ob Post gekommen ist, zum Borgo San Frediano, albere dort beim Warten auf den Bus ein bisschen mit meinen Freunden herum und fahre dann mit der Linie 6 zum Institut – quer durch die Stadt, so, wie ich den Weg auch zu Fuß zurücklege, also zunächst über den Arno, weiter durch die Via de' Tornabuoni, danach am Dom vorbei und schließlich durch die Via Cavour zur Piazza San Marco. Stehen Vorlesungen auf meinem Programm, so suche ich die entsprechenden Hörsäle auf. Habe ich keine derartigen Verpflichtungen, so ziehe ich mich in das gut geheizte Institut zurück und arbeite dort an irgendwelchen antiken Texten.

Wenn ich um 12.30 Uhr dieses Gebäude verlassen muss, weil das Institut mittags geschlossen wird, wandere ich weiter zur Biblioteca Medíceo-Laurenziana, die ebenfalls – wenn auch nur höchst dürftig – beheizt wird. Dort sitzt dann schon Sven mit angespannt-ernstem Gesicht, also sehr würdig, hinter einer Fülle noch würdigerer Handschriften. Der Codex, den ich im Augenblick kollationiere, der Laur. pl. 31.10, wird mir sogleich, mit neuerdings geschwätzig klirrender Kette – wir kennen uns eben nun schon ein bisschen –, an den Tisch gebracht. Meistens arbeiten Sven und ich, jetzt im Winter, als einzige im Handschriftenlesesaal der Laurenziana. Darum sind wir den Aufsichtskräften wohlbekannt. Ich beginne also, mein Manuskript mehr oder weniger interessiert zu prüfen.

Nach weiteren eineinhalb Stunden angeregter Tätigkeit gehen Sven und ich gemeinsam zum Essen an das Büffet einer Pizzeria im Borgo San Lorenzo, ganz in der Nähe der Laurenziana. Dort auf einem Barhocker an der Theke sitzend, fröhlich schwatzend und lachend, esse ich gewöhnlich für 200 Lire einen Calzone, eine mit

Kochschinken gefüllte Pizzatasche. Danach trinken wir meistens einen Espresso und kehren dann in die heiligen Hallen der Laurenziana zurück.

Wenn diese um 15.45 Uhr schließt, wandere ich – immer vorausgesetzt, dass nicht eine der von mir belegten Vorlesungen stattfindet – erneut zum Institut (sonst zu den betreffenden Vorlesungen) und arbeite dort, bis auch dieses Gebäude um 18.00 Uhr endgültig geschlossen wird.

Nun beende ich meinen täglichen Aufenthalt im Zentrum und gehe oder fahre – je nach Wetter – nach Hause zurück, esse dort eine Kleinigkeit und arbeite anschließend – augenblicklich wegen der Kälte im Bett – bis gegen Mitternacht. Gewöhnlich kann ich mich zwischen 18.00 und 24.00 Uhr besonders gut konzentrieren und erziele darum in dieser Zeit die besten Arbeitsergebnisse.

Zwei- oder dreimal in der Woche gehe ich abends gegen 20.00 Uhr zu Sven, der mir vorgeschlagen hat, mit ihm zusammen Werke der antiken Literatur zu lesen. Im Augenblick steht die *Andromache* des Euripides auf unserem Programm. Vorbereitet wird die gemeinsame Lektüre von uns natürlich nicht, denn dann könnten wir uns die Zusammenarbeit auch sparen. Vielmehr improvisieren wir fröhlich vor uns hin, übersetzen bei Tee und Gebäck abwechselnd, in der Hoffnung, dass sich unsere Kenntnisse ergänzen, oder umgekehrt, dass sich unsere Wissenslücken nicht decken.

Das hört sich tiefsinniger an, als es ist. Denn wir verfahren nur nach dem gleichen Prinzip, nach dem man löchrige Kleidungsstücke übereinander anzieht. Leider geht die Parallelität bis in die Einzelheiten: Strümpfe haben meist dasselbe Loch an der Spitze des großen Zehs oder an der Ferse – man kann fünf Paar übereinander anziehen, der Fuß sieht immer noch hervor –, bei Pullovern wiederholt sich die Enttäuschung an den Ellenbogen, und nach genau dieser Gesetzmäßigkeit sind auch bei uns die Wissenslücken ziemlich deckungsgleich. Denn in der Regel stehen wir an denselben Stellen vor denselben Problemen, wissen beide nicht weiter, beginnen zu diskutieren, müssen Lexika oder Kommentare zu Rate ziehen. Dennoch bewältigen wir an solchen Leseabenden – bei sorgfältiger Lektüre – etwa 250 Verse, also in sechs Sitzungen eine ganze Tragödie.

Viel habe ich von Sven zur Metrik der Chorlieder gelernt. Ansonsten kann ich mich, obwohl ich mich seit längerer Zeit vorwiegend mit philosophischen Texten befasse, als ebenbürtigen Partner ansehen. Das heißt allerdings nur, dass meine Unkenntnisse mit denen Svens weitgehend übereinstimmen.

14

Vor einigen Tagen bat mich ein sehr hübsches Mädchen namens Mirella aus meinem italienischen Bekanntenkreis um Deutschunterricht. Da es sich um eine Kommilitonin handelt, habe ich mich trotz meiner Geldgier geweigert, mehr als die in solchen Fällen üblichen 800 Lire für jede Unterrichtsstunde von ihr anzunehmen, obwohl sie mir großzügig eine höhere Bezahlung anbot. Sie wünscht wöchentlich eine Stunde Unterricht. Die erste fand am Freitagmorgen im Institut statt, die anderen haben wir für jeden Montagmorgen um 11.15 Uhr vereinbart. Mit den wöchentlichen 800 Lire werde ich meine Photographiererei finanzieren können.

Die DUCATI steht glänzend und unbenutzt unter ihren Decken im Hauseingang. Ein bisschen in Sorge bin ich wegen der Batterie. Sie ist jetzt schon seit zwei Wo-

chen wieder eingebaut, ohne dass sie erneut geladen worden wäre. Denn ich habe die DUC ja nach meiner Rückkehr aus Deutschland nur die wenigen Meter von meinem Händler bis zur Haustür gefahren.

Im Übrigen bin ich heilfroh, dass ich Weihnachten aus Deutschland meinen Rollkragenpullover mitgebracht habe. Denn mein in Perugia gekaufter Mantel ist elend dünn. Er bietet wenig Schutz, nur allzu oft bläst mir ein kalter Wind von hinten in den Rücken.

15

Der Schnee war hier in den vergangenen Tagen restlos geschmolzen. Doch als ich gestern Nachmittag mit Sven einen 20 km langen Spaziergang machte, wurden wir abends im Dunkeln am Monte Morello in 600 bis 700 m Höhe von einem heftigen Schneesturm überrascht, der bis heute, Sonntag, 3. Februar, 15.00 Uhr, auch Florenz wieder in einen weißen Mantel gehüllt hat. Auch jetzt schneit es noch, inzwischen so dicht, dass ich die Stadt vom Fenster aus nicht mehr sehen kann. Zwar werde ich gleich noch einmal Aufnahmen des Stadtzentrums machen, könnte aber auf diese Sensations-Photos auch gut verzichten. Denn eigentlich warte ich sehnsüchtig auf den Frühling.

In einem Brief Katharinas bekam ich jene Komplimente zu hören, wie sie gemeinhin zwischen „geschiedenen“ Leuten ausgetauscht werden. Dass sie mir überhaupt noch schrieb – und sogar etwas Nettes –, überraschte mich. Denn ich hatte sie zu Weihnachten mit einem zwar lieb gemeinten, aber verkrampften Schreiben voller dummer Scherze genervt, sie hatte meine Torheiten missverstanden – oder im Grunde vielleicht doch richtig gedeutet –, all den Quatsch ernstgenommen und als Kränkung empfunden. Und ihr Ärger war nicht unberechtigt – ich hätte anders, deutlicher, weniger geistreichelnd formulieren können und sollen. Also bat ich sie – wieder einmal – in einem weiteren Schreiben um Entschuldigung, versuchte ihr zu erklären, dass meine Albernheiten keineswegs so böse gemeint gewesen waren, wie sie geglaubt hatte. Missverständnisse, Entschuldigungen, neue Missverständnisse – ein ewiges Karussell! Ist unser dauerndes Aneinander-Vorbeireden nicht geradezu der Beweis dafür, dass spätestens in Lévanto etwas zerbrochen ist, was sich auch mit größter Mühe nicht wieder kitten lässt?

Vom deutschen Konsulat in Genua wurde ich mit einem Kalender beschenkt, den die Kulturabteilung entweder an alle deutschen „Kulturträger in Italien“ oder wohl eher an die im Ausland gestrandeten, aber von der römischen Botschaft geretteten Schiffbrüchigen verschickt. Außerdem erhielt ich vom Universitätssekretariat endlich die schon vor langer Zeit angeforderten „Certificati“, die Einschreibungs-Bestätigungen. Eines brauchte ich für die Verlängerung meiner Aufenthaltsgenehmigung.

16

Inzwischen sind die Temperaturen etwas angestiegen. Den Apennin bedeckt zwar, wie ich aus meinem Fenster sehen kann, immer noch eine Schneedecke, die

Stadt selbst aber liegt in einem weichen Frühlingslicht. Die Kuppeln des Kirchleins San Frediano und der Corsini-Kapelle an der Kirche Santa Maria del Carmine leuchten in warmer gelblicher Sandsteinfarbe zu mir herüber, der Himmel glänzt blau und seidig, die Luft riecht nach Erde, Vögel singen (es gibt sie also doch!), und hinter den Türmen der Altstadt verschwimmen die weißen Bergspitzen in einem zart getönten Dunstschleier.

Am Montag fiel Riccardis Catull-Vorlesung erneut aus. Diesmal konnte er nicht lesen, weil er sich bei einem Sturz auf glatter Straße den Knöchel gebrochen hatte. Davon erfuhren wir Studenten aber erst, als wir schon an der Piazza San Marco im Hörsaal saßen. Also nahm ich Sandra an der Hand, führte sie zu der nur wenige Schritte entfernten Haltestelle des Oberleitungs-Busses nach Fiesole, fuhr mit ihr die vielen Kurven hinauf in dieses hoch über Florenz gelegene Städtchen und zeigte ihr dort die schönsten Aussichtspunkte.

Ängstlich trippelte sie auf allzu zierlichen Schuhen an meiner Hand über zahllose vereiste Schneeverwehungen. Leider ließ es sich nicht vermeiden, mit ihr auch die verschiedenen Kirchen des uralten Ortes zu besichtigen. Immerhin sah sie mit dem Tüchlein, das die katholischen Damen auf dem Kopf tragen, wenn sie eine Kirche betreten, zum Verlieben süß aus – aber ich war und bin es ja schon. Bei solchen Gelegenheiten ließ ich sie immer vorangehen, blieb, wenn sie ihren Knicks vor dem Hochaltar machte, hinter ihr zurück und kratzte mit dem Schuh über den Boden wie der Teufel mit dem Pferdefuß. Solcherlei Geräuschen sollte sie – mit blühender Phantasie – entnehmen, dass ich ähnliche Zeremonien vollführte wie sie.

In einer Klosterkirche schenkte ich einem freundlichen alten Franziskanermönch 100 Lire. Diese Geldspende bemerkte Sandra nicht, weil sie sich gerade in einer Seitenkapelle umsah. Als sie zurückkam, erlebte sie erstaunt, wie der liebe gebrechliche Pater sich um mich bemühte, als sei ich ein hoher päpstlicher Abgesandter. Nicht nur kleine Büchlein schenkte er uns, nein, er segnete Sandra auch, dass sie fruchtbaren Leibes sei – sie wurde, weil ich nicht ernst bleiben konnte, über und über rot –, gab uns beiden je 200 Tage Ablass von den Qualen des Fegefeuers und überreichte uns außerdem auf einem kleinen gedruckten Blatt den schönen „Gesang der Lebewesen“ des Heiligen Franziskus, damit wir ihn das ganze Jahr hindurch zusammen singen könnten. Dass er uns für die 100 Lire nicht auch noch traute, überraschte mich – gewehrt hätte ich mich nicht dagegen, bei Sandra bin ich mir da leider nicht so sicher. Auch die verfallenen Teile des alten Gemäuers mussten wir uns ansehen, weil auch dort früher Mönche gehaust haben – mehr schlecht als recht freilich. Sandra kicherte dauernd höchst unfromm, wenn ich zweifelnd hinter ihr hertapste. Ich glaube, sie hat mich längst durchschaut.

Wenn ich von Zeit zu Zeit ein wenig lachen möchte, frage ich sie: „Sandra, mi ami: Sandra, liebst du mich?“ Sie antwortet nämlich darauf so herzerfrischend strahlend „No“, dass es eine Freude ist. Letztlich geben aber solche Scherze ein falsches Bild von der wahren Lage. Denn es handelt sich um Spielereien mit leeren Worten. Ich stelle im Scherz eine Frage, die im Ernst gestellt eine Katastrophe auslösen könnte. Insofern ähneln wir Kindern, die mit Streichhölzern spielen. Wir finden die kleine Flamme hübsch, albern mit ihr herum, kennen vielleicht auch ihre Gefährlichkeit und fragen uns immer einmal im Scherz: „Wollen wir einen Großbrand auslösen?“ Im Scherz kann man darauf mit „Nein“ antworten. Würde die Frage im Ernst

gestellt, wäre die Antwort: „Bist du wahnsinnig, von allen guten Geistern verlassen? Leg sofort die Streichhölzer weg!“ Dem entsprechen unsere Späße.

Denn in Wahrheit behandele ich Sandra weiterhin mit äußerster Zurückhaltung als die nette kleine Kommilitonin, deren Gesellschaft ich vergnüglich finde, der ich beim Studium nützlich sein kann, mit der ich, wenn einmal eine Lehrveranstaltung ausfällt, auch gern einen kleinen Ausflug unternehme. Da ich sie aber, seit ich sie zum ersten Mal sah, wirklich liebe, will ich sie auf keinen Fall verletzen, täuschen, enttäuschen. Der augenblickliche Schwebezustand ist erträglich. Kommt Zeit, kommt Rat – nur ein simples Sprichwort, aber so dumm nicht. Das Beste wird sein, ich setze als Brüderchen auf Zeitgewinn. Solange das süße Schwesterchen in meiner Nähe ist, reicht mir das vollkommen.

Der alte Mönch führte uns auch zu einem schönen schmiedeeisernen Gitter, über dem „Clausura“ geschrieben stand. Dahinter öffnete sich ein kleiner Klosterhof, in dem sich einige Mönche auf mancherlei Weise die Zeit vertrieben. Wir starrten uns gegenseitig durch das Gitter an, die Mönche uns, wir die Mönche. Ich hoffe, dass keiner der Brüder bei Sandras Anblick, die mit großen unschuldigen Augen, die Hände ans Gitter gelegt, tief in sein Herz hinabsah, sein Gelübde bereute.

Unser steinalter Pater verabschiedete uns mit stark zitternder Hand, wahrhaft königlicher Würde und rührender Herzlichkeit am Klosterausgang mit Wünschen, die mich, wenn sie in Erfüllung gingen, sehr glücklich machen würden. Er bat mich, ihr Kloster wieder zu beehren, und ich versprach es ihm. Da Sandra einige Schritte entfernt von uns stand, konnte sie nicht hören, wie er mir zuletzt noch eine Mahnung mit auf den Weg gab. Er sagte, diese junge Frau sei mir von Gott anvertraut, ich solle sie auf Händen tragen. Dazu bin ich ja gern bereit. Aber wenn sie es nicht wünscht? Wirklich überrascht haben mich allerdings die Worte des ehrwürdigen Vaters nicht. Gerade die Franziskaner genießen als Angehörige eines Ordens, der die Armut nicht nur predigt, sondern auch vorlebt, hohes Ansehen in der breiten Bevölkerung, gehen als Seelsorger in den Familien ein und aus und entwickeln – zumal im Alter – durch diese tägliche Begegnung mit den Grundproblemen des menschlichen Daseins eine oft geradezu unheimliche Fähigkeit, in die Herzen der Menschen zu sehen. In meinem jedenfalls hatte der gute Alte lesen können wie in einem aufgeschlagenen Messbuch. Was hatte er in Sandras Herz entziffert?

Es war ein milder frühlingshafter Abend. Wir fuhren ziemlich schweigsam, Hand in Hand, mit dem Bus die vielen Serpentinen hinunter und bewunderten dabei, bald rechts, bald links von uns, im Talgrund den Lichterglanz des aus jedem Blickwinkel von der Domkuppel beherrschten Florenz. Beim Abschied bat ich Sandra mit Hinweis auf meinen Geburtstag um ein Treffen am nächsten Tag, dem Dienstag, und zu meiner Freude ließ sie sich, wenn auch zögernd, zum ersten Mal auf eine Terminvereinbarung ein.

Als ich wenig später in meiner Wohnung ankam, überreichten mir die stolzen Ferrarikinder vorzeitig das erste Geburtstagsgeschenk, einen ausgezeichneten Straßenatlas aller europäischen Länder, mit einer lieben, von der kleinen Beatrice geschriebenen Widmung.

17

Wie vereinbart holte ich Sandra um 17 Uhr an der Uni ab. Halb belustigt, halb schuldbewusst berichtete sie mir, sie sei am Vorabend beim Betreten der Wohnung von der Großmutter gefragt worden, warum sie denn erst jetzt heimkomme. Sie habe jede Lüge durch die Gegenfrage umgehen können, warum denn der – nicht anwesende – Großvater so lange ausbleibe.

Wir zogen uns in ein Café zurück. Sandra überreichte mir sogar ein Geburtstagsgeschenk, eine wunderschöne Gesamtausgabe der Werke Leopardis, Widmung: „5 Febbraio, Sandra", daneben die Zeichnung eines braven, mit einem Schleifchen geschmückten Kätzchens. Allerdings konnte sie wegen ihres strengen Klosterlebens nicht zu der kleinen Geburtstagsfeier kommen, die ich abends in meinem Zimmer veranstaltete.

Eigentlich hatte ich mir den ganzen Aufwand sparen wollen. Doch Ferraris fanden das falsch. Vermutlich grauste es sie bei der Vorstellung, mich an meinem Geburtstag allein und trübsinnig in meinem Kämmerchen sitzen zu sehen. Ich solle doch endlich einmal, so ihr Vorschlag, alle meine Freunde einladen. Dass meine Vermieter selbst sich auf diese Weise Lärm und Unannehmlichkeiten herbeiredeten, freute und rührte mich. Inzwischen habe ich die kleine Familie ins Herz geschlossen, und das scheint auch umgekehrt der Fall zu sein. Also organisierte ich ein kleines Fest.

Nachdem ich im Stadtzentrum Sandra zu ihrem Bus begleitet hatte, fuhr ich sofort nach Haus zurück. Ich hatte eingekauft: 1 l Weißwein, 1 l Rotwein, 2 l Chianti, 2 l Ruffino (weiß), alles Weine von hoher Qualität. Außerdem mehrere Schachteln Kekse und sechs Kerzen. Damit meine Gäste Platz fanden, hatte ich sogar das Zimmer umgeräumt.

Als erster kam Sven. Sein Geschenk: 2 l teurer Chianti. Dann Ulli mit den *Poesie* von Ugo Foscolo, danach mein italienischer Freund Elze mit einer Flasche Sekt, kurz darauf Veglia mit Marzipanfrüchten, mit ihr zusammen Mirella, meine äußerst attraktive Deutschschülerin, mit einer großen Packung „Baci", den Pralinen-Küssen aus Perugia – hoffentlich ohne Hintersinn. Schließlich erschien noch Gabriella mit einer Flasche Sekt.

Die Mädchen, alles Kommilitoninnen, hatten sich großartig herausgeputzt, während ich sie, meine entsetzliche Pfeife rauchend, im Rollkragenpullover, aber sehr aufgeräumt empfing. Denn schon vor dem Eintreffen meines ersten Gastes hatte ich ein Glas meines besten Weins auf die eigene Gesundheit geleert. Gegen 21 Uhr brachte mir ein Eilbote einen Brief Katharinas – oder richtiger: legte mir eine glühende Kohle auf mein um ein weiteres volles Jahr gealtertes Haupt. Nun ja. Gegen 22 Uhr traf ein liebes Telegramm meiner Mutter ein, ein besonders schönes Geschenk. Denn ich hatte oft an sie gedacht – wie auch nicht, wo sie doch mich Fehlgeburt vor 24 Jahren in die Welt gesetzt hatte?

Nachdem wir schon viel Wein getrunken hatten, ließ Elze die Sektkorken durch das kleine Zimmer fliegen. Es knallte kräftig, die Damen schrieen, ich ging in Deckung und wagte mich erst wieder hervor, als mein Glas gefüllt wurde. Die Stimmung war ausgelassen und harmonisch. Ferraris mussten mit uns anstoßen, die Kinder bekamen Süßigkeiten. Ich unterhielt meine Gäste mit ziemlich verrückten Ein-

fällen, die immer wieder Gelächter hervorriefen. Allerdings wurde besonders schallend gelacht, wenn ich ernste Vorfälle meines Lebens erzählte – mir eigentlich unverständlich. Hoffentlich verursachte nicht mein Italienisch diese Heiterkeit.

Meine mir ungefähr gleichaltrige Schülerin Mirella, die mich – obwohl schon promoviert – anhimmelt, rief oft bewundernd: „Ach Ben, nun hast du schon so viel getrunken und bleibst doch geistreich!“ Offenbar beobachtete sie meinen Alkoholkonsum genau – und sogar mein Trinkvermögen imponierte ihr. Es passt ja auch gut zu einem urwüchsigen, starken, blonden Germanen wie mir – ich muss sie einmal fragen, ob sie ihre Dissertation über die *Germania* des Tacitus geschrieben hat, in der berichtet wird, dass sich meine vermutlichen Vorfahren von morgens bis abends und auch die Nacht hindurch mit Met, gegorenem Honigsaft, betranken.

Übrigens stellte ich auch an diesem Abend beim Vergleich der bildlichen Ausdrücke des Deutschen und des Italienischen wieder einmal fest, dass die deutschen Sprachbilder oft entschieden drastischer, ja bisweilen von barbarischer Rohheit sind, während die italienischen offenbar durch den mäßigenden Einfluss einer uralten Kultur abgemildert wurden. Ganz sicher gilt das in meinem Fall, denn während ich deutsch „soff wie ein Loch“, „trank ich“ italienisch nur „wie ein Schwamm“ – bevevo come una spugna.

Weil die Damen gegen 1 Uhr gehen mussten, wurde das kleine Fest zum allgemeinen Bedauern um diese Uhrzeit abgebrochen. Von meinen viel zu reichlichen Einkäufen blieb mir ein riesiger Vorrat für vielleicht schlechtere Zeiten übrig – 6 Liter Wein, viele Kekse und eine Unmenge an Schokolade und anderen Süßigkeiten.

Jetzt werde ich zur Universität gehen. Heute Abend findet die papyrologische Lehrveranstaltung statt. Dort wird Sandra sein – hoffentlich! Vielleicht darf ich sie ja zum Bahnhof begleiten. Denn meistens fährt sie auch mittwochs nach Certaldo. Leider quälen mich wegen meiner Geburtstagsfeier Gewissensbisse. Zwar habe ich Sandra mehrfach eingeladen, aber sie lehnte immer ohne Begründung ab. Dass sie abends pünktlich um 20 Uhr zu Hause sein muss, gestand sie mir nie offen ein. Aber ich wusste es, und insofern handelte ich unehrlich, habe sie wie ein Kind fortgeschickt und dann ein fröhliches Fest mit ihren emanzipierten Kommilitoninnen gefeiert – wie ein Schulmädchen habe ich sie an der Pforte eines strengen Internats abgegeben und bin dann zu den „erwachsenen“ Damen geeilt, jenen jungen Frauen, die sich sogar in Italien jede Freiheit erlauben können. Nur manchmal, für den Bruchteil einer Sekunde, glaube ich zu spüren, dass Sandra das Benehmen jener anderen Mädchen, dass sie ihr offenes Werben um meine Aufmerksamkeit geschmacklos und unwürdig findet. Aber falls es wirklich so sein sollte, zeigt sie es doch in keiner Weise, sondern bleibt auch bei solchen Gelegenheiten ruhig und distanziert, beobachtet mich und die mich oft umschwärmende Mädchenschar stets mit dem mir nun schon so lange vertrauten, aber immer noch undurchschaubaren gleichmütig-melancholischen Gesichtsausdruck.

18

Ich bin stark erkältet. Deshalb habe ich mir aus der Stadt einen guten Wein mitgebracht. Ihn werde ich als Glühwein trinken, mich dann schlafen legen und hoffentlich morgen wieder gesund sein. Auch Sandra kränkelt etwas. Sie sprach heute

mit reizvoller Zarah-Leander-Stimme. Die Ursache unserer Leiden ist die gleiche, leider recht harmlose – ein Spaziergang im Regen.

Am Donnerstag, der ja schon oft für Überraschungen gut war, ging ich, wie immer, nachmittags gegen 16 Uhr von der Laurenziana zur Universität und fand sie wieder einmal geschlossen (sie ist häufiger geschlossen als geöffnet!), diesmal wegen des Faschings. Ich konnte nur hoffen, dass auch Sandra von diesem erneuten Ausfall aller Lehrveranstaltungen nichts wusste und zur gewohnten Zeit zum Unterricht erschien. Deshalb wartete ich eine halbe Stunde lang vor dem verriegelten Universitäts-Eingang auf sie, aber sie ließ sich nicht blicken.

Vielmehr nahte Don Maldini, der Priester, der uns zu jener Stunde in Papyrologie hätte unterrichten sollen. Immerhin bewies er so, dass er – jedenfalls in diesem Augenblick – nicht mit Pappnase an einer Faschingsfeier teilnahm. Er schritt über den großen Platz heran, kam auf den Eingang der Universität und damit auch auf mich zu, begrüßte mich herzlich und begann dann, über irgendetwas mit mir zu sprechen.

Jetzt zeigte sich, dass ich neuerdings über einen Diskussions-Autopiloten verfüge. Hier auf dem Höhenflug mit Don Maldini erprobte ich ihn zum ersten Mal, und er bewährte sich hervorragend, nahm mir die gesamte Gesprächsführung ab, kontrollierte selbständig Geistes-Höhe, Argumentations-Richtung und sogar Antwort-Geschwindigkeit, redete für mich, ließ mich nicken oder widersprechen, lachen oder ernst sein, argumentieren oder schweigen – alles zweifellos überzeugend. Denn es entging dem lieben Pater vollkommen, dass er nicht mit mir, sondern mit einer künstlichen Intelligenz sprach. Ich selbst hatte in dieser Zeit die Möglichkeit, mich ganz auf das Wesentliche zu konzentrieren – und das war die Suche nach Sandra. Aufmerksam wanderten meine Augen ständig über den weiten Platz, vorbei an meinem gütigen Lehrer, der sich schließlich mit der Versicherung verabschiedete, ich könne getrost nach Hause gehen, heute finde gewiss kein Unterricht in Papyrologie mehr statt (er musste es wissen, denn er war der Lehrer). Er winkte mir noch einmal freundlich zu und eilte davon. Doch nach zehn Minuten kam er von der anderen Seite des Platzes wieder zurück, begrüßte mich ein weiteres Mal und war sichtlich erstaunt darüber, dass ich noch immer auf dem zweifellos verlorenen Posten vor dem verriegelten Universitätstor stand – einen solchen Musterschüler hatte er noch nie erlebt. ‚Ja, so sind sie, diese Deutschen', wird er gedacht haben, ‚wenn man sie an der Arbeit hindert, verzweifeln sie und weinen an der Tür der geschlossenen Anstalt.'

Für einen solchen Irrtum verdiente Don Maldini als Priester mein Verständnis, als Philologe aber nicht. Denn zumindest aus der Theorie sollte er das Paraklausithyron kennen, die verzweifelte Klage des Verliebten vor der geschlossenen Tür der erbarmungslosen Schönen. Und in genau dieser Weise versperrte mir ja doch das geschlossene Universitätsportal den Zugang zu Sandra – ich hatte allen Grund wie Properz zu schluchzen:

ianua vel domina penitus crudelior ipsa,
quid mihi tam duris clausa taces foribus?

Oh Tür, weit grausamer noch als deine Herrin selbst,
warum sind deine Flügel so hart zu mir, warum bist du geschlossen
und schweigst?

Doch an diese Gedichtform dachte mein Papyrologie-Lehrer nicht einen einzigen Augenblick. In aller Unschuld lud er mich zum Teetrinken in die nahe gelegene Bar ein.

Jetzt war ich in höchster Not. Für diese Fluglage war der Autopilot nicht programmiert, ich musste die Steuerung wieder selbst übernehmen, musste irgendeine Entschuldigung für mein weiteres Ausharren finden, konnte unmöglich meinen Warteplatz vor dieser Tür verlassen. Kein vernünftiges Argument fiel mir ein, nicht ein einziges – es blieb nur die *ultima ratio*, die Lösung für Extremfälle, es blieb nur der Absprung mit dem Fallschirm oder besser noch mit dem Schleudersitz. Schließlich endet auch im Handbuch der Dornier DO-27 fast jede Notfallbeschreibung mit dem Rat: „Abandon aircraft as soon as possible: Raus aus dem Flugzeug so schnell wie möglich!" – im Klartext: ich musste die schlichte Wahrheit sagen, und so sagte ich sie denn, nur diese wenigen Worte: „Ich warte auf Sandra", ohne jeden Zusatz, ohne Erklärung der Einzelheiten, als wenn es ganz selbstverständlich wäre, dass jeder weiß, wer Sandra ist. Ein Priester muss schließlich auch eine so knappe Andeutung verstehen – wer weiß, was ihm sonst noch alles im Beichtstuhl erzählt wird! Und in der Tat, Don Maldini verstand – nur für einen winzigen Augenblick schien er überrascht, dann lächelte er, schüttelte mir die Hand zum zweiten Abschied, wünschte mir viel Glück und eilte erneut davon.

Ich wartete weiter. Als seit Langem die Zeit verstrichen war, zu der die *crudelis domina*, die grausame Herrin, hätte erscheinen müssen, fuhr ich mit dem Bus zum Poggetto, stellte mich unauffällig vor die Wohnung der Großeltern und hoffte, dass Sandra mich von ihrem Fenster draußen herumstehen sehen könnte. Auch dort vertrödelte ich noch, wie man so schön sagt, „sinnlos" eine halbe Stunde (eigentlich war das aber nicht ohne Sinn, sondern nur vergeblich).

Hier hätte ich erst recht allen Grund gehabt, ein Paraklausithyron anzustimmen. Ich tat es nur deshalb nicht, weil Sandra mir jedes auffällige Verhalten in der Nähe ihrer Klosterzelle streng verboten hatte. Doch die Zeit hätte sicherlich für einen mehrfachen Vortrag des gesamten Horaz-Gedichts 3, 10 gereicht. Hier nur dessen erste von fünf Strophen:

Extremum Tanain si biberes, Lyce,
saevo nupta viro, me tamen asperas
porrectum ante foris obicere incolis
plorares aquilonibus.

Wenn du am Rande der Welt das Wasser des Don tränkst, Lyce,
verheiratet mit einem barbarischen Mann, würdest du dennoch nur weinend
mich, der ich hingestreckt vor deiner grausamen Tür liege,
den dort herrschenden Nordwinden aussetzen.

Wie gesagt, ich wartete vergeblich, auch hier öffnete sich keine Tür. Nach dieser weiteren herben Enttäuschung kehrte ich in die Stadt, zur Universität, zurück.

19

Dort traf ich drei Freunde. Sie waren alle mit irgendwelchen Mädchen verabredet, die sich zwar schon zwanzig Minuten verspätet hatten, nun aber doch jeden Augenblick eintreffen mussten. Ich war maßlos neidisch: Sandra war nur an meinem Geburtstag, danach aber nie wieder zu einer Verabredung erschienen. Immer muss ich auf irgendeinen glücklichen Zufall hoffen, und der heutige verpatzte Donnerstagabend – eine Doppelstunde, auf die ich mich so sehr gefreut hatte – war ein erneuter trauriger Beweis für ihren unbedingten Vorsatz, mir nicht „nachzulaufen", kein Interesse am Zusammensein mit mir zu zeigen. Und er war auch dessen beklagenswerte Folge. Jede brave Nachhilfeschülerin würde sich auf eine Terminvereinbarung einlassen müssen. Doch Sandra ist keine Nachhilfeschülerin, sondern ein höchst bockiges Schwesterchen, das all die Liebesdienste – besser: die lieben Dienste –, die ich ihr leisten will, die kleinen Gaben, die ich ihr zu den süßen Füßen niederlege, mit Gleichmut verschmäht.

Noch immer ist sie ungeküsst, und das wird wohl bis zu meiner Abreise aus Italien, wenn nicht bis ans Ende aller Tage so bleiben. Von Stunde zu Stunde erscheint es mir als ein größeres Wunder, dass ich sie beim Spazierengehen an der Hand halten darf – aber um ein Rendezvous darf ich sie auf keinen Fall bitten, das würde sie als Beleidigung ansehen. Fast nichts ist erlaubt – oder doch immerhin dies wenige: Ich darf – aber nur, wenn der Zufall mir zu Hilfe kommt – mit ihr durch Florenz gehen (aber nicht dahin, wo man sie kennen könnte), ich darf ihr aus meinem bisherigen Leben erzählen und sie mit meinen Interessen langweilen, nicht nur den literarischen, musikalischen, künstlerischen, sondern auch den technischen. Vom Fliegen hat sie nicht die blasseste Ahnung, und wenn ich ihr von der Schönheit des Kreisens in einem Segelflugzeug unter einer Kumuluswolke erzähle, ihr schildere, wie die Wolkenschatten über eine grüne Sommerlandschaft oder später im Jahr über dunkle Wälder und gelbe Kornfelder wandern, dann hört sie sich das ebenso interessiert und geduldig an wie eine Skizze philosophischer Probleme.

Nur von der Liebe will sie nichts wissen – selbst unsere kindliche Spielerei mit den Streichhölzern scheint ihr nicht mehr zu gefallen. Bleiben wir im Bild: Sie macht den Eindruck des jüngsten Kindes in einer Kindergruppe. Alle spielen ein bisschen mit den Flämmchen herum, nur sie nicht. Sie steht da und schmollt. Hat sie sich die Finger verbrannt? Auf jeden Fall will sie nicht weiterspielen, sondern würde lieber weggehen, tut das aber nicht, weil ich, der große Bruder, in der Gruppe ausharre und nicht mit ihr kommen will.

Doch wohin soll ich schon mit ihr gehen? Offenbar verlangt sie, dass wir unsere Schularbeiten machen. Dazu habe ich aber gar keine Lust. Also dauert die Hängepartie an. Dass ich in Wahrheit weit mehr für sie empfinde als nur die Zuneigung des älteren Bruders für die kleine Schwester, müsste sie ja nun allmählich begriffen haben – wenn man denn so etwas „begreift" und nicht unmittelbar empfindet. Wenn sie es aber weiß, was will sie dann? Weiß sie es oder weiß sie es nicht?

Langer Klage kurzer Sinn: Ich beneidete außerordentlich meine fein herausgeputzten Kommilitonen, die fröhlich auf ihre zwar hässlicheren, aber wenigstens greifbaren Mädchen warteten. Doch während ich noch grimmig mit ihnen scherzte, sah ich die wieder einmal hinreißend schöne Sandra auf dem Platz erscheinen, drehte mich mitten in meiner bissigen Rede wie vom Donner gerührt zu ihr um, verließ ohne alle Abschiedsworte meine überraschten Freunde und lief zu ihr. Von den übrigen Mädchen ist übrigens keines gekommen.

20

Wir sind dann, immerhin Hand in Hand, im Nieselregen zum Belvedere, einer über Florenz liegenden alten Festung, hinaufgeklettert, wurden dabei allerdings ziemlich nass.

Doch der Blick von dort oben war auch bei schlechtem Wetter eindrucksvoll. Vor uns, von Nordosten, zog die Nacht herauf. Hinter uns, im Westen, brach einige Male die Abendsonne durch die tiefhängende Wolkendecke und tauchte das Arnotal und den Apennin in mildes Licht. Nur ganz allmählich wurde es dunkel. Giottos marmorverkleideter Campanile, die geisterhaft leicht schwebende Kuppel des Doms, der schlanke Turm des Palazzo Vecchio, die vielen anderen Bauten und schließlich die aus gelblichem Sandstein errichteten, sich im Wasser spiegelnden Arnobrücken schienen greifbar nah vor uns zu liegen. Vier sich bewegende Lichterketten begleiteten den Fluss links und rechts auf den Uferstraßen, den Lungarni. Die roten Schlusslicht-Pünktchen verließen die Stadt in Richtung Pisa, zwei weiße Scheinwerfer-Reihen kamen ihnen entgegen in Richtung Altstadt. Nur schwach wurde der Klang von Kirchenglocken zu uns herübergeweht. Der Straßenverkehr war aufgrund der beträchtlichen Entfernung überhaupt nicht zu hören.

Sandra, obwohl in Florenz – in einem Haus unmittelbar neben dem Dom – geboren, kannte diesen Aussichtspunkt nicht. Denn seit ihrer frühesten Kindheit lebt sie im geheimnisvollen Certaldo. Über die dortigen Verhältnisse, ihre Eltern, ihre Freundinnen und Freunde, höre ich von ihr so gut wie nichts. Wenn sie überhaupt etwas über die heimische Umgebung berichtet, dann betrifft es ihre Katzen – über dieses Viehzeug weiß ich entschieden mehr als über ihre Eltern. Manchmal habe ich den Eindruck, dass hinter dieser Nachrichtenauswahl System steckt. Es lässt sich eben unverbindlicher etwas über die beiden Kater Bongo und Fuffi erzählen als über Papa und Mamma. Letztlich soll ich wohl über ihre Familie ebenso wenig erfahren wie umgekehrt ihre Familie über mich. Wir werden voreinander versteckt. Sie hätte mich ja eigentlich auch schon längst hier in Florenz ihren Großeltern vorstellen können. Doch sie denkt gar nicht daran, erzählte mir vielmehr mit einer Mischung aus Belustigung und Gruseln, zu welcher Katastrophe meine Leichtfertigkeit, sie bis zum Poggetto zu begleiten, fast geführt hätte. Denn sie habe gehört, wie ihre Großmutter – die schon eine andere, sehr selbständige und zupackende Enkelin in ihren Haushalt aufgenommen und großgezogen hatte – wie also die alte Dame Ada seufzend zur Hausgehilfin sagte: „Wie traurig – die arme Sandra, ein so gutes Kind und auch so hübsch, aber immer allein!“ Darauf die Hausgehilfin, mit einem glucksenden Lachen: „Ach wissen Sie, Signora Ada, da würde ich mir keine Sorgen machen.“ Und dann Schweigen – schönes Zeichen der Solidarität eines fühlenden Herzens.

Doch Sandra ist durch diesen Vorfall, den ich nur komisch finde, alarmiert. Wer weiß, wie oft sie vor Studienbeginn ermahnt wurde, sich vor dem Raubtier Mann zu hüten. Und nun läuft sie, gerade einmal vier Monate aus dem Haus, mit einem so gefährlichen Monster in Florenz herum, schlimmer noch: mit einem nur kurzzeitig in Italien studierenden Ausländer, am schlimmsten: mit einem jungen Deutschen.

Wahrscheinlich fürchtet sie, dass unser Zusammensein tatsächlich bei der Familie Feueralarm auslösen könnte. Deshalb verflucht sie nun zwar einerseits alle Streichhölzer und hat die Schachtel, die sie in Händen hielt, auch schon weggeworfen, andererseits lässt sie aber mich, der ich eine brennende Fackel schwenke, nicht los, sondern läuft weiter an meiner Hand neben mir her. Oh Sandra, ob sich so ein Großbrand verhindern lässt? Oder liebst du mich vielleicht doch heimlich? Für diesen Fall – passend zu unseren Kokeleien – gibt es auch im Deutschen das Beispiel einer Doppelverneinung: „Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß wie heimliche Liebe, von der niemand nichts weiß."

Ich kenne diesen Text übrigens nur, weil ich ihn in irgendeiner Vertonung als Sopran im Schulchor singen musste. Damals wusste ich Gott sei Dank noch gar nicht, worum es geht, sondern quälte mich nur mit dem Beginn des Lateinunterrichts herum. Jetzt hat sich die Lage nicht nur nicht verbessert, sondern sogar verschlechtert. Denn die Lateinprobleme sind geblieben, Liebeskummer ist hinzugekommen.

21

Der schon erwähnte Priester Don Maldini ist unser Lehrer auch in einer papyrologischen Übung, die am späten Freitagnachmittag stattfindet. Mit diesem klugen Mann verstehe ich mich gut, weil ich nicht nur an der Thematik seines Unterrichts interessiert, sondern auch meistens fröhlich bin. Eigentlich ist ja auch nicht einzusehen, warum beim Lesen uralter Papyri nicht hin und wieder ein Scherz erlaubt sein sollte. Eine gewisse Lockerheit hat noch nie irgendeiner Arbeit geschadet, im Gegenteil. Außerdem lasse ich mir keine Lehrstunde des Paters entgehen, sondern komme ganz regelmäßig zu seinem Unterricht, allerdings vor allem, weil ich Sandra dort zu treffen hoffe. Aber ich habe mich bemüht, das den lieben Don Maldini niemals spüren zu lassen, mit Erfolg, denn sonst hätte er geahnt, auf wen ich an der geschlossenen Uni-Pforte warte.

Auch in der vorigen Woche führte mich mein löbliches, weit gefächertes Interesse schon sehr früh in den Übungsraum. Ich saß auf meinem Stammplatz in der zweiten Bank, als nur wenig später Sandra kam. Da ich aber gerade abgelenkt, da ich nur eine einzige Sekunde lang unaufmerksam war, sah ich sie nicht rechtzeitig, sprang nicht auf, lief ihr nicht entgegen, um ihr den Stuhl an meiner Seite anzubieten. Sie blickte sich kurz um und setzte sich dann, halb enttäuscht, halb herausfordernd, in die Reihe vor mir, in der Erwartung, dass nun ich, wie schon so oft in den vergangenen Wochen, aus der zweiten Bank zu ihr in die erste käme. Ich tat jedoch nichts dergleichen – das war nun meinerseits eine dumme Trotzreaktion. Der Priester verteilte die zu lesenden Papyri, und wir begannen – jetzt beide enttäuscht – unsere Arbeit.

Da öffnete sich die Tür und herein kam, erheblich verspätet, die schöne Sizilianerin Graziella – bestimmt keine ragazza tutt'acqua e sapone, kein Mädchen ganz Wasser und Seife. Sie zog mit eleganter Lässigkeit ihren teuren Pelzmantel aus, erfasste blitzartig die Lage im Hörsaal, fragte leise: „Ist der Platz neben dir noch frei, Ben?" und glitt, ohne meine Antwort auch nur abzuwarten, mit frommem, nach vorn auf den Lehrer gerichtetem Blick und zweifellos durch häufiges Zuspätkommen geübter schlangenhafter Geschmeidigkeit auf den Stuhl neben mir. Kaum dort gelandet musterte sie mich mit einem schnellen Blick von der Seite und begann dann, da diese kurze Prüfung offenbar zu meinen Gunsten ausgefallen war, so schamlos wie noch nie zuvor mit mir zu flirten.

Ich ging bereitwillig auf ihre Avancen ein, spielte mich auf, scherzte, kurz: benahm mich wie ein Idiot – das war meine zweite Dummheit. Doch ich wollte Sandra eine Lehre erteilen, sie schien mir eine Strafe zu verdienen, weil sie zu stolz war, auch nur – im konkreten wie im übertragenen Sinn – einen einzigen Schritt auf mich zuzugehen. Ich wollte beweisen, dass andere schöne Mädchen mir reihenweise zu Füßen liegen, und insofern wusste Graziella gar nicht, wie groß der Gefallen war, den sie mir tat, und warum ich heute so charmant war. Wir gurrten wie die verliebten Täubchen, während Sandra verzagt, vielleicht auch wütend, mit roten Ohren, gesenkten Augen und traurigem Audrey-Hepburn-Gesicht ihren Papyrus zu lesen versuchte.

Schließlich warf ich meiner munteren Nachbarin, als sie mich nach einem bestimmten Buchstaben fragte, auch noch scherzhaft vor: „Es ist doch ein Skandal, bella Graziella (schöne Graziella, mit schmeichelndem Reim!), dass du immer noch nicht ein Beta von einem Kappa unterscheiden kannst." Daraufhin bezeichnete mich die feurige Sizilianerin empört, mit nur zum Teil gespieltem Zorn, als einen mitleidlosen und folglich vom christlichen Standpunkt aus durch und durch schlechten Menschen. Don Maldini, der ja auch auf diesem Gebiet Fachmann sein sollte, stimmte ihr darin lachend zu. Schließlich herrschte in der sonst eher trockenen Übung die fröhlichste Stimmung – Sandra leider ausgenommen. Der herzensgute Pater erzählte uns in bester Laune nach der Lehrstunde sogar noch Ausgrabungswitzchen.

Doch die Reparatur des durch diesen billigen Triumph angerichteten Schadens war nicht leicht. Sandra fühlte sich in ihrem Vorurteil – ist es wirklich nur ein Vorurteil? – bestätigt: Sie hält mich für unbeständig, leichtfertig, nicht vertrauenswürdig, ich verdiene nicht, von ihr geliebt zu werden. Hätte sie das endlich einmal deutlich gesagt – man hätte ja darüber reden können! Doch wie immer sagte sie nichts.

Dafür war die Kühle – was sage ich: die Eiseskälte –, die sie nach der Übung ausstrahlte, umso deutlicher zu spüren. Nur mühsam konnte ich sie überreden, noch ein paar Schritte mit mir zu gehen. Wir wanderten in Richtung meines Hauses, schlenderten – nach einer Stunde endlich wieder Hand in Hand – durch den Borgo San Frediano, wurden dort von jedem meiner Freunde nett begrüßt, trafen unterwegs Frau Ferrari mit den Kindern und gingen mit ihr zusammen – nur so ist das in Italien schicklich – in die Wohnung. Frau Ferrari war übrigens von der Begegnung mit Sandra keineswegs überrascht, weil ich ihr vor meiner Geburtstagsfeier gestanden hatte, dass ausgerechnet jenes Mädchen, dessen Anwesenheit mir am wichtigsten wäre, nicht kommen werde. Als wir ihr dann Händchen haltend über den Weg liefen, be-

griff sie sofort, wer mit dieser Andeutung gemeint gewesen war. Sandra lernte – immer in Begleitung von Frau Ferrari, allein würde sie es nie betreten –, mein Zimmer, meine verschiedenen Arbeiten und schließlich auf dem Rückweg unten im Hausflur auch die DUCATI kennen.

Sonnabends fuhr sie dann wieder einmal nach Certaldo zurück. Wenn sie etwas für mich empfände, ließe sie mich nicht dauernd an den Wochenenden allein. Es müsste ihr doch möglich sein, irgendein Argument zu erfinden, das ihren Aufenthalt bei den Großeltern auch am Sonnabend und Sonntag rechtfertigen könnte. Leicht wäre das allerdings nicht. Alle Bibliotheken sind an diesen beiden Tagen geschlossen, und wenn sie vorgäbe, sich für irgendeine Lehrveranstaltung vorbereiten zu müssen, wäre auch das kein besonders überzeugender Grund, das Haus zu verlassen und mit mir durch Florenz zu wandern.

22

Nachdem ich Sandra am Sonnabend zum Bahnhof begleitet hatte – wir verabschiedeten uns diesmal mit einem zivilisierten „Arrivederci: Auf Wiedersehen“ –, überlegte ich, was ich weiter tun könnte. Das Wetter war endlich einmal ausgezeichnet. Also fuhr ich mit der DUCATI in die nahen Berge und vergnügte mich dort damit, an der edlen Maschine ein wenig herumzuputzen. Danach sah sie wieder sehr gepflegt aus. Abends bereitete ich dann alles für einen ausgiebigen Sonntags-Ausflug vor, sprang am nächsten Morgen in aller Frühe aus dem Bett und sah beim Öffnen der Fensterläden mit Freude, dass zwar kaltes, aber strahlend sonniges Wetter herrschte.

Um 9 Uhr stand die DUCATI startfertig vor dem Haus. Beide Benzinhähne geöffnet, Schwimmer getupft, zweimal ohne Zündung durchgetreten, dann Zündung eingeschaltet, wieder durchgetreten – schon lief der Motor, gleichmäßig und weich. Ich fuhr in Richtung Siena, weil ich so Florenz am einfachsten verlassen kann. Denn ich wohne, wie bereits mehrfach beschrieben, im Süden der Stadt, in der Nähe der Porta Romana – sie ist nur ungefähr 400 m entfernt –, und dieses Stadttor heißt so, weil hier die Straße nach Rom den alten Stadtkern verlässt. Zwar führen sprichwörtlich alle Straßen nach Rom, aber eben mehr oder minder direkt, und diese hier ist eine der direktesten Verbindungen zwischen Florenz und der Hauptstadt. Dass sie über Siena verläuft, wird in ihrer Benennung fast schelmisch verdeutlicht. Denn innerhalb der Stadtmauer heißt sie Via Romana, außerhalb des Tores Via Senese.

Auf ihr also begann ich mein Sonntagsabenteuer. Nach wenigen Kilometern tankte ich ein paar Liter Benzin (der Tank war wider Erwarten noch dreiviertelvoll – der Verbrauch der DUCATI ist sehr gering) und ließ den Luftdruck korrigieren. Es herrschte kaum Verkehr, die DUCATI war außerordentlich brav, sang vierstimmig mit ihren Königswellenzahnrädern vor sich hin und brachte mich so auf der Via Cassia, einer alten Römerstraße, über lange Berg- und Serpentinenstrecken nach Poggibonsi.

Dort stand ich an einer Kreuzung und studierte die Wegweiser. Ich konnte einer flachen Linkskurve folgen, so weiter auf der Via Cassia bleiben, nach Siena fahren und mit einer Besichtigung dieser hochberühmten Stadt etwas für meine Allgemeinbildung tun. Eine zweite, kleinere Straße führte geradeaus nach San Gimignano – allerdings kannte ich dieses Städtchen schon von einem früheren Ausflug mit der

DUCATI. Dagegen wurde mir auf einem nach rechts weisenden dritten Straßenschild eine wahre Attraktion geboten – wirklich besser als alle alten Kunstwerke: CERTALDO 13 KM!

Was gab es da noch lange zu überlegen? Ich wählte diese Richtung und bog ab in ein flaches Tal, die Hügel links und rechts traten weit zurück, waren eher sanft und rund, die stark befahrene Straße und die meist zu meiner Linken sichtbare Bahnlinie folgten einem Fluss namens Elsa. Wie ich später auf der Karte sah, führen Bahn, Straße und Gewässer letztlich nach Émpoli ins Arnotal. Ich war jetzt also die Elsa abwärts unterwegs, manchmal auf langen Geraden, dann wieder in unerwartet engen Kurven. Ein malerisches kleines Nest lag rechts auf einer Höhe: Vico d'Elsa (eigentlich: Weiher an der Elsa). Dann noch einmal ein Kurvengeschlängel, danach eine lange Pinienallee, schließlich tauchte ein weiterer Ort vor mir auf, oder eigentlich waren es zwei. Denn ein altes, weitgehend aus Ziegeln erbautes Städtchen lag in typischer Verteidigungsposition – mit teilweise noch erhaltener Befestigungsmauer – rechts vor mir auf einem Hügel. Das war das ursprüngliche Certaldo, jetzt als Certaldo Alto, als Hohes (hochgelegenes) Certaldo, unterschieden von der modernen Stadt Certaldo, die sich viel größer unter ihm im weiten Tal erstreckt und in die mich nun die Straße hineinführte.

Schmerzlich erinnerte ich mich an meinen Eindruck, von Sandra vor ihrer Familie versteckt zu werden. Dagegen wäre ich selbst gern bereit, mich ihren Eltern vorzustellen. Schließlich habe ich mir nichts vorzuwerfen, brauche mich vor niemandem zu schämen, bin der festen Überzeugung, jedermann ruhig und selbstbewusst in die Augen sehen zu können.

Aber wenn Sandra doch offensichtlich einen solchen Auftritt fürchtet? Sie will ja nicht einmal sich selbst eingestehen, dass sie mich liebt, wie will sie es dann ihrer Familie beichten? Man wird ihr tausend Fragen stellen: „Wer ist dieser junge Mann, wieso kommt er hierher, woher kennst du ihn, warum hast du bisher nichts von ihm erzählt – und überhaupt: was will er? Er soll dich und uns in Ruhe lassen!"

Andererseits werde ich nicht ewig in Italien studieren. Und auch in Certaldo werde ich nicht alle Tage sein. Doch heute bin ich hier, in Sandras Nähe, und ich werde nicht weiterfahren, ohne sie gegrüßt zu haben, ohne wenigstens ein einziges Mal, und sei es auch nur aus einiger Entfernung, einen Eindruck von ihrem Heimatort und ihrem dortigen Leben bekommen zu haben. Wenigstens das Haus, in dem sie wohnt, möchte ich einmal von außen gesehen haben, nur flüchtig, nur aus den Augenwinkeln heraus. Dann kann ich mir an den Wochenenden zumindest ein bisschen vorstellen, wohin sie fährt, wenn sie mich allein lässt.

Also hielt ich am Ortseingang und fragte wie in Trance, während der DUCATI-Motor langsam und ruhig unter mir im Leerlauf lief, nach dem Viale Matteotti. Er befand sich in unmittelbarer Nähe, und so stand ich schon zwei Minuten später vor Sandras Haustür. Was nun? Zu schellen hatte ich nicht den Mut. Außerdem hatte ich wieder einmal ein Problem mit einem Esel. Denn die Straße war in einer Form gebaut, die man italienisch „a dorso d'asino: in der Form des Eselsrückens" nennt, das heißt: sie war sehr stark gewölbt. Deshalb konnte ich die DUCATI nicht auf ihren ziemlich schmalen Hauptständer stellen, sie wäre mit Sicherheit umgefallen.

Ratlos blieb ich auf dem Motorrad sitzen, zog die Handschuhe aus, nahm den Sturzhelm ab, fuhr mir mit den Fingern durch das verstrubbelte Haar und entfaltete

schließlich, um überhaupt etwas zu tun, vor mir auf dem Tankrucksack eine Landkarte. Unter dem Anschein eifrigen Studiums vielfach verschlungener Wege beobachtete ich – nur ein Zufall konnte mir jetzt helfen – mit schnellen Seitenblicken das dreistöckige, recht stattliche Haus. Es liegt dem Bahnhof schräg gegenüber an der Bahnlinie Empoli-Poggibonsi-Siena (daher steigt Sandra meist in Züge, die nach Siena fahren). Die Tür ist umgeben von Praxisschildern. Offenbar ist Sandras gesamte Verwandtschaft ärztlich tätig. Dass auch ihr Vater Arzt ist, hat sie nie erwähnt, wie sie ja überhaupt ihre familiären Verhältnisse in einen Mantel des Schweigens hüllt.

Ich hatte noch keine drei Minuten lang auf das Papier vor mir gestarrt, als Sandra ahnungslos aus der Tür kam, um zur Messe zu gehen. Doch das war nicht die unauffällig gekleidete Sandra, die ich kannte – ich war fassungslos vor Staunen. Sie trug sehr elegante Schuhe mit hohen Absätzen und einen kostbaren hellbraunen Wildledermantel mit weißem Pelzkragen, der ihr Gesicht – die schwarzen Augen, langen schwarzen Wimpern, schwarzen Augenbrauen und schwarzen, leicht bewegten, im Sonnenlicht an manchen Stellen golden glänzenden Haare – herrlich umrahmte. An den Ohren trug sie, wie unter den weichen Locken manchmal zu sehen war, hellgrüne Ohrringe. Oh gütiger Himmel, was für ein traumhaft schönes Mädchen!

Sie war, als sie mich sah, völlig überrascht, ließ den Haustürschlüssel fallen, ging drei schnelle Schritte auf mich zu, als wollte sie mich umarmen, beherrschte sich dann aber leider doch. Allein der Glanz in ihren Augen verriet etwas über ihre Gefühle. Nur einen einzigen Tag lang hatte sie mich nicht gesehen, freute sich nun aber über meinen Besuch so sehr, als wären wir ewig getrennt gewesen, ja, sie versuchte nicht einmal, diese Freude zu verbergen. Anders als ich befürchtet hatte, stand sie, ihrer Familie und allen Nachbarn zum Trotz, strahlend fröhlich neben mir auf der Straße.

Sie lud mich sogar ins Haus ein, aber dieses unerwartete Angebot wollte ich – entgegen meinen früheren Absichten – nun doch lieber nicht annehmen, vor allem, weil ich äußerst abgerissen gekleidet war und sie nicht in Verlegenheit bringen wollte. Wenig später kam auch ihr Bruder aus dem Haus, begrüßte mich kurz – sie machte uns bekannt – und ging dann ohne sie zur Messe. Er ist älter als sie, ich glaube, sogar älter als ich. Da ich Sandra einerseits nicht ins Haus begleiten wollte, andererseits die DUCATI gern auf den Ständer gestellt hätte, blieben wir nicht länger auf dem Viale stehen, sondern zogen uns, von vielen Seiten mit Sicherheit heimlich beobachtet, in eine nur ein paar Meter entfernte sonnenerwärmte Querstraße zurück. Hinsichtlich der Messe beruhigte mich Sandra. Eine weitere beginne in einer dreiviertel Stunde, und sie werde diese spätere besuchen. So hatten wir etwas Zeit, uns zu unterhalten – allerdings nur kurz und sehr distanziert, denn wir bewegten uns wie auf einer Bühne. Sandra bewunderte das Motorrad, ich bewunderte Sandra. Neben ihrer vornehmen Erscheinung fühlte ich mich schmutzig, schäbig, verkommen.

Nach einem kurzen und traurigen Abschied – wie soll ich es eine ganze Woche ohne sie aushalten, wenn schon ein Tag zur Qual wird? – startete ich die DUCATI (sie sprang überraschend gehorsam an) und fuhr, ohne zunächst ein Fahrtziel zu wählen, ja, ohne überhaupt an irgendetwas zu denken, einige Meter in jene Richtung zurück, aus der ich gekommen war. Dabei begleitete mich wie so oft die Erinnerung an das

Klavierspiel meiner Mutter, denn ich glaubte zu hören, wie sie nachdenklich und ausdrucksvoll die Cis-Dur-Fuge aus Bachs Wohltemperiertem Klavier Teil II, BWV 872, spielte.

23

Nun stand mir ja noch ein langer Tag bevor, gerade war es 12 Uhr geworden, und so versuchte ich, mich durch weiteres Fahren von meinem Trübsinn abzulenken, wollte also nicht etwa schon jetzt nach Poggibonsi und erst recht nicht nach Florenz zurückkehren, sondern bog vom Viale Matteotti nach rechts ab, überquerte zunächst die Bahnlinie, kurz darauf auch noch die Elsa und kletterte dann zwischen Weinbergen auf einer in vielen Kurven sanft ansteigenden Straße die Hügel in Richtung San Gimignano hinauf.

Als dessen Adels-Türme ziemlich nahe vor mir lagen, wechselte ich noch einmal die Richtung und kam so zur rechts von mir liegenden „Pieve di Céllole". Die Bezeichnung Pieve geht auf das lateinische Wort *plebs* „einfaches Volk" zurück. Dessen Akkusativ *plebem* wurde, wie alle Akkusative im späten umgangssprachlichen Latein, als Nominativ benutzt, und daraus entstand mit dem üblichen Lautwandel das italienische Wort Pieve. Als Kirchenbezeichnung heißt Pieve di Cellole also so viel wie „Ländliche Pfarrkirche (weil für das einfache Volk bestimmt) von Cellole".

Und in der Tat passt diese Bezeichnung für die kleine romanische Basilika ausgezeichnet. Denn sie liegt einsam über einem ziemlich steil zum Elsatal abfallenden Hang, und nur wenige Häuser verstecken sich in ihrer bewaldeten Umgebung. Die Pfarrei ist noch am ehesten sichtbar, denn sie lehnt sich, größer als der Kirchbau, rechts an dessen Flanke an. Der Platz vor diesen Gebäuden, vor allem aber vor der kleinen Basilika, ist so dicht mit Zypressen bewachsen, dass die nicht allzu hohe Kirchenfassade erst sichtbar wird, wenn man einige Schritte in das Dunkel des kleinen Hains hineingetan hat. Dort im Schatten parkte ich die DUCATI und setzte mich zunächst, um mich ein bisschen aufzuwärmen, ein Weilchen in die Sonne.

Erst danach betrat ich den kleinen, nach der Messe noch geöffneten und nach Weihrauch duftenden Bau. Er beeindruckte mich durch zauberhafte Einfachheit. All seine Schönheit beruhte auf der Vollkommenheit der Proportionen. Keinerlei Bemalung lenkte vom Genuss der architektonischen Strukturen ab, die natürliche gelblich-warme Farbe des unbemalten Travertin-Steins, nur hier und da durch Lichteinfall gesprenkelt, beherrschte den ganzen Raum. Dessen Abschluss bildete eine sehenswerte halbrunde Apsis. Auf manches schöne Detail ihrer Bogen- und Flechtwerk-Ornamentik wies mich der nette Pfarrer hin. Er gab mir auch Auskunft zur Datierung der Pieve – geweiht wurde sie nach seiner Angabe 1237. Außerdem riet er mir, die nahe gelegene etruskische Nekropole zu besichtigen. Die dort entdeckten Sarkophage und Grabbeigaben seien zwar alle nach Florenz in das Archäologische Museum gebracht worden, aber die geöffneten Tuffsteingräber gäben doch noch eine gute Vorstellung von jener Kultur, die lange vor dem Christentum in dieser Landschaft heimisch gewesen sei. Und in der Tat ist die Toskana ja nach den *Tusci*, den Etruskern, benannt – „Toskana" heißt „Etruskerland". Schließlich führte mich der Priester noch an die linke Seite der Kirchenfassade und zeigte mir die Aussicht von

dort zurück ins Tal. Weit entfernt lag da unten Sandras Heimat Certaldo, schon 15 km trennten mich von ihr (grammatisch: Sandras Heimat, doch in meinen Gedanken, wie immer: Sandra).

In Cellole blieb ich mehr als eine Stunde. Von der Straße aus sah ich mir auch noch das etruskische Gräberfeld an. Es erstreckte sich weit über eine unauffällige, völlig plane, leicht abfallende Wiese, unter der ich nie eine solche Totenstätte vermutet hätte. Ihre Entdeckung konnte nur auf einen Zufall zurückgehen. Irgendwann war vermutlich eines der in den Tuffstein gehauenen Grabgewölbe eingestürzt und hatte so die Suche nach weiteren Begräbnisstätten ausgelöst.

Ich fuhr dann noch kurz nach San Gimignano, verließ aber bald die an Olivenbäumen und Weinstöcken reiche Umgebung dieses hübschen Städtchens (laut Karte 324 m über NN) und kam schon nach wenigen Kilometern in eine wilde, einsame, bewaldete Berg- oder wohl richtiger Gebirgslandschaft. Die Straße kurvte auf einer durchschnittlichen Höhe von 300 bis 500 m herum und bot immer wieder nach beiden Seiten großartige Fernsichten. Einmal habe ich acht Bergketten hintereinander gezählt.

Nach diesem herrlichen Getobe auf einer schönen Höhenstraße kam ich gegen 15 Uhr in Volterra an, einer uralten Stadt – etruskisch hieß sie Velathri –, die etwa 550 m hoch auf einem ringsum steil abfallenden Hügel liegt und daher nicht nur weit ins Land sieht, sondern auch weit im Land gesehen wird. Schon aus 30 km Entfernung hatte ich sie ständig irgendwo vor mir im Blickfeld, doch ich kam und kam ihr nicht näher – und noch eine Kurve, links herum, rechts herum, noch enger links herum, rechts herum in engster Kurve und auch noch steil bergauf (bei solchen Gelegenheiten sollte man mit der „falsch“ – rechts – angeordneten Schaltwippe tunlichst den richtigen Gang finden, und auch der Motor sollte nicht aussetzen. Falls man noch nicht richtig Motorrad fahren konnte, lernt man es spätestens hier per – im Wortsinn – „Crashkurs“).

Also das alte Velathri hat so ein bisschen die Eigenschaften der Fata Morgana, es ist zwar ständig da vorne zu sehen, bleibt aber doch irgendwie unerreichbar. Die Stadt selbst gefiel mir als Gesamtkunstwerk und nicht so sehr durch einzelne Sehenswürdigkeiten, auch nicht durch ihr etruskisches Stadttor – so etwas hatte ich ja schon viel größer in Perugia gesehen. Sie vermittelte mir vielmehr durch ihre Lage in einer altertümlich fremden, wilden und düsteren Landschaft und durch ihre eigene Ausstrahlung, die sich auch nicht gerade durch überschäumende Fröhlichkeit auszeichnet, den Eindruck, mit der DUCATI direkt zu den alten Etruskern gefahren zu sein. Fast wanderte ich durch Volterra mit dem gleichen Gruseln wie der neugierige Lucius in den *Metamorphosen* des Apuleius durch Thessalien. Denn Volterra schien mir aus unerfindlichen Gründen so ur-ur-ur-alt, dass ich hier alles für möglich hielt. War ich nicht vielleicht doch durch zwar nicht thessalische, wohl aber hochwirksame etruskische Magie in einen verliebten Esel verzaubert worden (nicht zufällig ist ja nahezu der gesamte römische Aberglaube etruskischen Ursprungs)? Wo ist die Rose, an der ich knabbern muss, um mich wieder in einen vernünftigen Menschen zurückzuverwandeln?

Immerhin ist mir, ebenso wie dem zum Esel verzauberten Lucius, die Erinnerung an meine frühere Identität erhalten geblieben. Und als der Student Ben, nicht als der Esel (?), bekam ich heute von Professor Hiltberger einige Textabschnitte aus

Galens Schrift *Über die Stimme* zugesandt, die ich in der Laurenziana mit dem dortigen Handschriftenmaterial vergleichen soll. Morgen werde ich mit dieser Arbeit beginnen.

24

Am gestrigen Sonntag startete ich bei herrlichem Frühlingswetter gegen elf Uhr die DUCATI und fuhr über Pontassieve, Consuma, Bibbiena nach Arezzo. Von dort kehrte ich über San Giovanni nach Florenz zurück. Auf dem 1000 m hohen Consuma-Pass saß ich in der Mittagszeit drei Stunden lang in der Sonne, um mich zu bräunen. Auf der sonnenabgewandten Seite des Bergs kurvten noch Skiläufer die Abhänge hinunter. Dort war an einigen schattigen Stellen sogar die Straße noch mit glattgefahrenem, nicht gestreutem Schnee bedeckt. Zu meinem Glück benahm sich die DUCATI auf diesem rutschigen Untergrund recht brav. Von Angst gepackt wurde ich erst während der Rückfahrt auf einer Serpentinenstrecke – wenn man sieht, an welchen Stellen die Italiener noch überholen! Im Film „Lohn der Angst“ geht es nicht toller zu.

Als ich abends im Dunkeln den Stadtrand von Florenz erreichte, geriet ich vor einer Engstelle an das Ende eines langen Staus. Da er nur sehr langsam, Meter um Meter, vorrückte, stellte ich den Motor der DUCATI ab und schob sie im Sitzen mit den Beinen – sie ist ja recht leicht. Doch als ich von Neuem freie Fahrt hatte, sprang der tückische Einzylinder nicht wieder an. Ich versuchte alles. Schließlich prüfte ich sogar die Zündkerze. Sie war stark verrußt. Aber auch mit gereinigter Kerze sagte die DUCATI keinen Pieps mehr – und das im Dunkeln! Also stellte ich das bockige Miststück auf seinen Ständer, setzte mich quer auf die Sitzbank, sah mit neidischen Blicken dem vorbeirauschenden Autoverkehr zu und überlegte eine Viertelstunde lang, was ich noch tun könnte. Aber außer der Zündkerzenkontrolle – und die hatte ich ja schon vorgenommen – fiel mir nichts ein. Ratlos versuchte ich daher noch einmal, die launische Diva zu starten – ein Tritt, und der Motor lief wieder.

Bei meiner nächsten Fahrt werde ich eine Zündkerze mit einem etwas niedrigeren Wärmewert erproben. Vielleicht brennt die sich ja bei den geringen Einfahrgeschwindigkeiten besser frei als die jetzt verwendete. Im Übrigen säuft die DUCATI unheimliche Ölmengen. Doch selbst diese Unart finde ich verzeihlich. Denn in einem Testbericht habe ich gelesen, dass auch in Italien nur von DUCATI OHC-Motoren mit Königswellenantrieb gebaut werden: „Kein italienisches Motorrad“, schreibt der Tester, „leitet sich so direkt von einer der schnellsten Rennmaschinen der Welt her wie die DUCATI, deren Motor, Fahrwerk und Bremsen jeden Kenner und Liebhaber begeistern müssen und der man ihre Schnelligkeit und Sportlichkeit tatsächlich auf den ersten Blick ansieht. Die hohen Erwartungen, die man vom Aussehen her in dieses Motorrad setzt, werden durch die erste Fahrt noch übertroffen ... “

Allerdings fühle ich mich trotz dieses Loblieds immer – vermutlich nicht ganz zu Unrecht – wie ein unfähiger Schlangenbeschwörer. Nie weiß ich, wann meine liebe Partnerin wieder mit ihren Giftzähnen nach mir schnappen wird.

25

Doch ein anderes Problem macht mir noch viel mehr zu schaffen – Sandra! Sie quält mich mit den merkwürdigsten Launen – ich weiß nie, was sie sich, um mich unglücklich zu machen, als Nächstes einfallen lassen wird. Meines Erachtens versucht sie mit der Standhaftigkeit einer Heiligen der Liebe zu entkommen. Bei dieser Flucht schlägt sie wie ein überaus pfiffiger Hase die überraschendsten Haken. Oft fürchte ich, dass ich auch dann nicht auf einen Kuss von ihr hoffen darf, wenn ich ihr noch jahrelang zu Füßen liege, an wieder anderen Tagen habe ich den Eindruck, dass sie gerade wegen der begrenzten Dauer meines Italienaufenthalts ihre Gefühle für mich eisern zu beherrschen sucht (wenn sie denn welche hat – und eben das weiß ich nicht).

Sie wehrt sich inzwischen sogar dagegen, mir irgendeine Spur von Zuneigung zu zeigen, hat mich in letzter Zeit geradezu jämmerlich schlecht behandelt. Wenn sie doch nur endlich bereit wäre, ihr Versteckspiel aufzugeben! Ich könnte es ja – und das erleichtert mir das Leben kein bisschen – durchaus verstehen, wenn sie sich für eine Liebelei zu schade wäre, denn sie hätte recht mit dieser Haltung. Aber ist das wirklich der Grund all ihrer kleinen Ungerechtigkeiten, ihres Bemühens, möglichst viel Abstand von mir zu halten? Hat sie am Ende „nur“ meine zahllosen Fehler entdeckt?

Oder war mein Besuch in Certaldo doch so gefährlich, wie ich anfangs befürchtet hatte? Sollte er, obwohl ich das Haus gar nicht betrat, Feueralarm ausgelöst haben? Es gab ja genug Nachbarn, die aufmerksam beobachteten, wie das bildhübsche Töchterchen des sicherlich im ganzen Ort bekannten Arztes mit einem ziemlich verdreckten Motorradfahrer in einer Seitengasse herumpoussierte: „Guten Tag, Herr Doktor. Ihr junges Fräulein Tochter wird ja jetzt auch so schnell erwachsen, ist ja auch ein süßes Mädchen, hat zu Recht so zahlreiche Verehrer – ach, Sie wissen noch gar nichts von dem auswärtigen Besuch? Ein blonder junger Mann mit einer roten DUCATI ... “

Doch von all dem, was in Certaldo geschieht, erfahre ich nichts. Hat sich Sandra eine lange Moralpredigt anhören müssen? Ich weiß es nicht. Ist sie zu der Einsicht gekommen, dass ich ihre Nähe nicht verdiene? Ich weiß es nicht. Könnte sie mich lieben, wenn ich in Poggibonsi oder Gambassi geboren oder in Florenz ansässig wäre? Ich weiß es nicht. Liebst du mich, Sandra? Du weißt es nicht.

Was soll ich tun? Wie auch immer ich meine verzweifelte Lage überdenke, ich komme stets zu demselben Ergebnis: Ich bin – das kann ich gar nicht bestreiten – bis über alle Ohren in dieses Mädchen verliebt.

26

Das letzte Mal sah ich meine Traumfrau für wenige Minuten am Freitagabend. Sie war sehr erkältet und äußerst ungnädig. Deshalb hatte ich heute alles für eine kleine Lektion vorbereitet. Ich wollte sie ein wenig übersehen.

Der Plan schien wider Erwarten gut zu gelingen – jedenfalls verliefen die Vorbereitungen vielversprechend. Erstens war ich tiefgebräunt (ich hatte mich ja gestern drei Stunden lang auf einem 1000 m hohen Berg in die Sonne gesetzt und wie ein

alter Kater ins Licht geblinzelt), zweitens trug ich meine eleganteste Kleidung (ein weißes Hemd ließ meine Bräune noch tiefer erscheinen). Meine Augen leuchteten grün, als hätten sie das gestrige Sonnenlicht gespeichert, mein blondes Haar umwehte frisch gewaschen, leicht und duftig mein edles Haupt. Ich bemühte mich, federnd und selbstbewusst einherzuschreiten, blickte stolz in die Runde, sah mit Freude, wie sich schon im Bus die Mädchen zu mir drängten, wie in der Universität, wo immer ich erschien, ein Auflauf von Verehrerinnen entstand. Wiederholt wurde ich gefragt, wo ich zum Skilaufen gewesen sei. Wie schön die Welt doch heute war!

In der Nachmittagsvorlesung wurde sie noch schöner. Denn die blonde, vielbewunderte Daniela setzte sich zu mir und schwärmte mich an. Ich spielte den munteren Charmeur, während ich aus den Augenwinkeln heraus ängstlich den Hörsaal beobachtete: Wo blieb Sandra? Immer wieder musste ich mich bei meiner mitteilsamen Nachbarin für meine Unaufmerksamkeit entschuldigen – doch wo blieb denn nun der ersehnte Grund all meines Treibens?

Auch diesmal ging alles schief – sie kam nicht. Sie muss krank zu Hause liegen. Oh meine arme kleine Sandra, wie rot ist dein kaltes Näschen vom raffreddore terribile, und deine müden Äuglein, wie grippekrank blicken sie aus den zerwühlten Kissen, während ich ruchloser Mensch hier quietschvergnügt mit einer anderen flirte!

Ich sank in mich zusammen, war niedergeschlagen wie eh und je, und diese Stimmung hält noch immer an. Morgen werde ich nicht mehr so hübsch sein wie heute, und außerdem werde ich nicht noch einmal die Kraft finden, hart zu sein gegen die, die hart ist gegen mich.

27

Heute fischte ich mir, als ich morgens aus dem Haus ging, mit dem Kamm ein Schreiben meiner Mutter aus dem Briefkasten. In solchen Kunststücken bin ich inzwischen geübt, da ich immer so verfahren muss, wenn Frau Ferrari nicht in der Wohnung ist. Denn über einen eigenen Briefkasten-Schlüssel verfüge ich nicht.

Dass meine Mutter uns Kindern schreibt, ist eher ungewöhnlich, meist überlässt sie den gesamten Briefwechsel meinem eifrig korrespondierenden Vater. Insofern überraschte es mich, dass sie sich selbst mit einigen Zeilen an mich wandte. Doch noch überraschender war der Inhalt ihres mit weich gerundeter Handschrift geschriebenen kurzen Briefs. Mit schlichter Selbstverständlichkeit behauptete sie, Sandra sei der große Glücksfall meines Lebens. Ich solle sie immer respektieren, nie kränken, vor allem Kummer bewahren und geduldig weiter umwerben. Telepathie? Oder doch Hellseherei? Immerhin soll es in der alten westfälischen Bauernfamilie meiner Mutter die wohl eher ironisch als „Spökenkiekerei“ bezeichnete Fähigkeit des Hellsehens wiederholt gegeben haben.

28

Mitte letzter Woche – nein, es war wohl schon sonntags – rief mich ein Mädchen namens Valentina an und lud mich zu einer kleinen Feier ein. Zum ersten, letzten und einzigen Mal war mir diese attraktive Blondine vor einem Vierteljahr auf

einer Giacometti-Party begegnet. Sie schien nicht nur über viel Geld zu verfügen, sondern war auch unbestreitbar hübsch, wohnte und wohnt im Haus eines Professors, ist Nichte eines anderen Professors – kurz: gehört in die erlesensten Florentiner Intellektuellen- und (oder) Wirtschaftskreise (völlig verstanden habe ich das komplizierte Beziehungsgeflecht zwischen ihr und der hiesigen Elite noch nicht).

Doch gottlob tauchte jetzt, als ich ihre fröhliche Stimme am Telefon hörte, die Erinnerung an ihren kecken Blondschopf wieder aus der Tiefe meines Gedächtnisses auf. Und sofort plagte mich auch wieder das schlechte Gewissen. Denn ich fürchte, dass ich mit meinem oft erprobten Charme auch sie zu umgarnen versuchte – weiblicher Schönheit kann ich ja nie gleichgültig begegnen, muss ihr immer meine Reverenz erweisen. Vielleicht ist es dieser harmlose Reflex meines sonnigen Gemüts, den die sittenstrenge, ernste Sandra so sehr missversteht, den sie in Grund und Boden verdammt. Dass mein Herz nicht mehr frei ist, konnte Valentina nicht ahnen. Ihres war zweifellos noch verfügbar. Sie entschuldigte ihr langes Schweigen mit einer Reise nach Deutschland. Erst gestern sei sie nach Florenz zurückgekehrt – ob ich mich denn, so setzte sie kokett hinzu, noch an sie erinnern könne? Das konnte ich, wenn auch, wie gesagt, mit Gewissensbissen. Doch meine Reue währte nicht lange. Denn schon nach wenigen Minuten begann ich erneut, ihr feinsinnig, wort- und weltgewandt Nettigkeiten zu sagen. Schließlich nahm ich zu allem Übel auch noch die Einladung an.

Am gleichen Abend meldete sich am Telefon auch noch ein anderes Mädchen, auch diesmal wurde ich eingeladen, auch diesmal sagte ich zu – Gott sei Dank, denn sonst hätte ich mir widersprochen, da es um dieselbe Party ging. Schwer zu verstehen, nicht? Auch ich hatte zu diesem Zeitpunkt schon lange die Übersicht verloren.

29

Sandra ließ sich bis Donnerstag nicht blicken, was mich viel Nerven kostete, da sie mich keiner Nachricht würdigte und ich mich auch nicht nach ihr zu erkundigen wagte. Immerhin erschien sie am Donnerstag wieder in der Vorlesung, und in dieser Hinsicht konnte ich beruhigt sein. Nicht sie selbst, so sagte sie kurz angebunden, sondern ihre Mutter sei krank gewesen. Sie habe sie in Certaldo pflegen müssen.

Wäre der Sonnabend nicht bereits für die Party verplant gewesen, hätte ich wahrscheinlich der Versuchung nicht widerstanden, Sandra an diesem Tag ein weiteres Mal in ihrer Heimatstadt zu besuchen und so vermutlich in noch größere Schwierigkeiten zu bringen. Denn die in knappster Form erzählte rührende Geschichte von der Pflege der Mamma schien mir nicht besonders glaubwürdig – nur um ihre von vielen Verwandten umgebene, an einer leichten Erkältung leidende Mutter zu betreuen, hätte Sandra mal eben drei Vorlesungstage ausfallen lassen? Nein, in Wahrheit hatte sie wohl, eingesperrt bei Wasser und Brot, fünf Tage lang in Certaldo Buße tun müssen. Ach Gott, wenn sie doch nur ein einziges Mal offen mit mir spräche!

Dass schließlich auch noch der Sonntag für jede Motorradfahrt ausfiel, war gewiss für alle an diesem Liebesdrama Beteiligten das Beste – denn für Sonntagabend, 19 Uhr, wurden Sven und ich von unserem Meister Giacometti wieder einmal

zu einem Empfang eingeladen und ein so eindrucksvolles Ereignis lässt man sich auf keinen Fall entgehen. Wir sagten daher sofort zu.

30

Am Sonnabendmorgen gab ich meiner Schülerin Mirella in ihrem Zimmer in der elterlichen Wohnung, wie sie es sich gewünscht hatte, noch eine Stunde lang Deutschunterricht. Doch sie – sehr apart, lebhaft, leidenschaftlich, schön wie die schönsten Tänzerinnen auf etruskischen Wandmalereien – quälte mich mit tausend kleinen Vorwürfen, mit Sticheleien, Gehässigkeiten und unvorhersehbaren Launen, die nun wirklich ganz und gar nichts mit dem Deutschen zu tun hatten. Schließlich gipfelte ihr merkwürdiges Verhalten in einem Wutausbruch.

Sie sprang auf und schrie mich an: „Du bist unerträglich, bist ein elender Dummkopf!“ Als ich mich auf meinem Stuhl überrascht zu ihr umdrehte, stand sie wie eine der antiken Rachegöttinnen vor mir – ihre blassblauen Augen glühten, süße kleine, schwarze, wippende Löckchen umzüngelten ihr bleiches Gesicht wie die grausigen Schlangen das Haupt der Erinnyen. Zornbebend warf sie mir vor: „Tu sei un ragazzo schifoso, antipatico, Ben: Du bist ein ekelhafter, ein widerlicher Junge, Ben! Als Lehrer bist du völlig ungeeignet, interessierst dich überhaupt nicht für die menschlichen Probleme deiner Schüler, ja, zu mir verhältst du dich sogar ausgesprochen feindlich – denn in all den vielen Unterrichtsstunden, in denen du ganz nah neben mir saßest, in denen du so eng an meiner Seite warst, dass sich unsere Hände, unsere Arme, unsere Schultern oft leicht berührten, in dieser langen, langen Zeit hast du nicht ein einziges Mal versucht, mich zu küssen.“

Und wieder einmal reagierte ich mit kindlicher Unschuld. Keinen Augenblick kam mir der naheliegende Gedanke, dass sich diesem Mangel meines Unterrichts leicht abhelfen ließ und dass der Vorwurf vielleicht allein deshalb erhoben worden war. Nein, ich war beleidigt, war verstimmt darüber, dass alle meine didaktischen Bemühungen von dieser Schülerin so geringgeschätzt wurden. Während ich verwirrt ihrem Blick auswich, kündigte sie mir „con gli occhi di bragia: mit den Augen aus glühender Kohle“, so Dante in der Beschreibung Charons, meine sofortige Entlassung an. Ein leiser Zweifel stieg in mir auf: Hatte sie wirklich irgendwann einmal Deutsch lernen wollen? Doch fehlende Motivation des Schülers kann niemals fehlenden Einsatz des Lehrers rechtfertigen. Und deshalb fühlte ich mich in jenen Minuten ihr gegenüber so schuldig, wie sich ein Referendar nach einer schlechten Lehrprobe gegenüber der Klasse und dem anwesenden Herrn Direktor schuldig fühlt. Sie verurteilte meinen Unterricht als ihren Erwartungen nicht entsprechend, und ich spürte, dass dieser Vorwurf berechtigt war – denn mit dem Herzen war ich nie bei ihr, ja, oft nicht einmal bei der Sache gewesen.

31

Nach diesem bestürzenden Erlebnis tätigte ich meine Einkäufe, fuhr nach Hause, aß gegen 15 Uhr, fühlte mich gleich darauf hundeelend, legte mich aufs Bett und fiel in einen unruhigen Halbschlaf.

Wieder sah ich das hübsche, zornige Gesicht der armen, enttäuschten Mirella vor mir. Sie tat mir leid. Wie konnte sie sich von mir feindselig behandelt fühlen? Dass ein Kuss – jedenfalls einer, wie sie ihn sich wünschte – nicht zu den alltäglichen Freundlichkeiten unter jungen Leuten gehört, war ihr ja hoffentlich klar. In dieser Hinsicht war ihr Vorwurf absurd. Aber hatte sie nicht insofern recht, als ich sie förmlicher behandelt hatte als alle anderen Mädchen im Institut? Ließ unser Konflikt nicht die Grundstruktur des Tragischen erkennen?

Mirella war die erste Kommilitonin, mit der ich im Florentiner Institut gesprochen hatte. Dass ich ihr gefiel, hatte sie mich anfangs nicht spüren lassen – oder ich hatte es nicht bemerkt (so etwas habe ich noch nie bemerkt). Doch sie versuchte, mich an sich zu binden, mich in ihrer Nähe zu haben, neben mir zu sitzen – wie sie entwaffnend ehrlich zugegeben hatte. All das war durchaus in Ordnung, ihr Interesse ehrte mich, gerade weil es unverdient war. Aber dann war ihr ein entscheidender Fehler unterlaufen – sie hatte mich zu ihrem Lehrer gewählt.

Denn von diesem Augenblick an war sie als weibliches Wesen für mich tabu. Seit der ersten Nachhilfestunde meiner Gymnasialzeit gab es immer nur dies eine eherne Prinzip für mich, niemals irgendeine meiner Schülerinnen – auch damals waren sie mir wie Mirella oft gleichaltrig – in irgendeiner missverständlichen Weise zu umwerben. Alle durften mich bewundern, sich vielleicht auch ein wenig in mich verlieben (man kann nur von jenen Personen etwas lernen, die man schätzt), aber jede andere Beziehung zwischen uns war mit letzter Konsequenz ausgeschlossen.

Diese jahrelang antrainierte Selbstkontrolle führte in meinem Verhalten gegenüber Mirella dazu, dass ich ihr „dienstlicher“, ernster, strenger begegnete als allen anderen Mädchen in unserem Institut. Zu denen brauchte ich ja nicht Distanz zu halten, da sie nicht meine Schülerinnen waren. Mit ihnen konnte ich dumm und oberflächlich herumalbern, und das tat ich auch. Mit der mir anvertrauten Mirella dagegen musste ich „erwachsen“ sein. Für sie trug ich die Verantwortung.

Doch von ihrem Standpunkt hatte Mirella allen Grund, sich zurückgesetzt zu fühlen. Sie konnte nicht ahnen, dass sie gerade durch die Übertragung einer Vertrauensstellung an mich einen tiefen, unüberbrückbaren Graben zwischen uns aufgerissen hatte. Der (sagen wir ruhig ‚miniaturisierte’, aber man kann das auch anders sehen) tragische Konflikt bestand darin, dass wir beide – sie als Verliebte, ich als Lehrer – in bester Absicht und folgerichtig gehandelt hatten und dass wir gerade deshalb beide – sie mit ihrer Liebe, ich mit meinem Unterricht – gescheitert waren.

32

Gegen 17 Uhr, genau zum offiziellen Beginn der Party, wurde ich wach, fühlte mich besser, trank in einer Bar sicherheitshalber einen Magenbitter, kaufte fünf Nelken und begann, den Ort des Treffens zu suchen. Ich fand ihn in der Nähe des Ponte Vecchio. Bei der freundlichen Begrüßung an der Wohnungstür stellte ich fest, dass ich beim Florentiner Deutschlektor und seiner Ehefrau eingeladen war.

Da stand ich nun mit halbstündiger Verspätung als letzter Gast. Wenn es sich um eine Stehparty wie am folgenden Tag bei Professor Giacometti gehandelt hätte, wäre das nicht weiter schlimm gewesen. Aber hier hatte man sich bereits bei Kaffee und Kuchen um eine lange, feierlich gedeckte Tafel versammelt. Also störte ich die

ganze Gesellschaft. Sie bestand aus mehreren jungen Gelehrten und einigen Schülerinnen und Schülern des Lektors.

Dieser schien zumindest bei der Auswahl der Damen die Einladungen nach der Schönheit vergeben zu haben. Wohl auch deshalb konnte ich unter den anwesenden weiblichen Prachtexemplaren nicht nur Valentina (die ich Gott sei Dank sofort wiedererkannte), sondern auch noch zwei andere ausnehmend hübsche Italienerinnen bewundern, von denen mich die eine deshalb verwirrte – was man mir hoffentlich nicht anmerkte –, weil sie mich, wenn auch nicht durch porträthafte Ähnlichkeit, so doch in der Art, mich träumerisch-versonnen anzusehen, an Chris, den Schwarm meiner unglücklichen Jugend, erinnerte. Es handelte sich um die Tochter eines Florentiner Professors.

Weil ich nicht ahnte, in welch hohe Kreise ich eingeführt werden sollte, war ich leider nicht in meinem dunklen Anzug, sondern in Grau erschienen. Ein weiteres Unheil bahnte sich an, als schon nach kurzer Zeit getanzt werden sollte. Denn ich habe nie einen Tanzkurs besucht. Daher blieb ich bald allein zurück und verschlang, um mich zu trösten, trotz meiner Magenbeschwerden alle noch auf dem Tisch verbliebenen Pralinen (schließlich hatte ich 2,25 DM für Blumen ausgegeben!).

Allerdings wurde ich schon nach wenigen Minuten aus meiner Ruhe aufgeschreckt. Die hübsche Professorentochter – es war Damenwahl – wünschte mit mir zu tanzen. Es soll sich, so erfuhr ich später, um einen Foxtrott gehandelt haben. Nun, auch das sagt mir wenig. Ich gestand tiefzerknirscht – mit nur gespielter Gelassenheit, denn diese Bildungslücke ist mir wirklich peinlich –, nie tanzen gelernt zu haben. Doch wieder einmal bewährte sich die bewundernswerte italienische Solidarität mit den Schwachen und Hilflosen. Denn nicht nur das liebe Mädchen, sondern auch alle anderen jungen Leute forderten mich auf, mir doch wenigstens die einfachsten Grundschritte zeigen zu lassen und sie dann ein wenig einzuüben. Also probte ich die Grundschritte, dabei sehr um die Gesundheit meiner niedlichen Partnerin besorgt. Denn ich wollte ihr nicht allzu oft auf die hübschen kleinen Füße treten.

Nach einiger Zeit und verschiedenen Rhythmen glaubte ich, nun müsse die Zeit gekommen sein, das arme Kind von seiner qualvollen Lehraufgabe zu erlösen. Doch meine Rückzugsversuche wurden energisch abgewiesen – meine Lernfähigkeit sei beachtlich, ein vorzeitiger Abbruch des Unterrichts deshalb unentschuldbar. Jetzt war ich also – und das alles an einem einzigen Sonnabend – mit neuerlichem Rollentausch zurück in die Lage des Schülers geraten. Da ich aber gerade als Lehrer eine Katastrophe erlebt hatte, irritierte mich dieser Gedanke beträchtlich. Also flüchtete ich, als auch noch andere Mädchen sich um mich bemühen wollten, zurück auf meinen Stuhl, klammerte mich an ihm fest, ließ mich nicht mehr herunterzerren, thronte dort als der typische Spielverderber, als ein finsterer missmutiger Götze – dem in der Tat sogleich ein weiteres Menschenopfer gebracht wurde.

Denn nun musste mir, offenbar auf einen Wink der Gastgeberin, die andere schöne Meisterschülerin des Lektors in meiner Ecke Gesellschaft leisten. Dieses muntere Wesen war sogar noch gesprächiger, als ich es selbst gewöhnlich bin, erzählte mir viele vergnügliche Geschichten und ließ mir so die Zeit im Flug vergehen. Dennoch war ich dankbar, als das Ende des Abends nahte. Denn nach den anfänglichen Magenbeschwerden litt ich nun auch unter Kopfschmerzen.

Allerdings hatte die bedauernswerte Valentina es zu ihrem Unglück irgendwie so eingerichtet, dass ich sie nach Hause begleiten durfte oder sollte oder musste. Aber sie wollte, wie sich dann zeigte, gar nicht zu ihrer nahen Wohnung gehen, sondern mitten in der Nacht noch auf einen einsamen Berg klettern. Angeblich bot sich von dort oben ein besonders schöner Ausblick auf das nächtliche Florenz. Doch eine solche weitere Strapaze hätte ich an jenem Abend mit Sicherheit nicht überlebt. Daher wies ich todmüde auf meinen beklagenswerten Zustand hin, und des Gedankens Blässe hatte mich wohl wirklich so sichtlich angekränkelt, dass Valentina ihren kühnen Plan aufgab, wenn auch, wie mir schien, ziemlich wütend.

Ich kann's nicht ändern, hatte an diesem Sonnabend schon einen schlimmeren weiblichen Tobsuchtsanfall über mich ergehen lassen und war bei Gott zu jener späten Stunde nicht mehr in der Lage, noch in, durch, vor, hinter, unter oder über Florenz herumzuirren.

33

Am Sonntagmorgen versuchte ich, wieder einigermaßen auf die Beine zu kommen. Mit Sven hatte ich für 17 Uhr ein Treffen im Stadtzentrum vereinbart. Wir wollten dann gemeinsam zu Giacomettis Empfang gehen.

Pünktlich zur angegebenen Zeit erwartete mich mein gelehrter Freund in der Nähe des Baptisteriums. Ich nutzte sofort die günstige Gelegenheit, ihn über all jene traurigen Ereignisse zu unterrichten, die in der kurzen Zeit, in der wir uns nicht gesehen hatten, über mich hereingebrochen waren. Mit der strategischen Gesamtlage ist er ebenso vertraut wie Ulli, kennt Sandra persönlich, verfolgt die mit ihr verbundenen Irrungen und Wirrungen mit wissenschaftlichem Ernst, ohne die ungebremste Heiterkeit, die Ulli oft bei meinen Klagen überkommt.

Noch immer ziemlich fassungslos berichtete ich Sven vor allem, dass Mirella mich mit Schimpf und Schande aus dem Haus gejagt hatte, weil ich mich so überaus anständig verhielt, während sie sich offenbar von ganzem Herzen wünschte, dass ich mich völlig danebenbenähme. Der große Tragödienkenner runzelte nur die Stirn und bezichtigte mich der Blindheit. Spätestens an meinem Geburtstag hätte ich begreifen müssen, was „gespielt" werde, nämlich, so murmelte er sinnend, eine späte Version der Hippolytos-Thematik.

Ich als Hippolytos, als Verehrer der jungfräulichen Artemis und Verächter der Aphrodite? Na ja, von mir aus, das mochte hingehen. Aber Mirella als ein so tückisches Biest wie Phaidra? Nein, das ging zu weit. Sven wollte eine Diskussion über die Variationsbreite des antiken Mythos beginnen, aber dafür hatte ich jetzt keine Zeit. Wir waren fast am Arno angekommen und würden bald Professor Giacomettis Wohnung erreichen. Ich fürchtete aber, dass ich dort nach dem kläglichen Ende des gestrigen Abends einer zornigen Valentina gegenübertreten müsste – denn sie gehört ja zur besten Florentiner Gesellschaft – und wollte für diesen Fall gerüstet sein.

Also versuchte ich Sven in der ihm vertrauten Sprache anzusprechen – er ist ja so vergeistigt, dass man nur in dieser Weise mit ihm reden kann: „Lieber Sven, wie du ja selbst am besten weißt, führte an den großen Dionysien in Athen jeder Dichter jeweils drei Tragödien und ein Satyrspiel auf. Meine drei Tragödien – mit denen ich übrigens beim Publikum durchgefallen bin – könnten die Titel tragen: *Katharina*,

Sandra, *Mirella*. Demnach müsste jetzt das Satyrspiel *Valentina* folgen. Ich bitte dich als guten Freund, bewahre mich vor dieser Aufführung! Lass dir irgendetwas einfallen, damit mir weitere Komplikationen erspart bleiben!“ Sven antwortete geistesabwesend: „Sei unbesorgt, ich werde dich nicht im Stich lassen!“ Und dann schien er plötzlich aufzuwachen und fragte: „Weißt du überhaupt, was du da gesagt hast, wenn du von Satyrspiel redest? Und ein Satyrspiel mit Valentina (er kannte sie vom gleichen Empfang wie ich)! Bist du dir sicher, dass du darauf verzichten willst?“

Er überraschte mich. Wenn man mit Hilfe sublimer Gelehrsamkeit mit ihm redete, entdeckte man noch menschliche Züge an ihm. Also versuchte ich ihm noch einmal mit Nachdruck zu verdeutlichen, dass all mein Denken und Fühlen Sandra gilt. Hoffentlich hörte er mir zu. Seine Stirn war gerunzelt, der Blick unter hochgezogenen Augenbrauen in eine weite Ferne auf das antike – oder moderne? – Satyrspiel gerichtet.

34

Der Empfang bei Professor Giacometti war auch diesmal, wie schon bei unserer ersten Einladung, überaus glanzvoll. Es hatte sich die Blüte der Florentiner Wissenschaft versammelt. Feine Gesichter, noble Damen und tiefsinnige Gespräche, wohin man auch sah und hörte. Sven und ich lernten die Elite der Universität kennen. Einige Damen und Herren luden mich für die nächste Zeit zu einem Besuch ein, aber sie vereinbarten weder einen genaueren Termin, noch erinnere ich mich überhaupt, wer wo wie was sagte. Es waren zu viele, die da unter den Kronleuchtern herumschwirrten.

Und natürlich strahlte als besonders heller Stern an diesem Firmament die holde Valentina. Sie löste sich bald aus einer Gruppe älterer Herrschaften und wandte sich Sven und mir zu. Nun würde sich zeigen, wie mein Freund mir zu helfen gedachte. Zunächst einmal war festzustellen, dass Valentina kein bisschen nachtragend war. Jedenfalls verriet sie mit keiner Miene irgendeine Gekränktheit, im Gegenteil, sie war geistreich und munter, begann geradezu punktgenau da weiter mit mir zu flirten, wo sie gestern aufgehört hatte.

Um irgendetwas zu sagen, verwies ich auf meine weiterhin schwache Gesundheit. Und nun sah Sven die Stunde seines segensreichen Auftritts gekommen. Wie der Prologsprecher mancher Dramen oder eher noch wie ein Bänkelsänger ergriff er einen imaginären Zeigestock, richtete ihn auf mich und erläuterte meine jämmerliche Erscheinung ungefähr so: „Hier siehst du, hochverehrtes Publikum, den bedauernswerten Ben, unglücklich verliebt in die erbarmungslose Sandra. Keine andere wird je sein edles Herz erobern. Auch sein Magen leidet schon unter diesen Seelenqualen.“ Aha, dachte ich, Svens Strategie ist klar. Das Satyrspiel *Valentina* kann noch nicht beginnen, weil der Schluss einer der drei vorausgehenden Tragödien, der *Sandra*, zunächst irrtümlich ausgelassen wurde und nun nachgetragen werden soll. Also griff ich zur imaginären Lyra, um die tränenreiche Arie des unglücklich Liebenden anzustimmen.

Doch unser Publikum war hellwach und kritisch, verstand unsere schlechte Tragödie mit Begeisterung als gute Komödie – das könnte allerdings auch an der miserablen Aufführung gelegen haben. Jedenfalls lachte Valentina mit hellem, silbri-

gem Gekicher auf: „Dieser unglücklich Liebende da ist nur ein ausgemachter Feigling. Wenn sich ihm eine schöne Frau zu Füßen wirft, springt er wie eine zarte Jungfrau beim Anblick einer Maus auf den nächsten Stuhl. Komm da wieder herunter, das gefährliche Mäusemonster will dich füttern.“ Sprach's und begann mir Kaviarschnittchen in den Mund zu schieben. Außerdem musste ich besonders trockenen Sekt trinken.

Der arme Sven begriff überhaupt nichts mehr. Er fühlte sich missverstanden. Sein Trauerspiel wurde nicht ernstgenommen. Doch vielleicht war ja seine Schöpfung nur ein Grenzfall wie die *Alkestis* des Euripides. Auch jene Tragödie endet ja fröhlich – so wie Gott sei Dank unser Trauerspiel zumindest am gestrigen Abend. Denn da Valentina ebenso wie ich in Begleitung gekommen war, trennten wir uns später ohne ärgerliche Diskussionen und neue Missverständnisse.

Heute arbeitete ich bis 20.30 Uhr in den Florentiner Bibliotheken und erfuhr von Frau Ferrari erst bei meiner Heimkehr, dass angerufen worden war: Eine Italienerin, wurde mir gesagt. Und es wäre nett, wenn ich, sobald ich wieder zu Hause sei, zurückriefe. Ich tat's. Es war meine Tanzlehrerin. Ob sie mich für den nächsten Montagabend einladen dürfe? Ich habe mir bis Freitag Bedenkzeit ausgebeten. Alle sind lieb zu mir, nur Sandra will nichts von mir wissen.

35

Endlich hat sich meine traurige Lage entschieden verbessert. Als ich Sandra gestern gestand, nicht nur, wie zur Genüge bekannt, Ausländer, sondern zu allem Übel auch noch Protestant zu sein, reagierte sie zu meiner Überraschung mit gespieltem Mitleid und versuchte mich zu trösten: Zwar seien alle meine Vorfahren wohl schon seit den Tagen der Reformation, da exkommuniziert, zur Hölle gefahren, hätten aber dort sicher bald als Teufel Karriere gemacht. Bei solchen Albereien liefen wir schnell zu großer Form auf. Schließlich nahm ich all meinen Mut zusammen und überreichte meiner Traumfrau einen eilig entworfenen Ehevertrag: Ihre Mitgift setzte ich auf bescheidene 3 Millionen Lire (19.500 DM) fest. Außerdem gestand ich ihr katholische Trauung, ferner katholische Taufe und katholische Erziehung der Kinder sowie die Haltung beliebig vieler Hunde und Katzen zu. Dass dieser letzte Punkt für mich kein Opfer ist, da ich schon seit meiner frühesten Kindheit mit diesen liebenswerten Spielgefährten herumgetobt habe, weiß sie. Also unterschrieb sie nicht nur, sondern dankte mir für meine Großzügigkeit auch mit dem ersten Kuss.

Wir spielen also weiterhin mit dem Feuer. Doch nun haben wir eine höhere Stufe der Kunstfertigkeit erreicht – wir zündeln nicht mehr wie Kinder mit Streichholzflämmchen, sondern werfen uns wie Jongleure brennende Fackeln zu, lassen sie funkensprühend zwischen uns hin- und herfliegen, hoffen, dass der andere sie fängt und zurückwirft, ohne sich dabei zu verletzen. Unverantwortlich? Unverantwortlich! Aber doch so schön, dass wir abends um sieben auf einer Bank am Arno ins Träumen gerieten und uns ein Ende unseres Zusammenseins weder vorstellen konnten noch wollten. Den von uns beiden unterschriebenen Vertrag überließ ich Sandra. Hoffentlich versteckt sie ihn gut.

36

Am Sonnabend fuhr ich mit Sven und einem seiner gelehrten Freunde, der aus Rom zu uns gekommen war, mit einem Überlandbus ausgerechnet – unser Gast hatte das vorgeschlagen – nach Certaldo und wanderte von dort über die Hügelketten ungefähr 12 km weit nach San Gimignano. Sandra zu besuchen hatten wir nicht den Mut, Sven nicht, ich noch weniger und auch unser Wandergefährte nicht. Als er sah, wie ängstlich wir am Pertini-Haus vorbeischlichen, wurde auch er von Grauen gepackt – wenn wir behauptet hätten, der Menschenfresser Polyphem hause jetzt dort, hätte er uns wohl auch das geglaubt.

Am Sonntag war das Wetter zunächst erbärmlich schlecht. Deshalb räumte ich morgens mein Zimmer auf. Danach arbeitete ich am Index der Fragmentsammlung, allerdings lustlos. Gegen 15 Uhr planschte ich eine Stunde lang in der Badewanne, sah dann aber mit Freude, dass die Wolkendecke aufriss, und bummelte noch zwei Stunden lang mit der DUCATI durch das südöstliche Umland von Florenz.

Die am heutigen Montagabend stattfindende Party, zu der mich meine Tanzlehrerin schon vor einer Woche eingeladen hat, werde ich nicht besuchen. Mit vielen langatmigen Entschuldigungen sagte ich am Freitag ab. Denn im Augenblick fehlt mir für solche Vergnügungen die Zeit, vor allem aber will ich nicht schon wieder mich und andere leichtfertig in Versuchung führen oder sogar ins Verderben stürzen. Valentina dürfte dort sein. Dass sie die von Sven inszenierte Tragödie so überaus komisch fand, hat mich stark verunsichert. Auch jene hübsche Professorentochter, meine Tanzlehrerin, könnte mir gefährlich werden, da sie mich – das sagte ich ja schon – an meine Jugendliebe Chris erinnert. Muss ich es darauf anlegen, alle Fehler endlos zu wiederholen, wäre es nicht besser, auch einmal etwas dazuzulernen? Nun, zumindest versuchen will ich es, verschanze mich deshalb mit den dürftigsten Ausreden hinter meinen Büchern und spiele den ekelhaften Streber – nein, ich will ehrlich sein: meine Zurückhaltung gegenüber jeder anderen Verlockung hat nur einen einzigen Grund – Sandra.

Morgen wird hier in Italien Feiertag sein, wieder einmal, denn in diesem Land werden besonders viele Heilige durch Festtage geehrt. Alle Bibliotheken werden geschlossen sein. Doch diesmal ist mir das willkommen, weil ich gestern entdeckte, dass ich schon vor einer Woche einen Semesterbericht an meinen Vertrauensdozenten hätte schicken müssen. Deshalb werde ich morgen einen kurzen Text entwerfen und ihn übermorgen absenden. Allerdings weiß ich nicht, was ich an neuen Erkenntnissen verkünden soll, da es hier ja keine Semester gibt, sondern alle Lehrveranstaltungen ohne Unterbrechung weiterlaufen. Ich werde also gezwungen sein, irgendwelchen Tiefsinn zu erfinden.

37

Am heutigen Dienstag, dem Festtag des Heiligen Josef, schlief ich bis 11 Uhr. Der Blick aus dem Fenster war unerfreulich, es regnete zwar nicht, aber ein eintöniges trübes Grau bedeckte den ganzen Himmel. Dadurch zur Arbeit ermuntert ging ich daran, die von der Stiftung gewünschten Märchen zu erfinden.

Ich suchte auf mehreren großen Blättern mit genialischer Schrift noch immer die richtigen Worte, als ein erster Sonnenstrahl Florenz in goldenes Licht tauchte. Mein dürftiger Gedankengang brach in sich zusammen, neue Einfälle kamen mir nicht, und so malte ich denn mit sinnender Hand auf den schönen Blättern kleine Kreise, die ich bald durch Hinzufügen von Strahlenkränzen zu Sonnensymbolen aufzuwerten begann. Ob sich das Wetter bessern könnte?

Und erneut lag Florenz strahlend im Sonnenschein. Jetzt fing ich an, unruhig auf meinem Stuhl hin- und herzurutschen. Als die Sonne kurz darauf ein drittes Mal die Wolkendecke durchbrach, sprang ich auf, lief zum Kleiderschrank und wühlte eilig den untersten Dreck zuoberst, um mir meine „Motorradkleidung" bereitzulegen. Da war sie ja schon, meine Hochgeschwindigkeitshose, mattes Gelb (so grau-gelb), an den Knien schwarz (da hatte ich einmal vor der DUCATI in einer Öllache gekniet) und ausgebeult. Denn da beim Fahren der DUC meine langen Beine stark angewinkelt sind, haben die Hosenbeine eine ziemlich eigenwillige Form angenommen, sind unten enge Röhren, oben enge Röhren, in der Mitte aber weite Beulen. Meine hellgrau-dunkelgrau gestreiften Frischlings-Söckchen wechselte ich nicht, wohl aber die Schuhe. Ich wählte jenes älteste Paar, das ich immer beim Fahren trage. Allerdings haben dessen Sohlen bereits kleine Löcher, doch auf dem kurzen Weg zum Motorrad, die paar Treppenstufen hinunter, stört mich das ja nicht, und sonst gehe ich ja – hoffentlich! – nicht zu Fuß, sondern fahre.

Da ich heute am Fest des Heiligen Josef auch einmal schick sein wollte, verzichtete ich auf den Gummimantel und zog stattdessen zwei Pullover übereinander an. So aufgeplustert zwängte ich mich schließlich auch noch in meine braune Felljacke. Nun konnte ich mir zwar, weil die Arme wegen der prall gefüllten Jackenärmel leicht vom Körper abstanden, mit den Händen nicht mehr in die Hosentaschen fassen, aber wozu auch? All mein Kleinkram ließ sich ja ohne Weiteres im Tankrucksack verstauen.

Endlich, nach zehn Minuten, war ich fahrfertig ausgestattet. Beim Verlassen des Zimmers konnte ich nicht der Versuchung widerstehen, mich noch einmal kurz im großen Schrankspiegel zu bewundern. Das also war ich – irgendwie sah ich besonders aus, anders als die langweilige Masse Durchschnittsmensch. Da mir in den letzten Tagen zum Rasieren die Zeit gefehlt hatte, war mir ein fröhliches Bärtchen gewachsen, scheuerte zwar ziemlich lästig unter dem Kinn am Rollkragenpullover, beeindruckte aber doch wenigstens durch einen schönen Farbwechsel. Denn während es in der Mitte, unter der Nase, tiefschwarz war, ging es in Richtung der Ohren in ein immer helleres Blond über.

Pflichtbewusst stopfte ich meine Schreibarbeiten in den Tankrucksack, startete gegen 14 Uhr die DUCATI und fuhr mit ihr gemächlich nach Süden. Mein edles Motorrad benahm sich vorbildlich, wir sangen sechsstimmig vor uns hin, die DUC neuerdings – seit der von mir selbst am Ende der Einfahrzeit vorgenommenen Entdrosselung – mit fünf, ich wie üblich mit einer Stimme. So kamen wir auf Umwegen bis Montespértoli (Akzent von mir). Kurz hinter diesem auf einem Hügelrücken liegenden Ort fand ich auf einer steilen Böschung ein schönes Ruheplätzchen.

Eine Weile beobachtete ich sorgenvoll die noch immer über den Himmel ziehenden dunklen Wolken, ein weiteres Weilchen kaute ich ohne wirkliche Hoffnung auf brauchbare Einfälle am Bleistift, dann entschloss ich mich zu produktiver Arbeit,

das heißt: ich zerlegte, putzte, wartete, wienerte die geplagte DUCATI. Gegen 16.30 Uhr konnte mich auch diese rastlose Tätigkeit nicht länger ausfüllen.

Also setzte ich bei inzwischen völlig klarem Wetter meine scheinbare Irrfahrt so lange fort, bis mein wahres Ziel endlich vor mir lag – Certaldo. Natürlich kam ich nicht zufällig dorthin. Ich fahre ja regelmäßig in diese Richtung, umkreise ständig dieses Nest, irre dort herum wie ein verliebter Pennäler, der den Eltern der Angebeteten nicht unter die Augen treten darf. Denn Sandra verbirgt ihre Gefühle zwar jetzt nicht mehr vor mir, wohl aber weiterhin vor ihren Eltern, fürchtet offenbar die Entdeckung unserer Liebe über alle Maßen.

Doch wieso soll es verdächtig sein, wenn ein Student wie ich eine Kommilitonin wie sie am Wochenende bei ihrer Familie besucht? Warum wird dadurch der Weltuntergang heraufbeschworen? Beim Betreten ihres Elternhauses müsste ich sie ja nicht unbedingt umarmen, abknutschen und mit Catulls tausend heißen Küssen beglücken, könnte sie doch auch wohlerzogen und distanziert begrüßen – kurz: zumindest ich wäre fähig, die Form zu wahren. Sie dagegen fühlt sich dazu offenbar nicht in der Lage. Dann sollte sie sich aber allmählich um etwas Scheinheiligkeit bemühen, denn auf Dauer werde ich all die vielen Tage, die ich ohne sie in Florenz verbringen muss, nicht ertragen können. Eigentlich glaube ich aber, dass sie übertreibt. Vermutlich versteckt sie mich nur deshalb, weil sie für unsere Liebe keinerlei Zukunft sieht. Wozu die Familie wegen einer Beziehung beunruhigen, die sowieso nur eine kurze Episode sein wird?

Auf jeden Fall wollte ich ihr an jenem herrlichen Abend – vor mir versank die Sonne an einem Purpurhimmel – wenigstens einen kleinen Gruß in den Briefkasten werfen. Bald stand ich vor ihrer Haustür. Diesmal trat sie nicht überraschend auf die Straße. Also schrieb ich, um mich möglichst unauffällig zu verhalten, auf der DUCATI sitzend nur wenige Zeilen auf eines der mitgenommenen, leider immer noch nicht mit Weisheiten gefüllten großen Blätter. Sandra hatte mir erzählt, dass sie heute vielleicht ihren Bruder zum Angeln begleiten werde. Deshalb lautete mein geistreicher Text: „Liebe Sandra, ich hoffe, dass ihr beim Fischen Erfolg gehabt habt und heute Abend nicht vor dem leeren Tisch beten müsst. Habe einen schönen Ausflug von Florenz über Montespértoli und Castelfiorentino bis hierher nach Certaldo gemacht und werde nun über Poggibonsi nach Florenz zurückfahren. Mit Grüßen. Ben.“

Erst jetzt stellte ich die DUCATI auf ihren Ständer, diesmal auf dem ebenen Bürgersteig an der Hauswand, knickte das Papier zusammen und legte es, da kein Briefeinwurf zu finden war, im offenen Hauseingang auf einen der dort stehenden Stühle. Dann ging ich wieder zur Tür hinaus, um mich möglichst schnell davonzustehlen, drehte mich aber, wegen meiner Dreistigkeit etwas schuldbewusst, noch einmal um und sah, wie eine ältere Dame das Papier an sich nahm. Ich nickte ihr zu, mit einem Gesichtsausdruck, der sie ermutigen sollte, weiterhin so sinnvoll zu verfahren. Doch sie kam zu mir und lud mich ins Haus ein, in den „salotto“, die gute Stube. Die beiden dort anwesenden Katzen, Sandras Lieblinge, beide schwarz wie die Teufel, sprangen von Sessel und Tisch und verschwanden mit entsetztem Fauchen unter einem Schrank, von wo aus sie nur noch je ein gelbes Auge riskierten. „Sandra ist da“, sagte die Signora, ihre Mutter, „sie ist allerdings gerade nach oben

zu ihren Tanten gegangen, aber ich werde sie holen. Sie müssen freilich ein wenig warten."

Also wartete ich auf Sandras Kommen, indem ich versuchte, mein Äußeres zu verbessern. Ich wischte mir die von der Motorradputzerei ölverschmierten Hände an der Hose ab, die davon freilich nicht sauberer, wohl aber in der Farbe einheitlicher wurde, strich mir – nicht einmal einen Kamm hatte ich bei mir – mit den Fingern durch die Haare, versuchte die Arme an den Körper zu bringen, aber sie standen hoffnungslos ab, und putzte mir schließlich noch die Brille. Dabei vergaß ich allerdings, dass sich durch verwirbelten Dieselruß hinter ihr, unter den Augen, die üblichen schwarzen Dreckringe gebildet hatten.

Als die Signora zurückkam, begann ich, mit tausend umständlichen Entschuldigungen meinen grässlichen Zustand erst ins rechte Licht der erbarmungslos hellen Deckenlampe zu setzen. Doch Frau Pertini tröstete mich mit den Worten, diesmal müsse es doch wohl besser sein als beim letzten Mal, jedenfalls nach dem, was sie von den Nachbarn gehört habe.

Dann erschien Sandra, hochelegant in einem grauen Kostüm mit Pelzbesatz, wie immer bildschön, mit leicht gerötetem Gesicht und etwas zitternden Händen. Sie versuchte mir die Katzen zu zeigen und lockte sie mit allen möglichen Tricks. Doch die falschen Biester blinzelten nur argwöhnisch unter dem Schrank hervor, indem sie kein Auge von mir ließen. Der Vater war nicht zu Hause. So setzten sich denn die Damen rechts und links von mir an den Tisch, Sandra war sehr still, die Mutter dagegen sprach in aufgeweckter Weise über Gott und die Welt, ja, es wurde richtig interessant. Ich bekam ein Tässchen Espresso und fühlte mich eigentlich recht wohl.

Nach etwa einer Stunde – es war inzwischen dunkel – entschuldigte ich mich, weil ich nun aufbrechen müsse, nahm meine Sachen und fuhr, nachdem ich von den beiden Damen bis zur DUCATI begleitet worden war, in die Nacht davon. Zuvor bekundete mir die Signora noch einmal ihr Verständnis dafür, dass ein junger sportlicher Mensch nicht immer sauber sein könne. Zur Rache für diese Bemerkung hüllte mein treues Motorrad sie beim Anspringen in die übliche riesige Rauchwolke.

Leider werde ich nie erfahren, wie Sandras Eltern meinen Besuch aufgenommen haben. Denn ihr bezauberndes Töchterchen äußert sich über das, was in Certaldo geschieht, nach wie vor mit keinem Wort.

Toskanischer Frühling

Mitte März bis Mai

1

Neun Uhr, ich bin soeben aufgestanden, habe die Fensterläden geöffnet und sehe, wie schon seit Freitag, das berühmte Schauspiel „Frühling in Florenz“. In zarten Farben, meist in einem blassen Rosa, blühen die ersten Bäume. Nicht anders als an heißen Sommertagen leuchtet der Himmel in einem schwachen weichen Blau, erhitzte, dunstige Luft flimmert bereits zu dieser Morgenstunde über der Stadt, sodass die fernen Berge nur als zitternde Umrisse zu erkennen sind.

Eigentlich wollte ich heute aus Innsbruck zurückkommen. Ulli holt dort seinen neuen FIAT *Seicento* ab und ist deshalb gestern nach Österreich gefahren. Ich wollte ihn auf dieser Reise begleiten. Aber als ich gestern das herrliche DUCATI-Wetter sah, sagte ich ihm telefonisch ab und habe diese Entscheidung auch bisher noch nicht bereut.

Bis Donnerstag regnete es in Strömen. Obendrein war es unangenehm kalt. Wenn ich wirklich einmal Motorrad fahren konnte, sah ich die Gipfel des Apennins in der Ferne als weiß verschneite Silhouette. Immerhin waren sie so für die im Tal blühenden Bäume ein schöner Hintergrund. Doch seit Freitag ist es so warm, dass ich ohne Mantel zur Universität gehen kann. Oft trage ich die Jacke meines Anzugs sogar über dem Arm. Sandra besuchte die Freitagabend-Vorlesung in einem dunkelgrauen Kostüm von hervorragender Stoffqualität, aber ganz einfachem Schnitt. Sie sah bezaubernd aus – wie immer.

2

Am Sonnabendmorgen gab ich Mirella doch wieder Deutschunterricht. Ich konnte ohnehin nichts anderes tun, denn es fiel ein sanfter warmer Frühlingsregen. Also ließ ich mich von Mirellas Bitten erweichen. Sie behauptete, Deutschkenntnisse dringend für ihre weitere wissenschaftliche Arbeit zu benötigen, und ich wäre kein deutscher Philologe, wenn ich ihr in diesem Punkt nicht recht gäbe. Das hat mit Nationalismus nichts zu tun, es ist einfach so, dass aufgrund der Geschichte unseres Fachs viele Standardwerke in deutscher Sprache geschrieben sind. Außerdem sind mir die kleinen Unterrichts-Einnahmen eine willkommene Hilfe bei der Bezahlung meiner DUCATI-Ausflüge. Und schließlich ist es so furchtbar schwer, einem schönen Mädchen eine Bitte abzuschlagen (mir fiele es allerdings auch bei einem hässlichen nicht leicht).

Doch ich habe Mirella auch zu erklären versucht, dass ich ihr ausschließlich – und zwar nur noch auf neutralem Boden, in einer Bar oder im Institut – Deutschunterricht erteilen werde, dass ich also auf keinen Fall irgendeines der Werke Ovids mit ihr wiederaufleben lassen will – nicht einmal seine *Remedia amoris* (Heilmittel gegen die Liebe), geschweige denn seine *Ars amandi* (Lehrbuch der Liebe) oder seine

Amores (Liebeselegien). Sie wisse, dass ich mit Sandra verbandelt sei und dass ich diese Liebe um nichts und für niemanden gefährden wolle.

So ermahnt versprach Mirella mir hoch und heilig, sich in Zukunft nur noch der reinen Wissenschaft zu widmen, und ich sah keinen Grund, ihr dabei nicht behilflich zu sein. Sie ist ja doch ein kluges, feines, allerdings auch verführerisch schönes Mädchen, und es bedrückt mich, sie leiden zu sehen. So wie ich Sandra mit jedem Wort, mit jeder Geste, mit jedem Blick zu suggerieren versuche, dass ich der begehrenswerteste Mann auf dieser Welt bin, so gerne nähme ich Mirella wie eine unglücklich liebende Tochter tröstend in die Arme, um ihr mit eindringlichen Worten endlich begreiflich zu machen, dass dieser Ben, in den sie so verknallt ist, dieser jämmerliche, bebrillte, nicht einmal richtig ihre Sprache sprechende, endlos vor sich hin studierende, sein Geld nicht für Bücher, sondern für Motorräder verschwendende, bald nach Deutschland davonziehende Schwächling, dass dieser Idiot da nicht eine einzige ihrer Tränen wert ist.

Jedes dieser kritischen Worte träfe zu, nichts an dieser Invektive wäre falsch. Insofern verhalte ich mich widersinnig, denn die Frau, die ich liebe, warne ich nicht vor mir, jenes Mädchen aber, das ich nicht liebe, versuche ich durch schonungslose Ehrlichkeit, ja Tiefstapelei, vor Schaden zu bewahren – allerdings wohl vergeblich, denn so recht traue ich der neuen Geistigkeit Mirellas noch nicht.

Ich unterrichtete sie in einer kleinen Bar an der Piazza San Marco. Wir waren jetzt beide ganz „dienstlich“. Unsere Arme oder Schultern berührten sich nicht ein einziges Mal.

3

Gegen 11 Uhr kam dann Sandra ebenfalls zum „Universitäts-Platz“. Mirella war schon gegangen. Dass ich sie unterrichte, weiß Sandra. Ich habe zwar nicht den Eindruck, dass ihr das besonders gefällt, sie hat mich aber deswegen noch nicht angefaucht, weiß auch weniger als Sven und Ulli – doch irgendwann wird sie mir wohl meine deutsche Grammatik über den Schädel hauen. Denn ihr Anspruch auf Exklusivität ist in jeder Sekunde offensichtlich. Irgendein Techtelmechtel mit einer anderen Frau vergäbe sie mir nie.

Wir zogen gemeinsam durch die Geschäfte und kauften für mein langes einsames Wochenende Lebensmittel ein. Anschließend begleitete ich sie zum Zug. Die neue Form des Abschieds mit Umarmung und Kuss ist leider keineswegs erträglicher als die frühere Version mit – im übertragenen Sinn – Tritt vors Schienenbein. Damals, als ich kühl entlassen wurde, war der Schmerz bitter, jetzt ist er süß, aber Schmerz bleibt Schmerz. Sie verschwand in einem brummenden und qualmenden Dieseltriebwagen in Richtung Certaldo-Siena.

4

Ich kehrte nach Haus zurück, las bis gegen vier Uhr nachmittags ein Fachbuch und bewegte dann, da sich das Wetter besserte, die DUCATI noch zwei Stunden lang über Straßen zweiter Ordnung, auch diesmal in Richtung Siena. Es war außerordent-

lich stürmisch, die schlanken Zypressen am Straßenrand bogen sich unter Böen von ungeahnter Stärke.

Mich in Certaldo sehen zu lassen hatte ich nicht den Mut. Sandra ist, wenn wir in Florenz herumwandern, immer rührend munter und fröhlich, scherzt gelöst und glücklich, versteht jeden Spaß, erinnert überhaupt nicht mehr an das melancholische Mädchen der E-Dur-Fuge. Bei meinem Besuch in Certaldo dagegen wirkte sie trotz der unbefangenen Freundlichkeit ihrer Mutter verkrampft und gequält. Eine erneute derartige Belastung wollte ich ihr ersparen.

In der Nacht von Sonnabend auf Sonntag nahm der Sturm noch zu. Ich wurde dreimal wach, weil Böen an der oberen Dachkante des Hauses, hinter der mein Zimmer liegt, schauerliche Jammertöne erzeugten. Vielleicht deshalb erschien mir Sandra, verfolgt von ihren Verwandten, dreimal weinend im Traum, süß anzusehen in einem seidenen Nachthemd. Ich versuchte sie zu verteidigen, wachte dabei auf, beruhigte mich, schlief wieder ein, aber kurz darauf erschien sie mir wieder, zart verhüllt und leicht verheult, und ich fuhr erneut aus dem Schlaf auf. Erst als ich (wie gewöhnlich bei Schlaflosigkeit) aus einem Zahnputzglas etwas Rotwein trank, konnte ich ungestört schlafen.

5

Am Sonntagmorgen herrschte endlich wieder bestes Frühlingswetter. Der Wind heulte zwar noch immer laut ums Haus, aber der Himmel war blankgefegt und blau. Die über den Viale gespannten Wahlkampftransparente – STIMMT FÜR DIE LIBERALE PARTEI ITALIENS, im Original viel kürzer VOTATE LIBERALE – waren zerrissen und sind inzwischen abgenommen worden.

Gegen 11 Uhr startete ich die DUCATI und fuhr – wie könnte es anders sein – meine Lieblingsstrecke Florenz-Poggibonsi-Volterra. Die Straße und die Landschaft bis Volterra kannte ich ja schon. Doch nun wollte ich zum ersten Mal von Volterra in Richtung Meer weiterfahren. Die DUCATI benahm sich brav und war in solcher Hochform, dass ich aufpassen musste, die kurzen Geraden nicht mit weit mehr als 110 km/h entlangzuflitzen. Aber solche Straßenabschnitte waren selten. Meist war ich auf Serpentinenstrecken unterwegs, so auf dem Teilstück von Poggibonsi hinauf nach Volterra und von Volterra sofort wieder – 15 km weit – hinunter ins Tal der Cècina (Akzent von mir). Dort unten folgte die Straße dann, sanfter kurvend, dem Flusslauf, nicht ohne allerdings auch hier bisweilen scharf um irgendeine Ecke zu biegen. So bequem wie in Deutschland ist das Fahren in Italien wohl nur auf den Autobahnen. Auf den anderen Straßen ist es dagegen ziemlich mühsam.

Auch gestern musste ich ständig die Geschwindigkeit ändern, herauf- und herunterschalten und ziemlich brutal die Bremsen, vor allem die Vorderradbremse einsetzen. Sie ist Gott sei Dank hervorragend. Als ich nach 100 km zum ersten Mal anhielt, wunderte ich mich über einen großen schwarzen Staubflecken auf der in Fahrtrichtung rechten Motorseite. Zunächst war ich beunruhigt – was könnte das schon wieder für eine Überraschung sein? Dann begriff ich den harmlosen Grund der Verschmutzung. Es handelte sich um Belagstaub aus der Vorderradbremse. Die Bremse ist belüftet, und zwar durch einen nach vorn gerichteten Einlass- und einen etwas kleineren, nach hinten gerichteten Auslass-Stutzen. Der vorn eingefangene Fahrt-

wind nimmt beim Austritt durch die hintere Öffnung nicht nur die Wärme von Trommel und Belägen, sondern auch den Abrieb der Beläge mit. Eine gelungene Konstruktion, finde ich.

Doch nicht nur das Fahrzeug, auch der Fahrer muss auf diesen Straßen einiges leisten. Man darf sich keinen Augenblick ablenken lassen. Die Kurven sind teilweise so eng und steil, dass man bergauf bis in den ersten Gang zurückschalten, bergab entsprechend kräftig bremsen muss. Außerdem darf man nie zu schnell von hinten an langsamere, fast stehende Fahrzeuge heranfahren. Das wird zwar in der Regel auch kein vernünftiger Mensch tun, aber es gibt hier viele nicht einsehbare Kurven, und wenn man denen nicht misstraut, sondern mit hoher Geschwindigkeit in sie hineinsticht und dann plötzlich einen Eselskarren vor sich hat, ist es für beide Esel – den auf dem Motorrad und den vor dem Karren – schwer, mit heiler Haut davonzukommen. Ferner muss man immer mit Gegenverkehr von riesigen Bussen oder LKW rechnen. Sie lassen in engen Kurven kaum Platz neben sich. Und wem das alles noch nicht reicht, der darf sein Reaktionsvermögen auch noch an tiefen Schlaglöchern oder unangekündigten Rollsplitt-Teppichen schulen.

Insofern ist die tolle Kurverei auf solchen Straßen zwar einerseits ein herrlicher Spaß, andererseits aber auch ziemlich anstrengend (wie alle „Sportarten“). Nach den gestrigen 260 km wusste ich jedenfalls, was ich getan hatte und sank todmüde ins Bett. Im Übrigen sah ich gestern zum ersten Mal keinen Unfall (sonst immer). Das Fahren in Italien ist also leider keineswegs so ungefährlich, wie viele Deutsche zu glauben scheinen.

Daran, dass der Motor meines Spielzeugs völlig anders klingt als jeder andere bisher von mir gefahrene, habe ich mich inzwischen gewöhnt. Das Auspuffgeräusch ist so stark gedämpft, dass ich es kaum höre, wohl auch wegen der tief nach vorn geneigten Sitzposition. Neu ist nach der Entdrosselung ein hohes pfeifendes Ansauggeräusch, das mir sehr gefällt. Es ähnelt dem Pfeifen einer Turbine. Außerdem singen weiterhin, wie schon immer, die Zahnräder des Nockenwellenantriebs. Sonst ist nichts zu hören, nicht die Ventile, natürlich nicht die Stößel, da es keine gibt, auch die Kipphebel klickern nicht – bei keiner Drehzahl, nicht einmal bei kaltem Motor im Leerlauf.

Die Höhe des vom Ansaugtrakt erzeugten Pfeiftons steigt mit der Geschwindigkeit der Ansaugströmung, verändert sich also mit der Gasstellung. Wenn ich mit 90 km/h fahre, ist der Pfeifton recht hoch. Nehme ich vor einer Kurve das Gas weg, wird er tiefer. Beim Auskuppeln herrscht einen Augenblick lang nahezu Stille. Bei Zwischengas wird das Auspuffgeräusch kurz hörbar. Beim Wiederbeschleunigen im 3. Gang setzt der Pfeifton wieder ein, jetzt etwas tiefer als im 4. Gang. Nach dem Hochschalten wird bei 90 km/h die ursprüngliche Tonhöhe wieder erreicht.

Ich habe dieses auf- und abschwellende Pfeifen inzwischen sogar dann im Ohr, wenn ich gar nicht fahre, sondern nur an der im Hausflur stehenden DUCATI vorbeigehe. Was sagt uns das? Es lehrt uns, dass das Reich der Töne allumfassend ist, dass es auch die Technik einschließt. Allerdings pflegt mir meine Mutter solche Auffassungen als „unmusikalische Verirrungen“ vorzuwerfen. Aber vermutlich hätte sie auch diesmal Nachsicht mit mir, so wie früher schon, wenn ich ihr „Lärm“ als etwas Schönes „verkaufen“ wollte, etwa das hohe Pfeifen mancher Segelflugzeug-Querruder bei Ausschlägen (leider ein Symptom von Verwirbelungen). Im Übrigen kann

meine liebe Mama ganz unbesorgt sein – ich sehe so oft in Sandras wunderbare Augen, dass Bachs Musik in meinem Denken und Fühlen stets gegenwärtig bleiben wird.

Doch zurück zu meiner Fahrt ans Meer. Unten im Tal der Cècina angekommen, lasse ich mich doch ein bisschen ablenken, sehe mir während der Fahrt kurz die DUCATI an. Vor mir bewegt sich die weiße Nadel des in den schwarzen Scheinwerfer eingebauten Tachos zwischen 95 und 100 km/h, daneben glänzen im Sonnenlicht, verchromt oder poliert, die obere Gabelbrücke, Lenkerstummel, Kupplungs- und Bremshebel, darunter kann ich wenigstens zum Teil die rote Vorderradgabel und den ebenfalls roten vorderen Kotflügel bewundern. Von dort scheint das zufriedene Singen des Motors zu kommen, es wird vom Kotflügelblech zu mir nach oben reflektiert, dringt also nicht etwa direkt von unten zu mir.

Auf manchen Streckenabschnitten wärmt mir die Sonne von rechts den Rücken, dann kann ich links auf dem Asphalt den Schatten der fahrenden DUC sehen. Er scheint stillzustehen, lässt nur durch das feine Spielen der Vorderradgabel und der hinteren Schwinge die Bewegung der DUCATI erkennen. Ihre Federung ist so gut, dass der kleine BMW-Schlüsselanhänger mit der Umschrift „Gute Fahrt auf BMW“, den mir mein Vater einmal als Belohnung für eine ‚sehr gute’ Mathematikarbeit schenkte, vor mir auf dem Tankrucksack an seinem Kettchen völlig ruhig liegt.

Die Nähe des Meeres ist schon spürbar. Links springt die Cècina mit blassgrüner Farbe über viele Steine. Die Hügel zu beiden Seiten des Tals werden landwirtschaftlich genutzt, zwischen langen Reihen blühender Obstbäume ist der Boden gepflügt, nur ein Rest Pinienwald bedeckt die Höhenzüge. Dunkelrot leuchtet zwischen den Ostbaumreihen die aufgerissene Erde, die Bäume blühen rosa, auf den Kuppen bilden die Pinien vor einem weiten blassblauen Himmel einen dunkelgrünen Saum. Auch die saftigen Wiesen auf der Talsohle sind überzogen von blühenden Bäumen. Zwar bin ich nicht in der Provence, aber dieses Bild erinnert mich doch sehr an manche Gemälde Cézannes, vielleicht wegen der rötlichen Farbe der Erde. Hin und wieder wechselt die Straße die Talseite, überquert auf kleinen, liebevoll aus rosa Backsteinen gebauten Brücken die Cècina und wandert dann auf dem anderen Ufer dem Meer entgegen. Schließlich weitet sich der Horizont, die Hügel bleiben zurück, und nach einigen weiteren Kilometern finde ich ein Fischerdörfchen an einer kleinen Bucht.

Dort legte ich mich in tiefer Einsamkeit zwischen einigen Booten auf eine mitgenommene Decke und schlief. Das Meer rollte träge in langen, müden, kaum wahrnehmbaren Wellen fast geräuschlos auf den breiten Sandstrand, die Sonne wärmte mit mildem Licht, es roch nach Tang und erhitztem Bootsteer, Möwen stritten sich kreischend um irgendeine Beute, im blendenden Glanz am Horizont schien ein Schiff stillzustehen, doch als ich wieder aufwachte, war es längst verschwunden.

6

Es gehört zu den wenigen Schattenseiten solcher Strecken, dass die Rückfahrt auf ihnen zur Qual werden kann. Denn oft lasse ich mich durch Neugier zu einer allzu weiten Hinfahrt verleiten, bin dann stark ermüdet, kann nun aber nicht auf irgendeiner parallelen Schnellstraße oder Autobahn zurückdüsen, sondern muss auf dersel-

ben Straße heimkehren, auf der ich gekommen bin. Sooft ich nämlich eine Alternative wählte, bot sie mir nur das, was ich schon vorher hatte, nämlich Kurven, Kurven, Kurven, nun aber mit dem Nachteil, dass ich diese Kurven nicht schon von der Hinfahrt kannte.

Am klügsten scheint es mir deshalb, „auf der eigenen Spur zurückzugehen" (das hübsche Bild des „tornare sui suoi passi" heißt im Italienischen allerdings „einen Rückzieher machen"). Also fuhr ich auch diesmal brav da zurück, wo ich gekommen war, näherte mich folglich Volterra vom Meer her und wurde dabei durch den Fata-Morgana-Charakter dieser Stadt noch mehr zur Verzweiflung gebracht als sonst schon so oft. Denn aus dem Tal der Cècina ist Volterra nun wirklich über größte Entfernungen zu sehen.

Majestätisch hingebettet lag die alte Etruskersiedlung da vor mir auf ihrem Berg, zunächst angestrahlt von der untergehenden Sonne, später mit vielen Lämpchen endlos weit ins Land funkelnd, scheinbar nah und doch unerreichbar fern. Als ich schon glaubte, angekommen zu sein, hatte ich erst den Fuß der Serpentinenstrecke erreicht, kurvte nach links und nach rechts, nach links und nach rechts, wieder nach links und nach rechts, verzeichnete auch einen Höhengewinn, hatte aber immer den Eindruck, mich nicht von der Stelle zu bewegen – die gewaltige Stadtmauer da oben kam und kam nicht näher, blieb ein zurückweichendes Trugbild.

Natürlich erreichte ich sie dann doch noch irgendwann und fand danach die vielen Kurven des anschließenden Gefälles nach Poggibonsi hinunter fast schon wieder vergnüglich. Auf jeden Fall war die weitere Fahrt insofern erträglicher, als ich nun nicht mehr den Eindruck hatte, auf der Stelle zu treten. Zwar nahm auch dieser Teil der Rückfahrt kein Ende, aber als ich endlich die Kuppel des Florentiner Doms wieder vor mir sah, war ich auch kurz darauf tatsächlich zu Hause.

7

Wenn ich mit Sandra zusammen sein will, habe ich dazu nur drei Möglichkeiten: wir können uns entweder irgendwo in der Uni, wo leises Sprechen nicht stört, zusammensetzen oder bei schlechtem Wetter in eine Bar flüchten – dort können wir uns aber manchmal nur schreiend verständigen – oder wir können durch Florenz wandern.

Es ist klar, dass wir meist die Stadtbesichtigung wählen. Und eigentlich ist das ja auch ein Glücksfall. Denn wir gehen ja – Hand in Hand – durch eine der schönsten Städte der Welt. Weder Sandra noch ich kennen Florenz bisher wirklich gut. Deshalb entdecken wir täglich etwas Neues, Schönes, Eindrucksvolles, können es studieren, kommentieren, diskutieren, mit unseren bisherigen Kenntnissen und Erfahrungen vergleichen.

Dabei lerne ich Sandras vollkommen schönes Italienisch, das allerdings nicht frei ist von toskanischem Kolorit: Ganz hinreißend ist es, wenn sie im Scherz die Eigenarten des Toskanischen, vor allem dessen überall auftauchende Aspirata – den *h*-Laut – verulkt, etwa mit dem bekannten ironischen Satz: „Thito t'ha rithint' i thetto, ma un tu te n'ha 'ntende thanto di thetti rithinti – wäre in korrektem Hochitalienisch: „Tito tu hai ritinto il tetto, ma non te ne intendi tanto di tetti ritinti: Tito, du hast das Dach neu gestrichen, aber du verstehst nicht viel von neu gestrichenen Dächern."

Das *h* hinter den verschiedenen *t* ist nur ansatzweise mitzusprechen, was mir, wenn ich es bewusst versuche, gar nicht so leicht fällt.

Allerdings muss es doch schon irgendwie in mein Italienisch eingedrungen sein. Denn Graziella, die schöne Sizilianerin, begrüßte mich vor ein paar Tagen mit einem strahlenden Lachen und dem Lob: „Cominci a parlare come un qualsiasi Toscanaccio: Du fängst an zu reden wie irgend so ein elender Toskaner.“ Und vielleicht waren auch die Abschiedsworte des dottor Bussi bei DUCATI in Bologna hintersinniger gemeint, als mir damals klar war. Denn bei „casa: Haus“ höre ich selbst, dass ich dieses *h* hinter dem *c* in schönster Florentiner Färbung spreche. Damals in Bologna, als ich dem guten Bussi zum Abschied die Hand schüttelte mit den Worten: „Bene, allora io torno a c-*h*-asa: Gut, dann fahre ich jetzt nach Hause“, antwortete er mit feinem Lächeln: „Grüßen Sie mir bitte das liebe Florenz!“

Auch die folgende sprachliche Verulkung des Toskanischen lernte ich von Sandra: Beim Zusammenpacken unserer Habe in irgendeinem Hörsaal frage ich sie jetzt meist: „Saadídandá, in etwas verständlicherer Schreibweise: S’ ha a di d’ anda, vollständiger: si ha (d)a dire di andare: Sollen (wollen) wir gehen?“ Ihre Antwort ist dann für den Außenstehenden genauso kryptisch wie meine Frage: „Tumaadíndó, soll heißen: Tu m’ ha a di ’ndo, vollständiger: Tu mi ha(i) (d)a dire indove: Du musst mir sagen, wohin.“

Und noch ein anderes sprachliches Kleinod verdanke ich Sandra. Es lässt mich als wahren Kenner meiner zweiten Heimat erscheinen. Die lateinischen Akkusative auf *–tatem* der Substantive in *–tas*, *–tatis* führten, als Nominative benutzt, über altitalienisches *-tade* zu heutigem *-tà*. Beispiel: *bonitas*, *bonitatem*, *bontade*, *bontà*. Und so eben alle entsprechenden Worte: pietà, carità, nobiltà, umanità usw., also auch *trinitatem* zu trinità – aber nicht in Florenz. Indem Sandra meine Hand leicht an der zu akzentuierenden Stelle drückte, wies sie mich darauf hin, dass ich an der Kirche Santa Trínita vorbei und über die Brücke Santa Trínita in Richtung meiner Wohnung gehe.

Wer den Florentinern wohl will, unterstellt ihnen bei diesem Wortakzent Gelehrsamkeit – sie haben sich von der Betonung des lateinischen *trínitas* beeinflussen lassen. Diese Auffassung vertritt unser berühmter Florentiner Lehrer Devoto, von dessen Vorlesung Sandra zu Recht beeindruckt ist. Andere – unter ihnen natürlich ein respektloser Deutscher (Rohlfs, ein hervorragender Kenner) – halten diese Akzentuierung für ein Indiz desaströser Unkenntnis. Denn sie erklären sie mit einem Übergang zur ersten Deklination, wie er sonst noch bei síccita, maièsta, tempésta und dem verbreiteten Cívita vorliegt (so auch im klangvollen Städtenamen Cívitavécchia, zu übersetzen schlicht als „Altstadt“).

Selbstverständlich schließe ich mich aus Solidarität mit meinem verehrten hiesigen Lehrer, vor allem aber aus Liebe zu meiner süßen Florentinerin der freundlicheren Hypothese an. Doch sei sie nun richtig oder falsch, auf jeden Fall ist es ein Zeichen genauerer Kenntnis der Stadt, wenn man auch solche örtlichen Eigenarten der Wortbetonung kennt.

8

Bemerkenswert erscheint mir bei unseren Wanderungen immer wieder das Verhalten der Bewohner ausnahmslos aller Stadtteile. Die Florentiner sind in Italien für ihren Hang zu scharfer Beobachtung und treffendem Witz bekannt. Sie sind immer hellwach, es entgeht ihnen nichts, auch keine Schwäche, und sie lieben es, sich gegenseitig ihre kleinen Fehler ohne wirkliche Bosheit um die Ohren zu hauen. Auch meine Freunde im Borgo San Frediano verhalten sich so, auch mir gegenüber, und man muss reaktionsschnell, sprachgewandt und taktvoll sein, wenn man sich an solchen Vergnügungen beteiligen will. Ist man aber hilflos, so wird darauf sofort Rücksicht genommen. Denn einen Scherz empfinden meine Freunde nur dann als gelungen, wenn der Ball auch zurückgespielt wird, wenn Witz möglichst klug mit Witz erwidert wird.

Ich hatte also erwartet, dass ich mir, wenn ich Händchen haltend mit Sandra durch mein Heimatviertel gehe, einigen lustigen Spott anhören müsste. Aber nichts dergleichen geschah. Sandras Benehmen ist so zurückhaltend, ihr ganzes Auftreten von einer so natürlichen, scheuen Vornehmheit, dass sie überall wie eine Märchenprinzessin, ja geradezu wie eine gute Fee behandelt wird – nicht einmal mit einem aufdringlichen Blick will man sie beleidigen, da sie sonst ihr hilfreiches Wirken für immer einstellen könnte. Obwohl wir doch ganz eindeutig als verliebtes Pärchen durch die Stadt wandern, werden wir von den sonst so scharfzüngigen Florentinern überall mit einer so spürbaren Rücksichtnahme und einer so liebevollen Herzlichkeit aufgenommen, dass ich mich nicht genug darüber wundern kann. Nur Sandras Ausstrahlung kann das erklären. Sie hat ja auch mich beim ersten Sehen bis zur Sprachlosigkeit eingeschüchtert. Offenbar wecken ihre dunklen Augen nicht nur in mir musikalische Erinnerungen, sondern bringen auch in anderen Menschen gute Saiten zum Klingen. Zumindest der Beschützerinstinkt erwacht geradezu reflexartig bei Frauen wie Männern, sobald sie ihnen gegenübertritt – alle bemühen sich, ihr Kummer zu ersparen. Dabei läuft sie durchaus nicht traurig, sondern fröhlich und manchmal sogar ausgelassen mit mir durch Florenz. Aber selbst dann habe ich den Eindruck, dass jedermann, der sie fröhlich sieht, sich darüber freut, sie fröhlich zu sehen. Und auch in den Bars, in denen man uns kennt, werden wir begrüßt wie gute, Glück verheißende Geister (übrigens gibt es derartigen Aberglauben, zumal hinsichtlich des ersten Gastes am Morgen, hier durchaus).

Es wird oft behauptet, Paris oder Venedig seien Städte der Liebenden – das wird zwar richtig sein, aber auch Florenz ist in dieser Hinsicht nicht zu verachten. Nicht auszuschließen ist sogar, dass wir alle Freundlichkeiten dem „Kunstsinn“ der Florentiner verdanken. Denn man sagte uns rundheraus, wir seien ein „schönes Paar“. Trotzdem vergessen wir natürlich keinen Augenblick, dass wir uns in einer Metropole befinden und dass, wo viel Licht ist, auch viel Schatten sein kann. Insofern bin ich sogar dankbar für die strenge Aufsicht, mit der Sandra hier in Florenz von den Großeltern und in Certaldo von den Eltern bewacht und beschützt wird. Ich selbst begleite sie möglichst immer bis zu ihrem Bus, der dann am Poggetto nur wenig entfernt von der Wohnung ihrer Großeltern hält, sodass sie mit drei Schritten an der Haustür ankommt. Inzwischen finde ich es sogar erfreulich, dass sie bereits um 20 Uhr daheim sein muss. Die Vorstellung, sie könnte, wie damals meine weiblichen

Geburtstagsgäste, in tiefer Nacht allein durch Florenz gehen, verfolgt mich wie ein Albtraum.

9

Eigentlich übertreffe ich Sandra nur an Lebensjahren, aber kaum an Wissen und mit Sicherheit nicht an Klugheit – im Gegenteil. Mein höheres Alter hat zur Folge, dass ich auf manchen Gebieten mehr Informationen gesammelt habe als sie, allerdings dennoch weniger, als der Altersunterschied von fünf Jahren erwarten ließe. Offenbar vermittelt die italienische Schule ein viel breiteres Grundwissen, als es mein Humanistisches Gymnasium getan hat oder als jedenfalls ich es mir dort angeeignet habe. Sandras Kenntnisse der antiken Literaturgeschichte sind meinen mindestens gleichwertig, ihre lateinischen Sprachkenntnisse halte ich für besser als meine, nur beim Altgriechischen könnte sie vielleicht noch etwas von mir lernen.

Völlig verunsichert bin ich oft, wenn ich mich ihr gegenüber auf irgendeine sogenannte Binsenwahrheit berufe. Nichts ist nämlich im Gespräch mit ihr so leichtsinnig, wie eine Binsenwahrheit für wahr zu halten, nichts entlarvt sie so mühelos wie eine nicht sorgfältig belegte oder gründlich durchdachte Behauptung. Mit traumwandlerischer Sicherheit deckt sie jede falsche Voraussetzung, jedes Vorurteil, jeden Denkfehler auf, blitzartig bringt sie jede hinkende Argumentation zu Fall, korrigiert mich ohne die kleinste Geste des Triumphs, vorsichtig, so, wie man eben einen eingebildeten Gesprächspartner auf jene Fehler hinweist, „die er ja schon selbst gesehen hat“. In solchen Augenblicken fürchte ich – nicht, dass sie bemerkt, wie sehr ich ihr intellektuell unterlegen bin (ich glaube, das weiß sie), sondern dass sie beginnen könnte, sich mit mir, einem so erbärmlichen Dummkopf, zu langweilen.

10

Meine Laune ist schlecht, muss schlecht sein. Ich sitze nämlich an diesem Sonntagnachmittag gelangweilt zu Hause, weil es schon seit gestern Abend sintflutartig regnet. Hinter den herabstürzenden Wassermassen kann ich die Stadt kaum noch erkennen. Nass glänzen vor meinem Fenster die oberen Äste der hohen Alleebäume, wie Perlenschnüre hängen lange Reihen schwerer Tropfen an ihnen – trauriger Schmuck eines trostlosen Sonntags. Bei diesem Mistwetter konnte ich gar nichts anderes tun, als gestern und heute zähneknirschend die verfluchte Fragmentsammlung zu bearbeiten. Meiner Lebensfreude war das äußerst abträglich.

Am Freitag war das Wetter noch einigermaßen gut – nur manchmal gab es einen kurzen Schauer –, und so nutzte ich einige Stunden für Arbeiten an meinem Motorrad. Ich brachte es morgens auf die andere Straßenseite zu einer kleinen Tankstelle. Sie besteht eigentlich nur aus zwei Tanksäulen am Straßenrand, zwischen denen ein winziges Glashäuschen steht. Es ist gerade groß genug, einiges Zubehör wie Öldosen und andere Kleinteile aufzunehmen, außerdem noch Bruno, den Tankwart, allerdings nur, wenn er sich sehr gerade und wohlerzogen auf einen kleinen Hocker setzt. Doch sooft das Wetter so verheerend schlecht ist wie heute, verkriecht er sich lieber in sein kleines Auto, das er gewöhnlich hinter seinem Glaskästchen auf der

ziemlich großen Fläche zwischen den Tanksäulen und der Stadtmauer abstellt. Bruno, ein fleißiger, netter, immer hilfsbereiter junger Mann, gehört zur Gruppe meiner Duz-Freunde aus dem Borgo San Frediano. Gegen 15 Uhr verabschiedete ich mich von ihm und ging noch zu den abendlichen Vorlesungen des Freitags, denn ich bin ja ein begeisterter Besucher dieser Lehrveranstaltungen – begeistert von der dort geduldig auf mich wartenden Sandra.

Gestern, am Sonnabend, unterrichtete ich zunächst dienstlich-distanziert – kein Arm berührte einen Arm, keine Hand eine Hand, kein Finger einen Finger – Mirella in „unserer" Bar an der Piazza San Marco. Danach – gegen 11 Uhr – holte ich Sandra ab, die ohne mich eine Vorlesung besucht hatte. Bereits an jenem Morgen regnete es in Strömen. Deshalb gingen wir von der Piazza San Marco im Windschatten der Häuser gerade einmal bis zum Dom und fingen schon dort an, uns nach einem trockenen Plätzchen umzusehen. Eine der von uns oft aufgesuchten Bars wäre zwar ganz leicht, am Beginn der Via de' Cerretani, zu erreichen gewesen, aber bildungsbeflissen, wie wir es nun einmal sind, suchten wir Zuflucht in Giottos Campanile, dem freistehenden Glockenturm der Kathedrale „Santa Maria del Fiore" – was für ein schöner Name übrigens: „Heilige Maria der Blume"! Die „Blume" ist die weiße Lilie, Symbol der Reinheit. Mit geschichtlich verursachtem Wechsel der Farbe führt Florenz seit 1266 eine rote Lilie auf weißem Grund im Wappen. Doch weil man sich über alles, also auch über die Florentiner Wappenblume streiten kann, wird sie von einigen Fachleuten nicht als Lilie, sondern als „Florentiner Iris" identifiziert.

Wie auch immer – unser Einfall, bei Sturm und Regen den 85 m hohen Glockenturm zu ersteigen, war eigentlich schon im Ansatz der reine Unsinn. Denn wenn überhaupt irgendwo in Florenz, dann mussten wir auf der oberen Turmplattform Wind und Wetter ausgesetzt sein. Ungemütlicher konnte es nur noch auf dem mehr als 90 m hohen Umgang um die Laterne der Domkuppel zugehen. Zweifellos hatten wir uns wieder einmal zu lange in die Augen gesehen und dabei reichlich wenig nachgedacht, hatten jedenfalls die Unbilden die Witterung völlig aus dem Blick verloren. Unbekümmert löste ich die erforderlichen Eintrittskarten, und wir begannen frohgemut den Aufstieg. An den beiden ersten großen Fenstern, durch die der Wind heulte, wagten wir uns noch vorbei, doch an den beiden höheren schon nicht mehr. Um die nächste Treppentür zu erreichen, hätten wir dort, während uns der Sturm die Wassertropfen waagerecht um die unterkühlten Ohren peitschte, einen nassen schmalen Gang unmittelbar neben den riesigen Fensteröffnungen entlangtänzeln müssen.

Deshalb blieb ich stehen und sah mich nach Sandra um. Sie hatte zwar meine Hand nicht losgelassen, wollte mich also nicht allein ins Verderben schicken, zeigte aber auch keine große Neigung, mir auf dem beängstigenden Weg zu folgen, sondern versuchte mich sanft zurückzuziehen. Im gleichen Augenblick begann unmittelbar über uns die große Domglocke mit tiefem Dröhnen und mit bis zu uns spürbaren Schwingungen den Sonntag einzuläuten. Erschrocken zogen wir die Köpfe ein, schaudernd flüchtete Sandra in meine schwachen Arme und eng aneinander geklammert, in der Liebe Trost und Halt suchend, traten wir den Rückzug an.

Die bis zu Sandras Abfahrt nach Certaldo verbleibende Zeit haben wir dann doch noch an unserem üblichen Tischchen in unserer üblichen Bar am Anfang der Via de' Cerretani verbracht. Es folgte wenig später der entnervende Abschied zum

Wochenende. Er wird durch Wiederholung nicht erträglicher, sondern im Gegenteil immer deprimierender.

Und nun sitze ich hier in meiner elenden Studentenbude, starre aus dem Fenster in das tobende Unwetter und kämpfe mit der Verzweiflung – es ist jetzt 13 Uhr, und ich sehe nicht die Spur einer Wetterbesserung. Dieser endlose Wolkenbruch nimmt mir jede Hoffnung, zufällig nach Certaldo fahren, meiner Angebeteten zufällig unter die Augen treten, ihr zufällig ins Haus folgen zu können. Warum darf ich sie nicht bei schlechtem Wetter mit dem Zug besuchen?

Im Augenblick verlieren wir von sieben Tagen jeweils zwei halbe und einen ganzen (die Nachmittage des Mittwochs und des Sonnabends und den Sonntag). Also geht uns auf diese Weise fast ein Drittel der gesamten Zeit verloren, die wir hier in Italien noch zusammen sein könnten.

11

Am Anfang der vergangenen Woche ging es mir gesundheitlich nicht gut. Zwar erholte ich mich bald wieder, war aber doch einige Tage lang ziemlich mitgenommen. Frau Ferrari, die sonst meine Launen nicht sonderlich ernstnimmt, vermutete Liebeskummer als Ursache meiner Leichenbittermiene. Obwohl ich zur Begründung meines traurigen Umherschleichens eigens für sie eine neue Krankheit – die postgrippale Depression – erfand, beharrte sie auf ihrer Diagnose und versuchte geduldig, mich mit vielen spaßigen italienischen Sprichwörtern zum Thema Liebeskummer aufzuheitern.

Am Montag, dem 1. April, wurde Sandra neunzehn Jahre alt. Sie wird also noch weitere zwei Jahre lang nicht selbst entscheiden können, wie es in ihrem Leben weitergehen soll, denn auch in Italien wird man erst mit Vollendung des 21. Lebensjahres volljährig.

Ich hatte nicht damit gerechnet, sie an ihrem Geburtstag in Florenz anzutreffen, sondern vermutete sie an diesem Festtag daheim bei ihrer Familie. Doch als ich kurz vor Beginn der Catull-Vorlesung, gegen 16 Uhr, den Hörsaal betrat, saß sie schon brav in einer der unbequemen Holzbänke. Ich gratulierte ihr mit leeren Händen. Denn ich hatte ihr eigentlich abends, ohne Absenderangabe, einen Strauß roter Rosen nach Certaldo schicken wollen. Diesen Einfall fand sie so aberwitzig, dass sie sich noch im Nachhinein freute, nicht in ihrem Heimatstädtchen geblieben, sondern nach Florenz gekommen zu sein.

Da sie also meine Rosen nicht nur nicht annehmen wollte, sondern sogar wie eine Gefahr fürchtete, bat ich sie, sich auf unserem üblichen Spaziergang selbst ein willkommeneres Geschenk auszusuchen. Zwar hatte sie zunächst auch gegen diesen Vorschlag tausend Einwände, aber die früheren schlimmen Zeiten, in denen sie jedes Stückchen Schokolade wie eine Beleidigung zurückwies, sind gottlob vorbei. Außerdem konnte ich ihr ja nun damit drohen, doch noch den schrecklichen Rosenstrauß mit heißen Liebesgrüßen entweder in die Wohnung ihrer Großeltern oder besser noch in ihr Elternhaus nach Certaldo zu schicken.

So zum Nachgeben gezwungen nahm sie zwei Bücher an, nämlich den *Umgang mit einer verrückten Katze* und (in italienischer Übersetzung) *Manon Lescaut* von Abbé Prévost. Da sie auf einer Widmung bestand und ich ihr eine Liebeserklä-

rung in beide Bücher schrieb, wird sie sie gut verstecken und heimlich unter der Bettdecke lesen müssen.

Leider hatte ich mich immer noch nicht völlig von meiner Grippe erholt und ermüdete bei unserer Wanderung durch die Innenstadt schon nach wenigen Schritten. Daher zogen wir uns bald in eine Bar am Arno zurück, sahen uns unsere Neuerwerbungen an und konnten so ein Weilchen in Ruhe miteinander reden. Allerdings saß ich offenbar ziemlich blass an meinem Tischchen. Deshalb begann die arme Sandra sich ausgerechnet an ihrem Geburtstag Sorgen zu machen. Kein gutes Omen für ihr beginnendes neues Lebensjahr!

12

Von ihren Eltern wurde sie übrigens zum Geburtstag nur mit einem Kästchen Pralinen beschenkt. Als ich sie erstaunt fragte, warum sie – ein so braves und hübsches Kind – denn so sparsam gefeiert werde, erklärte sie mir, der Geburtstag von Verwandten oder Freunden werde in Italien oft nur beiläufig zur Kenntnis genommen. Es stehe jedermann frei, ihn so festlich zu begehen, wie ich das getan hätte (ein kleiner Seitenhieb?), man könne ihn aber auch wie jeden anderen Tag verbringen, es werde weder von einem selbst noch von irgendjemandem sonst ein außergewöhnlicher Aufwand oder irgendeine Form von großartigem Getue erwartet (na, wohl doch ein kräftiger Seitenhieb!), man sei zu nichts verpflichtet. Und vielleicht ist es ja wirklich nobler – oder beruhte dieser Eindruck auf Sandras Ausstrahlung? –, sich selbst nicht allzu ernst zu nehmen, sich also mit Festivitäten zurückzuhalten.

Könnte so viel altrömische Strenge eine späte Nachwirkung des antiken *Genius*-Kults sein? Der *genius* (Wurzel *gen-* erzeuge, so auch im Altgriechischen und Altindischen) wurde nach Vorstellung des römischen Altertums jedem einzelnen Menschen mit dem Eintritt ins Leben zugeordnet und begleitete ihn dann durch das ganze Dasein und als *Lar* sogar über den Tod hinaus. Am Geburtstag brachte man diesem Schutzgeist ein Dankopfer dar, man feierte, jedenfalls ursprünglich, ihn und nicht – wie bei uns heutzutage zumindest dem äußeren Eindruck nach – das Geburtstagskind. Da sich aber beim Opfer für einen Hausgott, eben den *Genius*, der Aufwand leichter begrenzen ließ als bei Geschenken an eine Person, könnte eine gewisse Geburtstags-Bescheidenheit verstecktes Fortleben heidnisch-römischer, allerdings auch christlicher Tradition sein.

Denn in gewisser Weise übernahm die christliche Kirche die heidnische Auffassung. Zwar feierte sie statt des Tags der „Geburt“ (und damit des *Genius*) den „Namenstag“, aber diese Änderung war ja nur eine Akzentverlagerung – statt des *Genius*, des heidnischen Schutzgeistes, wurde nun der christliche Schutzheilige, der Namenspatron, geehrt. Also stand auch nach christlicher Auffassung nicht das Geburtstagskind, sondern eine höhere Macht im Zentrum der Feierlichkeiten.

Daher müsste es zwei Bevölkerungsgruppen geben, die sich noch heute bei Geburtstagsfeiern in Zurückhaltung üben, einerseits die ‚unbewusst’ uralten Traditionen anhängenden „heidnischen“ Erzkonservativen. Sie danken ihrem *Genius* in äußerst schlichter Form, sozusagen mit dem einfachen römischen Opferkuchen. Andererseits kämen für solche Anspruchslosigkeit auch erzkonservative christliche Gesellschaftskreise in Frage. Das Vergnügliche an beiden Annahmen ist, dass jede von ihnen eine

späte – entweder heidnische oder christliche – Nachwirkung antiken Brauchtums voraussetzt.

Fazit: Nur wer wie ich, bekleidet mit einem wuscheligen Bärenfell und erst spät christianisiert, aus den Urwäldern des Nordens nach Italien hinunter gewandert ist und dabei kaum nachgedacht hat, kann seinen Geburtstag so herrlich barbarisch feiern, wie ich das getan habe.

13

Am Dienstag besuchte ich, wie immer allein, Riccardis Rutilius-Seminar. Sandra wartete in dieser Zeit in der Bibliothek auf mich. Während unseres folgenden Stadtrundgangs kamen wir durch einen dummen Zufall an einer Personenwaage vorbei. Sanft schob ich Sandra auf die Plattform, warf eine Münze ein, der Apparat brummte eine Weile mürrisch vor sich hin und spuckte dann eine Karte aus, die ich sofort wegschnappte. Gewicht: 57 kg.

Ich ließ das schöne Mädchen eine Weile schmoren, dann verriet ich, welchen Wert die Maschine ausgedruckt hatte und kommentierte ihn mit meinem geballten, durch die Arbeit an der Kunstakademie geschulten Sachverstand: „Jetzt verstehe ich endlich, warum du eine so herrliche Figur hast – du besitzt das Idealgewicht einer Frau deiner Größe.“ Doch Sandra war keineswegs zufrieden, sondern erklärte mir, noch nie so viel gewogen zu haben. Entweder habe sie um 3 kg zugenommen oder die Waage habe gelogen. Auf jeden Fall müsse sie in Zukunft noch mehr mit mir spazieren gehen, um dies Übergewicht wieder loszuwerden.

Am nächsten Tag, dem Mittwoch, fuhr sie wie üblich nach Haus. Wie sie mir später berichtete, habe sie sich beim Abendessen glücklich vor ihre Spaghetti gesetzt und sie – wie ich mir gut vorstellen kann, mit glänzenden Augen – aufzuwickeln begonnen. Ihre Mutter habe sie eine Weile sinnend angesehen und dann gesagt: „Übrigens, mein liebes Kind, du hast zugenommen.“

Auch am Donnerstag wanderten wir nach der Abendvorlesung eine Stunde lang in Florenz herum. Ich schlug vor, ein Eis zu essen, aber Sandra protestierte: „Eis macht dick.“ Ich bot ihr einen Apfelsinensaft an – sie weigerte sich, ihn zu trinken, denn er enthalte zu viel Zucker. Um abzunehmen wollte sie nur noch endlos weite Strecken gehen. Doch was hilft es mir, wenn sie tatsächlich noch schöner wird, ich aber auf diesen Wanderungen an Entkräftung sterbe?

14

Nach der freitäglichen Lehrveranstaltung begleitete ich Sandra wie immer zum Bus, doch als sie einstieg und sich winkend noch einmal zu mir umdrehte, wurde mir blitzartig klar, dass ich noch alle ihre Unterlagen in meiner Aktentasche mit mir herumtrug.

Seit ich sie zum ersten Mal in Giacomettis Seminar über den langen Tisch hinweg angehimmelt hatte, hatte ich ja davon geträumt, ihr irgendwann einmal die Bücher tragen zu dürfen. Nun war mir dieser Traum in Erfüllung gegangen, und so sammele ich denn glücklich am Ende jeder Unterrichtsstunde unsere gesamte ge-

meinsame Habe ein, ihre wie meine, und schleppe sie, solange wir zusammen sind, in meiner Aktentasche mit mir herum. Beim Abschied sortieren wir sie dann wieder auseinander.

Das hatten wir aber diesmal, in vielerlei Weise abgelenkt, vergessen. Da uns keine Zeit mehr blieb, das Versäumte nachzuholen, sprang ich Sandra in den Bus hinterher und stieg, unter Missachtung ihres Verbots, erst am Poggetto zusammen mit ihr wieder aus. Während der Fahrt hatten wir genügend Zeit, unser Material zu trennen. Meine Tasche war nun wieder fast leer, ihre prall gefüllt, und so wollte ich sie ihr am Schulterriemen noch von der Haltestelle ein kleines Stück in Richtung ihrer Wohnung tragen. Doch wir waren Händchen haltend kaum zehn Schritte gegangen, als Sandra meine Hand nicht nur losließ, sondern sie mir mit einem leisen „Achtung, mein Großvater!“ schwungvoll zuwarf.

Da kam also der liebe Großpapa auf uns zu – als bühnenreife Gruselgestalt, sehr gerade gehend, vollkommen schwarz gekleidet, mit einem schwarzen bis oben geschlossenen Mantel, einem breitkrempigen schwarzen Hut, schwarzer Hose, schwarzen Schuhen, schwarzen Handschuhen. Es fehlte nur noch eine schwarze Maske, und er hätte überzeugend die Rolle jenes geheimnisvollen Auftraggebers übernehmen können, der den armen Mozart, nachts an die Tür klopfend, mit der Bitte um ein Requiem in Angst und Schrecken versetzte. Doch wir sind inzwischen abgebrühter. Wir gaben in der Mitte Raum und huschten links und rechts wieselschnell am Großväterchen vorbei, ohne es anzusehen, geschweige denn anzusprechen. Die hohe, schlanke, finstere Gestalt schritt, ohne die Enkelin auch nur wahrzunehmen, wie schlafwandelnd mit starrem, in eine weite Ferne gerichtetem Blick mitten zwischen uns hindurch.

Dass der „Nonno“ aus Güte nur so tat, als habe er seine Schutzbefohlene nicht auf Abwegen erwischt, halte ich für ausgeschlossen. Auch die sonst so überängstliche Sandra ist sicher, dass er sie nicht bemerkte. Wahrscheinlich rechnete er keinen Augenblick damit, plötzlich seine Enkelin Hand in Hand mit irgendeinem männlichen Wesen vor sich zu sehen, dachte, als ihm ein Liebespärchen begegnete, nicht entfernt daran, dass da als dessen eine Hälfte Sandra auf ihn zukommen könnte, und sah folglich als feiner Herr nicht aufdringlich hin. Soweit mein Versuch, den erstaunlichen Vorfall psychologisch zu erklären.

Das Phänomen als solches ist allerdings schon viel früher beobachtet worden. Bereits die antike Literatur bietet eine Fülle von Episoden, in denen nach Aussage des jeweiligen Dichters die Götter entweder bestimmte Personen mit Blindheit schlugen oder – und im Grunde ist das dasselbe aus der umgekehrten Perspektive – andere sogar in einer großen Menschenmenge unsichtbar sein ließen. In unserem Fall nahm Aphrodite-Venus also entweder dem Großvater das Sehvermögen oder sie beschenkte uns mit Unsichtbarkeit. Tatsache bleibt, dass wir uns unbemerkt links und rechts am alten Herrn Veronesi so nah vorbeidrücken konnten, dass uns leicht die Ärmel seines Mantels streiften.

15

Nicht nur aufgrund dieses Erlebnisses schreibt Sandra mir inzwischen magische Kräfte zu. Denn als sie bald darauf, wie jeden Sonnabend, zu ihren Eltern nach

Certaldo zurückkehren musste, beklagte ich mich zwar bitter über diese regelmäßige Trennung, vor allem über Sandras frühe Abfahrt, begleitete sie aber dennoch, brav wie immer, zum Bahnhof.

Der übliche Zug fährt um 12.50 Uhr. Wir trugen beide unsere Armbanduhren. Außer auf ihnen lasen wir die Zeit auch auf manchen Uhren in der Stadt ab. Als wir den Bahnhof erreichten, gingen wir gemächlich, mit häufigem Blick auf die zahllosen elektrischen Bahnhofsuhren, zu Gleis 4, sahen uns oft bekümmert in die Augen und warteten gottergeben auf das Eintreffen des vertrauten, qualmenden und nach Dieseltreibstoff stinkenden Triebwagens. Die Zeit verging. Es wurde 10 Minuten vor, kein Zug in Sicht. Die volle Stunde wurde erreicht, kein Schienenfahrzeug ließ sich auf unserem Gleis blicken. Es wurde später und später, die Eisenbahner sahen uns so seltsam an, weitere Zeit verstrich, nichts geschah. Um 25 Minuten nach kamen mir die ersten Zweifel. Wir erkundigten uns, ob der Zug vielleicht von einem anderen Gleis abgefahren sei, aber man versicherte uns, dass die Abfahrten nach Siena ausnahmslos von Gleis 4 erfolgen. Also gaben wir das vergebliche Warten auf und gingen zu den Fahrplantafeln, um den nächsten Zug nach Certaldo zu suchen. Denn der von 12.50 Uhr kam ja offensichtlich nicht mehr.

In diesem Augenblick sah Sandra zum ersten Mal wieder auf ihre eigene Uhr und nicht auf eine der vielen Bahnhofsuhren, die wir mindestens 45 Minuten lang nahezu ununterbrochen angestarrt hatten! Ergebnis dieses einen Blicks: Alle Uhren, ihre, meine und sämtliche Bahnhofsuhren, zeigten zu unserem grenzenlosen Erstaunen nicht 13.30 Uhr, sondern 14.30 Uhr – es war genau eine Stunde später, als wir die ganze Zeit hindurch angenommen hatten. Statt um 12.50 Uhr müssen wir, ohne es zu bemerken, um 13.50 Uhr auf den Zug gewartet haben. Unseren Fehler hatten wir erst nach weiteren 40 Minuten, nämlich jetzt um 14.30 Uhr, bemerkt, er muss aber schon viel früher eingetreten sein, denn wir hatten ja schon auf dem Weg durch die Stadt stets 13.50 Uhr für 12.50 Uhr gehalten – jedenfalls vermuten wir das.

Immerhin waren sich jetzt plötzlich, als Sandra auf ihre eigene Uhr blickte, alle Uhren einig, alle behaupteten, es sei 14.30 Uhr. Dennoch lässt sich nicht ausschließen, dass die elektrischen Uhren zunächst um eine Stunde nachgegangen und dann irgendwann wieder auf die richtige Zeit vorgestellt worden waren. Da wir unsere eigenen Uhren, die solche launischen Sprünge nicht mitmachen, nur selten befragt hatten, könnte unsere scheinbar totale geistige Umnachtung auf diese Weise eine „natürliche“ Erklärung finden.

Allerdings liegt die „übernatürliche“ Erklärung näher und besitzt auch den Charme aller guten Hypothesen, nämlich den Vorzug, einfach zu sein. Denn sie lässt sich auf die simple Formel bringen: „Dem Glücklichen schlägt keine Stunde.“ Doch darüber länger nachzudenken, fehlte uns die Muße, da Sandra längst in Certaldo hätte sein müssen. Also riefen wir – das heißt sie – sofort überall an. In höchster Eile erfand ich die schönsten Ausreden, sie hauchte sie ins Telefon.

16

Morgen beginnen die universitären Osterferien und dauern bis zum 20. April. Leider bin ich stark erkältet. Meine Liebste ist unerreichbar fern in Certaldo, über Florenz tobt wieder einmal ein Gewitter, ich muss an der Fragmentsammlung arbei-

ten, habe nichts zu essen, zu trinken, zu lesen, bin allein mit meinem auf dem Tisch klapprig vor sich hin tickenden Wecker, bekomme an der rechten Schläfe die ersten grauen Haare.

Sven versucht mich zu trösten, kommt jeden Tag, um mich zu überreden, mit ihm über Ostern nach Sizilien zu reisen. Aber für ein so teures Unternehmen bin ich zu knapp bei Kasse. Denn für den Sommer möchte ich mir zumindest noch eine neue leichte Hose kaufen. Aber vielleicht bleibt mir ja genug Geld, um mit Sven zwei Tage lang durch die Toskana zu wandern.

Vor ein oder zwei Wochen ist der arme Kerl stolzer Vater eines zweiten Sohns geworden, und ich an seiner Stelle bliebe nicht eine einzige Stunde länger in Florenz, sondern hätte schon, notfalls zu Fuß, den Rückweg zu Frau und Kindern angetreten. Er dagegen harrt opferbereit in der Fremde aus, sucht allerdings wenigstens über die Feiertage ein wenig Gesellschaft, kommt deshalb mindestens einmal am Tag angelaufen, stört mich bei der Arbeit, ist deswegen auch immer etwas schuldbewusst, bemüht sich aber weiterhin unbeirrbar, mich für seine Reisepläne zu gewinnen.

Für seinen Wander-Vorschlag könnte das unsichere Wetter sprechen. Auch dürfte es kein besonders großes Vergnügen sein, mit der DUCATI gerade in der Osterzeit auf den überfüllten italienischen Straßen herumzukurven.

17

Am Montagmorgen rief mich Mirella an mit der Bitte, sie gegen alle unsere Vereinbarungen doch noch einmal in der Wohnung ihrer Eltern zu unterrichten: „Ich leide an einer leichten Grippe. Damit sich mein Gesundheitszustand nicht weiter verschlechtert, möchte ich das Haus nicht verlassen. Allerdings benötige ich für eine wissenschaftliche Arbeit dringend deine Unterstützung, da ich einen deutschen Fachaufsatz nicht genau genug verstehe. Deshalb bitte ich dich herzlich, mich in dieser schwierigen Lage nicht im Stich zu lassen, sondern noch einmal zu mir in die Wohnung zu kommen."

Da ich auch selbst schon oft genug in verzweifelter Situation Hilfe gebraucht hatte, sah ich keinen Grund, der armen Schönen unnötige Schwierigkeiten zu machen, sondern fuhr mit dem Bus zur angegebenen Vormittagsstunde in ihr vornehmes Wohnviertel, klingelte unten an der Haustür, stieg, nachdem mir mit einem Summton geöffnet worden war, die Treppe hinauf in den ersten Stock und wartete dort ein Weilchen vor der mit glänzenden Messingbeschlägen verzierten Tür des mir bereits bekannten Luxus-Appartements.

Der Schlüssel wurde mehrfach im Schloss umgedreht, die edle Mahagonitür öffnete sich, und vor mir stand eine vielleicht angegrippte, sicherlich aber nur dürftig bekleidete Mirella. Sie trug einen zweiteiligen, aus irgendeinem flauschigen, elastischen Wollstoff gefertigten weißen Schlafanzug, der eher wie ein knapper Badeanzug aussah – kleines, überall hauteng anliegendes Oberteil, knappes, ebenso hautenges Höschen. Unverhüllt waren der hübsche Bauchnabel und wirklich bewundernswert schöne lange Beine. Deren Vollkommenheit noch durch irgendwelche Sandalen mit halbhohen Absätzen zu betonen hatte Mirella zu Recht für nicht erforderlich gehalten. Vielmehr stand sie barfuß vor mir – bei einem ‚grippalen Infekt' ein eher unvernünftiges Verhalten.

Völlig unbestreitbar war, dass sich keines unserer Modelle an der Kunstakademie in Perugia mit den Reizen dieser lieben Fachkollegin auch nur entfernt messen konnte. Da sage noch jemand, die Altertumswissenschaft habe nichts zu bieten – hier hatte sie es, oder richtiger: hätte sie es gehabt!

Einen Augenblick lang war ich stark verunsichert, erwog zunächst die sofortige Flucht, doch dann schien mir das ein Zeichen erbärmlicher Feigheit. Also trat ich tapfer durch die Tür und folgte sinnend der vorausgehenden ‚Kranken'. Sie führte mich in ihr Zimmer. Das Bett, das sie offenbar eben erst verlassen hatte, war noch aufgeschlagen. Ich erlaubte mir die erstaunte Frage, warum sie denn trotz ihrer Grippe selbst an die Tür gekommen sei. Die niederschmetternde Antwort lautete: „Weil ich allein zu Hause bin. Denn meine Eltern sind über Ostern nach Griechenland gereist. Ich konnte sie nicht begleiten, weil ich mich erstens nicht wohlfühle und zweitens dringend das Manuskript abschließen muss, das du da auf dem Tisch liegen siehst. Und um endlich einmal in völliger Ruhe arbeiten zu können, habe ich auch das Personal in den Urlaub geschickt."

Aha! Nun war mir alles klar. Da hatte Phaidra also doch noch beschlossen, die langen Osterferien, die weite Reise ihrer Eltern, Sandras willkommene Abwesenheit für einen Anschlag auf meine arg bedrohte Unschuld zu nutzen. Doch ich war fest entschlossen, an meiner Hippolytos-Rolle festzuhalten, obwohl ich keinesfalls Beifallsstürme, sondern Pfiffe, Buhrufe und Hohngelächter des Publikums zu hören glaubte.

Es ist ja in der Tat so, dass das Urteil darüber, ob ein Konflikt „tragisch" ist, zeitbedingt schwankt. Oft setzt das Trauerspiel ein so bestimmtes gesellschaftliches – und damit zeitlich und räumlich wechselndes – Wertesystem voraus, dass der Zuschauer einer anderen Zeit oder Region die Tragik nicht nachvollziehen kann. Er hat den Eindruck, dass sich die Bühnenfiguren mit lächerlichen Scheinproblemen herumschlagen. So rief denn auch mein Auftritt als Hippolytos in unserer unmoralischen Gesellschaft nur Hohn und Spott hervor. Ich hörte, wie die „Gründlinge im Parkett" – so eine Formulierung Professor Vierhoffs – mir zuriefen: „Dieses bildschöne Mädchen da ist nicht deine Stiefmutter, sie ist nicht Phaidra, und du bist nicht Hippolytos, du elender Versager", und dann brach im ganzen Saal schallendes Gelächter aus. Auch Valentinas Gekicher klang mir wieder in den Ohren. Schon sie hatte mich ja als tragischen Helden nicht ernstgenommen.

Was also tun? Mit meiner unübertrefflichen Selbstbeherrschung fragte ich die fiebernde Mirella, ob sie lieber allein im Bett liegen oder mit mir am Tisch sitzen wolle. Sie wählte den Tisch – ein erster Teilerfolg. Fürsorglich ergriff ich die nächstbeste Decke, wickelte sie darin ein, sodass sie nun einer Teppichrolle glich, bat sie, auf dem Stuhl an der Längsseite des Tisches Platz zu nehmen, und flüchtete selbst an die entfernte Schmalseite. Damit war die Hippolytos-Phaidra-Thematik fürs erste vom Bühnenprogramm abgesetzt.

Während ich den Aufsatz zu lesen begann, wanderte ich in Gedanken literaturgeschichtlich weiter zurück, weg vom Tragiker Euripides, hin zum oft sehr leichtfertigen Homer. Mit ihm sind ja schon die frühen griechischen Philosophen wegen seiner oft bedenklichen Darstellung menschlicher und göttlicher Schwächen hart ins Gericht gegangen. Natürlich landete ich wieder bei Odysseus und den vielen Frauen, die ihn so erbarmungslos jagten. Er war immer den Weg des geringsten Widerstands

gegangen – wohl auch deshalb hieß er der „Listenreiche“. Im Palast der Kirke vor die Wahl gestellt, entweder von jener Zauberin in ein Schwein verwandelt zu werden oder sich selbst in ein Schwein zu verwandeln, hatte er sich für die zweite Möglichkeit entschieden und sich, jedenfalls seiner treuen Ehefrau Penelope gegenüber, wie ein Schwein benommen. Homer fand das offenbar ganz gewitzt, hatte jedenfalls nichts dagegen einzuwenden.

Und da saß nun Mirella, diese wiedererstandene Kirke, schön, zornig, enttäuscht, ein prachtvolles Mädchen, und stellte mich vor eine ähnliche Wahl. Doch wie Odysseus durch Hermes, so war ich durch ihren früheren Wutausbruch vorgewarnt, war sicher, dass ich, wenn ich mich wirklich von ihr bezirzen ließe, nicht so billig davonkäme wie damals der Homerische Odysseus beim Abschied von der antiken Kirke. Und während ich geistesabwesend den deutschen Aufsatz mit Mirella besprach, ihr den Inhalt paraphrasierte, ihr alle Fragen zu beantworten suchte – sie hatte sogar Vorarbeit geleistet! –, lief in meinem Hinterkopf ganz nebenbei eine sprachgeschichtliche Untersuchung ab – so sind sie, die Klassischen Philologen. Wenn sie – vielleicht sogar auf der Bettkante – neben einem verliebten halbnackten Mädchen sitzen, denken sie über Sprache nach.

Unser Wort „bezirzen“ oder „becircen“ geht letztlich auf das altgriechische „Kirke“ zurück. Zur Verdeutlichung der Sprachentwicklung wähle ich nicht zufällig das bekannte Beispiel der Mönchs-„Zelle“. Das lateinische *cella* wurde zunächst *kella* gesprochen und so als „Keller“ in unsere Sprache übernommen. Später wechselte die Aussprache zu *zella* und das gleiche Wort wurde noch einmal ins Deutsche aufgenommen, diesmal als „Zelle“. Was folgt daraus? Dass das ins Latein übernommene griechische „Kirke“ zwar lateinisch zunächst ebenfalls *Kirke*, später aber *Zirze* ausgesprochen wurde und dass demnach unser „bezirzen“ nicht auf die frühe, sondern auf die spätere lateinische Aussprache zurückgeht.

Ob Mirella all dieser Quatsch interessierte, an den ich dachte, statt mit ihr im Bett zu liegen? Sie sah unglücklich aus. Angegrippt war sie wirklich, das sah ich jetzt. Also bemühte ich mich, so lieb und hilfsbereit zu sein, wie ich es mir, ohne Missverständnisse hervorzurufen, erlauben zu können meinte, war geduldig, erklärte sorgfältig und sagte ganz beiläufig, dass ich wahrscheinlich über Ostern nicht in Florenz sein würde, da ich Sven versprochen hätte, ihn nach Sizilien zu begleiten.

Mirellas wachsbleiches Gesicht verriet keinerlei Regung. So trat ich denn behutsam, mit mancherlei Kratzfüßen, mit einer widersinnigen Mischung aus Freundlichkeit und kühler Distanz, also mit der in Italien so berüchtigten „deutschen Korrektheit“, den geordneten Rückzug in Richtung der Mahagoni-Tür an. Einen leidenschaftlichen „Latin lover“ werden auch die verwegensten Verführungsversuche nicht mehr aus mir machen. Im Gegenteil, sie ängstigen mich – wohl darum die Zurufe „Versager!“.

18

Heute habe ich zum ersten Mal seit zwei oder sogar drei Wochen einen kurzen Ausflug mit der frisch gewaschenen und auf Hochglanz polierten DUCATI gemacht. Da ich bis halb zwei Uhr morgens den Index bearbeitet und anschließend bis drei Uhr eine Zeitung gelesen hatte, wurde ich erst gegen 10 Uhr wach, quälte mich bis

13 Uhr erneut mit der Fragmentsammlung herum und entschloss mich dann trotz der unsicheren Wetterlage doch noch zu einer kleinen Rundfahrt.

Den Himmel bedeckte eine wenig Gutes versprechende Schicht von Altostratoswolken. Durch diesen milchigen Schleier fielen die Sonnenstrahlen nur spärlich und kraftlos. Dennoch war es sehr warm, ja geradezu schwül. Wie immer fuhr ich in südliche Richtung, diesmal auf einer Nebenstrecke durch bergiges Gelände, doch ungefähr 20 km vor Siena, in der Nähe von Greve in Chianti, endete die Asphaltdecke der Straße, und ich hätte auf grobem Schotter in einer riesigen weißen Staubwolke weiterschleichen müssen. Also kehrte ich um und kam so nach einigen Kilometern zu einer kleinen gelben Touristen-Informationstafel, die ich auf der Hinfahrt nur von der Rückseite gesehen und deshalb nicht beachtet hatte. Nun las ich überrascht, dass es rechts vor mir auf einem Hügel ein sehenswertes romanisches Kirchlein zu bewundern gab.

Da die Zufahrt nicht über alle Maßen schlecht zu sein schien, folgte ich dem Schild und bog im spitzen Winkel auf einen Feldweg ein, der mich in sanfter Steigung nach einigen hundert Metern zu einer kleinen dreischiffigen Basilika, einer Pieve, also einer ländlichen Pfarrkirche, führte. Ihre Fassade war offenbar zur Zeit der Renaissance umgestaltet und um einen hübschen Portikus erweitert worden, der sich von Seitenschiff zu Seitenschiff über die gesamte Breite der Kirchenfront erstreckte. Sein schlichtes, nach vorn abfallendes Dach wurde hinten vom Mauerwerk der Kirchenfassade, vorn von fünf halbrunden Bögen getragen, die ihrerseits auf sechs zierlichen Säulen ruhten – eine schöne, leichte, harmonische, ja elegante Konstruktion.

Vor dem Wetter geschützt wurden so zwei Eingänge, nämlich in der Mitte das Kirchenportal, rechts eine kleinere Tür, die in einen Klosterhof führte, außerdem ein links unter den Arkaden geparkter dunkelblauer FIAT 600. Da auch mir dieses schattige Plätzchen gefiel, stellte ich die DUCATI neben das Auto, legte Helm und Handschuhe auf die Sitzbank, wandte der Kirche zunächst den Rücken zu und blickte lange auf die zart grünende, sanft gewellte, tiefruhig unter mir in der Nachmittagssonne träumende Landschaft. Der Wolkenschleier schien sich aufzulösen. Hoffentlich trat eine endgültige Wetterbesserung ein.

Zu meiner Überraschung war das Kirchlein um diese Zeit – gegen 15 Uhr – geöffnet. Während ich eintrat, begannen die Glocken zu läuten. Der kühle Innenraum belohnte mich, wie erhofft, mit der schlichten architektonischen Klarheit früher romanischer Bauten, farblich leuchteten auch hier, wie in meiner geliebten Pieve di Cellole, die Wände in einem warmen gelblichen Sandsteinton. Leider waren die Altarbilder verhüllt, sodass ich mir kein Urteil über sie bilden konnte. In einer der vorderen Bänke kniete eine einzige einsame Frau und versuchte zu beten, konnte aber ihre Neugier nicht verbergen.

Um nicht weiter zu stören, wollte ich leise den Rückzug ins Freie antreten. Doch in diesem Augenblick kam hinter dem Hauptaltar der Pfarrer hervor und eilte mit großen Schritten durch den Mittelgang auf mich zu. Wohl aufgrund einer starken Rückgratverkrümmung ging er tief vorgebeugt, trug aber im Gegensatz zu dieser demütigen Oberkörperhaltung den Kopf stolz erhoben, blickte mich mit strahlend blau blitzenden Augen an. Seine fast zur Tonsur gekürzten dunkelblonden Haare begannen an den Schläfen und über der Stirn bereits zu ergrauen.

Mit einem kurzen „Don Clemente“ stellte er sich mir vor, um mich gleich darauf zu fragen: „Gefällt Ihnen die Kirche?“ Ich dankte ihm zunächst herzlich für die freundliche Begrüßung, nannte artig meinen Namen, setzte erklärend hinzu, ich sei ein zurzeit an der Universität Florenz eingeschriebener deutscher Student, und lobte dann seine Kirche aus voller Überzeugung, denn sie ist wirklich in ihrer strengen romanischen Einfachheit ein architektonisches Prachtstück. Er bedauerte, dass ich die bildlichen Darstellungen nicht sehen könne, da sie bis zum Ostersonntag verhüllt bleiben müssten. Aber er wäre nicht Italiener gewesen, wenn er nicht auch einen Ausweg aus allem Dogmatismus gewusst hätte – eifrig ging er mir von Gemälde zu Gemälde voran, hob die violetten Tücher an ihren unteren Zipfeln mit beiden Händen ein wenig an und ließ mich so auf die dahinter versteckten Kunstwerke blicken. Zuletzt zeigte er mir noch den kleinen, rechts neben der Basilika gelegenen Klosterhof.

Allmählich hätte er allerdings in Eile sein müssen, denn die Glocken hatten schon vor geraumer Zeit geläutet. In der Tat nahmen wir wenig später den Weg aus dem hübschen Klosterhof zurück in Richtung Kirchenportal und kamen so auch zu der im Säulengang geparkten, rot, silbern und schwarz glänzenden DUCATI. Don Clemente blieb stehen und sah sie sich genauer an, sichtlich bemüht, mein begeistertes Lob seiner Kirche durch freundliche Bewunderung meines niedlichen Spielzeugs zu erwidern, ja, er äußerte sogar die richtige Vermutung, dass ich wohl lieber Motorrad als Auto führe.

Ob ich Protestant sei? Ich bejahte. Er meinte nur: „Oh, es ist schwer, einen Protestanten zum Glaubenswechsel zu bewegen“, in einem Tonfall, der nicht erkennen ließ, ob er diese Bemerkung ernst meinte, fast klang sie scherzhaft, jedenfalls immer gütig. Doch letztlich erinnerte sie mich so sehr an manche Späße meiner Freunde aus dem Borgo San Frediano, dass ich ihm die florentinisch-fröhliche Frage stellte, wie viele Protestanten er denn schon zu bekehren versucht habe und ob ihm außer mir schon jemals ein anderer über den Weg gelaufen sei. „Nein, lieber Ben, Sie sind in der Tat der erste“, bestätigte er mir mit einem vergnügten Lächeln – ich hatte den Ball offenbar zu seiner Zufriedenheit zurückgespielt – und setzte hinzu, „aber der Jesuit, der im Augenblick bei mir ist, der hat mir das erzählt. Haben Sie schon einmal den Vortrag eines Jesuiten gehört? Die können vielleicht reden, mein Gott, ja, wie der redet, das ist ein Wunder. Wenn Sie nur ein wenig warten, können Sie nach der Predigt den Padre Matteo, den Jesuiten, kennenlernen.“

Ich versprach, mich ein Weilchen zu gedulden, allerdings gefalle mir das Wetter nicht so recht. Aber Don Clemente versicherte mir, dass es heute nicht regnen werde. Ich glaubte ihm das zwar nicht – und übrigens auch der Jesuit nicht –, aber der alte Landpfarrer behielt tatsächlich recht. Denn bis jetzt ist nicht ein einziger Regentropfen gefallen.

19

Brav erfüllte ich mein Versprechen, überquerte den großen Kirchplatz bis zu dessen Begrenzung, blickte noch einmal kurz in die Landschaft, drehte ihr dann den Rücken zu, setzte mich auf das flache Randmäuerchen, stützte das Kinn in beide Hände und sah sinnend auf die nun ziemlich weit von mir entfernte Renaissance-Fassade der kleinen Basilika.

Nach einiger Zeit kam ein junger, rosig und aufgeräumt aussehender Jesuit, doch wohl der so hoch gelobte Padre Matteo, von rechts aus dem Klosterhof, glaubte sich unbeobachtet, schwenkte wie einen Wassereimer einen Rosenkranz in der Hand, durchquerte den Portikus, zwischen dessen Säulen die DUCATI stand, stutzte, als habe er sich mit dem einen Bein hinter dem anderen verhakt, ging auf das Motorrad zu, blieb vor ihm stehen, legte gedankenverloren den Rosenkranz auf die Sitzbank und versenkte sich dann in die Einzelheiten von Motor und Fahrwerk. Seine Meditation ging so weit, dass er den Priesterrock zusammenraffte und sich überraschend sachverständig auf der rechten, der Königswellen-Seite des Motors halb in die Hocke niederließ. Schließlich warf er noch einen langen Blick auf den Tacho, entzifferte kurzsichtig das Markenzeichen am Tank und stürzte dann – zunächst vergaß er seinen Rosenkranz – so plötzlich davon, wie er gekommen war.

Ich versank in Erinnerungen, dachte an Berlin und unsere Aufführung der Terenz-Komödie. Verlief das Geschehen da vor mir nicht genauso wie auf der Bühne des antiken Theaters? Wurde nicht auch diese *Skené* (Szene) über zwei Zugänge betreten? Eigentlich sah ich kaum Unterschiede. Denn die Akteure – nach dem Jesuiten noch Don Clemente, ein uraltes Mütterchen und zwei robuste Bäuerinnen – kamen entweder von links aus dem Kirchenportal und verschwanden nach rechts durch die Tür in den Klosterhof oder sie erschienen umgekehrt von rechts aus dem Klosterhof, gingen über die Bühne, taten zuweilen auch etwas dem Zuschauer Unbegreifliches und traten nach links in die Kirche ab. Sogar eine Art Bühnenmusik gab es, nämlich den aus dem Kirchenraum durch das offene Portal nach draußen dringenden Gemeindegesang.

Es wurde noch eifrig psalmodiert, als Don Clemente aus der Kirche über den weiten Platz wieder zu mir kam. Der Jesuit halte jetzt einen Vortrag. Das dauere natürlich einige Zeit, und wenn ich nicht länger warten, sondern schon nach Hause fahren wolle, so finde das zwar sein volles Verständnis – freilich, schade wär's trotzdem. „Oh", meinte ich, „statt hier herumzusitzen und mich zu langweilen, sollte ich mir vielleicht den Vortrag anhören. So etwas ist doch immer lehrreich." – „ Jaaa", meinte Don Clemente, „jaa, na, ja – ach, ist auch wahr. Kommen Sie, kommen Sie!" Ich dachte, nun habe er endlich religiöse Bedenken in sich entdeckt, aber sein Zögern hatte, wie sich bald zeigte, andere Gründe.

20

Er eilte mir ein paar Schritte voraus, verschwand hinter einer kleinen Tür, fragte den Jesuiten etwas, der gab offenbar seine Zustimmung, denn ich wurde in den Saal gebeten. Es handelte sich um einen Raum, der den Eindruck einer frischgekalkten Waschküche machte, mit Betondecke, ziemlich klein, gefüllt mit sechs Stuhlreihen, einem uralten Radio und einem vielleicht sogar noch älteren Fernsehgerät, das mein lieber Don Camillo offenbar in Konkurrenz zur Casa del Popolo der Kommunisten gekauft hatte – freilich machte das Ding eher den Eindruck einer vom Dorftischler gefertigten Attrappe. Rechts an der Wand hingen zwei aus Illustrierten ausgeschnittene, mehrfach eingerissene Zeitungsbilder, die den Papst Johannes XXIII einmal schwarz-weiß, einmal so bunt wie ein Zirkuspferd zeigten. Der Jesuit saß auf einem Stuhl mit einer rechts abgebrochenen Armlehne – die linke war tadellos – und

kippelte. Die sechs Stuhlreihen waren mit Frauen mittleren und höheren Alters besetzt, die zwar manchmal, mühsam um Beherrschung ringend, zu kichern wagten, meistens aber, wie der Ernst der Stunde es verlangte, finster dreinsahen.

Don Clemente schleppte einen Stuhl herbei, stauchte ihn zunächst – was ich ihm hoch anrechne – kräftig auf den Boden, um zu prüfen, ob er mich auch tragen könnte, und stellte ihn mir dann rechts seitlich hinter den Jesuiten, sodass ich der Menge – wie Chruschtschow auf dem Parteitag der Kommunistischen Partei – ins Auge blicken musste. Zu guter Letzt setzte er sich, indem er rauschend seine Röcke zusammenraffte, rechts neben mich.

Nun begann der Jesuit seine Ausführungen, sprach aber nicht, wie ich erwartet hatte, über die religiöse Bedeutung des bevorstehenden Osterfestes, sondern erteilte Sexualkundeunterricht. Zunächst erläuterte er den anwesenden Bäuerinnen, wie sie ihre Kinder aufklären müssten. Das alles langweilte den guten Don Clemente außerordentlich, denn er stützte, obwohl er doch nicht anders als ich dem Publikum gegenübersaß, tiefgebeugt den Kopf in die rechte Hand und schlief sofort für jedermann erkennbar ein.

Interessanter wurde der Unterricht des Jesuiten, als er über Geburtenkontrolle zu sprechen begann. Zunächst beschrieb er die einzelnen Methoden der Empfängnisverhütung, hatte aber an allen etwas auszusetzen. Auch den berühmten Apfel, den man im Fall der Versuchung essen soll, um ihr so zu widerstehen, hielt er nicht für empfehlenswert, weil man ja nicht immer einen zur Hand habe. Die einzige von der Kirche tolerierte Methode ist die, die Unfruchtbarkeitsperioden der Frau zu nutzen – dann aber tüchtig, so der Padre, als ein Missfallensgemurmel in der Menge laut wurde. In der übrigen Zeit, tja, da ist halt nichts zu machen, da muss man eben doch Äpfel essen oder Strümpfe stricken.

Zu meiner Rechten schlief Don Clemente mit langen ruhigen Atemzügen einen tiefen traumlosen Schlaf. Ja, wer so weit jenseits von Gut und Böse ist ... ! Einmal wachte er kurz auf und fragte: „Verstehen Sie alles, Ben?“ Als ich ihm mit einem stolzen Lächeln versicherte: „Ja, alles“, quittierte er meine Antwort, bevor ihm die Augen erneut zufielen, mit dem leisen Seufzer: „Oh Signore: Oh Herr!“ Es schien ihm wohl bedenklich, dass meine Italienischkenntnisse schon zum Verstehen auch solcher Ausführungen ausreichten.

Indessen verfolgte ich fasziniert weiter, wie Padre Matteo die kirchlich gebilligte Methode der Empfängnisverhütung unters Volk zu bringen versuchte. Munter kippelte er auf dem gebrechlichen Stuhl, stellte knallharte Zwischenfragen „Capito: Verstanden?“, die Omis kicherten wie Schulmädchen, viele bunte Tabellen wurden entfaltet und besprochen. Und ich musste dasitzen und ein Gesicht machen, stur und ohne mit der Wimper zu zucken, wie Garibaldi auf einem seiner vielen Denkmale.

Dabei dachte ich an Montag zurück, sah mich wieder in Mirellas Zimmer, stellte mir vor, sie leichtfertig umarmt und geküsst zu haben. Und nun flüsterte sie mir ins Ohr, dass sie in Erwartung ihres Triumphes – nicht der von mir auf den Index gesetzte Ovid, sondern der ganz unverdächtige Vergil stelle schließlich nicht nur richtig fest: „*omnia vincit amor*: alles besiegt die Liebe“, sondern ziehe daraus auch den richtigen Schluss: „*et nos cedamus amori*: auch wir wollen uns der Liebe hingeben“ –, dass sie also völlig siegessicher den Kühlschrank bis in den letzten Winkel mit Lebensmitteln gefüllt habe, dass wir also an keinem der kommenden zehn Tage zum

Einkaufen das Haus verlassen müssten, jubelnd hing sie an meinem Hals, während ich mit zitternden Händen hinter ihrem Rücken das Kästchen eines Fieberthermometers zu öffnen versuchte. Die Fachzeitschrift *Antike und Abendland* auf Mirellas Tisch verwandelte sich vor meinem bestürzten inneren Auge in eine der vielen bunten Tabellen des armen Padre Matteo, auch zahllose Farbstifte sah ich herumliegen, alle mit abgebrochener Spitze, vergeblich suchte mein irrer Blick einen brauchbaren Bleistiftanspitzer, und schließlich – wie sollte doch gleich in den komplizierten Temperaturkurven die leichte Grippe Mirellas berücksichtigt werden? Ach, ich wusste es schon nicht mehr!

So kam ich denn, während Padre Matteo noch vermutlich tauben Ohren predigte, zu dem Ergebnis, dass die von ihm gepriesene Methode der Empfängnisverhütung nur bei einem neunzigjährigen nordeuropäischen Buchhalter und seiner fünfundachtzigjährigen Partnerin, einer Steuerberaterin, funktionieren könnte, aber niemals in einem südeuropäischen Land mit leidenschaftlichen jungen und gesunden Menschen. Hier musste dieses Verfahren der ideale Weg zur Steigerung der Geburtenrate sein. Endlich würden sich die Kirchen wieder mit vielen hübschen Kindern füllen, schreiend und lachend würden sie wieder während der Messen hintereinander herrennen, würden erneut das *eu-angelion*, die gute Botschaft, mit ihrem fröhlichen Toben begleiten – also eine traurige Aussicht wäre das Scheitern der Verkündigung des Padre Matteo wohl nicht.

Nach der späten Aufklärung der Landbevölkerung – Fragen wurden nicht gestellt – fand der Padre Zeit für eine angeregte Unterhaltung mit mir. Das war – wie Don Clemente versprochen hatte – insofern vergnüglich, als Padre Matteo tatsächlich ein ausgezeichneter Redner war. Er konnte allerdings auch gut zuhören, und so versenkten wir uns bald in die zwischen unseren Konfessionen strittigen Glaubensfragen. Don Clemente – „Herr Gütig“, so etwa könnte man seinen Namen übersetzen, und wenn überhaupt irgendwo, dann trifft auf diesen herzensguten Mann das sprichwörtliche *nomen est omen* zu –, also der liebe Don Clemente hörte meistens ruhig zu. Schließlich stellte er lächelnd fest: „Hier in dem Ben hast du, lieber Padre Matteo, ja offenbar einen kompetenten Kollegen getroffen. Jedenfalls redet er genauso verwirrend klug daher wie du.“

Und mit diesen letzten Worten hatte er den Nagel auf den Kopf getroffen. Sie klangen zwar wie ein Lob für uns beide, den Jesuiten und mich, waren aber eigentlich ein versteckter Tadel, waren Kritik des alten erfahrenen Landpfarrers, der sich täglich in seiner Gemeinde mit unzähligen, auch wirtschaftlichen Problemen herumschlagen muss, an den dogmatischen Streitereien irgendwelcher Kirchen-Intellektuellen. Und da der Jesuit manche der von mir vertretenen Auffassungen für annehmbar hielt, sie irgendwo im Katholizismus mit den Worten unterzubringen versuchte: „Die Kirche ist groß, also kann man vermutlich irgendwo in ihr auch Ihre These wiederfinden“, da also die Kirche so groß ist und ich mir in ihr offenbar ein kuscheliges Plätzchen aussuchen darf, sagte ich zum gebeugt von mir stehenden Don Clemente: „Wenn ich jemals konvertieren sollte, dann nur zu Ihrem ländlichen italienischen Katholizismus, lieber Don Clemente, zu einem undogmatischen, toleranten, gütigen Glauben, der jeden vorüberziehenden Fremden von Herzen willkommen heißt.“

Inzwischen war es 16 Uhr geworden. Meine beiden Freunde luden mich ein, sie noch ins Dorf zu begleiten. Wenn ich gegen 17 Uhr nach Florenz zurückführe, sei

das noch immer früh genug. Don Clemente trug meinen Sturzhelm und die verschiedenen Kleinigkeiten, die ich nicht auf der DUCATI zurücklassen wollte, in die sehr bescheidene, sehr arme Pfarrei, wo er mir aus einem kleinen Glas einen Cinzano servierte.

Danach gingen wir zu dem im Säulengang geparkten blauen FIAT. Vorn an dessen Armaturenbrett waren gleich zwei Sancti Christophori befestigt, einer davon in der Form eines Aschenbechers. Und in der Tat benötigte Don Clemente zwei, denn fahren konnte er überhaupt nicht. Er stieg als erster ins Auto, verstaute seine verschiedenen Röcke zwischen den Pedalen und drapierte sie so, dass der von einer weißen Kugel gekrönte Schalthebel gleichsam als Leuchtturm des Weltlichen aus der Fülle schwarzen Stoffes hervorsah.

Nun folgte Padre Matteo, kroch mühsam zur Rücksitzbank, tobte dort eine Weile herum, um seine Priesterkleidung ebenfalls in erträglicher Weise zu ordnen, und lud mich dann freundlich winkend ein, neben ihm Platz zu nehmen. Schließlich setzte sich noch ein uraltes schwarzgekleidetes Mütterchen zu uns, das zum Schutz vor der Kälte einen Tonkrug voll glimmender Asche bei sich trug, die bald den ganzen Wagen mit ihrem beißenden Geruch verstänkerte.

Los ging's. Eingekuppelt so brutal, dass der Jesuit – butz – mit seiner rosigen Glatze gegen das Dach des Autochens flog. Dann ins Dorf. Dort besuchten wir verschiedene Familien, die uns alle sehr freundlich aufnahmen, obwohl ich in meiner jämmerlichen Motorradkleidung nicht wie ein Begleiter der hohen Geistlichkeit, sondern eher wie ein Vertreter der Arbeiter- und Bauernklasse aussah. Der Jesuit kaufte eine Illustrierte, weil darin etwas über das Konzil zu finden sein sollte, ich drängte zur Eile, weil ich weiterhin befürchtete, es könnte zu regnen beginnen. Deshalb nahm ich auch die Einladung der alten Frau, zusammen mit meinen beiden Freunden noch ein Tässchen Kaffee bei ihr zu trinken, nicht an, obwohl mich ein solcher Besuch brennend interessiert hätte. Unter herzlichen Segenswünschen wurde ich verabschiedet und kam gegen 19 Uhr wieder zu Hause an.

21

Am Karfreitag, der hier kein allgemeiner Feiertag ist, fuhr ich abends mit Sven in einen Vorort von Florenz, der sich Grássina (Akzent von mir) nennt und ziemlich hässlich ist. Dort sollte eine „Prozession" in alten Trachten stattfinden, doch wie sich dann zeigte, handelte es sich um eine Darstellung des Kreuzwegs Jesu, von der Dorfjugend dargeboten. Das Ganze hatte etwa das Niveau der Rattenfängerspiele in Hameln. Zunächst berührte mich das peinlich, da es ja um ein anderes Sujet ging. Doch dann beobachtete ich mit Interesse meine lieben Florentiner. Sie nahmen die Darstellung kein bisschen ernst, sondern amüsierten sich köstlich.

Während der Rückkehr in die Stadt gestand mir Sven, den nächsten Tag – den Sonnabend – für mich verplant zu haben. Ulli und er seien der Meinung, dass ich zur Aufheiterung meines verdüsterten Gemüts mit ihnen einen Autoausflug unternehmen solle. Das Wetter sei sowieso nicht besonders gut, jedenfalls kaum zum Motorradfahren geeignet. Sven betonte, es bestehe Einigkeit darüber, mich auf dieser Fahrt für mindestens eine halbe Stunde nach Certaldo zu Sandra zu bringen. Auf diese Weise könne ich meiner Traumfrau, ohne bei ihren Eltern allzu viel Verdacht zu erregen,

noch am ehesten unter die Augen treten. Denn ein solcher gemeinsamer Besuch sei bestimmt weit unauffälliger, als wenn ich wieder einmal mit dem Motorrad allein zu ihr führe. Diese Argumente waren überzeugend, und so sagte ich zu.

22

Die beiden wollten mich am Sonnabend um 8.30 Uhr an meiner Haustür abholen. Schon etwas vor dieser Zeit ging ich nach unten auf die Straße, lief noch kurz zu Bruno, leistete ihm ein wenig Gesellschaft, stand aber pünktlich wieder am vereinbarten Platz. Bald darauf hielt Ulli mit seinem neuen weißen FIAT *Seicento* vor mir. Der kompakte Kleinwagen gefällt mir sehr. Auch Ulli ist hochzufrieden mit seinem Kauf.

Manchmal behauptet er lachend, das hübsche Gefährt allein mir zu verdanken. Denn er habe sich bei seinem Vater immer wieder darüber beklagt, dass er von Italien – nein, Ulli sagte klugerweise: „von der italienischen Kultur" – so viel weniger zu sehen bekomme als ich, da ich ja mit einem Motorrad durch die Toskana kurven könne, während er ohne eigenes Fahrzeug in Florenz angekettet sei. Schließlich habe der (meines Wissens wohlhabende) Papa die Kasse geöffnet und das Auto gestiftet. Nun fühlt sich Ulli, trotz meiner nur indirekten Beteiligung an dieser Erfolgsgeschichte, ein bisschen in meiner Schuld. Deshalb will er mich bei jeder Gelegenheit mit der Neuerwerbung durch die Landschaft kutschieren.

Auf jener Strecke, die ich am besten von allen italienischen Straßen kenne, also zunächst auf der Via Cassia nach Poggibonsi, dann die Elsa abwärts in Richtung Émpoli, kamen wir nach Certaldo. Zum ersten Mal seit einem Monat herrschte gutes Wetter. Bei strahlendem Sonnenschein hielt Ulli auf dem Marktplatz des Städtchens und verkündete feierlich: „So geh denn guten Mutes zu Sandra und gib ihr auch von uns, mit herzlichen Grüßen, tausend heiße Küsse, lass dich aber dabei nicht erwischen! Denn wir werden jetzt ohne dich die hochgelegene Altstadt besichtigen, werden dich zwar nicht im Stich, wohl aber ein Weilchen allein lassen, um dir bei der rührenden Begegnung mit der angebeteten Schönen nicht zwischen den Füßen zu stehen!"

So kann im Übrigen nur Ulli herumalbern. Er entdeckt ähnlich wie Valentina an meinem Liebesleid nur komische Seiten. Dass ich zwar Sandra – jedenfalls ihr Händchen – erobert zu haben, nun aber mit Gruseln ihre Eltern zu fürchten scheine, gibt ihm Stoff zu zahllosen Scherzen. Vermutlich glaubt er mich so noch am ehesten aufheitern und ablenken zu können. Gern verweist er mit fröhlichem Spott auf den antiken Mythos: „Ich bin ja nur Philosoph ... , aber gibt es da bei euch Klassischen Philologen nicht diesen Herakles, diesen Wüterich, der unzählige Abenteuer siegreich bestand? Und du armseliger Wicht holst dir schon beim ersten Kampf eine blutige Nase!"

Den armen Sven überkommt, wenn er solche Witzeleien hört, tiefe Traurigkeit. Sein Mitgefühl mit mir, dem gequälten Freund, zeigt sich in hochgezogenen Augenbrauen, gerunzelter Stirn, Blick in eine weite Ferne (zurückgerichtet auf das Grauen der antiken Tragödie?), in großem Ernst und betretenem Schweigen. Nie habe ich einen Scherz, aber auch nie einen Rat zu meiner verfahrenen Lage von ihm zu hören

bekommen. Er lebt in der Welt der großen Dichtung, zu Alltagsproblemen weiß er nichts zu sagen, ist ratlos.

23

In bester Absicht allein gelassen stand ich in der Sonne auf dem zentralen Platz der Neustadt von Certaldo, sah die wichtigsten öffentlichen Gebäude des Ortes unmittelbar vor mir, nämlich in der Mitte der Westseite des Platzes eine ziemlich große Kirche, links daneben das als solches deutlich durch die Aufschrift ‚MUNICIPIO' gekennzeichnete Rathaus. Seine von einer Uhr und einer Schlagglocke gekrönte Fassade gefiel mir durch schöne Proportionen, die Kirchenfront durch anspruchslose Einfachheit. Beide Bauten dürften ebenso wie alle übrigen den Platz umgebenden Gebäude aus dem 19. oder frühen 20. Jahrhundert stammen.

Die Hauptstraße – sie verbindet Poggibonsi und Émpoli – führte hinter mir dicht an der östlichen Häuserzeile entlang. Über deren Dächern stieg steil ein unbebauter, nur mit Olivenbäumen bewachsener Abhang zu einem kleinen Hügel empor. Von dessen Höhe blickt Certaldo Alto, die mittelalterliche Stadt, weit in die Toskana hinaus, nach Westen über die Neustadt und das Elsatal hinweg auf die Gambassi und Montaione tragenden Berge, nach Süden auf die Türme von San Gimignano, nach Nordwesten ins ferne Arnotal, nach Nordosten schließlich auf viele zerklüftete Hügelketten, die es vom – in direkter Linie nur ungefähr 35 km entfernten – Florenz trennen.

Dort oben im alten Ort lebte in einem kleinen Ziegelsteinhaus Giovanni Boccaccio (1313-1375), der Stolz seiner Landsleute, Schöpfer eines der großartigsten Werke der Weltliteratur, des *Decameron*. Dantes Dichtung ist gewiss unsterblich, Petrarcas *Canzoniere* habe ich mit Interesse gelesen – doch Boccaccio ist aktuell, seine Beschreibung der ihn umgebenden Welt empfinde ich oft als im besten Sinn modern, seine Probleme sind unsere Probleme. Zu Recht hat ihm die Stadt, hier im neuen Zentrum, diesen ihren größten Platz gewidmet und ihm in dessen Mitte, wohl ebenfalls im 19. Jahrhundert, ein Denkmal gesetzt.

Da steht er nun also, und ich neben ihm, blicke zu ihm auf, überlege, ob seine Nase – jedenfalls auf dieser Darstellung – nicht mindestens ebenso groß ist wie die Dantes. Übrigens würde ihn, den glühenden Danteverehrer und –erklärer, eine solche Ähnlichkeit gewiss nicht stören, ihm eher schmeicheln. Und noch etwas entdeckt mein Philologenauge. Mit Filzstift sind von den Einwohnern Certaldos verschiedene Botschaften auf die Basis der Statue geschrieben worden. Die uralte Graffiti-Tradition, wohlbekannt aus Pompeii, dauert also ungebrochen an. Und wie die Pompeianischen Kritzeleien für unsere Rekonstruktion der lateinischen Sprachgeschichte unschätzbar wertvoll sind, so war es auch die eine oder andere Schmiererei hier auf dem Sandstein.

Ich gebe nur ein einziges Beispiel. Eine der Klagen lautete: „Perché non parli più meco: Warum sprichst du nicht mehr mit mir?" Diese Worte stehen – seien sie nun Dialekt oder vielleicht auch nur dialektal beeinflusst – dem Latein näher als das moderne Hochitalienisch. Denn „meco" ist das uralte lateinische *mecum* (mit mir). Schon im Latein war dieses angehängte *cum* (= mit) beschränkt auf wenige Ausnahmefälle – z. B. *mecum, tecum, secum, nobiscum, vobiscum* usw. (mit mir, dir,

ihm/ihnen, uns, euch ...). Im Hochitalienischen wurde diese Nachstellung aufgegeben und zu „con me, con te, con sé, con noi, con voi“ ... usw. normalisiert. Den alten Boccaccio vergessend – dessen Altitalienisch im Übrigen überaus reizvoll ist – erkannte ich hier, immer noch unentschlossen in der Sonne stehend, dass Dialekte oft erzkonservativ sind, dass sie nicht selten einen älteren, dem Latein näheren Sprachstand abbilden als die Hochsprache.

Noch beim Abschied hatten meine beiden Freunde – erneut von Mitleid ergriffen – die Zeit, die mir für einen Besuch bei Sandra zur Verfügung stehen sollte, auf eine ganze Stunde ausgedehnt. Erst gegen 11.30 Uhr sollte ich mich wieder auf der Piazza Boccaccio einfinden. Aber auch eine Stunde ist kurz. Also durfte ich mich hier beim Denkmal nicht allzu lange mit sprachgeschichtlichen Studien aufhalten. Sandras Wohnhaus konnte nicht allzu weit entfernt sein. Zwar war ich heute zum ersten Mal nicht bis unmittelbar vor ihre Haustür gefahren, sondern stand mitten im Ort, aber der Bahnhof müsste dennoch schnell zu finden sein.

24

In der Tat konnte ich ihn, nachdem ich von der Kirche nur wenige Schritte nach rechts gegangen war, in ungefähr 200 m Entfernung am Ende der „Flaniermeile“ von Certaldo, der Via II Giugno, sehen. Kurz vor dem schlichten Bahnhofsgebäude mündet diese Straße in den Viale Matteotti. Links lag sie im tiefen Schatten, rechts im grellen Sonnenlicht. Da es ziemlich warm war, wählte ich für meinen Weg zu Sandra die Schattenseite. Das Sträßchen sah nicht anders aus als tausend andere in neueren italienischen Stadtvierteln, nicht anders auch als irgendeine der Straßen in den jüngeren Vororten von Florenz. Und doch interessierte mich alles hier. Viele kleinere Geschäfte reihten sich auf beiden Seiten aneinander, eine Apotheke, ein Gemüsehändler, Friseur, Zeitungs- und Buchladen, an einer Ecke eine Bar – und schließlich auch ein Spielwarengeschäft. Ich sah mir die Auslagen an.

Ob hier je eine Puppe für Sandra gekauft worden ist oder ein Teddybär? Für meinen eigenen Teddy habe ich ja sogar selbst Kleider genäht, habe ihn erfolgreich durch die Bombennächte gerettet, er hat den Krieg in meinen Armen überlebt – wo ist er überhaupt geblieben? Vermutlich bewahrt meine Mutter ihn mir, da sie meine zarte Seele so gut kennt, noch irgendwo sorgfältig auf. Ob Sandra vielleicht einmal eine solche batteriebetriebene Kindernähmaschine geschenkt bekam, wie sie da vorne rechts im Schaufenster steht? Aber wahrscheinlich war sie, als solches Luxusspielzeug in den Handel kam, schon ‚zu groß’ für derartige ‚Kindereien’.

Doch auf jeden Fall ist sie in diesen Straßen aufgewachsen und hier acht Jahre zur Schule gegangen. Ihre Mutter, die beiden im dritten Stock des Hauses lebenden Schwestern des Vaters und eine im zweiten Stock wohnende ‚angeheiratete’ Tante – sie alle sind Grundschullehrerinnen. Weil Sandra sonst zu Hause unbeaufsichtigt zurückgeblieben wäre, saß sie schon als Vierjährige in der Schule unter den Erstklässlern, die von der ältesten Tante, der zia Allegretta, genannt zia Alle, unterrichtet wurden. Eingeschult wurde Sandra mit fünf Jahren. In Italien besucht man die Grundschule fünf Jahre lang und dann drei Jahre lang die Mittelschule. Auch diesen Schultyp gibt es in Certaldo. In der ersten Mittelschulklasse begann der Latein-, ab der zweiten Klasse für vier Jahre der Französischunterricht. Nach den drei Mittel-

schuljahren musste Sandra nach Empoli an die Oberschule wechseln und pendelte fünf Jahre lang frühmorgens mit dem Zug in diese ungefähr 30 km entfernte Stadt. Sie besuchte dort eine höhere Schule mit dem klangvollen Namen ‚Liceo Classico Virgilio'. Französisch lernte sie noch zwei Jahre lang, Latein und das jetzt hinzukommende Griechisch bis zum Abitur.

Da ihre Schulzeit eben erst zu Ende gegangen ist, sind ihre Erinnerungen daran noch lebendig. Anders als ich hat sie die Schule nicht gehasst. Dennoch, so erzählte sie mir lachend auf einer unserer Wanderungen durch Florenz, war es für die wenigen Schulkinder im Zug immer ein Grund zur Freude, wenn sie spürten, wie bei schlechtem Wetter die Räder der Dampflok an einer leichten Steigung hinter „Castello" (Castelfiorentino) auf den regennassen Schienen durchzurutschen begannen. Denn fast immer kam der Zug dann wenig später nicht mehr von der Stelle – ein Schultag fiel aus. Daher hatte dieser von Pinien beschattete Bahnhofsvorplatz jetzt auch für mich den Zauber persönlicher Erinnerungen. Ich brauchte mir ja nur vorzustellen, wie Sandra hier mit Schulmädchenzöpfen – verschämt hatte sie mir ein erst vier Jahre altes Photo aus jenen Tagen gezeigt – frühmorgens, vielleicht sogar im kalten, von der Elsa aufsteigenden Morgennebel, zu ihrem Zug gelaufen war.

Übrigens liegt das Haus nicht ohne Grund so nah an der Bahnlinie. Sandras Großvater väterlicherseits, der längst verstorbene dottor Amerigo Pertini, war Tierarzt. Er hatte neun Kinder, vier Söhne und fünf Töchter, die er alle möglichst gut ausbilden lassen wollte. Doch die Oberschulen und Universitäten in Siena, Pisa oder Florenz waren zu jener Zeit nur mit der Eisenbahn einigermaßen mühelos zu erreichen – schließlich machte der dottore selbst damals seine Arztbesuche noch hoch zu Ross, selten mit der Kutsche.

Also erwarb er in unmittelbarer Bahnhofsnähe ein größeres Grundstück, errichtete auf dessen – von der Straßenseite her gesehen – linker Hälfte ein zunächst zweistöckiges, später um ein weiteres Geschoss erhöhtes Gebäude, ließ dagegen die rechte Hälfte unbebaut. Denn er benötigte sie zur Unterbringung seiner Pferde und Kutschen. Jetzt ist diese Fläche zum größten Teil kiesbedeckt, ein Streifen rechts dient als Garten, hinten wurden die Stallungen auf beiden Seiten zu Garagen umgewandelt, in der Mitte zwischen ihnen steht eine kräftige Linde. Von der Straße zugänglich ist dieser Hof durch ein schönes schmiedeeisernes Tor. Die Tür des Hauses ist von Praxisschildern umgeben, weil die vorderen Räume links und rechts im Erdgeschoss sowohl von Sandras Vater als auch von einem ihrer Onkel, der ebenfalls Arzt ist, als Behandlungszimmer genutzt werden.

25

Ich schellte und wurde über Haustelefon gefragt, was man für mich tun könne. Offenbar hielt man mich für einen hilfsbedürftigen Patienten. Ich antwortete, ziemlich laut in das Gekrächze hineinbrüllend: „Hier ist Ben. Kann ich bitte mit Sandra sprechen?" Die blecherne Stimme bat mich um einen Augenblick Geduld. Wenig später öffnete sich das Hoftor, und ich wurde von Sandras Bruder Marco in den Garten geführt. Dort wartete ich ein weiteres Weilchen, dann kam Sandra, sehr schön, sehr verlegen, ein bisschen blass, aber strahlend, aus der Tür des ‚salotto' (der

guten Stube) zu mir in den sonnigen Hof, begrüßte mich zurückhaltend und züchtig – und beging doch, wie mir schien, sofort einen Fehler.

Denn sie bepackte mich mit ihren vielen Katzen, darunter zwei kleinen Neuzugängen. Diese fröhlichen Biester kletterten mir ausgelassen auf den Schultern und dem Kopf herum, ja, sie bissen mir sogar übermütig in die Ohren. Da lag doch wirklich die Frage nahe: ‚Welches brave Mädchen heißt in dieser Weise einen halbfremden jungen Mann willkommen? Setzt nicht solches Verhalten einen bedenklichen Grad von Vertrautheit voraus?' Musste nicht auch ein fast blinder Beobachter aus dieser Begrüßungsszene den einzig richtigen Schluss ziehen: ‚Den Kerl da kennt sie besser, als sie zugibt'?

Wie bei meinem ersten Besuch standen wir auch diesmal auf einer – allerdings kleineren – Bühne. Heute boten wir sozusagen ein Kammerspiel. Denn der schon beschriebene Hof kann von allen Seiten eingesehen werden, und zwar erstens von der angrenzenden Südflanke des Hauses selbst. Zwar waren hier alle Fensterläden zum Schutz gegen das grelle Sonnenlicht geschlossen, aber nach unten gestatten diese ‚Persiane' ja ungehinderte Sicht. Dagegen ist ein hinter ihnen stehender Beobachter gut versteckt. Ferner wird – zweitens – die hohe rückwärtige Hofmauer durch ein nahes, noch viel höheres Wohngebäude an der Parallelstraße überragt. Von dort waren vermutlich die meisten Blicke, nur wenig gestört vom noch jungen Laub der Linde, auf uns gerichtet. Drittens kann man auch von der Straße aus, durch das schmiedeeiserne Einfahrtstor, in den Hof sehen. Doch fast alle Passanten starrten an jenem Morgen wohlerzogen vor sich auf den Fußweg, nur wenige verdrehten sich die Hälse nach uns. Auf der vierten Seite schließlich grenzt der Gartenstreifen an die geschosshohe Terrasse des Nachbarhauses. Bequem auf deren Geländer gelehnt hätte man das Bühnengeschehen noch am besten verfolgen können, doch die beiden älteren Damen, die Zutritt zu dieser Fürstenloge haben, waren offensichtlich nicht daheim. Sie hatten Sandra schon als Kleinkind unten im Garten auf allen Vieren herumkriechen und vor vielen Jahren noch auf dem Schoß ihres greisen Großvaters sitzen sehen.

In einer an die schattige Wand dieser Terrasse angebauten Voliere sangen die Lieblinge des Hausherrn, einige Amseln. Sie waren dem Herrn Doktor, Sandras Vater, von dankbaren Patienten geschenkt worden. Er selbst würde sie niemals einfangen oder züchten. Insofern verursachen sie ihm Gewissensqualen Denn er sieht sich in einer Zwangslage. Die Landbewohner beschenken nämlich – jedenfalls die braven – nicht nur hin und wieder ihren Pfarrer mit Lebensmitteln, sondern bringen auch ihrem Arzt von Zeit zu Zeit kleine Gaben. Meist handelt es sich dabei um die Ergebnisse ihrer Arbeit – Wein, Olivenöl, Gemüse, Schinken, selbstgebackenen Kuchen –, manchmal aber auch um Jagdbeute, meist erlegte Fasane, doch bisweilen auch um lebende Singvögel. Sandras Vater nimmt die verängstigten Tiere mit Dank entgegen, weil er fürchtet, dass ihnen sonst ein noch viel schlimmeres Schicksal drohen könnte, sperrt sie in seinen großen Käfig, päppelt sie sorgfältig auf, schließt sie ins Herz und weiß am Ende nicht mehr, wie er weiter verfahren soll.

Denn einerseits hängt er nun sehr an seinen gefiederten Sängern, andererseits will er sie gerade deshalb nicht auf Dauer gefangen halten. So gerät er allmählich – und das mit schöner Regelmäßigkeit – in einen schweren Konflikt. Ergebnis ist immer ein genaues Studium aller geographischen und jagdlichen Gegebenheiten der Toskana: Wo könnte man die Tiere freilassen, ohne dass sie sofort abgeschossen

oder erneut eingefangen werden? Sobald ein geeigneter – auch weit entfernter – Landstrich gefunden zu sein scheint, bringt dottor Pertini die Amseln dorthin und lässt sie frei.

Doch nach dieser guten Tat ist er keineswegs glücklich. Denn nun sitzt er, Zigaretten rauchend, vor dem leeren Käfig, hängt trübsinnigen Gedanken nach, quält sich mit der Sorge um das weitere Schicksal seiner freigelassenen Schützlinge. Hätte er sie nicht doch besser gefangen halten sollen, wären sie nicht bei ihm in Sicherheit gewesen? Unbestritten ist, dass die italienische Jagdleidenschaft Singvögeln nur eine geringe Überlebenschance lässt. Vielleicht wäre es ja das Beste, die armen Viecher mitten in Certaldo aus dem Käfig zu scheuchen. Denn hier im Ort wird doch hoffentlich niemand mit Schrot herumballern. Allerdings warten in den engen Gassen einer Stadt auch besonders viele Katzen auf ein ‚gefundenes Fressen'. Also wie so oft – was man auch tut, es ist falsch oder könnte falsch sein, und diese Erkenntnis verfolgt den bekümmerten dottor Pertini sogar beim Gesang seiner Amseln.

26

Während mir Sandra noch dieses stets wiederkehrende Trauerspiel schilderte, kam ihre Mutter zu uns in den Garten, begrüßte mich freundlich und unterhielt sich dann mit mir über allerlei und nichts.

Äußerlich ähnelt Sandra ihrer Mutter überhaupt nicht, und ich glaube, auch charakterlich nicht. Frau Pertini dürfte ungefähr 50 Jahre alt sein, ist recht groß, wirkt körperlich robust, auch die Einzelheiten ihres ovalen Gesichts sind wie mit kräftigen Strichen gezeichnet – große Nase, energischer Mund, wache dunkle Augen, ergrauendes Haar. Wo wäre da eine Ähnlichkeit mit der Tochter? Vielleicht in der Augen- und Haarfarbe, aber sogar in dieser Hinsicht bin ich mir nicht sicher. Dagegen finden sich in Marco viele Anklänge an das Aussehen der Mutter.

Sandra dagegen würde als Marmorbüste stark ihrem Vater ähneln – ja, nicht nur ihm. Denn ich habe heute auch drei Geschwister des Vaters kennengelernt, zwei Schwestern und einen Bruder. Noch nie habe ich eine so große Ähnlichkeit zwischen Verwandten gesehen wie bei diesen Kindern des alten dottor Amerigo, des Tierarztes. Alle haben, wie meine geliebte Sandra, die gleichen schmalen Köpfe, zierlichen Nasen, feinen Augenbrauen, schön geschnittenen Lippen, könnten zum Leben erwachte Statuen des Naumburger Doms sein. Besonders die jüngere der beiden Tanten sieht aus wie eine etwas gealterte Uta. Uta ihrerseits könnte auch in Reims zu Hause sein – die Welt ist klein, wie man so leichthin sagt. All diese Pertini sind mittelblond, haben grau-blaue, Sandras Vater hat sogar strahlend blaue Augen. Und wenn nun bei Sandra zu plastischer Vollkommenheit auch noch farblicher Zauber hinzukommt – tiefes Dunkel von Haar, Augenbrauen, Wimpern und Iris –, welches fühlende Künstlerherz wäre da nicht begeistert? Offenbar hatten die Griechen recht, als sie ihre Statuen bemalten.

Die nach und nach erscheinenden eben erwähnten Onkel und Tanten begrüßte ich mit erlesener Höflichkeit. Dabei wurde Sandra völlig in den Hintergrund gedrängt. Vor allem einer ihrer Onkel stand längere Zeit in angeregter Unterhaltung mit mir in der Frühlingssonne, obwohl sein schwarz-braun-weißes Hündchen ‚Zulli' sich gern davongestohlen hätte. Denn es hatte zu Recht panische Angst vor den teufli-

schen Katzen. Diese betrachteten den Garten als ihr Herrschaftsgebiet und umschlichen voller Tatendurst den unfreiwilligen Eindringling – er war ja gegen seinen Willen vom Onkel an der Leine hierhergezerrt worden. Nun bemühte sich das arme Kerlchen aufgeregt und ständig im Kreis trippelnd, seinen Ringelschwanz zu retten. Vor allem ein siamesischer Kater mit blauen asiatischen Schlitzaugen erwies sich als wahrer Gottseibeiuns, hatte nichts als Dummheiten im Kopf. Auch er ist übrigens ein Geschenk langjähriger Patienten an den Herrn Doktor, „weil die Signorina (das Fräulein, also Sandra) doch so sehr Katzen liebt".

Schließlich wurde ich auch ins Haus – in den Salotto – gebeten, erhielt Kaffee und ein Stück des trockensten Kuchens, den ich seit Langem gegessen habe. Da der Onkel die Unterhaltung mit mir abbrach, als ich mit gequältem Gesicht diesen Sandsteinbrocken herunterzuwürgen begann und deshalb den Mund nicht mehr öffnen konnte, war ich wenigstens für ein paar Minuten mit Sandra allein.

27

Wenig später, zur vereinbarten Zeit, ging ich mit ihr, wenn auch nicht Händchen haltend, auf die Piazza Boccaccio zurück, fand aber Ulli und Sven nicht vor. Denn die beiden hatten mir angeblich etwas Gutes tun und mich an der Haustür abholen wollen. Doch in Wahrheit ging es Ulli weniger um mich als um Sandra, für die er nach wie vor eine unübersehbare Schwäche verrät. Ich verstehe ihn sogar und finde es verzeihlich, dass er ihr sein schönes neues Auto zeigen wollte. Auf jeden Fall hatte nun auch er an der Haustür geklingelt, allerdings weit selbstbewusster, mutiger und unbefangener als ich, vermutlich, weil er anders als ich nicht durch frühere Besuche und Sandras dauernde Ängstlichkeit eingeschüchtert war. Strahlend fröhlich – mit schon lange nur mühsam unterdrückter Neugier – hatte er nach Sandra und mir gefragt, obwohl er wahrscheinlich genau wusste, dass wir inzwischen auf der Piazza herumstanden und auf ihn warteten. Das wurde ihm auch sofort gesagt. Doch nun bat ihn Frau Pertini nicht nur, uns am Boccaccio-Denkmal einzusammeln, sondern forderte ihn auch nachdrücklich auf, unbedingt mit Sven und mir noch einmal ins Haus zurückzukommen. Das ließ sich Ulli nicht zweimal sagen, holte uns auf der Piazza ab und zog dann mit triumphierendem Lächeln in die von ihm so mühelos eroberte Festung ein. ‚So kühn und selbstsicher muss man auftreten', schien er mir sagen zu wollen, ‚wenn man überzeugend den Herakles spielen will.'

Jetzt saßen wir also im großen Kreis um den Esszimmertisch, und es entspann sich ein lebhaftes Gespräch. Denn außer Sandra, ihrer Mutter und uns drei Eindringlingen waren auch Marcos Verlobte Giulietta und die alten Herrschaften Veronesi, die Sandra in Florenz bewachenden oder behütenden Großeltern mütterlicherseits, anwesend.

Die Großmama, nonna Ada, eine immer fröhliche alte Dame mit wahrhaft sonnigem Gemüt, bewältigt das Leben offenbar mit Gelassenheit und Optimismus. Darin könnte ihr die Tochter, Sandras Mutter, ähneln. Der Großvater Beppe (Josef, italienisch Giuseppe, davon ist Beppe eine unserem Sepp entsprechende Kurzform) ist in jeder Hinsicht das, was man einen ‚schönen Mann' nennt – große schlanke Figur, feines Intellektuellen-Gesicht, wache, ausdrucksvolle Augen.

Ich begrüßte ihn hochachtungsvoll, dachte dabei an unsere gespenstische Begegnung in Florenz zurück, unterhielt mich ein paar Minuten mit ihm, er sah mir nur kurz in die Augen und übermittelte mir mit diesem einen Blick, deutlicher als mit Worten, die schlichte Botschaft: ‚Guter Junge, du gefällst mir.' Umgekehrt galt dasselbe. Im Übrigen bin ich jetzt, wo ich ihn kennengelernt habe, nicht mehr ganz so sicher, dass er damals, als Sandra und ich ihm am Poggetto über den Weg liefen, nicht doch absichtlich in eine grenzenlose Ferne sah.

Die Lebensgeschichte dieses bemerkenswerten Mannes, die ich mir von Sandra nach dem Beinahe-Zusammenprall erzählen ließ, bietet ausreichend Stoff für einen mehrbändigen Roman.

Nonno Beppes Vater war ein steinreicher Großgrundbesitzer in der Maremma, einer Küstenregion der südlichen Toskana und des nordwestlichen Lazio. Dieses teilweise sumpfige und daher bis weit in das 19. Jahrhundert hinein als ungesund berüchtigte Gebiet – die Malaria wurde dort erst am Anfang des 20. Jahrhunderts besiegt – beginnt ungefähr an der Mündung der Cècina, die ich ja schon bei einem meiner Ausflüge geschildert habe, und erstreckt sich bis über Tarquinia hinaus nach Süden. Im Landesinneren reicht die Maremma bis an die Westhänge der Colline metallifere heran. In wörtlicher Übersetzung wären das „erzhaltige Hügel", in Wahrheit handelt es sich aber eher um ein „Erzgebirge", denn an einigen Stellen steigen diese Berge bis über 1.000 m auf.

Irgendwo in diesem als urtümlich und wild verschrienen Teil der Toskana lag der reiche Grundbesitz der Familie Veronesi, hier lebte Sandras Urgroßvater mütterlicherseits, heiratete, wurde Vater einer Tochter, verlor die Ehefrau durch Krankheit, heiratete als schon älterer Witwer ein zweites Mal und wurde erneut Vater, diesmal eines Sohnes, unseres nonno Beppe.

Doch dessen Leben begann unter keinem guten Stern. Denn sein Vater hatte sich wirtschaftlich – durch welche Fehler auch immer – inzwischen so weit ruiniert, dass er schließlich aus der sich anbahnenden Katastrophe keinen anderen Ausweg mehr sah als den Selbstmord. Er erschoss sich. Zurück blieb seine junge Frau mit einer schon recht großen Stieftochter und dem eigenen kleinen Sohn. Und wie fast immer in Italien – dazu gibt es auch viele Beispiele aus der Pertini-Familie – kamen und kommen in solchen Situationen als zuverlässige Helfer nur Verwandte in Frage. So auch bei der unglücklichen Witwe Veronesi.

Sie flüchtete zu ihrem Bruder nach Florenz. Dieser war in höherer Position bei der dortigen Stadtpolizei tätig, finanzierte ihr die Ausbildung zur Hebamme und ermöglichte ihr so ein nicht nur auskömmliches, sondern bald auch fast luxuriöses Leben. Denn sie war schon nach kurzer Zeit sehr angesehen, fand Eingang in die besten Gesellschaftskreise der Stadt und wurde entsprechend hoch honoriert. Bald heiratete ihre Stieftochter in eine wohlsituierte Florentiner Familie hinein, und so war auch dieses Problem befriedigend gelöst.

Nur das eigene Kind machte noch Kummer. Zwar gelang es dem immer hilfsbereiten Onkel, den Neffen Giuseppe bei der Florentiner Stadtverwaltung unterzubringen, doch schon nach wenigen Jahren hatte der gute Beppe dieses triste Dasein satt, begann ein bisschen Geld als freier Autor von Theaterkritiken zu verdienen, heiratete die geliebte Ada, konnte sich aber keinen eigenen Hausstand leisten, sondern lebte mit der jungen Ehefrau bei seiner Mutter. Da diese sehr italienische „Mamma"

offenbar eine verständnisvolle und gütige Frau war, auch die Schwiegertochter ins Herz geschlossen hatte, waren jene Jahre, wie nonna Ada selbst sagt, die schönsten im Leben des jungen Paares – bis zum Tod der Schwiegermutter.

Danach begannen härtere Zeiten. Denn Beppe hatte – offenbar wie sein Vater – keinerlei Begabung für den Umgang mit Geld. Wenn er welches hatte, gab er es mit vollen Händen aus, wenn die Haushaltskasse leer war, versuchte Ada – inzwischen dreifache Mutter –, sich und die Kinder mit Stickereien zu ernähren. Doch so armselig diese Zeiten auch bisweilen für die Familie gewesen sein mögen, für Beppe müssen sie ein großes geistiges Abenteuer gewesen sein. Er lernte fast alle berühmten Intellektuellen und Künstler der Stadt kennen, war mit vielen eng befreundet, mit Schriftstellern, Malern, Schauspielern und auch – wehe, wehe! – mit den hübschesten Schauspielerinnen: Sandra deutete zaghaft an, er stehe im Ruf, ein großer Frauenheld gewesen zu sein. Nichts halte ich für glaubhafter als dieses Gerücht. Denn als einziger scheint er – mit dem dafür offenbar nötigen Kennerblick – seiner bezaubernden Enkelin anzusehen, dass sie sich verliebt hat. Die Pertini dagegen graben sich nach meinen bisherigen Erfahrungen so blind wie Maulwürfe durch das Seelenleben ihres Töchterchens.

In späteren Jahren war der liebe Großpapa europaweit als Organisator von Messen tätig. Daher kennt er außer Certaldo, Gambassi, Montaione, Siena und Florenz auch noch einige andere Ortschaften, vermutlich im Gegensatz zum Rest der Familie (na ja, das war unnötig bissig). Diese Weltläufigkeit spürt man in jeder seiner Gesten, er ist in allem der Grandseigneur, übrigens auch in einer Episode seines Lebens, die ihn besonders ehrt.

In der Zeit der Verfolgung überschrieben ihm seine Arbeitgeber, ein jüdisches Ehepaar, ihre Stoffhandelsfirma und flohen dann mit wenigen Lire in der Tasche nach Ägypten. Geld für die Firma hatte ihnen Beppe ja nicht geben können, da er nie welches hatte. Immerhin führte er die Geschäfte erfolgreich fort, erzielte Gewinne, gab nach Kriegsende den Besitzern ihr Eigentum vermehrt zurück, arbeitete danach weiter für sie als ihr Angestellter und schied erst aus der Firma aus, als das Paar endgültig emigrierte. Ein Geschenk als Dank für seine treuen und uneigennützigen Dienste wollte er nicht annehmen. Für Freunde tat er stets, mit einem Hang zur großen Geste, wie selbstverständlich alles. Seine lebenskluge Frau dagegen blieb immer mit beiden Beinen auf der Erde, sonst hätte sie ihre drei Kinder gar nicht aufziehen und studieren lassen können. Da auch Beppes Schützlinge das wussten, belohnten sie an seiner Stelle die Großmutter mit einem reichen Silberbesteck. Nonna Ada zierte sich nicht, nahm es dankbar an, ist stolz auf diesen Schatz und möchte, dass ihr Liebling Sandra ihn irgendwann einmal erbt und weiterputzt.

Gegen Kriegsende, im Jahr 1944, flohen die Großeltern beim Heranrücken der alliierten Truppen mit vielen Verwandten in den Apennin. Wo Sandras Vater, der im italienischen Heer als Oberfeldarzt diente, sich zu dieser Zeit aufhielt, wusste niemand. Daher schloss sich auch Frau Pertini mit ihren Kindern, mit Marco und der nur wenige Monate alten Sandra, der Flüchtlingsgruppe an. Allerdings war das gut gemeinte Unternehmen ein fataler Fehler. Denn die deutschen Truppen zogen sich aus Florenz in die Berge zurück, die Alliierten rückten nach, der Frontverlauf war unklar, die Lage im Apennin wurde äußerst gefährlich. Gerade hatte sich der vom Großvater geführte Familienverband in einige vereinzelte Häuser verkrochen – San-

dra schlief in der Futterkrippe eines Stalls –, als ein deutscher Soldat, noch atemlos vom Laufen, die versprengten Zivilisten dringend aufforderte, den betreffenden Bereich so schnell wie möglich zu verlassen, der Ort werde unter Beschuss geraten. Bei dem kurz darauf einsetzenden Artilleriefeuer verlor nonno Beppe trotz überstürzter Flucht eine Schwiegertochter (die Ehefrau des Sohns) und deren Kind. Ich fühlte mich daher hier in Certaldo an diesem Tisch als Deutscher wieder einmal wenig willkommen.

Doch Sandras Großvater verriet zu keiner Zeit irgendein Ressentiment. Offenbar beurteilt er nicht Völker, Parteien, Verbände, Gruppen, sondern Einzelmenschen. Und da er vermutete, dass seine Enkelin mich, diesen Jungen, der da vor ihm am Tisch saß, liebt, interessierte ihn ausschließlich, ob ich als Individuum diese Liebe verdiene oder nicht. Alles andere war ihm gleichgültig. Romeo und Julia wären, hätte er entscheiden können, ein glückliches Paar geworden. Sie hatten das Pech, dass es in Verona nicht nur die Veronesi – die Veroneser – gab.

28

Übrigens hatte mir Sandra nicht ohne einen Anflug von Heiterkeit gestanden, dass der Pertini-Clan den Wunsch ihres Vaters, ein Veronesi-Mädchen zu heiraten, scharf missbilligt hatte – eine Frau aus so extravaganter Familie werde auf großem Fuß leben wollen, werde das Geld mit vollen Händen aus dem Fenster werfen. Mich erinnern solche Geschichten an die Fabel von der Zikade und der Ameise. Bekanntlich zirpt die Zikade den Sommer hindurch fröhlich vor sich hin, die Ameise arbeitet fleißig. Deshalb droht sie der Zikade nicht ganz zu Unrecht: „Du wirst schon sehen, was du von deinem Gesang im kommenden Winter hast."

Demnach wären die Veronesi Zikaden, die Pertini Ameisen? Nein, so einfach ist die Sache nicht. Denn auch die Pertini-Familie selbst ist in Ameisen und Zikaden gespalten. Gehen wir noch einmal vier Generationen zurück! Sandras Urgroßvater väterlicherseits, in Gambassi beheimatet, arbeitete, ohne studiert zu haben, wie ein Tierarzt. In jenen weit zurückliegenden Zeiten war das in der toskanischen Campagna noch möglich. Doch seine beiden Söhne ließ er, wie bereits angedeutet, in Pisa Tiermedizin studieren.

Amerigo, Sandras Großvater, übernahm nach der Ausbildung den tierärztlichen Amtsbezirk Certaldo und erwies sich dort zweifellos als Ameise. Sein Bruder Pasquale wurde als Tierarzt in Siena ansässig, hatte großen wirtschaftlichen Erfolg, lebte in Saus und Braus, gab rauschende Feste, bei denen der von ihm gehaltene Affe über die reich gedeckte Tafel oder von Kronleuchter zu Kronleuchter sprang. Anders als der Bruder weigerte sich Pasquale, seine Kinder überhaupt in irgendeine Schule zu schicken. Stattdessen durfte der jüngste Sohn bei den erwähnten Festlichkeiten unter der Tafel sitzen und den zahlreichen Gästen mit einem Holzhämmerchen auf die Füße klopfen – zur großen Belustigung des Vaters, der manchmal auch eigenhändig für die Geladenen kochte. So erprobte er eines Abends zu später Stunde ein neues Rezept. Als seine schon schlafende Ehefrau sich weigerte, die angeblich gelungene Kreation zu kosten, warf er sie nicht nur aus dem Bett, sondern auch aus dem Haus, schob den Riegel vor und vergaß sie draußen. Als gespenstisch weiße Gestalt, nur

mit einem dünnen Hemdchen bekleidet, musste sie frierend eine lange Mondnacht im Freien verbringen.

Schließlich versetzte Pasquale auch noch die braven Kinder des überaus braven Amerigo in Angst und Schrecken. Denn irgendwann konnten sie nicht länger in Certaldo zur Schule gehen, sondern mussten höhere Bildungsanstalten besuchen. Daher wurden sie – wieder einmal halfen sich Familienangehörige untereinander – zum Onkel nach Siena geschickt. Dort lebten sie im Dauerstress, hin- und hergerissen zwischen tiefer Furcht vor den Launen des unberechenbaren Hausherrn und fassungslosem Staunen über ihr neues Luxusleben. Denn jetzt stand ihnen sogar eine gemietete riesige Theaterloge zur ständigen Verfügung. Wen das gebotene Meisterwerk nicht interessierte, der durfte in seinem Sessel auch schlafen, nur allzu lautes Schnarchen hatte der Onkel sich verbeten. Durch so intensiven Kunstgenuss wuchs Sandras Vater zu einem hervorragenden Kenner der Oper heran.

Fazit: Der Gegensatz zwischen beiden Lebensauffassungen, zwischen Ameisen und Zikaden, kann auch mitten durch eine Familie hindurchlaufen. Denn wenn Sandras Großonkel Pasquale nicht eine ‚Zikade' war, wer ist es dann? Von den zahllosen Eskapaden dieses ‚eigenwilligen' Verwandten berichtete mir Sandra mit einer Mischung aus Belustigung und Scham. Sie ein bisschen zu trösten war leicht. Ich brauchte ja nur aufzuzählen, wie viele unter meinen Vorfahren verrückt gewesen sind.

29

Doch zurück zu den Ereignissen des Vormittags! In netter Unterhaltung wurden Sven, Ulli und ich nach unseren bisherigen Italienerfahrungen befragt. Dabei waren die Anspielungen auf meine Liebe zu Sandra so zahlreich, dass ich die Familie nicht mehr für so ahnungslos halten kann, wie Sandra das immer behauptet. Auch meine Freunde hatten den Eindruck, dass zumindest die Großeltern und die Signora die wahre Lage zu durchschauen beginnen. So sagte die Großmutter, fröhlich plaudernd, mit der ihr eigenen Arglosigkeit, es gebe gute Gründe dafür, dass Sandra am Poggetto schon so früh zu Hause zurückerwartet werde. Auch sie selbst könne ja nach 21 Uhr nicht mehr vor die Tür gehen, weil die Straße, an der sie wohne, so dunkel sei.

„Na ja", meinte die mich duzende schlitzohrige Mutter, „das weißt du doch auch. Oder findest du sie etwa hell?" Gerade wollte ich bestätigen, dass die Lampen in der Via Mercati elende Funzeln sind, als mir Sandra unter dem Tisch so kräftig vor das linke Schienenbein trat, dass ich laut aufjaulte: „Au, verflucht – nein!", mich nach unten krümmte, die schmerzende Stelle rieb und – mit dem Kopf fast auf der Tischplatte liegend – wenig glaubhaft versicherte: „Aber liebe gnädige Frau, ich kenne doch die genannte Straße gar nicht. Wie hieß sie doch gleich?" Nonno Beppe hatte allerdings den brutalen Tritt gesehen, die Mutter ahnte zumindest, was geschehen war, lächelte süß-säuerlich – keine Lehrerin erträgt es mit Gleichmut, wenn ein Schüler nicht in die aufgestellte Falle tappt –, doch beide sagten nichts.

Sandras Vater ließ sich nur ein paar Minuten lang von fern blicken. Er flüchtet sofort, wenn Besucher kommen, zumal wenn es so viele sind. Übrigens wurden auch Ulli und Sven mit Kaffee und Kuchen bewirtet, ich verzichtete auf ein weiteres Stück

des Sedimentgesteins. Dennoch hatten wir drei schließlich mit vereinten Kräften das vermutlich für den folgenden Ostersonntag bestimmte Mühlrad zur Hälfte aufgegessen. Und vielleicht sollten uns die übrigen Gäste dafür dankbar sein.

In den wenigen Augenblicken, in denen wir allein waren, wollte ich Sandra von meinen Erlebnissen bei Don Clemente berichten, suchte nach Worten, schlich mit vorsichtigen Andeutungen wie die Katze um den heißen Brei herum, fühlte mich verklemmt, sah mich hilflos. Sandra verstand nichts, forschte mit großen dunklen Augen ratlos in meinem verlegenen Gesicht, verunsicherte mich dadurch noch mehr. Ich stotterte, verflocht langatmige Sätze zu einem unentwirrbaren Knäuel, endlich verstummte ich ganz. Da sagte das Kind zu meiner Überraschung kurz und präzise: „Jetzt begreife ich endlich! Warum sagst du das nicht gleich? Padre Matteo empfahl zur Empfängnisverhütung die Methode Knaus-Ogino."

So von ihr überrascht wurde ich schon einmal bei einer anderen Gelegenheit. Unlängst versuchte ich in Florenz, sie mit Fragen zu den an der Straße stehenden Verkehrszeichen zu necken und mich auf diese Weise dümmlich mit ‚männlichem Fachwissen' aufzuspielen. Dass die Dummen selbst nicht bemerken, dass sie dumm sind, beklagt ja schon Platon im *Symposion*, vielleicht nicht ganz zu Recht, denn eigentlich ist es doch, wenn man schon dumm ist, besser, es nicht zu wissen als zu wissen. Übrigens wird Platons Meinung in Italien sogar vom breiten Volk geteilt. Denn angesichts beharrlicher Dummheit pflegt man hier achselzuckend zu sagen: „Gli stupidi hanno sempre ragione: Die Dummen haben immer recht" – sie haben insofern immer recht, als sie unbelehrbar, jedem Argument unzugänglich und daher unfähig zum Umdenken und zu jeder Selbstkritik sind. Also kann ich vielleicht doch hoffen, eher *philósophos*: weisheitsliebend als *ásophos*: unweise zu sein, denn ich hörte Sandras Ausführungen zur Straßenverkehrsordnung immerhin aufmerksam zu, bewunderte ihre profunden Kenntnisse, nein, gelogen – ich bewunderte sie nicht, sondern ich wunderte mich über sie, und zwar so maßlos, dass mein übertriebenes Lob schon wieder beleidigend war. Also doch: „Die Dummen ... usw." Auch damals verlor Sandra am Ende die Geduld, sagte ohne jeden Stolz: „Warum bist du denn so ungeheuer überrascht? Ich habe doch den Führerschein für Auto und Motorrad." Ich schwieg beschämt, dachte aber – ich dachte, nicht: ich sagte! – ‚Wie willst du süßes ätherisches Wesen dich denn durch das Florentiner Verkehrschaos kämpfen?' Wohlgemerkt: Ich dachte das! Irgendwie denken die Dummen also doch etwas – etwas Dummes!

Gegen Mittag verabschiedeten meine Freunde und ich uns in Certaldo. Wir fuhren weiter nach San Gimignano, dann auf Umwegen nach Volterra, kehrten dort um und besichtigten am späten Abend noch von außen die Rocca di Sillano, eine eindrucksvolle, einsam gelegene Burg.

Um Mitternacht hielt Ulli wieder vor meiner Haustür. Wir sprachen noch kurz im Auto über die Ereignisse des Tages. Am meisten beeindruckt waren meine Freunde von dem Besuch bei Sandra. Darin zumindest waren sie sich einig. Doch sie äußerten sich wieder einmal recht unterschiedlich. Ulli legte mir den Arm um die Schultern und sagte, leise in sich hineinkichernd: „Mit Vergnügen habe ich festgestellt, dass dieser hübsche FIAT" – und mit der linken Hand streichelte er das Lenkrad – „auch zu Zeitreisen in der Lage ist. Nie hätte ich gedacht, dass ich mit ihm so schnell im vergangenen Jahrhundert ankommen könnte."

Sven dagegen war noch ernster als sonst, beugte sich vom Rücksitz zu uns nach vorn und murmelte: „Deine Italienerin ist ein bezauberndes Mädchen, aber falls sie dich wirklich lieben sollte, wird sie mit ihrer Familie erhebliche Schwierigkeiten bekommen."

30

Am Ostersonntag war ich mir eine Weile nicht sicher, ob es vergnüglich sein könnte, mit der DUCATI im wahrscheinlich dichten Osterverkehr herumzukurven. Doch das Wetter war herrlich, und so hielt ich es zu Hause nicht lange aus. Also los! Zunächst einmal bei Bruno 10 l Benzin getankt, dann in die übliche Richtung Siena bis kurz vor Greve.

Die Straße folgte einem Bachbett, und als ich ein einsames Plätzchen am Wasser fand, blieb ich dort für den Rest des Tages, zog Schuhe und Strümpfe aus und ließ die Füße in die kalte und völlig klare Strömung baumeln, die an den Felsblöcken, auf denen ich saß, mit großer Geschwindigkeit vorbeischoss. Der Bach führte so viel Wasser, weil es monatelang fast ununterbrochen geregnet hatte. Erst seit gestern scheint endlich wieder die Sonne. Sooft es mir auf meinem strudelumtosten Stein zu unbequem wurde, kletterte ich ans Ufer, legte mich auf die mitgenommene Decke und träumte vor mich hin. Einmal schlief ich für zwei Stunden ein, dann wieder las ich für ein Weilchen (einige Bücher hatte ich mitgenommen), und so wurde es Spätnachmittag.

Den ganzen Tag hindurch hatte ich noch nichts gegessen, nicht, weil ich zu sparsam dazu gewesen wäre, sondern weil ich meine hübsche Badestelle nicht während der schönsten Stunden des Tages verlassen wollte. Erst gegen 16 Uhr fuhr ich aus meinem Versteck hervor und bummelte noch durch den 20 Grad warmen Frühlingsabend, und zwar von Greve (es liegt auf einer östlichen Parallelstrecke zur via Cassia) nach San Casciano (auf der via Cassia) und dann weiter über Cerbaia nach Montelupo. Dort erreichte ich die Hauptstraße Empoli-Florenz und kehrte auf ihr mit der Abendsonne im Rücken nach Haus zurück.

Doch trotz des Ausflugs war ich nicht müde, sondern ziemlich unruhig. Daher wanderte ich abends noch lange in der sommerlich warmen Innenstadt herum. Die Hausmauern strahlten endlich wieder, wie im vergangenen Herbst, die Hitze der schon untergegangenen Sonne zurück. Ich aß ein großes Eis, kaufte mir in der Bahnhofsbuchhandlung ein paar Zeitungen und legte mich gegen 22 Uhr ins Bett.

31

Am Ostermontag hatte ich anfangs keine große Neigung zu einem weiteren Ausflug. Zwar war das Wetter hervorragend, aber auf der Ausfallstraße unter meinem Fenster rollte ununterbrochener Osterverkehr, mit endlosen Kolonnen ausländischer Autos. Überhaupt trifft man jetzt kaum noch Florentiner in der Altstadt, sondern fast nur noch Ausländer.

Zunächst kleidete ich mich stadtfein, um mit dem Bus in die Innenstadt zu fahren und meine Eltern anzurufen. Doch dann kam ich unten am Briefkasten vorbei,

fand eine bissige Antwort meines Vaters auf meine Klagen über die unerfreuliche Arbeit an der Fragmentsammlung, las und zerriss den Brief, stieg die vier Stockwerke wieder hinauf, wühlte in meinem Zimmer die Motorradkleidung aus dem Schrank, wollte mein Geld nun nicht mehr für irgendein unerfreuliches Telefongespräch, sondern lieber für Benzin und einen hübschen Ausflug ausgeben.

Gegen 12.30 Uhr rollte ich mein rotes Spielzeug aus dem Flur auf die Straße, faltete meine Cowboy-Decke zusammen, legte sie wie immer auf die Sitzbank, damit diese etwas breiter und bequemer wird, und stürzte mich in den Osterverkehr, der aber erstaunlicherweise schon bald nachließ und sich abends vollkommen beruhigte.

Da ich inzwischen fast alle aus Florenz hinausführenden Straßen kannte, nur die Autostrada Firenze-Mare (Florenz-Meer) nicht, wollte ich sie mir, trotz der zusätzlichen Mautkosten, einmal ansehen. Ich verließ also Florenz in Richtung Pisa auf einer breiten Schnellstraße, die so plötzlich in die Autostrada überging, dass ich zunächst glaubte, irgendeine Zahlstelle übersehen zu haben. Doch wenig später kam ich zur ersten. Sie ähnelte einer großen Schleuse – die gesamte Fahrbahn wird von einem Dach überspannt, unter dem für jede Spur eine ampelgeregelte Durchfahrt offensteht. Wo die Ampel Grün zeigt, kann man an die Kasse fahren. Ich hielt also an einem solchen Schalter, nannte mein Fahrtziel Pisa und bekam für 200 Lire eine kleine grüne Quittung. Nun glaubte ich, für diese 200 Lire bis Pisa fahren zu können, doch weit gefehlt – die Autostrada entnervt durch insgesamt drei Zahlstellen. Ungefähr alle 25 km musste ich meine Fahrt unterbrechen und erneut ein Ticket kaufen, sodass mich die 70-80 km Autobahn insgesamt 400 Lire, also mindestens so viel wie der Sprit kosteten.

Angesichts solcher Preise überlegt man sich genau, ob man die Autostrada benutzen soll oder nicht. Allerdings beeindruckt sie nicht nur landschaftlich, sondern auch bautechnisch. Denn sie ist um etwa ein Drittel breiter als unsere heimatlichen Autobahnen. Die zusätzliche dritte Spur ist als Standspur für defekte Fahrzeuge gedacht. Durch sie wird zweifellos ein erheblicher Sicherheitsgewinn erzielt. Außerdem besteht der Straßenbelag nicht wie bei uns aus oft holprigen Betonplatten, sondern aus fugenlosem Asphalt.

Es herrschte, wie gesagt, schönstes Wetter, keine einzige Wolke zog über den strahlend blauen Himmel. Leise vor sich hinsingend trug mich die DUCATI durch eine hübsche Landschaft voll hoher Berge, blühender Bäume, alter Ortschaften und einsamer Burgen, rechts von mir zogen die weißen Türme der Dome von Pistoia und Lucca vorüber, beim mühelosen Fahren auf der fast leeren Autobahn konnte ich mich in Ruhe nach ihnen umsehen, genoss es, zum ersten Mal seit einem Jahr wieder eine solche Luxusstraße zu befahren. Auch einen langen Tunnel durchquerte ich – ein merkwürdiges Gefühl, wenn man mit 100 km/h aus dem hellen Tageslicht in eine so dunkle Röhre hineinfährt. Letztlich orientierte ich mich, obwohl ich die Beleuchtung eingeschaltet hatte, vor allem an dem kleinen hellen Fleck des weit hinten sichtbaren Tunnelausgangs.

Bei Viareggio erreichte ich das Ende der Autostrada, bog in Richtung Norden in ein sehenswertes Gebirgstal ein, legte mich bei Camaiore einige Zeit in die Sonne, fuhr später auf einer gleichfalls sehr hübschen Straße weiter nach Lucca – inzwischen war es 16 Uhr geworden, der Verkehr hatte stark nachgelassen –, von Lucca

nach Pescia, Montecatini, Pistoia, Prato und schließlich nach Florenz zurück. Gegen 21 Uhr kam ich wieder zu Hause an.

Übrigens wird der DUCATI-Motor umso munterer, je höher die Umgebungstemperaturen sind – wie eine Viper erwacht er erst bei Wärme zu vollem Leben. Auch sein Ölverbrauch ist entschieden zurückgegangen.

32

Gestern, am Dienstag, schlug ich mich den ganzen Tag hindurch mit der grässlichen Fragmentsammlung herum. Das Wetter war gut. Florenz strahlte, sooft ich über meine linke Schulter aus dem geöffneten Fenster sah, zunächst in der Morgen-, dann in der Mittag-, schließlich in der Abendsonne.

Vor mir auf dem Tisch vertickte der blechern scheppernde Wecker erbarmungslos die restliche Zeit meines Italienaufenthalts. Ihn lässt mein Kummer unbeeindruckt, unerbittlich stiehlt er mir Stunde um Stunde. Noch eine endlose Woche lang würde er so vor sich hinklappern, ehe ich Sandra wiedersehen könnte. Denn solange diese Plage von Universität ihre Tore geschlossen hält, wird das arme Mädchen in Certaldo bleiben müssen. Meine Verzweiflung wuchs. Vergeblich versuchte ich mich zu beherrschen, versuchte, stark zu sein. Doch gegen 18 Uhr erfasste mich eine so unwiderstehliche Sehnsucht nach meinem Liebling, dass ich die DUCATI sattelte und in einer Stunde die 70 km nach Certaldo fuhr.

Durch das schmiedeeiserne Hoftor sah ich Marco an einem mit Fachliteratur beladenen Tisch im Garten sitzen. Er studiert in Siena Medizin. Ich winkte ihm durch die Gitterstäbe zu, er öffnete mir die Einfahrt, sodass ich mit der DUC in den Hof fahren und sie hinten links vor der Garage parken konnte. Meinen überraschenden Besuch begründete ich mit harmlosen Zufälligkeiten, gab vor, aus Siena zu kommen und auf der Rückfahrt nach Florenz zu sein. Da habe es nahegelegen, die kluge Kommilitonin Sandra kurz zu begrüßen und zu einigen papyrologischen Problemen zu befragen. Denn die Papyrologie ist der einzige Grund, den ich zur Rechtfertigung solcher Besuche vorschieben kann.

Zwar war ich erst nach Sonnenuntergang in Certaldo angekommen, aber leider war es immer noch nicht völlig dunkel. Denn heute war ich wieder einmal „sportlich“ angezogen. Ein Knopf meiner Jacke hatte sich bei Hochgeschwindigkeit davongestohlen, und die Knie meiner Hose waren durch die Ausflüge der letzten Tage stärker ausgebeult denn je. Allerdings hoffte ich, der süßen Sandra dennoch zu gefallen, denn ich war braun gebrannt, meine Haare waren vom Sonnenlicht der vergangenen Tage hellblond gebleicht, und leuchtend grün strahlten, wie ich im DUCATI-Rückspiegel sehen konnte, meine Augen.

Marco war ins Haus gegangen, um der gequälten Familie meine Ankunft zu melden. Ich blieb im Garten, wartete auf Sandra, sah mich unauffällig in der inzwischen vertrauten Umgebung um. Im Westen hinter dem Eisentor glühte der Himmel noch orangerot, die Fensterläden des Hauses waren zum Teil geöffnet, in einigen Zimmern brannte Licht, die Amseln schwiegen, leise zu hören waren nur ihre seltenen Sprünge von Sitzstange zu Sitzstange.

Endlich kam Sandra, auch diesmal bezaubernd schön. Und wieder hatte sie etwas Verräterisches getan. Denn sie hatte mich offensichtlich warten lassen, um sich

umzuziehen, sorgfältig zu kämmen und mit – mir bisher unbekannten – Perlen-Ohrclips zu schmücken. Noch viel verdächtiger war ihre spürbare Aufregung. Ihr Mund war blass, das Näschen weiß, obendrein war sie außer Atem, weil sie die Treppe so schnell heruntergelaufen war.

In einem der wenigen unbewachten Augenblicke gestand ich ihr, dass ich direkt aus Florenz zu ihr gekommen war. Im größeren Kreis log ich dann das Blaue vom Himmel herunter. Scherzend bat ich die Signora, sich von mir selbst die Gründe meines Kommens nennen zu lassen, da ich nicht sicher sei, dass die schüchterne Sandra nachher am Familientisch so gut lügen werde, wie ich das könnte. Überhaupt gab ich deutlich zu verstehen, dass ich allein, um Sandra kurz zu begrüßen, nach Certaldo gekommen war. Die nicht unsympathische Signora fasste mich an den Armen, schüttelte mich ein wenig und versicherte mir recht überzeugend, die Pertini seien doch keine Menschenfresser, ich solle getrost vorbeikommen, wann immer mir danach zumute sei. ‚Na immerhin nett gesagt', dachte ich, ‚vielleicht ist ja dieses Haus doch nicht Polyphems Zweitwohnsitz.'

Gegen 20 Uhr verabschiedete ich mich. Da ich darüber geklagt hatte, dass es abends noch recht kühl ist, wurden mir die Tagesausgaben des *Corriere della Sera* und der *Nazione* vorn in die Jacke gestopft. Nun knisterte ich zwar bei jeder Bewegung, aber dieser Kälteschutz erwies sich als so verblüffend wirksam, dass ich ihn jedermann bei trockener Witterung als Notlösung empfehlen kann.

Beim Abschied flüsterte mir Sandra zu, sie wiege nur noch 54 kg (statt wie vorher für kurze Zeit 57 kg), ich hüpfte wie ein Eichhörnchen auf den Kickstarter, die DUCATI sprang sofort an, also Licht eingeschaltet und Start in die Nacht.

33

Da ich nur eine Stunde in Certaldo geblieben war – nur hatte bleiben können, denn zum Abendessen war ich nicht eingeladen worden –, ließ ich mir bei der Rückfahrt Zeit, bummelte über Castelfiorentino und Montespértoli (Akzent von mir) auf einer sauschlechten Nebenstrecke zurück in Richtung Florenz, viele Kilometer lang im 2. Gang mit 40 km/h. Zu versäumen hatte ich ja nichts.

Die Straße führte durch einsames Gebiet. Nach ungefähr zwanzig Kilometern fuhr ich auf eine kleine buckelige Brücke zu, hinter der eine flache Rechtskurve folgte. Allerdings war das nur an den angestrahlten Spitzen der Zypressen am linken Straßenrand zu erkennen. Denn das leichte Gefälle hinter der Brückenkuppe konnte ich nicht einsehen, und selbst wenn ich es hätte einsehen können, hätte es der weit unter Augenhöhe liegende Scheinwerfer der DUCATI nicht ausgeleuchtet.

Und so fuhr ich denn mit leichter Schräglage, vielleicht 50 km/h schnell, vollkommen ahnungslos in ein tiefes, scharfkantiges Schlagloch. Krachend schlug die Vorderradgabel der DUCATI durch, die Lenkung wurde heftig verrissen. Dennoch konnte ich das ausbrechende Motorrad abfangen und einen Ausflug in die immergrüne Botanik Südeuropas vermeiden. Solche gefährlichen Überraschungen sind in Italien leider keine Seltenheit. Zwar rechne ich auch immer mit ihnen, aber zu meinem Pech hatte sich der heutige große Krater an einer besonders heimtückischen Stelle versteckt.

Sofort hielt ich an, wuchtete die arme DUCATI bei laufendem Motor auf den Hauptständer und untersuchte tastend, bei eingeschaltetem Abblendlicht, die Gabel und den Vorderradkotflügel. Schäden konnte ich nicht feststellen. Bleche waren nicht verbogen, Hydrauliköl trat nicht aus. Nur der im linken Stummellenkerrohr mit Klemmschraube befestigte Rückspiegel hatte sich um 180 Grad nach unten verdreht, hing vorwurfsvoll, mit gelockertem, nun nach vorn gerichtetem Spiegelglas am Lenkerende. Doch ich konnte ihn leicht in die richtige Position zurückdrehen. Also hatte ich wohl Glück im Unglück gehabt.

Nach diesem bösen Erlebnis setzte ich meine Rückfahrt doppelt wachsam fort. Der Schrecken saß mir tief in den Knochen, doch allmählich beruhigte ich mich wieder, konnte mich auch wieder umschauen.

Hinter mir im Westen leuchtete der Himmel noch immer mit einem schwachen gelblich-blauen Schimmer, die landschaftlich reizvolle, aber – wie bewiesen – mit Vorsicht zu genießende Straße kletterte meist über dunkle, gottverlassene Berge, bot dafür aber weite Ausblicke auf die glitzernden Lämpchen vieler entfernter Ortschaften. Selten strahlte das langsam wandernde Scheinwerferpaar eines einsamen Autos auf den Serpentinenstrecken eines Nachbarbergs ein Stück Himmel an. Der DUCATI-Motor brummte zufrieden unter mir die Steigungen hinauf und die Gefälle hinunter, und so erreichte ich schließlich kurz vor Florenz eine Kurvenfolge, die ich von Tagesfahrten kannte, sodass ich nun nicht mehr völlig im Ungewissen herumirrte. Gegen 22 Uhr war ich zu Hause.

34

Es ist sommerlich warm, ich habe die Fensterläden meines Zimmers fast völlig geschlossen, sodass nur noch dämmriges Licht in den Raum fällt. Jan hat mich besucht, blieb eine Woche, brachte mir aus Griechenland eine große rote, an den Rändern mit schwarzen und weißen Mustern verzierte Decke mit, die ich nun tagsüber auf meinem Bett auszubreiten pflege. Sie gibt meiner kleinen Behausung eine kräftige farbliche Note, ebenso wie einige Farbdrucke, die ich mir in den Florentiner Museen gekauft und ringsum an den weißen Wänden aufgehängt habe. Gesundheitlich geht es mir gut, auch meine Finanzen haben sich nicht verschlechtert, die Ferien dauern immer noch an, und nur durch Jans Abreise, Sandras Fernsein und eine kleine Beschädigung der DUCATI habe ich ein bisschen Kummer.

Die Osterferien endeten angeblich am 20. April, also am Sonnabend vor einer Woche. Jan hatte sich mit einer Postkarte aus Zypern für die Nacht von Sonnabend auf Sonntag angemeldet. Er traf um 0.30 Uhr mit einem Zug aus Venedig ein. Ich holte ihn am Bahnhof ab. Durch einen glücklichen Zufall hatte ich eine sehr preisgünstige Unterkunft für ihn gefunden. Für 500 Lire pro Nacht konnte ich ihn hier bei Ferraris unterbringen, und zwar im Nachbarzimmer. Einige Polizisten haben den Raum gemietet, benutzen ihn aber nur, um sich morgens und abends dort umzuziehen, benötigen ihn also nachts nicht und überließen ihn deshalb gerne gegen die genannte geringe Kostenbeteiligung uns, sodass Jan jeden Abend, wie vereinbart ab 23 Uhr, zum Schlafen dort hinübergehen konnte. Den Tag hindurch hielt er sich dagegen in meinem Zimmer auf, auch seine gesamte Habe ließ er hier bei mir.

Als er in tiefer Nacht aus dem Zug stolperte, sah er ziemlich mitgenommen aus. Sein dunkles Haar war durch Griechenlands Sonne zu rötlichen Strähnen, der finstere Bart durch Seesalz und grelles Licht zu scheckigem Gestrüpp gebleicht, die mühsame Führung einer nie zufriedenen Reisegruppe hatte ihm das Gemüt verdüstert, ein herausforderndes Mädchen den Kopf verdreht – das alles war vielleicht ein bisschen viel auf einmal.

Und dennoch ließ mich das Liebesleid des ewigen Besserwissers zunächst innerlich aufjubeln, bis mir klar wurde, dass ich ihn, wenn sich seine Stimmung nicht hob, tagelang als missgelaunten Muffel um mich haben würde. Diese Aussicht dämpfte meine gehässigen Triumphgefühle erheblich. Wohlbegründet waren sie trotzdem. Denn ich hatte ihn immer nur als äußerst beherrschten Intellektuellen erlebt. Allen „Unsinn", den ich trieb, meine irrationale Seite – Liebesgeschichten, Neigung zu technischen Spielereien wie Fliegerei und Motorradfahren –, all meine Verrücktheiten versuchte er zwar zu verstehen, aber er „verstand" sie nur rational, nicht emotional.

Wo da der Unterschied ist? Nun, er beobachtete meine Fehlleistungen nach der distanzierten Formel des: „*Sunt pueri pueri. pueri puerilia factant*: Kinder sind Kinder. Kinder tun nun einmal Kindisches." Eine emotionale Teilnahme sähe anders aus, wäre die Erinnerung an eigenes unvernünftiges Verhalten in ähnlicher Situation, wäre verbunden mit der Gewissensfrage: „Hast du etwa damals selbst, in entsprechender Lage, richtiger, klüger, sinnvoller, beherrschter gehandelt? Wiederholt dein Freund nicht nur einen Fehler, den du aus eigener schmerzlicher Erfahrung kennst?"

Doch der arme Jan hat nie einen Fehler begangen, ist immer „vernünftig" gewesen, hat den Beruf als Berufung zum Mittelpunkt seines Daseins verklärt, lebt seit dem Beginn seines Studiums abgehoben in der dünnen Höhenluft des universitären Elfenbeinturms. Ein anderes Bild wäre genauso zutreffend, aber düsterer: Die Klassische Philologie hat ihn mit Haut und Haaren verschlungen wie der Wal den Jonas, aber anders als der Wal den Jonas wird sie ihn nie wieder ausspucken – er geht völlig in ihr auf. Und sein hervorragendes Gedächtnis sichert ihm unbedingten Erfolg in unserem Fach. Denn diese älteste aller Philologien schleppt ja eine ungeheure Last an jahrtausendealtem Wissen mit sich herum. Fast unsere gesamte Arbeit besteht im rastlosen Sammeln von Fakten, im Füllen von Zettelkästen, im Kritzeln von Notizen, im Hinzufügen von Notizen zu früheren Notizen, im Streben nach allumfassenden Kenntnissen. Eher selten können wir fröhlich, unbefangen, mit ungetrübtem Vergnügen, ohne schlechtes Gewissen, ohne den Rückgriff auf unzählige ältere Publikationen die herrlichen antiken Autoren lesen. Meistens müssen wir ganze Berge von Sekundärliteratur durchwühlen, in denen man oft etwas Brauchbares so vergeblich sucht wie im Heuhaufen die sprichwörtliche Stecknadel. Endlos werden die gleichen Thesen – wenn auch in leichten Abwandlungen – wiederholt, kaum etwas in unserem Fach ist seltener als eine wirklich neue Erkenntnis. Angesichts der langen Geschichte der Klassischen Philologie kann das vielleicht auch nicht überraschen.

Trauriger ist schon, dass die wenigen Forschungsergebnisse, die tatsächlich über das bisher Bekannte hinausführen, Jahrzehnte brauchen, ehe sie sich allgemein durchsetzen. Zunächst sind sie ziemlich unwillkommen. Es liegt ja auf der Hand, dass alle, die bisher eine andere Auffassung vertraten, durch Übernahme der neuen These einen früheren Irrtum einräumen müssten. Wer tut das schon gern? Also wird

das peinliche Eingeständnis hinausgezögert. Wer aber durch schlagende Argumente zu sofortiger Korrektur seiner Meinung gezwungen wird, empfindet das als Kränkung.

Daher tut der angehende Forscher im Allgemeinen gut daran, bereits Bekanntes ein wenig anders zu verpacken und dann – aber bitte in geschliffener Form – erneut vorzutragen. Zusätzlich empfiehlt es sich, deutlich darauf hinzuweisen, dass die als neu ausgegebene alte These die richtige Auffassung des Herrn X und des Herrn Y aufgreift und nur in einigen Punkten vertieft. Denn dann können sich die Genannten bestätigt fühlen, können ihre Forschung erfolgreich fortgeführt sehen. Und auch die übrigen Leser des „neuen" Forschungsbeitrags brauchen nicht gründlich umzudenken (das ist anstrengend), sondern können sich mit einer leichten Korrektur ihres bisherigen Urteils begnügen (das ist zumutbar und wird auch gern getan).

Böse gesagt: Schöpferische Tätigkeit erfordert in der Klassischen Philologie – wenn sie denn in diesem Fach überhaupt noch möglich sein sollte – einen aberwitzigen Aufwand an stumpfsinnigen Vorarbeiten, an entnervendem Fliegenbeinzählen, überquellenden Zettelkästen, ellenlangen Bibliographien, geduldigem Lesen oft todlangweiliger Seiten und Seiten und Seiten und Seiten – kurz: sie verlangt ein unsägliches Opfer an sinnlos vertaner Zeit.

Daher glaube ich manchmal, dass Heraklit und Demokrit wie Seher in die Zukunft blickten und unser Fach meinten, als sie sagten:

> „Vielwisserei lehrt nicht Verstand haben. Denn sonst hätte sie es den Hesiod gelehrt und Pythagoras und auch Xenophanes und Hekataios." (Heraklit)

> „Viele Vielwisser haben keinen Verstand." – „Viel Denken, nicht viel Wissen soll man pflegen." (Demokrit)

Allerdings gehört mein lieber Jan nicht zu Demokrits vielen dummen, sondern zu den wenigen klugen Vielwissern, zu denen, die Verstand haben, oder genauer noch: die zu viel Verstand haben. Denn gerade wegen seiner übermächtigen Vernunftnatur kann er rein emotional begründete Entscheidungen nicht nachvollziehen. Andererseits „weiß" er wie so vieles andere auch, dass der „Mensch an sich", der *autoánthropos*, der dumme, kluge, gute oder böse Mensch, nicht selten irrational handelt. Allein aufgrund dieses abstrakten Wissens erlaubt Jan bisweilen auch mir, *qua* Mensch nicht bei Verstand zu sein.

Als er nun aber am Sonnabend so zerknirscht vor mir auf dem Bahnsteig stand, hoffte ich von ganzem Herzen, dass eine Wende in seinem Leben eingetreten sein könnte. Vielleicht hatte ihn ja die Schöne auf dem Kreuzfahrtschiff doch endlich einmal um sein klares Denken gebracht, vielleicht hatte er ja doch noch eine – wenn auch nur geringe – Chance, dem Unvernünftigen in sich, dem *álogon*, „persönlich" und nicht nur theoretisch zu begegnen, ihm sozusagen die Hand zu schütteln und in die Augen zu sehen. Nur gut, dass er sich nicht sonderlich für unsere philosophischen Texte interessiert. Denn sonst hätte er sich vielleicht zu allem Übel auch noch in seiner bisherigen Haltung bestätigt gefühlt, da es eine – meines Erachtens falsche – stoische These gibt, die seinen Intellektualismus zu rechtfertigen scheint: Der alte Chrysipp, mit dessen Seelenlehre ich mich ja hier tagtäglich herumschlagen muss, war of-

fenbar ein ähnlicher Verstandesmensch wie Jan, denn er definierte die Gefühle sogar ausdrücklich als Urteile der Vernunft, nach dem Muster:

„Trauer ist das *Urteil*, dass ein Übel gegenwärtig ist."

Doch durchsetzen konnte sich diese Auffassung nicht. Mit richtiger Beobachtung menschlichen Verhaltens wurde gegen sie eingewandt, dass die Trauer zum Beispiel über den Tod eines Verwandten mit der Zeit nachlasse, während ein Vernunfturteil stets gleich bleiben müsse. In der Tat ist 2 + 2 immer gleich 4 und nicht morgen gleich 3, übermorgen gleich 2 und noch später vielleicht gleich 0.

35

Allzu viel erzählte Jan über seine tragische Liebe nicht. Zwar knabberte er ein Weilchen an dieser Erfahrung herum, aber wirklich dazugelernt hatte er nichts, war in keiner Weise ge- oder betroffen. Also beschränkte ich mich darauf, ihm einige dürftige Ratschläge zu geben, und vertraute im Übrigen auf die heilenden Kräfte der herrlichen Stadt, des schönen Wetters und der Ruhe, die ich ihm zu bieten gedachte.

All das tat auch seine Wirkung, und er fühlte sich bald so wohl, dass er heute bei der Abreise ziemlich unglücklich war. Natürlich zeigte ich ihm, wann immer er dazu bereit war, auch ausgiebig die Stadt, ferner hatte ich ja inzwischen eine Fülle von Kriminalromanen gesammelt, die er, der große Gelehrte, auch gar nicht so ungern las. Oft, wenn ich zur Universität ging oder Sandra treffen wollte, zog er es vor, bei mir im Zimmer auf der roten Decke zu liegen, zu lesen oder Radio zu hören. Er war durch die Hetze der Kreuzfahrt, auf der er täglich viele Stunden lang hatte führen müssen, völlig erschöpft und kam erst ganz allmählich wieder zu Kräften.

Wie schon angedeutet brachte er mir eine Fülle von Geschenken mit: die griechische Decke, die er in Ephesos für mich gekauft hatte, eine Flasche griechischen Anisschnaps, griechische Zigaretten und auch noch ein paar andere nette Kleinigkeiten. Fast jeden Tag lud er mich zum Essen ein, sodass er heute mit genau 15 Lire (= 10 Pf) hätte abfahren müssen, wenn ich ihm nicht 1.000 Lire „geliehen" hätte, damit er sich auf der dreimalvermaledeiten Bahnfahrt etwas zu essen und zu trinken kaufen konnte. Immerhin ist ihm auf diese Weise klar geworden, wie hoch die Lebenshaltungskosten hier sind. Seine neuen Einsichten fasste er in der Abbitte zusammen: „Ich habe immer geglaubt, dass du übertreibst, wenn du mir von italienischen Preisen erzähltest. Doch tatsächlich gibt es keine deutsche Stadt, die auch nur annähernd so teuer ist wie Florenz." Hoffentlich verkündet er diese späte Erkenntnis auch in unserem Universitätsstädtchen, damit niemand dort glaubt, dass ich hier mit meinem Stipendium und dem Akademieauftrag im Luxus leben kann.

36

Am Montag lernte Jan Sandra kennen, äußerte sich aber zu dieser jüngsten Komplikation meines Lebens nur mit äußerster Zurückhaltung, rang sich nur die we-

nigen Worte ab: „Diese Florentinerin ist weiß Gott der Reihe schöner Mädchen, die du mir bisher vorgeführt hast, würdig."

Über Katharina wusste er mehr zu sagen, berichtete unter anderem, dass manche bedeutenden Leute sich unsterblich in sie verliebt hätten. An unserer heimatlichen Universität gebe es kein umschwärmteres Mädchen als sie, jedermann, der sie gesehen habe, sei begeistert von ihr. Da ich immer gewusst hatte, dass Kathy eine Schönheit ist, ließen mich diese Neuigkeiten ziemlich kalt, bestätigten sie mir doch nur noch nachträglich mein eigenes Urteil als richtig – jetzt, wo es längst zu spät ist.

Übrigens hatte Katharina ungefähr zur Zeit meines Geburtstags Jan nach telefonischer Voranmeldung noch einmal – so wie früher oft in meiner Begleitung – in seiner Privatwohnung aufgesucht. Vielleicht wollte sie ihn um gut Wetter bitten, da sie nach all unseren Streitereien fürchtete, er als mein bester und zugleich einflussreichster Freund könnte nun gegen sie voreingenommen sein – ein absurder Gedanke, da Jan sich bei solchen Auseinandersetzungen noch nie auf meine Seite geschlagen hat. Jedenfalls erzählte er, sie habe ihm am Telefon angedeutet, dass sie mit ihm noch einmal über mich sprechen wolle. Als sie aber zur vereinbarten Stunde bei ihm erschienen sei, habe sie wohl der Mut verlassen, und da er sie nicht zum Reden habe drängen wollen, habe sie sich zwar ein paar Schallplatten von ihm vorspielen lassen, auch ein bisschen Wein getrunken, aber nichts zu den Gründen ihres Kommens gesagt.

Soweit Jans Bericht. Als ich ihn hörte, erfasste mich tiefes Mitleid mit der armen Katharina – aus vielleicht unsinnigen Gründen. Denn schließlich hatte ich sie in der Vergangenheit, sooft wir uns heftig zankten und uns nicht selten sogar Gemeinheiten an den Kopf warfen, durchaus nicht immer bedauert. Wieso galt ihr jetzt all mein Mitgefühl?

Nun, ich stellte mir vor, wie Jan, dieses Verstandes-Monster, sie mit feinsten Umgangsformen, mit gelehrtesten Erörterungen bewusst oder unbewusst so lange verunsichert hatte, bis sie nicht mehr den Mut hatte, mit ihm über ihre Probleme zu sprechen. Er hatte sich bemüht, sie in jeder Weise am Reden zu hindern, wollte nicht für oder gegen mich Stellung beziehen müssen, sondern „sich heraushalten", und das war ihm ja auch glänzend gelungen. Wahrscheinlich hatte er mit einschüchterndem professoralem Getue und erdrückender Gelehrsamkeit über alles Mögliche und Unmögliche, über Literatur, bildende Kunst, Musik, vielleicht sogar über den aufgetischten Wein, den Weinbau im Allgemeinen, diese Rebsorte im Besonderen, die Bekämpfung der Reblaus und die mit dem Einsatz von Pflanzenschutzmitteln verbundenen Probleme ... und so weiter, und so weiter ... geredet – und das alles nur, weil er auf keinen Fall mit irgendwelchen Gefühlen konfrontiert werden wollte, nicht mit Liebe, nicht mit Hass und schon gar nicht mit den Tränen eines unglücklichen Mädchens.

Und am Ende betonte er in aller Unschuld auch noch, er habe Kathy nicht zum Reden drängen wollen. Was für eine miserable Ausrede! Hätte er nicht in Wahrheit die verdammte Pflicht gehabt, sie zu fragen: „Was kann ich für Sie tun? Bei unserem Telefongespräch hatte ich den Eindruck, dass Sie mich wegen eines Problems sprechen wollen. Habe ich mich da getäuscht?" Und wie konnte er denn, um ein persönliches Gespräch gebeten, Schallplatten auflegen, er, der zwar zahlreiche Aufnahmen musikalischer Meisterwerke, aber nicht eine einzige als Hintergrund-Gedudel geeig-

nete Schnulze besitzt? War also nicht sein gesamtes Verhalten gezielt darauf gerichtet, jeder Begegnung mit Gefühlen auszuweichen?

Doch mit welchem Recht spiele ich mich denn hier als Kritiker auf, verurteile ihn als Feigling und stilisiere mich zum verständnisvollen Menschenfreund? Verhalte ich mich nicht jeden Tag genauso? War ich nicht auf dieselbe Weise vor Barbara geflüchtet, hatte ich nicht, als ich zum ersten Mal neben der angebeteten Sandra saß, mein Heil in hochgestochenen – leider falschen – Ausführungen über jenen verdammten Papyrus gesucht, dessen Photo da so gammelig vor uns in der Mitte des Tisches lag? Und auch Mirellas tränenüberströmtes Gesicht sah ich wieder vor mir. War ich nicht, wenn ich neben ihr saß, ständig auf der Flucht vor Gefühlen, vor ihren Gefühlen – und vor meinen?

Sicher, die Situation zwischen Kathy und Jan war völlig anders als die zwischen Mirella und mir, aber für das Grundproblem spielt das keine Rolle. Jan fürchtet sich ganz allgemein vor Emotionen, weil sie ihm unheimlich sind, weil er sie nur begrenzt versteht, nicht mit der Vernunft erfassen, analysieren, in einen Zettelkasten einordnen kann. Ich fürchte mich vor bestimmten Gefühlen, weil sie anderen und mir gefährlich werden könnten. Und so wehren wir uns beide in der gleichen Weise, spielen beide den musterhaften, feinsinnigen, wohlerzogenen jungen Gelehrten, er sicher weit überzeugender als ich, aber immerhin, auch ich verschanze mich oft, wenn ich Mirella unterrichte, hinter einer unsäglich langatmigen grammatischen Paragraphenreiterei.

37

Allerdings hat Mirella dies Verhalten längst als Flucht durchschaut und ärgert mich in jüngster Zeit belustigt, boshaft und spöttisch, indem sie mich, eigentlich vollkommen zu Recht, zum Inhalt deutscher Beispielsätze befragt. Sie zerrt mich weg von der Erörterung abstrakter grammatischer Strukturen hin zu inhaltlichen Aussagen, mit der häufigen Frage: „E che vuol dire: Und was soll das heißen?“

Für den von ihr entdeckten Konflikt zwischen Grammatik und Inhalt gibt es in unseren lateinischen Schulgrammatiken ein hübsches Beispiel – das Paradigma (Beugungsmuster) für die lateinische *a*-Konjugation. Noch vor dreizehn Jahren lernte ich, zusammen mit meinen damals elfjährigen Schulkameraden, die Formen der *a*-Konjugation am Beispiel des Verbs *amare*: lieben – „*amo, amas, amat, amamus, amatis, amant*: ich liebe, du liebst, er/sie liebt, wir lieben, ihr liebt, sie lieben“ brüllten wir im Chor durch das ganze Schulgebäude. Und dachten uns nichts dabei, jedenfalls nichts, was über die Probleme der Grammatik hinausgegangen wäre. Doch dann erwachten entweder die Kinder oder die Erzieher oder beide und fragten nach dem Inhalt. Und seitdem dient in unseren Schulbüchern als Muster meist *laudare*: loben oder irgendein anderes unverfängliches Verb, jedenfalls nirgendwo mehr das inhaltlich bedenkliche *amare*.

Und so ist auch Mirella aus ihrer zeitweiligen Erstarrung aufgewacht, hat eine neue Möglichkeit gefunden, mich in Verlegenheit zu setzen, begnügte sich plötzlich nicht mehr mit Auskünften zu Formenlehre und Syntax, sondern verlangte deutsche Konversationsübungen von mir. Auch diesmal musste ich zugeben, dass ihr Wunsch nicht unberechtigt war, ja, als Lehrer hätte ich mich eigentlich über ihn freuen, hätte

es begrüßen müssen, dass meine Schülerin sich so oft wie möglich auf Deutsch mit mir unterhalten wollte.

Brav bereitete ich eine erste Übung vor. Sie begann mit den Worten: „Wenn ich Geld hätte, ginge ich heute ins Theater.“ Kaum hatte ich diesen ersten Satz mit erhobenem Zeigefinger – Achtung: Konjunktiv II! – ausgesprochen, als Mirella auch schon meinen schönen Zettel mit den Worten „langweilig, so vorbereitet“ weit von sich schob und in überraschend richtigem Deutsch sagte: „Wenn du das Geld nicht hast, lade ich dich ein, heute ins Theater.“ Und sogleich setzte sie in schnellem Italienisch einige Hinweise zum gegenwärtigen Theaterprogramm hinzu.

Ich reagierte spontan, verlor also den wohlpräparierten Faden der schriftlichen Übung, erklärte ihr wiederum auf Deutsch, warum wir nicht zusammen ins Theater gehen könnten, sie antwortete erneut – und sogar recht flüssig – auf Deutsch, dass meine Gründe nicht überzeugend seien, stellte, um den Übungscharakter des Gesprächs zu betonen, auch die eine oder andere Frage zur Grammatik, war schließlich sogar so keck, ihren starrsinnigen fiktiven Gesprächspartner als einen Dummkopf zu bezeichnen und mich erbost nach den Möglichkeiten zu fragen, die italienische Schimpfkanonade „Stoltone, zuccone, stupido, ciucco, grullo, sciocco, scemo, idiota, imbecille“ angemessen ins Deutsche zu übertragen.

Und so erging es mir in der Folge mit jedem meiner sorgfältig ausgewählten Übungstexte. Zunächst hatte ich gehofft, nicht von mir entworfene, sondern Lehrbüchern entnommene Lektionen seien vielleicht inhaltlich so neutral, dass Mirella sie nicht auf sich und mich beziehen könnte – aber weit gefehlt! Ich konnte reden, worüber ich wollte, immer sah sie uns beide im Spiel, genauer: im Rollenspiel, und nach der Theorie der Didaktik ist ja eigentlich eine derart starke innere Beteiligung des Schülers am fingierten Dialog der Idealfall.

Doch Mirella übertrieb. In der Übung „Am Bahnhof“ malte sie sich aus, wie wir mit dem Zug Florenz verließen, um zusammen einige schöne Tage in Rom zu verbringen, beim Thema „Am Flughafen“ lud sie mich mit beängstigend gut gespielter Ernsthaftigkeit ein, an ihrer Seite in die USA oder nach Kanada zu fliegen, vom „Hafen“ aus – den sie zu „Porto Cervo“ präzisierte – wollte sie mit mir auf „ihrer“ Segelyacht Sardinien umrunden. Über einen Mangel an Phantasie konnte sie sich jedenfalls nicht beklagen, und das sagte ich ihr auch: „Deine Einfälle, Mirella, sind bezaubernd, du solltest Romane schreiben, Liebesromane.“

Dieses ironische Kompliment nahm sie noch milde lächelnd zur Kenntnis, doch wenig später wäre es fast zur Katastrophe gekommen. Denn sie begründete ihren Vorschlag mit den Worten: „La Sardegna ... “ – „Sardinien“, korrigierte ich sanft – „ ... Sardinien“, wiederholte sie brav, „würde dir sicher gefallen.“

Ich überlegte. War ihr Satz nach deutscher Regelgrammatik in Ordnung? Unsicher sah ich nach unten, suchte die Lösung zunächst im offen vor mir liegenden Lehrbuch, starrte dann sinnend auf die Tischplatte, dachte angestrengt nach, schwieg. Und wieder einmal verstanden wir uns vollkommen falsch – ich zögerte wegen eines Grammatikproblems, wegen des Konjunktivs II eines starken Verbs, sie aber glaubte wohl, dass ich endlich einmal einen ihrer Vorschläge ernsthaft in Erwägung zöge, und wäre mir fast an die Gurgel gegangen, als sie erkannte, dass das nicht der Fall war. Denn nach längerem Nachsinnen enttäuschte ich sie mit der Feststellung: „Eigentlich hätte ich das genauso gesagt wie du, aber es müsste wohl nach Regelgram-

matik heißen: ‚Die Insel ... gefiele dir sicher', nach dem Muster – nehmen wir ruhig als Beispiel die 1. Person Singular – ‚Wenn ich käme, gefiele sie mir'."

Erst als ich zufrieden über meine großartige Erklärung vom Tisch aufsah, erkannte ich, welches Unheil das Grübeln über grammatische Probleme anrichten kann. Mirella war fast so wütend wie damals, als sie mich aus dem Haus geworfen hatte, beherrschte sich nur mühsam, konnte nun aber doch wenigstens ihren angeblich nur gedachten Gesprächspartner mit einer inzwischen beängstigend großen Flut an deutschen Schimpfworten überschütten – welch schöner Erfolg meines Unterrichts!

38

Übrigens hatte sich auch Katharina nach ihrem rätselhaften Besuch bei Jan an mir zu rächen versucht, hatte mir in einem triumphierenden Brief die lange Liste ihrer neuen Freier bekannt gegeben, vielleicht, um mir die – offenbar überzeugend vorgetäuschte – Leichtigkeit heimzuzahlen, mit der ich mich endgültig von ihr getrennt hatte, vielleicht aber auch nur, um sich ein bisschen aufzuspielen. Auf jeden Fall beantwortete ich den erwähnten Brief mit einem mindestens ebenso dummen Schreiben, überschüttete sie mit einem wilden Sammelsurium an Sticheleien und blöden Scherzen, die Kathy leider wieder einmal todernst nahm und entsprechend wütend beantwortete.

Seitdem, also seit fast zwei Monaten, habe ich nichts mehr von ihr gehört. Nun wird ihr der hoffentlich gehorsame Jan, falls sie nach mir fragen sollte, auf meinen ausdrücklichen Wunsch eine hochromantische Liebesgeschichte vorlügen: „Ach, ich habe mich bei Ben oft fehl am Platz gefühlt, denn er teilt mit einer bezaubernden, leidenschaftlichen, wahnsinnig eifersüchtigen Italienerin Tisch und Bett, und immer, wenn sie an seinem Hals hing, ihn abknutschte und küsste, hatte ich das traurige Gefühl, das junge Glück der beiden doch erheblich zu stören."

Nein, ich werde Jan schreiben, dass er sein Gewissen nicht mit solchem Unsinn belasten soll – gekränkte Eitelkeit verleitete mich zu einem primitiven Racheversuch, ich wollte der zornigen Kathy die Freierliste auf gleichem oder sogar noch tieferem Niveau mit einem Märchen aus Tausendundeiner Nacht vergelten.

39

Leider bekam ich Sandra in den letzten Tagen fast nie zu Gesicht, da sofort weitere Universitäts- und Schulferien begannen. Die erste Ferienperiode endete am Sonnabend, die zweite begann am vergangenen Mittwoch und dauert noch bis einschließlich Mittwoch dieser Woche. Der Vorlesungsbetrieb wird erst am Donnerstag, 2. Mai, wiederaufgenommen.

Am Sonnabend wusch ich an Brunos Tankstelle mein Motorrad. Dabei entdeckte ich eher zufällig auf beiden Seiten der Vorderradfelge eine tiefe Delle. Die DUCATI war also doch beschädigt worden, als ich bei jener nächtlichen Rückfahrt aus Certaldo im Dunkeln hinter der Kuppe einer Brücke von einem tiefen Schlagloch überrascht worden war – Vorderrad und Telegabel waren ja, wie schon berichtet, so

hart gestaucht worden, dass sich der Rückspiegel an seinem Arm nach unten verdreht und das Glas in seiner Fassung gelockert hatte. Damals hatte ich vor allem den vorderen Kotflügel untersucht, weil ich befürchtete, dass ihn die untere Gabelbrücke eingedrückt haben könnte, aber alles schien in Ordnung. Erst jetzt sah ich die Delle in der verchromten Stahlfelge.

Sofort beriet ich mich mit meinen in der Nähe tätigen Freunden, also mit Bruno und den immer fleißigen Reifenmonteuren. Alle waren überrascht, dass ich nicht gestürzt war. Sie selbst hätten durchaus nicht immer so viel Glück gehabt – aber sie sind ja wohl auch meistens schneller unterwegs als ich. Bei genauerer Untersuchung stellten wir mit der Kreideprobe fest, dass das Rad nicht mehr völlig zentrisch läuft, auch die Speichen haben sich an der beschädigten Stelle gelockert. Meine Freunde – und sie sind ja gerade auf diesem Gebiet Fachleute – rieten mir dringend, die Felge von einem bekannten Spezialisten reparieren oder austauschen zu lassen. Die Arbeit werde mich, wie sie mir auf meine ungläubigen Fragen mehrfach versicherten, nur etwa 5.000 Lire kosten. Ich solle das Vorderrad im Hausflur ausbauen und mit dem Bus zur leider ziemlich weit entfernten Werkstatt bringen (die Anschrift gaben sie mir auf einen kleinen Zettel). Nach nicht allzu langer Zeit würde ich das Rad wie neu zurückbekommen.

Wenn ich aber die Felge nicht reparieren, sondern auswechseln lassen wolle, dann solle ich nicht eine Originalfelge, sondern für 20 DM eine Spezialfelge kaufen, die durch hochgezogene, scharfkantige Felgenschultern widerstandsfähiger sei als das Original mit runder Schulter.

40

Die Kosten der Felgenreparatur werde ich mit meinen Unterrichtseinnahmen bestreiten können. Denn gerade heute übergab mir Mirella 30 DM für die im April erteilten Lehrstunden.

Als ich gegen meinen guten Vorsatz, nie über „Privatdinge“ mit ihr zu sprechen, etwas bedrückt die kleine Beschädigung der DUCATI erwähnte, wollte Mirella mir auch gleich noch den Unterricht des kommenden Monats bezahlen. Also denkt sie wohl zumindest für die nächste Zukunft nicht ernsthaft daran, ihren „widerlichen“ Lehrer ein zweites Mal zu entlassen. Und ich bin ja jetzt auch immer lieb zu ihr – aber nicht zu lieb. Fachlich braucht sie meine Weiterbeschäftigung nicht zu bereuen, denn sie macht beachtliche Fortschritte, beschränkt sich nicht länger auf die Lektüre deutscher Fachliteratur, sondern beginnt jetzt, wie beschrieben, auch recht gut deutsch zu sprechen. Dennoch habe ich die Vorauszahlung abgelehnt, in netter, herzlicher Form, denn Mirella ist ein feines, wenn auch in letzter Zeit etwas trauriges Mädchen.

Gestern, am Montagabend, kam Sandra nach Florenz, um mich für einige Stunden zu besuchen. Ihren Eltern hatte sie – nicht einmal ganz falsch – erklärt, sie müsse noch vor Ende April ein Buch an die Biblioteca Nazionale zurückgeben. Also wanderten wir brav, glücklich, Händchen haltend zunächst zur Bibliothek und dann noch ein paar schöne Frühlingsstunden lang durch die Florentiner Altstadt.

41

Am 1. Mai herrschte wunderschönes Wetter, und so stand ich gegen alle Gewohnheit schon um 6 Uhr auf, aß eine Kleinigkeit, trank in einer Bar einen Capuccino und zog dann zunächst alle Schrauben an meinem Motorrad nach.

Dafür hatte ich einen guten Grund. Denn bei meiner letzten Fahrt hätte ich fast die gesamte Auspuffanlage der DUCATI verloren. Sie wurde nur noch von der einen Ringverschraubung vorn im Zylinderkopf gehalten. Denn die kräftige zweite Schraube, mit der der Schalldämpfer am Rahmen aufgehängt ist, hatte sich irgendwo unterwegs in die Büsche geschlagen. Dass sie fehlte, entdeckte ich erst, als ich die Maschine nach dem kurzen Sonntagsausflug in den Hausflur zurückschob. Sofort am nächsten Tag besorgte ich mir Ersatz, beschränkte mich aber nun, durch Schaden klug geworden, nicht darauf, allein diesen einen Fehler zu beheben, sondern prüfte auch noch alle anderen Verschraubungen. Außerdem bandagierte ich mir mit einem eigens dafür gekauften Verband das linke Handgelenk, da die Kupplungsbetätigung der DUCATI so viel Kraft erfordert, dass mir bei längeren Fahrten die gesamte linke Hand, vor allem aber das linke Handgelenk zu schmerzen beginnt. Ich hoffe, dass der Verband gegen diese Ermüdungserscheinungen eine Hilfe sein wird oder dass er die Schmerzen doch wenigstens ein bisschen mildert.

Gegen 8 Uhr konnte ich endlich in den herrlichen Morgen starten. Auf der Autostrada Firenze-Mare fuhr ich bis Prato, danach auf der normalen Straße weiter bis Pistoia, bog von dort in den Apennin ein, bummelte durch eine bezaubernde Gebirgslandschaft über Capostrada, Piastre, Pontepetri, San Marcello nach La Lima und kletterte schließlich, nach rechts abbiegend, zum 1.388 m hohen Passo dell'Abetone hinauf. Dort sah ich eine Weile den Skiläufern zu, die zwar oft stürzten, sich aber dennoch unverzagt von einem bunten Sessellift erneut auf den Gipfel des 1.991 m hohen Monte Giovo schleppen ließen.

Überall nahm ich mir Zeit, genoss die Landschaft und die Schwierigkeiten des Herumkurvens auf Pass-Straßen. Die DUCATI verhielt sich vorbildlich, stieg im zweiten Gang unbeeindruckt die höchsten Berge hinauf und überholte dabei zahlreiche Autos, deren Fahrer den Anfängerfehler gemacht hatten, zunächst – an mir vorbei – wie die Wilden den Berg hinaufzurasen, bis ihre Motoren so überhitzt waren, dass sie's schließlich – auch bei Luftkühlung – gar nicht mehr taten. Dagegen fahre ich die DUCATI immer nur im unteren bis mittleren Teillastbereich, denn so bewältigt sie unbeirrbar auch die steilsten Pässe.

Es wurde später Vormittag. Von der Höhe des Abetone aus sah ich hinter den in die Po-Ebene hinein verebbenden Bergketten ein schweres Gewitter aus Norden heranziehen. Ich blieb daher auf der Südseite des Apennin, fuhr gemächlich zurück, ruhte mich noch in den Bergen ein Weilchen auf einem hübschen Rastplatz aus und aß dabei Kekse, die ich morgens vorsorglich in „meiner" Bar an der Piazza Torquato Tasso gekauft hatte. Inzwischen war es 13 Uhr geworden.

Etwas wehmütig wurde mir ums Herz, als mich eine BMW R 50 aus FE – wohl Ferrara – den Rest der Pass-Straße nach La Lima hinunter begleitete. Das tiefe Grollen des BMW-Boxers erinnerte mich an eine herrliche Zeit meines Lebens. Hoffentlich kann ich irgendwann einmal an sie anknüpfen. Auch an Kai dachte ich, den Liebhaber englischer Motorräder. Ein bisschen könnte er recht haben mit seiner Kri-

tik des BMW-Fahrwerks: Denn mein Begleiter aus Ferrara bemühte sich zwar sichtlich, mir mit dem großen Boxer davonzufahren, aber ich konnte ihm, solange wir in den Serpentinen herumkurvten, mit meiner 200-ccm-DUCATI mühelos folgen. Doch vermutlich hätte sich die BMW besser fahren lassen, sauberer, ohne Korrekturen der Linie in den Kurven, insgesamt ruhiger und dadurch schneller. Jedenfalls lag es nicht nur an ihrem Fahrwerk, dass sie nicht wie ein Pünktchen am Horizont verschwand.

In La Lima bog sie in eine Tankstelle ein, ich fuhr hinterher, hielt ebenfalls und sprach mit dem Fahrer. Denn die BMW tat mir ein bisschen leid. Ihr Leerlauf war unsauber, der rechte Zylinder bekam mehr Gas als der linke, die Vergaser waren ungleich eingestellt. Und das lässt sich doch gerade bei der BMW leicht korrigieren. Also gab ich eine Menge Ratschläge zu technischen Details. Obwohl mein italienischer Motorrad-Kamerad die Maschine nicht selbst wartet, sondern diese Aufgabe seinem „meccanico“ in Bologna überlässt, hörte er sich meine Tipps geduldig an. Auch zum Fahren des querliegenden Zweizylinders konnte ich ihm, da er noch nicht lange auf der BMW unterwegs ist, den einen oder anderen nützlichen Hinweis geben.

Von La Lima fuhr ich nach Südwesten durch ein hübsches Flusstal in Richtung Lucca. Die Landschaft war außerordentlich schön – und leider hatte ich wieder einmal meinen Photoapparat nicht mitgenommen. Die Teilstrecke von La Lima bis Lucca ist etwa 50 km lang, und da ich mir enorm viel Zeit ließ, zur Vesperzeit eine weitere Schachtel Kekse aß und lange in einer verträumten Ortschaft einem Mädchen und seinem netten Großvater beim erfolglosen Angeln zusah, erreichte ich Lucca erst gegen Abend. Von dort fuhr ich auf der normalen Straße in Richtung Heimat weiter, kam in Montecatini noch in den Genuss eines der vielen festtäglichen Radrennen, setzte mich quer auf die auf dem Ständer stehende DUCATI und sah es mir eine dreiviertel Stunde lang an.

Endlich müde fuhr ich in Montecatini auf die Autobahn – es gibt sie also doch manchmal, die damals in Cècina so schmerzlich vermissten Schnellstraßen – und kehrte mit 100 km/h auf diesem bequemsten, wenn auch nicht billigsten Weg nach Florenz zurück. Gegen 20 Uhr sah ich die Stadt in milder Abendsonne wieder vor mir liegen – die Zeitangabe ist kein Irrtum, es bleibt schon überraschend lange hell hier.

Heute Morgen bekam ich ein Schreiben von Jan, dem er 2.000 Lire beigelegt hatte. Er beklagt sich bitter über das trübsinnige Leben in Deutschland. Die Tage in Florenz seien doch entschieden vergnüglicher gewesen.

42

Während Sandra die schier endlos lange Ferienzeit hindurch in Certaldo festgehalten wird, während sie für ein kurzes Treffen mit mir die windigsten Ausreden erfinden und eine zweistündige Zugfahrt in Kauf nehmen muss, haben andere Mädchen ein leichteres Leben, können Tag für Tag fröhlich und immer aufreizend munter bei mir anrufen, lassen sich auch von den dürftigsten Entschuldigungen und dümmsten Ausreden nicht abschrecken.

Besonders Valentina ist außer Rand und Band geraten, versucht alles, um mir den Kopf zu verdrehen, findet größtes Vergnügen daran, mich in jeder Weise heraus-

zufordern, ist sich ihrer Schönheit voll bewusst, will endlich wissen, wie lange ich mein Mönchsdasein noch durchhalten kann.

Damals, auf der Giacometti-Party, hatte sie sich selbst zwar als „Mäuse-Monster“ bezeichnet, aber das war eine glatte Lüge, sie ist gewiss keine Maus, schon eher ein Monster. Denn wenn es hier überhaupt eine Maus gibt, dann bin ich das – aber vielleicht bin ich im Augenblick nicht einmal das, sondern irgendein anderes armes Viehzeug.

Denn Valentina verhält sich genauso wie eine Katze, die sich einem unbekannten kleinen Tier gegenübersieht, die überlegt: Ist es fressbar, kann man es jagen, oder könnte es vielleicht sogar gefährlich sein? Das versucht die Katze dadurch herauszufinden, dass sie zunächst einmal eine ihrer Vorderpfoten, ohne die Krallen einzusetzen, vorsichtig tastend vorstreckt und dabei die Reaktion des möglichen Opfers oder Gegners genau beobachtet. Bei einer Bewegung, die Gegenangriff sein könnte, springt sie blitzschnell hoch, zur Seite, zurück, je nach Lage der Dinge – aber sie gibt durchaus nicht auf, wechselt vielmehr nur die Stellung und die Pfote, prüft nun die Wirkung auch der anderen mit kurzen, spielerischen Schlägen, geht um den kleinen Gegner herum, langsam, geduldig, scheinbar gleichgültig, aber immer hellwach. Ob er auch hinten Zähne hat? Dreht er sich mit? Wie schnell ist er auf den Beinen? Wieso greift er nicht wieder an? Schon müde? Also wird erneut vorsichtig eine Pfote ausgestreckt, erst nur halb, dann weiter, dann einige kleine Schläge – aha, erneuter Gegenangriff, also erneutes Ausweichen, Sprung mit allen Vieren hoch in die Luft, zurück oder zur Seite.

Irgendwann ist dann klar, ob das lange studierte Kleinvieh eine leichte Beute ist oder ob man es doch besser in Ruhe lassen sollte. Falls es jagdbar ist, wird es bald Krallen und Zähne zu spüren bekommen, wird in die Luft geschleudert werden, darf sich, bereits tödlich verletzt, noch ein paar Mal vergeblich davonschleppen, wird aber schon wenig später mit verächtlicher Leichtigkeit wieder eingefangen und schließlich mit Haut und Haaren aufgefressen.

Ist das kleine Vieh aber irgendetwas ganz und gar Widerliches oder sogar wirklich Gefährliches, so zieht sich die Mieze – denn sie ist ein kluges Tier – zwar zurück, aber nicht wie besiegt, sondern wie gelangweilt: ‚Du bist kein lustiger Spielgefährte, willst dich nicht von mir fressen lassen, also bist du es nicht wert, dass ich dich noch länger beachte.’ Und stolz schreitet sie davon, das ekelhafte Opfer, das kein Opfer sein wollte, mit Geringschätzung strafend.

Und eine solche Katze ist die stets fröhliche Valentina. Schon ihre Munterkeit ist verdächtig – sie liebt mich nicht, ist nicht einmal ein bisschen verliebt, denn alle Mädchen, die etwas für mich empfinden, sind – auch hier in Italien – durch mich nie fröhlich, sondern immer traurig geworden. Jetzt macht auch Sandra, obwohl ich doch ihre Liebe von ganzem Herzen erwidere, mit jedem Tag einen niedergeschlageneren Eindruck. Das verstehe ich nun überhaupt nicht mehr. Doch mein Problem in diesen Tagen ist nicht Sandra, sondern Valentina, oder eigentlich ist sie kein Problem, denn noch tastet sie ja nur mit ihrer Samtpfote nach mir, leidet nicht etwa unglücklich verliebt unter meiner Zurückweisung – nein, sie ist nicht, sondern sie verursacht ein Problem, sie irritiert mich, bringt mich gegenüber Sandra in Schwierigkeiten.

Soll ich Sandra von Valentinas ständigen Telefonanrufen erzählen, soll ich sie ihr verschweigen? Und was geschieht, wenn Valentina plötzlich in der Universität

aufkreuzt und mich – wie in Italien unter lieben Bekannten üblich – zur Begrüßung umarmt und küsst? Nichts wäre ihr mehr zuzutrauen als eine solche Provokation. Denn ihr liegt ja nicht das Mindeste an mir, sie will nur beweisen, dass sie am Ende doch die stärkere, dass sie unwiderstehlich ist – jede Katze will das zeigen! Würde Sandra dann meinen Unschuldsbeteuerungen glauben? Wenn sie mich in den Armen dieser filmreifen Blondine sähe? Valentina könnte ja dem Hochglanzpapier oder eher noch dem Titelblatt irgendeiner Modezeitschrift entstiegen sein, entspricht mit ihren langen leicht gewellten naturblonden Haaren ganz dem italienischen Schönheitsideal – alle Ansagerinnen des Fernsehens sind hier blond oder zumindest blondiert. Dazu die tolle Figur, die sanften braunen Rehaugen, das strahlende Lachen – sie lacht wohl auch so gern, weil sie herrlich regelmäßig- und schöngeformte Zähne hat (man beachte das sachverständige Urteil eines Zahnarztsohns!), kurz, wenn mir ein solches Mädchen auf der Piazza San Marco am Hals hinge, wer hielte das dann noch für eine zufällige Begegnung – niemand, nicht Ulli, nicht Sven, nicht Mirella, nicht Graziella, nicht einmal Don Maldini, auch all die anderen nicht, und am wenigsten Sandra! Daher fürchte ich als schlimmsten aller möglichen Fälle, dass Valentina die Geduld mit mir verlieren und die Krallen in Form einer solchen Umarmung zeigen könnte.

Und deshalb sah ich auch voll Angst einem abendlichen Fest entgegen, an dem teilzunehmen ich zugesagt hatte, weil ich die Einladung nicht, ohne ungezogen zu sein, ablehnen konnte. Professor Giacometti sprach sie vorgestern, gegen Mittag, persönlich aus: Es wäre ihm eine Freude, wenn ich um 21 Uhr zu einer seiner kleinen Partys kommen könnte.

43

An jenem Sonnabend war meine Stimmung so trübe wie das Wetter – es regnete schon seit dem Morgen in Strömen und goss auch abends noch wie aus Kannen. Dass die Party zu allem Übel als Tanzfest organisiert war, trug nicht eben zur Besserung meiner Laune bei. Denn bei Damenwahl musste ich mich ständig für meine gesellschaftlichen Mängel entschuldigen, litt unter der erstaunten oder gekränkten Miene der zurückgewiesenen Mädchen und schämte mich.

Wie ich befürchtet hatte, war auch Valentina anwesend. Sie sprühte vor Lebensfreude, Munterkeit und Angriffslust. Warum sie auch nur einen einzigen Augenblick mit mir Langweiler zusammen sein wollte, verstand ich zwar nicht, hatte aber fast den Eindruck, dass gerade meine Trotteligkeit sie zu immer neuen Teufeleien inspirierte – je dämlicher ich mich anstellte, desto mehr beflügelte sie das. Sie blieb den ganzen Abend hindurch in meiner Nähe, plauderte fröhlich, witzig und geistreich über Gott und die Welt, ließ sich bei Damenwahl als einziges Mädchen nicht abweisen, sondern ergriff energisch meine Hand, zog mich auf die Tanzfläche und drehte dann dort immer einmal wieder mit mir zusammen, geschickt improvisierend, ein paar Pirouetten, kurz: sie versuchte mich so demonstrativ aus meiner unübersehbaren Lethargie hochzuscheuchen, dass ich als dümmster aller Dummköpfe bloßgestellt wurde und auf diese Weise alle Vorurteile über den ungeschickten, tapsigen deutschen Tölpel bestätigte.

44

In der Universität, aus der ich soeben zurückgekommen bin, sah ich zum ersten Mal seit vielen Tagen Sandra wieder, allerdings nur für kurze Zeit, denn sie besucht ja nur Riccardis Catull-Vorlesung, nicht auch, wie ich, sein anschließendes Rutilius-Seminar, das erst um 20 Uhr endet.

Insofern machte es keinen Sinn, sie zwei Stunden lang auf mich warten zu lassen, da wir sofort zu den Großeltern hätten fahren müssen, also höchstens eine Viertelstunde lang im Bus nebeneinander hätten sitzen können. Sandra wegen dieser wenigen Minuten so endlos lange warten zu lassen, brachte ich nicht übers Herz. Daher bat ich sie am Ende der Vorlesung, nach Haus zu fahren, schickte sie also wieder einmal fort wie ein kleines Schulmädchen. All das passt uns beiden überhaupt nicht, ihr nicht und mir noch viel weniger.

Ob sie auch deswegen so niedergeschlagen ist? Ich hatte ihre gedrückte Stimmung ja schon bei einem der vergangenen kurzen Treffen bemerkt. Doch heute Abend, in den kurzen Augenblicken vor und nach der Lehrveranstaltung, war ihre Melancholie so deutlich zu spüren, dass wir schließlich beide in die Nähe von Bachs b-Moll Präludium und Fuge aus dem Wohltemperierten Klavier Teil I gerieten.

Dabei verstehe ich eigentlich gar nicht, warum sie so deprimiert ist. Auf meine Fragen gibt sie nur ausweichende Antworten, schiebt alle Traurigkeit auf mangelnde Prüfungsvorbereitungen. Sie behauptet, sich vor den hier am Ende des akademischen Jahres üblichen Examina zu fürchten. Man muss die vom Herrn Professor in der Vorlesung vorgetragenen, mehr oder minder weisen Ansichten brav auswendig lernen und dann in der Prüfung mit gläubiger Miene wiederholen. Diese Quälerei beginnt, wie mir mein armer Liebling erklärte, in genau 25 Tagen, und das gute Kind ist nicht zuletzt durch meine Schuld, wie ich wohl weiß, auf die zu erwartende Inquisition nicht besonders gut vorbereitet. Ich selbst werde mich – und auch nur, wenn ich vom Übermut gepackt werde – allerhöchstens zum Examen in Papyrologie melden. Alle anderen Prüfungen werde ich mir ersparen, da ich mit dem Index mehr als genug zu tun habe.

Immerhin versprach ich Sandra, sie bei ihrer Vorbereitung auf das Latein-Examen tatkräftig zu unterstützen, denn etwas mehr als dieses Anfangssemester werde ich ewiger Student ja hoffentlich inzwischen gelernt haben. Allerdings muss ich, um mein Versprechen halten zu können, noch in dieser Woche neben meiner sonstigen Arbeit erneut den gesamten Catull und die wichtigere Sekundärliteratur zu ihm – Seiten und Seiten und Seiten und Seiten – durchlesen.

Außerdem werde ich wahrscheinlich am Wochenende, wenn das Wetter gut ist, zu Sandra nach Certaldo fahren und mich dort so intensiv wie möglich um sie bemühen – altphilologisch, versteht sich. In den folgenden Tagen werde ich dann versuchen, sie und mich auch auf das papyrologische Examen vorzubereiten.

Doch all diese Hilfsversprechen nahm sie zwar dankbar zur Kenntnis, aber ihre Grundstimmung hellte sich nicht wirklich auf. Ob sie daheim in Certaldo irgendwelchen Kummer hat? Nur das könnte ich nachvollziehen. Denn wenn sie trotz ihrer überragenden Intelligenz tatsächlich diese ersten universitären Prüfungen so sehr fürchtet, dann verstehe ich nicht, warum sie so viele Tage in Certaldo blieb. Während dieser unendlich langen Zeit hinderte bestimmt nicht ich sie am Studieren. Insofern –

aber eben nur insofern – waren ihre Arbeitsbedingungen im Kreis der Familie eigentlich sogar ganz gut, sie brauchte sich um nichts zu kümmern, nicht um das Essen, nicht um Einkäufe, nicht um mich, hatte vermutlich nur die eine Pflicht, ihren Catull-Text aufzuschlagen und sorgfältig zu lesen.

Wenn ihr aber die Sekundärliteratur fehlte, warum kam sie dann nicht nach Florenz? Ich begreife sowieso nicht, wie sie es fachlich verantworten konnte, so lange in ihrem kleinen Heimatstädtchen herumzuhängen. Und auch ihre Eltern, die doch selbst einmal eine Universität besucht haben, sollten eigentlich wissen, dass man zum Studieren riesige Bibliotheken braucht, zumal in unserem Fach (Seiten und Seiten und Seiten ...). Sicher, unser Institut war geschlossen, doch die hervorragende und insofern viel wichtigere Biblioteca Nazionale Centrale nicht. Warum wies Sandra nicht darauf hin, dass sie deren reiche Bestände benötigte? Selbst wenn sie auf dem Weg zur Biblioteca Nazionale und auch später bei der Rückkehr ins Zentrum ein bisschen, wie auch früher schon, mit mir herumgeknutscht hätte, hätte sie dadurch weniger Zeit verloren als mit der unsinnigen Trödelei in Certaldo.

Hatte sie nicht tausend gute Gründe, in Florenz zu sein, von denen ich nur ein einziger, ganz unbedeutender war? Hätten nicht die übrigen neunhundertneunundneunzig leicht ausgereicht, ihre Rückkehr nach Florenz zu rechtfertigen? Und überhaupt – wenn dottor Pertini doch, fest in der Tradition seines bewundernswerten Vaters Amerigo verwurzelt, so großen Wert auf die gute Ausbildung seiner Kinder legt, warum behindert er dann das Studium seiner Tochter?

So mit dem Schicksal hadernd war ich nahe daran, Sandra einen Vorwurf daraus zu machen, dass sie zwar einerseits in b-Moll vor mir saß, andererseits aber das Nächstliegende nicht getan, mich nämlich nicht sofort nach Certaldo zu Hilfe gerufen hatte oder zu mir nach Florenz gekommen war.

Doch ich sagte nichts dergleichen, versuchte stattdessen, sie mit dem Hinweis zu trösten, dass der Prüfungsstress ja schon in wenigen Tagen hinter uns und dass dann ein unbeschwerter Florentiner Sommer vor uns liegen werde. Aber meine Worte bewirkten das Gegenteil dessen, was ich erwartet hatte, denn nun hörte ich, als ich in der Hoffnung auf einen Stimmungswechsel in ihre schönen Augen sah, auch noch die zwar herrliche, aber ebenfalls nicht unbedingt fröhliche dreistimmige Invention (Sinfonia) No. 13 in a-Moll, BWV 799.

45

Sandra wird angesichts der bald fälligen Examina immer elegischer. Auch bei ihrer Abfahrt am Sonnabendmittag war sie todtraurig – ich weiß wirklich nicht, was ich noch für sie tun könnte. Denn die alten Liebesschnulzen Catulls versteht sie viel besser als ich. Trotzdem bemühe ich mich weiter, sie sorgfältig auf alle möglichen und unmöglichen Fragen des gefürchteten Prüfers Riccardi vorzubereiten. Immerhin habe ich so einen guten Grund, die grässliche Sammlung philosophischer Fragmente endlich einmal aus der Hand zu legen und einen herrlichen poetischen Text zu lesen.

Leider wollte sich Sandra keinesfalls, wie ich ihr vorgeschlagen hatte, von mir nach Certaldo begleiten lassen. Dabei hätte ich doch so niedlich ausgesehen, wenn ich – ihr geliebtes Händchen haltend, ihre Bücher tragend – an ihrer Seite aus dem elenden Dieseltriebwagen geklettert wäre und so ihren auf dem Bahnsteig wartenden

Vater, den „Babbo“, mit meinem freundlichen Besuch überrascht hätte. Laut Sandra war dieser zauberhafte Einfall wieder einmal „una pazzia: ein Irrsinn“.

46

Am Sonntag stand ich zwar zunächst um 6 Uhr auf, war aber so müde, dass ich mich gleich wieder ins Bett legte. Erst um 9 Uhr startete ich die DUCATI zum ersehnten Ausflug, fuhr von Florenz nach Prato, von dort nach Pistoia, von Pistoia auf einer der ersten Strecken, die ich als junger und überglücklicher DUCATI-Besitzer kennengelernt hatte, nach Vinci/Lamporeggio und dann weiter nach Montecatini, also eigentlich zurück.

Im Apennin über Montecatini hing das erste starke Gewitter des Tages. Ich wagte es, vor der Front durchzuschlüpfen, kam mit einigen schweren Regentropfen davon, wandte mich – wieder im Sonnenlicht – in Richtung Lucca, bog kurz vor dieser berühmten Stadt – nachdem ich mir schnell noch eines der am Sonntag üblichen Radrennen angesehen hatte – über Biéntina nach Pontedera ab, fuhr durch ein hübsches Tal voll blühender Bäume und Büsche stur auf das zweite schwere Gewitter zu, trank in einem Dörfchen einen tiefschwarzen Espresso und geriet beim Weiterfahren kurz darauf in eine Regenzone. Ihre Grenze verlief wie mit dem Lineal gezogen quer über die Straße. Also kehrte ich 50 m zurück und wartete eine Viertelstunde, bis der glühend heiße Asphalt dampfend wieder abgetrocknet war. Dann setzte ich die Fahrt in die frühere Richtung fort.

Über Florenz, das ich gegen 16.30 Uhr wieder vor mir liegen sah, hing das dritte Gewitter dieses Sonntags. Ich ließ mich auch diesmal nicht verunsichern, sondern fuhr unbeirrt darauf zu – dabei hatte ich nicht einmal meinen Regenmantel mitgenommen, trug auch nur Sandalen. Doch außer durch ein paar große Tropfen wurde ich nicht nass, die DUCATI bespritzte sich zwar ein bisschen auf den letzten Metern, erreichte aber doch fast sauber den Hausflur.

Unmittelbar darauf begann das gewaltige Unwetter, sich bis tief in die Nacht hinein über uns auszutoben. Also war ich zweifellos vom Glück begünstigt, als ich etwa 250 km weit durch die Toskana kurvte und dabei drei schweren Gewittern und vielen kleineren Schauern entwischte. Den Sonntagabend verbrachte ich mit der Lektüre von Machiavellis *Vita di Castruccio Castracani da Lucca*.

47

Am Montagmorgen unterrichtete ich wie üblich Mirella in „unserer“ Bar an der Piazza San Marco, also unmittelbar vor dem Eingang des Instituts. Ich breitete schwungvoll meine Bücher vor ihr aus, und wieder einmal rutschten alle Zettel, Notizen, gefalteten und ungefalteten Blätter, Briefe und Photos zwischen den Seiten heraus, darunter diesmal auch die schöne Aufnahme eines Hochleistungssegelflugzeugs, einer Ka 6. Nach seinem bissigen Brief hatte mein Vater mir das kürzlich von ihm in Oerlinghausen aufgenommene Photo mit versöhnlicher Geste zur – wie er sagte – „Erinnerung an bessere Zeiten“ geschickt.

Noch ehe das postkartengroße Bildchen und damit auch die Ka 6 den Flug bis zum Boden fortsetzen konnte, fing Mirella beide auf, warf einen langen Blick erst auf das Segelflugzeug, dann erstaunt auf mich und fragte schließlich zu meiner grenzenlosen Überraschung: „Wie kommst denn du an ein Photo von Rudolf Kaisers Ka 6? Gleitzahl 30! Damit ist doch euer Heinz Huth zweimal Segelflug-Weltmeister in der Standardklasse geworden, zum ersten Mal 1960 in Köln und gerade jetzt wieder in Argentinien."

Ich war sprachlos und wäre noch sprachloser gewesen, wenn ich schon gewusst hätte, wie wenig bekannt in Italien Segelflugzeuge sind. „So etwas würde ja auch ich gern einmal fliegen", setzte Mirella hinzu, „aber du, was hast denn du damit zu tun?"

Begreife einer die Frauen! Was hatte sie damit zu tun? Doch so direkt angesprochen musste ich einige Geheimnisse meines Privatlebens preisgeben. Zwar hatte ich Sandra schon lange meine – von ihr mit tiefer Abneigung aufgenommene – Flugleidenschaft eingestanden, aber mit Mirella spreche ich nie über solche persönlichen Dinge, versuche vielmehr, sie weiterhin auf Distanz zu halten, ziehe mich ständig in den Bereich des „Dienstlichen" zurück, auch weil ich spüre, dass sie gern möglichst viel über mich und mein bisheriges Leben wüsste. Aber das Mindeste, was man in einem solchen Fall verlangen kann, ist Gegenseitigkeit. Doch der schönen Mirella fehlt offenbar das dafür erforderliche Vertrauen. Denn als ich nun auch von ihr Genaueres über ihre Verbindung mit der Fliegerei wissen wollte, bekam sie die hübschen Zähne nicht auseinander, flüchtete vielmehr buchstäblich zu den Paragraphen der vor uns liegenden deutschen Grammatik. Also noch einmal: Werde einer aus den Frauen klug!

Sardinien

Mai

1

Am Sonnabendvormittag unterrichtete ich Mirella ein weiteres Mal in der kleinen Bar an der Piazza San Marco. Ich konnte mir beim Unterrichten Zeit lassen. Sandra kam an diesem Tag nicht, sie musste bereits am Freitag nach Certaldo zurückfahren. Mirella dagegen verdiente es schon lange, endlich einmal ohne Hast auf alle ihre Fragen eine gründliche Antwort zu bekommen. Denn sie zahlt immer pünktlich, wünscht eine Fortsetzung des Unterrichts auch in der Sommerpause, hat mein Honorar und mein Stunden-Deputat wesentlich erhöht, scheint also in jeder Weise bemüht, mir finanziell unter die Arme zu greifen.

Inzwischen beginnt sie, wie berichtet, recht gut deutsch zu sprechen. Ich bewundere ihre Fortschritte und sage ihr das auch des Öfteren. Dadurch hat sich unser Lehrer-Schüler-Verhältnis entschieden verbessert. Viel größeren Wert legt Mirella allerdings darauf, mir auch als Frau zu gefallen. So betont sie bei den allmählich höheren Tagestemperaturen (heute 25°) durch helle, einfache, ziemlich enge Kleider ihre phantastische Figur und trägt auch nicht mehr die kurze, sportliche, etwas männliche Ringellöckchenfrisur wie noch zur Zeit ihres Wutanfalls, sondern hat sich die Haare länger wachsen lassen, sodass ihr bildschönes Gesicht jetzt von fröhlich im Wind wehenden dunklen Locken umspielt wird. Doch vor allem schien sie mir ihre Seelenruhe zurückgewonnen zu haben, denn sie trat gelassener, weniger aggressiv auf, hatte offenbar begriffen, dass stürmisches Werben mich verunsichert und einschüchtert. Und so erlebte ich sie auch gestern während meines Unterrichts fröhlich lachend und unverkrampft. Endlich schien sie den Groll darüber, dass ich ihren unbestreitbaren Reizen zweimal widerstanden hatte, überwunden zu haben, blickte jetzt eher ironisch-spielerisch auf mich. Dabei blitzten bisweilen kleine Goldpünktchen in ihren blassblauen Augen auf, kurz: sie war verführerischer denn je – und das wusste sie auch!

Und ich weiß seit gestern, dass sie nicht etwa ihre Absichten, sondern nur ihre Strategie geändert hatte – in genialer Weise. Denn sie hatte mich durchschaut, hatte meine schlimmsten Charakterschwächen erkannt, wollte sie erbarmungslos für ihre Ziele nutzen, lächelte still in sich hinein, war sicher, dass ich ihr nun endlich erliegen musste. Diese Erwartung eines nahen Triumphs verlieh ihr zusätzlichen Charme, ließ sie von innen heraus leuchten, schenkte sogar ihrer Haut einen schimmernden Glanz.

Schon zu Beginn der Unterrichtsstunde hätte ich Verdacht schöpfen müssen. Mirella war so heiter und aufgeräumt, wie ich sie seit Langem nicht mehr erlebt hatte. Ich bewunderte mit raschen Seitenblicken ihre niedliche neue Frisur (inzwischen vermute ich, dass es sich dabei um das Meisterwerk eines Pariser Coiffeurs handelt). Irgendwie war ich dankbar dafür, dass in diesen braungelockten Strubbelkopf zu guter Letzt doch noch Vernunft eingekehrt zu sein schien. Mirella war ja Gott sei Dank nicht mehr traurig, also offenbar nicht mehr in mich verliebt. Folglich konnte ich mir nun auch erlauben, weniger stur mit ihr umzugehen, erzählte ihr daher

ein bisschen von meinen letzten Ausflügen (aber nicht von denen nach Certaldo), war auch sonst ungewöhnlich offen und herzlich – kurz: war in keiner Weise auf ihren nun folgenden Überraschungsangriff vorbereitet.

Dieser hatte die Form eines kleinen Briefs, den sie nach (wie mir schien: absichtlich) längerer Suche aus ihrer großen Büchertasche fischte und mir leicht verlegen übergab: „Eine Einladung meiner Eltern an dich", setzte sie erklärend hinzu und knabberte dann nervös mit ihren schönen oberen Schneidezähnen an der Unterlippe herum. Ich öffnete den nicht zugeklebten Umschlag und entnahm ihm ein kurzes Handschreiben.

Doch bevor ich den Text las, bestaunte ich den bemerkenswerten Briefkopf. Unter dem Namen eines „Professor Dr. ing. ... " folgte eine Fülle von Anschriften. Die des mir bekannten Florentiner Appartements war nur eine unter vielen, wurde erst ziemlich am Ende der Liste genannt. Auch in New York, Montreal und anderen Weltstädten ist der „Daddy", wie Mirella ihn nennt, zu Hause. Der kurze handschriftliche Text lautete (italienisch, ich übersetze): „Lieber Ben, leider konnte ich Sie wegen meiner beruflichen Verpflichtungen bisher nicht kennenlernen. Meine Tochter Mirella spricht sehr lobend von Ihnen. Daher würden meine Frau und ich uns freuen, wenn wir Sie am heutigen 11. Mai, 19 Uhr, bei uns zum Abendessen begrüßen könnten. Bitte entschuldigen Sie, dass diese Einladung nur kurzfristig erfolgen konnte. Mit freundlichen Grüßen Ihr...."

Ich sah Mirella an. „Du wirst doch kommen?", flüsterte sie. Ich nickte nur stumm, studierte erneut den Briefkopf, fragte dann, weltmännische Gelassenheit mimend: „Was macht denn dein Vater beruflich, dass er so oft in der Welt umherreisen und in so vielen Wohnungen zu Hause sein muss?" – „Er ist Miteigentümer und Leiter einer größeren Firmengruppe." – „Was produzieren die?" – „Alle möglichen Maschinen, Flugzeuge, Autos, Schiffe, Motoren."

Gespannt beobachtete Mirella die Wirkung ihrer Worte. Ich stellte mich weiterhin unbeeindruckt, war aber in Wahrheit wie gelähmt. Denn ich fühlte mich zwar einerseits geschmeichelt, andererseits aber hintergangen – es war ja vollkommen unglaubhaft, dass Mirella, die junge „Frau Doktor", ihrem „Daddy", dem Chef eines Großkonzerns, irgendeinen x-beliebigen deutschen Mitstudenten vorstellen konnte, ohne dem lieben Papa dafür gewichtigere Gründe zu nennen als ein paar gelungene Unterrichtsstunden. Dieses Szenario war schlicht absurd, war noch abwegiger als die verwegensten Inszenierungen Svens. Folglich konnte auch der Dümmste nicht übersehen, dass Mirella mit falschen Karten spielte, dass sie andere Gründe für die Einladung hatte als ihren Privatunterricht. Und gerade weil ihre Mogelei so offensichtlich war, trieb sie mich damit fast ausweglos in die Enge.

Denn lehnte ich die Einladung ab, beleidigte ich ihre an allen Verwicklungen unschuldigen Eltern. Ein solcher Schritt wäre eine schlichte Ungezogenheit gewesen. Wer weiß, wie oft die unglücklichen Herrschaften schon die Stunde verflucht hatten, in der sie den Bitten ihres Töchterchens nachgegeben und versprochen hatten, ihre (besonders im finanziellen Sinn) wertvolle Zeit für ein Abendessen mit irgendeinem Studenten zu opfern – es war klar: ablehnen konnte ich nicht. Doch auch abgesehen von der Rücksichtnahme auf Mirellas Eltern – ich hätte an jenem Morgen in der Bar nie und nimmer den Mut gehabt, das schöne Mädchen erneut durch ein „Nein" zu

kränken, auf keinen Fall wollte ich Tränen, rotgeweinte Augen, drohende Gesichter der übrigen Anwesenden sehen.

Also blieb mir, wie gesagt, aus zahllosen Gründen keine andere Wahl – ich musste diese Einladung annehmen. Und doch akzeptierte ich dadurch Mirellas heimliche Begründung für diese große Ehre, und die lautete: „Ich liebe dich noch immer, baue dir goldene Brücken und hoffe, dass du Esel endlich über sie zu mir findest.“ Insofern brauche ich wohl nicht zu wiederholen, dass nur der Dümmste den scheinbar harmlosen Brief, den ich da in Händen hielt, nicht als Liebeserklärung verstehen konnte.

Folglich gab es auch nur einen einzigen Ausweg aus der zuschnappenden Falle – ich musste mich noch dümmer anstellen als der Dümmste, musste mich bemühen, so dämlich wie nur irgend möglich zu erscheinen. Und das tat ich nun, mit der unschuldigen, scheinbar erstaunten Frage: „Aber Mirella, seit wann lobst du denn meinen Unterricht? Du hast mich doch wegen meiner Unfähigkeit auch schon einmal entlassen.“

Dieser geschickte Winkelzug verfehlte nicht seine Wirkung. Mirella blieb zunächst ein Weilchen sprachlos, suchte angestrengt nach einer überzeugenden Antwort und verriet damit, dass sie mich tatsächlich – und gar nicht einmal zu Unrecht – in Liebesdingen für dümmer als den allerdümmsten der Dummen hält. Jedenfalls rechnete sie nicht einen Augenblick damit, dass nun auch ich mit gezinkten Karten spielen könnte. Schließlich sagte sie begütigend wie ein Schuldirektor zu seinem unfähigsten Referendar: „Aber in den letzten Wochen hast du dir doch so große Mühe gegeben, dass man das irgendwie anerkennen muss.“

Und wieder zog ich ein falsches As aus dem Ärmel, ließ tief aufseufzend meine Erleichterung über ihre nun endlich positive Bewertung meiner so oft und so scharf von ihr kritisierten Didaktik erkennen, verabschiedete mich mit einem „Grazie dell' invito, cara Mirella, e a più tardi, a cena: Danke für die Einladung, liebe Mirella, und bis später, beim Abendessen!“ und schlich nach Hause, wieder einmal mit leichten Magenbeschwerden.

2

Nachmittags überlegte ich lange, mit welchen Mitbringseln ich zum „Dinner“ bei „Daddy“ und „Mom“ erscheinen könnte. Es lag nahe, Mirellas Mutter Blumen – teure Blumen – zu überreichen. Aber müsste ich nicht auch dem Töchterchen, dieser Anstifterin allen Unheils, irgendeine kleine Gabe in die zarten Hände legen? Zunächst dachte ich an ein deutschsprachiges Taschenbuch, suchte in verschiedenen Buchhandlungen nach brauchbaren Texten, fand aber nichts Gescheites – und das war gut so.

Denn gerade noch rechtzeitig wurde mir klar, dass ein derartiges Geschenk den kommenden Abend überdauern, dass es bis ans Ende aller Tage meine zwiespältige Beziehung zu Mirella dokumentieren würde. Hatte mich nicht Kathys Weihnachtsgeschenk erst vor wenigen Monaten tief getroffen? Schien mir nicht der *Homo Faber* über mich – und damit auch über sie – mehr zu sagen als alle unsere Briefe? Nein, Literatur zu verschenken ist gefährlich. Weit besser ist es, sich mit Pralinen aus der Affäre zu ziehen. Nur dürfen es – in diesem besonderen Fall – nicht die erotischen

„Baci Perugina“ sein, wohl aber alle anderen Formen von Schokolade. Denn die Blumen werden verwelken, die Pralinen werden, wenn auch vielleicht nicht von Mirella, so doch irgendwann von einem ihrer Dienstmädchen gegessen werden.

Und so stand ich denn pünktlich um 19 Uhr mit einem großen Blumenstrauß und einem hübsch verpackten Kästchen Pralinen vor der mir inzwischen wohlvertrauten Mahagonitür. Diesmal öffnete mir ein mit schwarzem Kleid, weißer Schürze und weißem Häubchen uniformiertes Dienstmädchen. Es nahm mir das Blumenpapier ab und führte mich in einen großen Empfangsraum. Dort erwartete mich die kleine Familie.

Ich war beeindruckt, sah mich zurückversetzt in die Welt der großen niederländischen Malerei. Mirella – sie ist Einzelkind – stand in einem rosafarbenen, duftig leichten Seidenkostüm zwischen ihren dunkel gekleideten Eltern. Artig begrüßte ich zunächst die blonde Hausherrin, überreichte ihr meine Blumen, hörte einige italienische, mit unverkennbar amerikanischem Akzent gesprochene Dankesworte und fragte mich, ob diese schöne Dame eine Zwillingsschwester von Grace Kelly sein könnte. Dann bekam Mirella die mitgebrachten Pralinen, nutzte meine Notlage, umarmte mich und dankte mir für die dürftige Schachtel mit zwei Begrüßungsküsschen. Und schließlich gab es da Gott sei Dank noch den Hausherrn, den ruhenden Pol in dieser Weiberwirtschaft.

Er erinnerte mich an einen berühmten Flugzeugkonstrukteur, den ich einmal bei einer Segelflug-Meisterschaft in Oerlinghausen persönlich kennengelernt hatte, weil er mit meinem Vater schon seit der Vorkriegszeit befreundet war. Der Daddy – Mirella nennt ihn so, weil ihre Mutter tatsächlich Amerikanerin ist, im Haus wird ständig auch englisch gesprochen – also der „professore“ wirkte sportlich, war stets hellwach, erfasste blitzschnell die wechselnden Stimmungen seiner Gesprächspartner, verriet gleichzeitig scharfe Intelligenz und Einfühlungsvermögen. Er bewies auch großes Musikverständnis. Das überraschte mich nicht. Mathematiker und Naturwissenschaftler sind ja oft hochmusikalisch. Doch die größte Gabe dieses eindrucksvollen Mannes war seine Fähigkeit, unkompliziert zu sein. Einem verschüchterten Gast wie mir vermittelte er bereits nach wenigen Minuten den Eindruck, schon immer in diesem Haus ein- und ausgegangen zu sein.

Von einigen Bediensteten, die sich spürbar bemühten, so wenig wie möglich wahrgenommen zu werden, bekamen wir ein aufwendiges Essen vorgesetzt. Auch in dieser Situation genoss ich die „technische Nüchternheit“ des völlig unaufgeblasenen Daddy, fühlte mich in seiner Gesellschaft so unbefangen, als ob wir schon ewig zusammen – auch laut fluchend – an irgendwelchen Motorrädern, Autos oder Flugzeugen herumgebastelt hätten.

Nach dem Essen lud er mich ein, in einem der wuchtigen Ledersessel einer Sitzgruppe Platz zu nehmen, und begann sofort, sich angeregt mit mir zu unterhalten. Zunächst sprachen wir über Musik, dann über Aerodynamik, Motorentechnik, Geisteswissenschaften, Philosophie, schließlich auch über die Klassische Philologie. Die beiden Damen hatten sich wie unabsichtlich in einen entfernteren Winkel des Raums zurückgezogen. Nur manchmal, wenn ich überraschend zu Mirella hinübersah, bemerkte ich, dass sie unser Gespräch mit höchster Aufmerksamkeit zu verfolgen versuchte. Aber sie tat das möglichst unauffällig, heuchelte, sooft sie sich beobachtet fühlte, angestrengt Gleichgültigkeit.

3

Doch zurück zu meiner Unterhaltung mit ihrem Vater. Wir waren, wie gesagt, bei unserer Tour d'Horizon bei der Klassischen Philologie angekommen. Der Daddy betonte nachdrücklich seine Wertschätzung dieses Fachs. Auch er selbst habe, wie Mirella, ein Humanistisches Gymnasium besucht. Allerdings sei er davon ausgegangen, dass Mirellas Interesse an der Antike nach der schulischen Ausbildung nachlassen werde. Aber sein einziges Kind, das doch einmal sein Erbe antreten solle, habe nicht etwa, wie er es sich so dringend gewünscht habe, Wirtschaftswissenschaften oder irgendein technisches Fach, sondern aus Bewunderung für einen ausgezeichneten Griechisch-Lehrer (keine Lehrerin!) Gräzistik studieren wollen. Beharrlich habe sie sich gegen seine Bitte gewehrt, ein Studium zu wählen, das sie besser auf die spätere Firmenleitung vorbereiten könnte. Schließlich habe er aus Vaterliebe nachgegeben. Denn er wolle Mirella auf keinen Fall zu einer bestimmten Berufswahl zwingen.

Doch nun sei dieser „Ausflug in die Geisteswissenschaften" ja erfolgreich beendet, man könne vielleicht noch einmal von vorn beginnen, eine zweite Chance nutzen, etwas Neues planen. Mirella habe gottlob keine Neigung, an irgendeiner Schule zu versauern. Eine universitäre Karriere liege ihr schon eher, aber solche Stellen seien äußerst rar – und das sei insofern ein Glücksfall, als er immer noch hoffe, sie für seine – also später einmal ihre – Firma zu gewinnen. Bei diesem schwierigen Bemühen könne ich ihm – „bitte erschrecken Sie nicht!", versuchte er mich zu beruhigen – eine „gewisse Hilfe" sein. Denn Mirella habe ihm vor einiger Zeit von meinem Interesse an der Technik im Allgemeinen, am Flugzeug- und Motorenbau im Besonderen berichtet, und er habe ihre Aussage heute Abend bestätigt gefunden. Mein Einfluss auf Mirella sei groß. Vielleicht liebe sie mich, vielleicht auch nicht, das müsse sie wissen oder auch ich, in dieser Hinsicht wolle er sich nicht einmischen. Das sei nichts, was man jetzt entscheiden müsse.

Vordringlich sei im Augenblick etwas anderes: Seine Firma vergebe Stipendien. Außerdem habe er hervorragende Beziehungen zu den bedeutendsten Technischen Universitäten der USA. In vier Jahren lasse sich dort ein Studium erfolgreich abschließen. Mirella und ich seien jetzt 24 Jahre alt (er war bestens informiert). Also könnten wir mit 28 Jahren unser Studium in den USA beenden und nach Europa – in seine Firma – zurückkehren. Er biete mir ein Stipendium seines Konzerns an. Es sei an nur eine einzige Bedingung geknüpft. Ich müsse Mirella dazu veranlassen, mit mir zusammen zum Studium eines technischen Fachs in die USA, zum Beispiel an das MIT (Massachusetts Institute of Technology), zu gehen. Sollte sie ihr Studium dort gegen alle seine Hoffnungen abbrechen, werde er mich dennoch bis zum Studienabschluss weiterfördern. Es sei ja klar, dass ich mich sonst nicht auf ein solches Abenteuer einlassen könne. Auf jeden Fall werde es mir an nichts fehlen. Auch meine finanziellen „Altlasten" (Akademie – sogar darüber war er informiert) werde die Firma übernehmen. Nur für seine Tochter könne er nicht garantieren. Sie sei sprunghaft, ungeduldig, es sei nicht auszuschließen, dass sie ein naturwissenschaftliches oder technisches Zweitstudium schon nach wenigen Monaten abbreche. Nun gut, dann müsse ich eben allein in Amerika zurechtkommen. Für Mirellas Studienerfolg wäre das zwar schlecht, für meinen aber – so bemerkte er etwas bissig – ver-

mutlich umso besser. Doch vor allen derartigen Weiberlaunen werde er mich, wie gesagt, durch einen idiotensicheren Vertrag schützen.

Ich war eigentlich sofort entschlossen, dieses Angebot nicht anzunehmen. Der kluge Daddy sah mir das, noch ehe ich den Mund aufmachen konnte, an der Nasenspitze an. Eindringlich bat er mich, nichts zu überstürzen.

Er befand sich in einer trostlosen Lage, tat mir unendlich leid. All seinen Kummer verstand ich vollkommen. Noch mehr quälte mich Mirellas Anblick. Hier ein Vater, der versuchte, seinem einzigen Kind einen – im wahrsten Sinne des Wortes – Herzenswunsch durch eine Art Canossa-Gang zu erfüllen, dort ein bildhübsches Mädchen, das überhaupt nicht begreifen konnte, warum seine vermutlich oft erprobten Reize plötzlich keine Wirkung mehr zeigten.

Und dann ich in diesem Sessel, nervlich so angespannt, dass mein Magen wieder einmal zu rebellieren drohte. Nur Zeitgewinn konnte weiterhelfen – Mirellas Vater hatte recht. Also versprach ich ihm – auch ich jetzt flüsternd –, zunächst einmal gar nichts zu entscheiden, sondern die weitere Entwicklung abzuwarten.

Als wir uns so weit geeinigt hatten, bat er mich noch, seiner Tochter morgen einmal einen ganzen Tag meiner „wertvollen Zeit“ zu schenken. Sie wolle mir ein Ferienhaus am Meer zeigen, „denn sie hofft, Sie durch dessen schöne Lage so zu beeindrucken, dass Sie dort mit ihr die Sommerferien verbringen. Im Übrigen werden Ihnen weder für die Anreise noch für den Aufenthalt in jenem Haus die geringsten Kosten entstehen.“ Ich deutete vorsichtig an, dass ich „zumindest in nächster Zeit“ den Akademie-Auftrag weiterbearbeiten müsse, daher jetzt keine langfristigen Zusagen machen könne. Aber ich sei gern bereit, mir morgen das – wie er gesagt hatte – „hübsche Plätzchen am Meer“ anzusehen.

Daraufhin winkte er Mirella heran. Sie kam sofort, setzte sich auf die Lehne seines Sessels, sah mir kurz, ihm lange und fragend in die Augen. Mit müder Stimme sagte er nur: „Ben hier wünscht Bedenkzeit. Das Stipendium wird er wohl, wenn ich ihn richtig verstanden habe, nicht annehmen. Aber darüber kannst du ja noch einmal selbst mit ihm reden. Du solltest ihn aber nicht bedrängen. Auf jeden Fall wird er dich morgen ans Meer begleiten. Vielleicht bekommt er so eine Vorstellung von der Leistungsfähigkeit unserer Firma, von dem, was ihn bei uns erwarten könnte. Carlo wird dir die Niner Yankee (nur aus dem Funksprechverkehr kannte ich ‚niner’ für ‚nine’) bereitstellen. Da bei der Alpha Victor die 100-Stunden-Kontrolle fällig ist und ich am Montag einen Termin in Südfrankreich habe – ihr beide könnt gern als meine lieben Gäste mitkommen –, wäre es schön, wenn ihr morgen Abend gegen 22 Uhr zurück wärt. Es bleibt euch ja noch der ganze Sommer. Denn ich hoffe doch, dass ihr ihn zusammen dort am Meer verbringt.“

Es war klar, dass damit alle Verhandlungen – weitgehend erfolglos – beendet waren. Der Daddy entschuldigte sich, zog sich zu aussichtsreicheren Geschäften zurück. ‚Große Geschenke zu verteilen’, so muss er gedacht haben, ‚ist ja noch schwieriger, als große Gewinne zu erzielen.’

Ich widmete mich noch ein Weilchen den zuvor arg vernachlässigten Damen, überschüttete die niedergeschlagene Mirella mit lieben, ehrlichen, herzlichen Komplimenten und ergriff dann ein weiteres – wenn ich richtig gezählt habe, das dritte – Mal die Flucht durch die Mahagonitür. Am folgenden Sonntagmorgen um 6.45 Uhr,

so war es vereinbart, würde Mirella mich vor meinem Haus am Viale Petrarca abholen.

4

Das war gestern – zu unsäglich früher Stunde! Ich hatte mich schlampiger als am Vorabend angezogen und stand wartend unten auf der Straße vor meiner Haustür. Denn ich wollte die gute Familie Ferrari nicht durch das Auftauchen einer weiteren niedlichen Dame zu peinlichen Grübeleien verleiten.

Pünktlich fuhr Mirella mit einem zweisitzigen roten ALFA vor, drehte schwungvoll auf dem Viale um, fuhr wenige Kilometer nach Westen in Richtung Meer – bisher alles wie erwartet –, verließ dann aber die Schnellstraße. Besonders gesprächig war sie dabei nicht, wirkte etwas angespannt, beantwortete meine Fragen ziemlich einsilbig, aber nicht unfreundlich. Manchmal, wenn ich mich über ihre Fahrtroute wunderte, sah sie mich vergnügt und etwas spöttisch von der Seite an. Gottlob war sie nicht mehr so deprimiert wie noch am Abend zuvor bei meinem Abschied. Offenbar hatten ihre Eltern sie ein bisschen aufmuntern können.

Schließlich lehnte sie sich, als wir vor einer roten Ampel warteten, entspannt im Sitz zurück, sah mir in die Augen und sagte gespielt feierlich: „Noch einmal wiederhole ich meine Frage, amore mio (mein Liebling). Willst du dein Versprechen halten und mich zu einem unserer Ferienhäuser begleiten? Ja oder nein?“ – Nur einen Augenblick lang war ich durch ihre leichthin, wie unabsichtlich ausgesprochene Anrede „amore mio“ verunsichert. Eigentlich hatte sie ja alles Recht, mich unumwunden so zu nennen. Waren nicht die gestrigen „Stipendien-Verhandlungen“ ein offenes Eingeständnis ihrer Liebe? Quälendes Mitleid überkam mich. Also vermied ich alles, was sie hätte verletzen können, vor allem jede ernsthafte und damit unerfreuliche Diskussion, ging auf ihr Spiel ein, ließ nicht erkennen, was ich über diese Anrede dachte, sondern antwortete ihr wie selbstverständlich: „Ja, ich will! Aber du – willst du mich wirklich dorthin fahren? Du kommst ja nicht in die Gänge!“ – „Gänge brauche ich nicht dafür, wie du gleich sehen wirst. Folge mir nur immer brav, wundere dich über nichts, sei ganz weltmännisch!“ Es war klar, sie hatte irgendeine Überraschung für mich vorbereitet.

Ihre Andeutungen blieben mir so lange rätselhaft, bis sie in eine Einfahrt des Florentiner Flughafens Perétola einbog. Sie parkte in der Nähe des Kontrollturms, wuchtete einen Pilotenkoffer aus dem ALFA, bat mich, im Auto auf sie zu warten, also auf keinen Fall zu flüchten, und verschwand dann im Gebäude. Nach 15 Minuten kam sie zurück, stellte den Koffer wieder an seinen Platz, ließ sich in ihren Sitz fallen und verkündete zufrieden: „Ortsfestes Hoch im gesamten Mittelmeerraum, 1025 Millibar, Temperatur 22 Grad, 10 Knoten Wind aus 281 Grad, 30 englische Meilen Sicht.“ Das war ein wirklich guter Wetterbericht.

Wir fuhren weiter zu einem hohen Hangar. Hier sollte ich aussteigen, das Auto wurde abgeschlossen, ich trug den Pilotenkoffer. Durch eine kleine hintere Tür betraten wir die dunkle, fast ganz mit Flugzeugen gefüllte, leicht nach Benzin, Gummi und Schmieröl riechende Halle. Ihre großen Tore waren geschlossen. Noch einmal ließ mich Mirella für einen Augenblick allein. Diesmal verkroch sie sich in einen Nebenraum. Von dort kam sie in einem olivfarbenen Pilotenanzug zurück. So etwas

könnte auch ich gut gebrauchen. Denn diese Kleidungsstücke haben ja überall Taschen. In ihnen könnte ich endlich die bei meinen DUCATI-Ausflügen offenbar erforderlichen zwanzig Zündkerzen unterbringen. Mirella hatte allerdings in die durchsichtigen Taschen auf den Oberschenkeln Flugkarten und Checklists eingeschoben. Auch in dieser Aufmachung war sie bildhübsch, trug aber ihr leichtes Sommerkleidchen dennoch in einer Papiertüte mit sich herum.

5

So kostümiert, sie als Pilotin, ich als Gepäckträger, traten wir aus dem dunklen Hangar in die Sonne hinaus. Dort stand auf einer weiten Betonfläche nur ein einziges Flugzeug, eine zweimotorige sechssitzige Piper *Aztec* mit der amerikanischen Kennung N5429Y. Jetzt begriff ich auch Daddy's gestern gemurmeltes „NinerYankee". Er hatte, wie üblich, die Ziffern-Buchstaben-Folge abgekürzt und nur deren Schluss, eben 9Y, genannt. Offensichtlich verfügte er über mehrere Flugzeuge.

Die für uns bereitgestellte „November five four two niner Yankee" – so ihre vollständige Bezeichnung im Funkverkehr, in dem man „niner" statt „nine" sagt – leuchtete strahlend weiß in der Morgensonne, nur die Oberseite ihrer Rumpfnase war vor dem Cockpit – zur Vermeidung von Blendeffekten – tiefschwarz lackiert, außerdem betonten vier lange dunkelblaue Streifen auf den Seiten des Rumpfes und der Motorverkleidungen ihre schöne Form.

Während wir auf einen an der Maschine wartenden Mann, offenbar den vom Daddy erwähnten „Carlo", zugingen, bestürmte ich Mirella mit Fragen. Sie antwortete mir viel sachkundiger, als ich erwartet hatte: „Jeder der beiden luftgekühlten Sechszylinder-Boxermotoren des Typs Lycoming O-540 leistet, bei knapp neun Litern Hubraum, 250 PS, und diese insgesamt 500 PS ermöglichen der *Aztec* eine Reisegeschwindigkeit von etwa 178 Knoten, ungefähr 330 km/h. Sie verfügt über elektrische Propellerenteisung, motorgetriebene pneumatische Flächen- und Leitwerksenteisung und Einziehfahrwerk. Bei 75% Leistung beträgt ihre Reichweite 1.700 km, die maximale Reichweite liegt bei 2.100 km. Im Übrigen ist diese *Aztec* hier eine Sonderanfertigung mit einer sogenannten „pilot door", also einer Einstiegstür nicht nur auf der rechten, sondern auch auf der linken Rumpfseite, also auf der Seite des Piloten. Gefällt sie dir?" – „Aber sicher, ist ja ein herrliches Flugzeug."

Carlo – er war es tatsächlich und wurde mir von Mirella wie selbstverständlich nur so, mit einem einfachen „das ist Carlo", vorgestellt – war ein sportlicher, durchtrainierter Mann von vielleicht 30 Jahren. Er begrüßte sie mit einem vertraulichen: „Hallo Mirella, gut siehst du aus. Ich habe die Piper, wie von deinem Vater angeordnet, halbvoll getankt und bereits sorgfältig kontrolliert. Aber du willst das ja alles noch einmal selbst machen. Nur los! Soll ich deinen Gast schon ins Flugzeug setzen?"

Sie nickte ihm nur zu, war so konzentriert, wie ich sie in meinen Unterrichtsstunden kaum je erlebt hatte. In mir stiegen nagende Zweifel auf. Wieso überließ denn dieser merkwürdige Pilot die Außenkontrolle seines Flugzeugs den Fluggästen? Doch viel Zeit zum Nachdenken blieb mir nicht. Carlo war auf die Tragfläche der Maschine gestiegen, hatte Mirellas Pilotenkoffer im Innenraum verstaut, ihre Kleidertüte mit lässiger Geste auf einen der hinteren Sitze geworfen und von dort etwas

leuchtend Gelbes mitgebracht. Damit kam er nun auf mich zu – aha, mit einer leichten, sich bei Wasserkontakt selbst aufblasenden Schwimmweste. Das wurde ja immer schöner! „Ist bei längeren Flügen über Wasser Vorschrift, muss an Bord sein, stört kaum, muss auch nicht dauernd getragen werden. Aber die Bedienung sollten Sie kennen“, sagte er tröstend, als er mein verkniffenes Gesicht sah.

Geduldig hörte ich mir seine Erklärungen des Rettungsgeräts an. Auch eine Lampe würde sich bei Wasserberührung automatisch einschalten und nachts im Meer neben meinem linken Ohr blinken, hier mit diesem Pfeifchen könnte ich meine Retter herbeipfeifen, dort mit dem kleinen Schlauch Luft nachpusten, falls die Weste beim Aufschlag des Flugzeugs aufs Wasser ein wenig undicht geworden sein sollte.

Mirella versuchte indessen, die Piper zu zerstören. Nein, das ist eine böswillige Verleumdung – sie kontrollierte sie bisher perfekt, und dazu gehörte eben auch ihr energisches Rütteln an den verschiedenen Ruderflächen, der sorgfältige Blick auf deren Lager, sogar der nicht allzu heftige Tritt gegen die Fahrwerksreifen. Auch liebevoll konnte sie sein, fuhr sanft mit der Hand über die Vorderkanten der beiden Zweiblattpropeller, schloss vorsichtig nach einem Blick in die Tanks deren Schraubverschlüsse wieder.

Während sie so noch rastlos tätig war, hatte Carlo mich auf dem Sitz des zweiten Piloten angeschnallt, mit Kopfhörern ausgestattet, mir das Mikrophon so in Mundnähe gebogen, dass ich, wenn ich auf das dafür vorgesehene Knöpfchen drückte, mit der „dottoressa“ sprechen konnte. Etwa gleichzeitig kletterte Mirella auf den Sitz des ersten Piloten, strahlend und überaus belustigt. Meine Fassungslosigkeit entschädigte sie zweifellos für alle Mühen monatelanger Geheimhaltung. Sie triumphierte – welches andere Florentiner Mädchen konnte mir schon so etwas bieten? Sandra bestimmt nicht! Lachend sah sie mich an: „Du hast versprochen, ganz gelassen und weltmännisch zu sein. Aber wenn du jetzt noch aussteigen willst, darfst du das. Sonst lass uns die Türen schließen und losfliegen!“ – „Aber Mirella“, antwortete ich fröhlich, denn mein Lebensmut verlässt mich bekanntlich nur bei Weisheitszahndurchbrüchen, „ich traue dir alles zu (der Doppelsinn war ungewollt), fliege ungeheuer gern, bin glücklich, hier neben dir sitzen zu dürfen.“

Das war keineswegs gelogen. Mirella spürte meine aufrichtige Bewunderung, schien einen Augenblick lang zu vergessen, wo sie saß und was all die vielen Instrumente da vor ihr sollten. Ich musste mich hüten, sie durch Nettigkeiten abzulenken, dachte zurück an meinen Friseur damals in Deutschland, an seine hübsche neue Hilfskraft, an unseren Flirt mit Blicken im Spiegel, an den Kamm, den sie ständig verloren hatte. Damals hatte ich mir durch mein unsinniges Verhalten nur eine Glatze eingehandelt, diesmal ging es um meinen Kopf. Also um Gottes willen nicht länger mit der Pilotin irgendwelches Süßholz raspeln!

Schon nach wenigen Sekunden erwachte Mirella wieder aus ihren Träumereien, beugte sich weit zu mir herüber, kontrollierte die rechte Türverriegelung, richtete sich wieder auf, schnallte sich an, griff zu den Kopfhörern, die hinter ihr an einem Haken hingen, und begann, sie sorgfältig ihrer Windstoßfrisur anzupassen. Indessen bewunderte ich das Flugzeuginnere. Hinter uns gab es zwei weitere bequeme Einzelsessel, außerdem an der Rückwand des Innenraums noch eine durchgehende Bank. Sie bot ebenfalls zwei Personen Platz. Alle sechs Sitze waren mit hellgrauem Leder bezogen. Auf diesem noblen Material wirkte Mirellas Kleidertüte auf-

reizend unordentlich, schien schnippisch zu sagen: „Ich gehöre der Chefin und kann auf diesem Sitz so gammelig herumliegen, wie es mir passt.“ Vor „uns“ Piloten war der Innenraum mit Ausnahme der Instrumente tiefschwarz mattiert. Hier war alles dafür getan worden, Spiegelung und Blendung zu verhindern. Das Cockpit sah dadurch faszinierend „technisch“ aus, fast so nüchtern und zweckmäßig wie das eines zweimotorigen Nachtjägers. Die Instrumentierung war hervorragend. Jeder der beiden Piloten hatte eine vollständige Blindflugausrüstung vor sich. Dagegen gab es die Instrumente zur Motorüberwachung für jedes Triebwerk nur einmal, doch sie waren ebenso wie die Funkgruppe und der Autopilot mittig angeordnet und dadurch von beiden Sitzen aus einseh- bzw. mit der Hand erreichbar. Allein an der darunter angeordneten Mittelkonsole ließ sich erkennen, dass derartige Flugzeuge in der Regel vom linken Sitz aus geflogen werden. Denn die beiden schwarzen Kugeln an den Enden der „Gas“-hebel (in der Sprache der Technik heißen sie „Leistungs“-hebel, sie dienen zur Steuerung des „Ladedrucks“ der Motoren) neigten sich vertrauensvoll Mirella zu, ließen sich leicht von ihr mit der rechten Hand erreichen. Senkrecht daneben – also in der Mitte der Konsole – standen die beiden Hebel für die Propellerverstellung. Sie trugen an ihren Enden hellblaue Rädchen. Zu mir nach rechts neigten sich, im gleichen Winkel wie die Gashebel nach links zu Mirella, zwei von roten Kugeln gekrönte Hebel. Das waren die Gemischregler. Das kräftige Rot soll vor unüberlegter Betätigung in der Luft warnen. Denn durch Zurückziehen magert man das Benzin-Luft-Gemisch bei steigender Flughöhe und entsprechend abnehmendem Sauerstoffgehalt der Ansaugluft ab. Übertreibt man dabei, können die Motoren stehen bleiben. Doch nach einem Flug, wieder am Boden, bei heißen Triebwerken, nutzt man diese Möglichkeit ganz bewusst, um ein „Nachdieseln“ der Motoren zu verhindern. Denn ihnen allein die Zündung abzuschalten, sie aber bei den letzten Umdrehungen noch zündfähiges Gemisch ansaugen zu lassen, kann zu ungeregelten Selbstzündungen und damit zu harten Schlägen auf Kolben und Kurbelwelle führen.

Na, ich werde ja sehen, ob Mirella das alles richtig macht. Sie war inzwischen eifrig tätig geworden. Das Ergebnis konnte sich sehen lassen: Parkbremse: angezogen – Kühlluftklappen: offen – Generatoren: ein – Tankwahlschalter (in der Mitte am Boden): Sprit aus den linken und rechten Tanks – blaue Rädchen der Propellerverstellung: beide ganz nach vorn (geringste Propellersteigung) – rote Kugeln der Gemischregelung: beide ganz nach vorn (full rich: fettestes Gemisch) – schwarze Kugeln der Gashebel: beide ganz zurück, dann rechts leicht nach vorn – Elektrik-Hauptschalter: ein – rote Drehlichter (Beacon Lights): ein – Sonstige Beleuchtung: aus (um Batterie zu schonen) – Magnete rechtes Triebwerk: beide – Hilfstreibstoffpumpen: ein – Primer rechts: sechsmal betätigt.

Und dann beugte sich Mirella vor und sah an meiner Nasenspitze vorbei nach rechts hinüber zu Carlo. Der stand mit einem fahrbaren Feuerlöscher am rechten Tragflächenende, hatte den Arm ausgestreckt, zeigte mit dem Daumen nach oben. Also los! Anlasser rechts: Start – Gespannt sah ich nach draußen auf den rechten Motor. Grässlich langsam und zögerlich drehte sich dort der Propeller ein paar Mal, man sah mitfühlend, welche Kraft der Anlasser zum Durchdrehen des großen Sechszylinders brauchte, doch dann lief ein Zittern durch das gesamte Flugzeug, sogar die vibrationsgeschützt aufgehängten Instrumente spielten einen Augenblick lang verrückt – das Wunderwerk der Technik sprang schüttelnd an, zunächst nur auf einigen,

schon Sekunden später auf allen Zylindern, spuckte dabei die mir seit meiner Jugend vertraute Rauchwolke aus, blies sie mit beängstigender Geschwindigkeit über die Betonfläche nach hinten und demonstrierte so schon bei nur leicht erhöhter Drehzahl geballte Kraft.

Carlo wartete einen Augenblick, schien zufrieden, zog den Feuerlöscher hinter sich her, verschwand hinter unserem Rücken, meldete sich wenig später mit Handzeichen am linken Tragflächenende zurück, hob erneut den Daumen. Und Mirella wiederholte den eben beschriebenen Startvorgang beim linken Triebwerk. Auch diesen Motor brachte sie beim ersten Versuch zum Laufen – was durchaus nicht selbstverständlich ist, man braucht dafür einige Erfahrung und auch das gewisse „Händchen". Das gilt für einen 250-PS-Lycoming-Flugmotor genauso wie für einen 18-PS-Motorradmotor.

Nun arbeiteten beide Triebwerke mit tiefem, kräftigem Dröhnen, lieferten reichlich Strom, Mirella brauchte nicht länger zu sparen, schaltete Avionik, Außenbeleuchtung und Blitzlichter ein, wählte aus einer vorbereiteten Liste Funkfrequenzen und gab sie in die Funkgruppe ein, programmierte schließlich noch den Drei-Achsen-Autopiloten auf folgende Werte: Reiseflughöhe: 12.000 Fuß (3.660 m), Steigrate: 700 fpm (700 Fuß [214 m] pro Minute – überraschend wenig, denn die *Aztec* bewältigt über 1.400 fpm und war ja heute zu weniger als 50 % beladen), Kurs: 237 Grad. Ständig überprüfte Mirella alle Anzeigen, dachte auch daran, den barometrischen Höhenmesser durch Einstellen auf 137 Fuß (Platzhöhe Perétola) auf den richtigen Luftdruck einzustellen, den Kreiselkompass nach Magnetkompass zu korrigieren und die Höhenrudertrimmung auf Stellung TO (Take off: Start) zu bringen. Die Klappen fuhr sie dagegen – auch beim späteren Start – nicht aus.

Um 7.30 Uhr Ortszeit (= 5.30 Uhr nach den Uhren in unserem Cockpit, denn sie zeigten die im Flugverkehr übliche Greenwich- oder „Zulu"-Zeit an) hatten wir die Einstiegstüren der *Aztec* geschlossen, um 7.38 Uhr war Mirella so weit, dass sie in ihrem amerikanisch gefärbten Englisch den Kontrollturm um die Erlaubnis zum Rollen bitten konnte. Sie bekam sie in Form einer endlos langen Anweisung. Start auf „Runway two three" (Bahn 23, Start also in Richtung 230 Grad – wir würden nach einer kaum merklichen Rechtskurve sofort auf dem gewählten 237°-Kurs fliegen können).

Inzwischen näherten sich die Zeiger für Öl- und Zylinderkopf-Temperatur beider Motoren allmählich von unten dem grünen Bereich. Jetzt, unmittelbar vor dem Beginn des Rollens, prüfte Mirella noch einmal bei jedem Motor einzeln Magnet 1, dann Magnet 2, schaltete wieder zurück auf „both: beide", ersparte schließlich den armen Lycomings auch nicht die angeblich unvermeidliche Prüfung der Propeller-Verstellung (geringste-größte-geringste Steigung), nahm schließlich das Gas zurück auf Leerlauf, grüßte mit einem Winken der Hand Carlo, löste die Parkbremse und begann durch zartes Vorschieben der Gashebel den Rollvorgang. Die *Aztec* dankte es ihrer Dompteuse mit einem freudigen kleinen Anheben der Nase – denn das Bugfahrwerk federte aus – und begann zu rollen.

6

Offenbar kannte Mirella ihren Heimatflugplatz gut. Sie schien genau zu wissen, welchen Weg sie zu Bahn 23 nehmen musste. Ich hätte einige Schwierigkeiten gehabt – kurz: sie machte ihre Sache so ausgezeichnet, dass ich aufhörte, ihr auf die Finger zu schauen, mich entspannt zurücklehnte, diesen Flug zu genießen begann, mich in Ruhe umsah.

Das also ist Perétola. Im *Decameron* wird es in der 4. Novelle des 6. Tages erwähnt. Kein Wunder, dass an dieser Stelle damals wie heute geflogen wurde. Denn das Gelände ist eben, liegt in der Nähe des Arno, war früher vermutlich Sumpfgebiet und wurde erst spät trockengelegt.

Und wer flog damals hier? Falken und Kraniche, wie uns Boccaccio in der erwähnten Novelle berichtet: „Currado Gianfigliazzi ...con un suo falcone avendo un dì presso a Peretola una gru ammazzata, trovandala grassa e giovane ... : Als Currado Gianfigliazzi mit einem seiner Jagdfalken eines Tages in der Nähe von Peretola einen Kranich getötet hatte und sah, dass er fett und jung war ... " – da sandte er ihn an seinen Koch Chichíbio mit dem Auftrag, den Vogel für ein Abendessen mit auswärtigen Gästen sorgfältig zuzubereiten.

Chichíbio tat wie geheißen, doch der fast fertige Braten duftete so verführerisch, dass er die vom Koch umworbene Brunetta an den Herd lockte. Wenn er ihr nicht einen Schenkel des Kranichs überlasse, so drohte sie ihm, werde sein Werben um sie ewig vergeblich bleiben. So in die Enge getrieben gab Chichibio nach, Brunetta verspeiste den einen der Schenkel, ihr Verehrer trug seinem Herrn und dessen Gästen den Braten mit dem anderen, einzig verbliebenen Schenkel auf und behauptete, als Currado den Diebstahl bemerkte, alle Kraniche hätten nur einen einzigen Schenkel, nur ein einziges Bein.

Currado reagierte mit Empörung: „Was soll das? Als wenn ich noch nie einen Kranich gesehen hätte!" Doch der Koch blieb bei seiner Behauptung, verstieg sich sogar zu dem Versprechen: „Egli è, messer, com' io vi dico; e quando vi piaccia, io il vi farò veder ne' vivi: Es ist, Herr, wie ich Euch sage; und wenn es Euch gefällt, werde ich es Euch bei den lebendigen zeigen." Vor Gästen wollte Currado keinen Streit mit seinem Koch beginnen, sondern antwortete nur: „Na gut, da du mir etwas zeigen willst, was ich noch nie gesehen und von dem ich auch noch nie gehört habe, werde ich dir morgen dazu Gelegenheit geben. Aber wenn es nicht so ist, wie du sagst, dann werde ich, das schwöre ich dir beim Körper Christi (io ti giuro in sul corpo di Cristo), dich so zurichten lassen, dass du dich dein Leben lang mit Schmerz an meinen Namen erinnern wirst."

Nicht einmal am folgenden Morgen war Currados Wut verflogen, obwohl er doch inzwischen eine Nacht geschlafen hatte, sondern „mit immer noch dickem Hals" (tutto ancor gonfiato) ließ er Pferde satteln, setzte den verängstigten Chichibio auf eines davon, brachte ihn zu einem Gelände in Flussnähe, begann es zu durchreiten, knurrte nur kurz: „Tosto vedremo chi avrà iersera mentito, o tu o io: Bald werden wir ja sehen, wer gestern Abend gelogen hat, du oder ich."

Chichibio, der sah, wie wütend Currado noch immer war, ritt halbtot vor Angst neben ihm. Doch in Flussnähe überraschten sie gleich zwölf Kraniche, die alle auf einem Bein standen. „Da seht Ihr doch, Herr", flüsterte Chichibio, auf die Kraniche

zeigend, „dass ich gestern die Wahrheit sagte: Kraniche haben nur einen Schenkel, nur ein Bein.“ – „Na, warte mal! Ich werde dir zeigen, dass sie zwei haben“, antwortete Currado wütend, ging auf die Kraniche zu und schrie. „Ho, ho!“

Die Vögel setzten das zweite Bein auf den Boden, liefen flügelschlagend einige Schritte und flogen davon. „Was meinst du nun, du Schelm?“, fragte Currado, „bist du jetzt der Meinung, dass sie zwei haben?“ Chichibio, ohne selbst zu verstehen, woher ihm diese Eingebung kam, erwiderte: „Ja, Herr, aber Ihr habt den Kranich gestern nicht auch mit ‚ho, ho!’ angeschrieen. Hättet Ihr das getan, hätte auch er den anderen Schenkel und Fuß hervorgeholt.“ (Und nun erweist sich Currado als echter Florentiner – eine schlaue, gewitzte, komische Antwort ist ihm größtes Vergnügen:) Currado gefiel diese Antwort so sehr, dass all sein Zorn in Heiterkeit und Gelächter umschlug und er sagte: „Chichibio, du hast recht. Klar, das musste ich tun.“

Diese Geschichte ist zwar einerseits vergnüglich, andererseits aber insofern betrüblich, als auch der arme Chichíbio durch eine Frau in Schwierigkeiten geriet. Wie würde Boccaccio wohl Mirella beschreiben, ihr kleines Näschen, die jetzt längeren wuscheligen Haare, ihre feine Hand auf den Gashebeln? Übrigens saßen wir hier im Cockpit nicht weiter auseinander als vorher in ihrem zweisitzigen Sportwagen. Ich hätte ihr leicht den linken Arm um die Schultern legen und in ihrem Nacken mit den dunkelbraunen Locken spielen können.

Sie war jetzt auf „Runway five“ (Bahn 5) unterwegs, doch das ist nur die Gegenrichtung von Bahn 23 (230° – 180° = 50°). Wir rollten also – mit ausdrücklicher Erlaubnis der Bodenkontrolle – als „Geisterfahrer“ über die 1.250 m lange Florentiner Piste. Auch dabei machte Mirella alles richtig, denn sie hatte die gesamte Beleuchtung der *Aztec* eingeschaltet: rotes Drehlicht, Positions-, Blitz-, Taxilicht, Landescheinwerfer. So wollte sie sicherstellen, dass wir auch aus großer Entfernung zu sehen waren. Allmählich näherten wir uns dem Ende von Bahn 5. Mirella fingerte an einer ihrer Taschen herum, zog eine Sonnenbrille hervor, setzte sie aber nicht auf, sondern hing sie mit einem der Bügel in die linke Türtasche.

7

Dann drehte sie die *Aztec* in Startrichtung, nicht mit einem zackigen Manöver, sondern ruhig und langsam. Auch das gefiel mir. Offenbar vermied sie eine allzu schnelle Drehung, damit der Sprit in den halbvollen Tanks nicht so weit zur Seite gedrückt wurde, dass eine der Treibstoffpumpen Luft ansaugen konnte. Denn dann hätte uns der betreffende Motor gerade in der Startphase im Stich lassen können.

Schließlich standen wir in der gewünschten Richtung auf der Bahnschwelle (Anfang der Bahn), sahen unmittelbar vor uns, groß und weiß auf den Asphalt gepinselt, die Runway-Nummer 23, Mirella sprach mit dem Kontrollturm und meldete sich startklar.

Ich überflog mit schnellem Blick Hebel und Instrumente. Meines Erachtens war alles Wichtige in Ordnung: Die Tanks halbvoll, Tankwahlschalter auf „Left and right“, Elektrik ein. Bei beiden Motoren: Hilfstreibstoffpumpen ein, Gemisch reich, Propellersteigung flach, Generatoren ein, Magnete beide, Öldruck grün, Öltemperatur grün, Zylinderkopftemperatur grün, Kühlluftklappen offen. Außerdem: Höhenrudertrimmung Start, Avionik ein, Autopilot aus. Auf Klappenhilfe wollte Mirella of-

fenbar verzichten, denn als ich ihr während des Rollens mit einer Geste vorschlug, den Klappenhebel auf 10° nach unten zu drücken, lächelte sie mich überrascht an und schüttelte dann energisch den Kopf, also wusste sie hoffentlich, was sie tat. Auch bei Vergaservorwärmung und Staurohrheizung verließ ich mich auf Mirella, hatte auch gar nicht mehr die Zeit, mich noch darum zu kümmern. Denn „November five four two niner Yankee“ bekam Starterlaubnis – und das waren wir. Wenn ich es nicht mehr gewusst hätte, hätte ich es dem Schildchen „Radio call N5429Y“ oben in der Mitte des Instrumentenbretts entnehmen können.

7.45 Uhr, Mirella wiederholt zur Bestätigung die Starterlaubnis, nimmt die beiden schwarzen Kugeln der Gashebel von oben in die Hand wie in ihrem Auto den Schalthebel und schiebt sie gleichzeitig langsam nach vorn. Schon bei der ersten leichten Drehzahlerhöhung der Motoren beschleunigt die *Aztec*, hebt ein bisschen die Nase – wieder einmal federt das Bugfahrwerk aus –, beginnt die Mittellinie entlang über den Asphalt zu schießen, nach zwei bis drei Sekunden erreichen die Lycomings mit tiefem Dröhnen ihre Nennleistung von zweimal 250 PS, wir werden in die Sitze gepresst, spüren, wie das Hauptfahrwerk allmählich entlastet wird, wie die weiß leuchtenden Flügel uns zu tragen beginnen, wie unser schöner Vogel fliegen will, wenig später – nach vielleicht 400 m – hebt er ab und beginnt gleichmäßig zu steigen.

Dieser Augenblick gehört zu den schönsten des Fliegens, jedenfalls wenn man – wie ich – auf dem Platz des zweiten Piloten sitzt, die herrliche Rundumsicht genießen kann und keine Verantwortung trägt. Die *Aztec* ist ein Tiefdecker. Als zweiter „Pilot“ saß ich ungefähr über dem Hauptholm, also nicht weit hinter der Flügelnase. Beim Blick nach rechts sah ich auf die Tragfläche, die direkteste Bodensicht hatte ich zwischen Rumpf, Flügelnase und weit nach vorn ragender rechter Motorgondel. Dort zogen jetzt die Außenbezirke von Florenz vorbei – Häuser, fahrende Autos, Bäume, Medici-Villen, Hügel, Wäldchen, Zypressenreihen. Nach vorn über die erhobene Flugzeugnase hinweg sah ich nichts als blauen Himmel. Schräg rechts daneben begann der im Dunst verschwimmende Horizont. Er begrenzte ein immer weiter überschaubares Panorama, das nur vom dunklen rechten Propellerkreis, der weißen Motorverkleidung und der weißen rechten Tragfläche teilweise verdeckt wurde. Deren Anstellwinkel ließ erkennen, dass wir uns im Steigflug befanden.

Und dann gab es da noch den Blick nach links, auf Mirella – in diesem Augenblick liebte ich sie, allerdings so, wie ich einmal eine unbekannte junge Pianistin „geliebt“ hatte, die mich durch einen ausdrucksvollen Vortrag der fis-Moll-Fuge aus Bachs Wohltemperiertem Klavier Teil I bezaubert hatte.

Was ist Schönheit? Definieren kann ich sie nicht, glaube aber, dass sie „Eines“ ist. Darin hat der Platonismus recht. Es ist dieselbe eine Schönheit, die uns in Musik, Malerei, Architektur, Literatur, anständigem Verhalten – also in der Ethik –, in der Liebe, in der Natur, der Technik, wo auch sonst immer begegnet – und eben auch in solchen Momenten des Fliegens. Insofern empfand ich jetzt für die hübsche Pilotin da neben mir die gleiche dankbare Zuneigung wie damals für die hervorragende Pianistin.

Schon in geringer Höhe hatte Mirella das Fahrwerk eingefahren, flog die *Aztec* „von Hand“ (Autopilot: aus), ließ sie zunächst Fahrt aufnehmen, dann mit 700 Fuß pro Minute bei etwa 100 Knoten IAS (185 km/h angezeigte Eigengeschwindigkeit)

steigen, wurde von Perétola verabschiedet („... you are leaving my airspace"), änderte den Kurs in einer leichten Rechtskurve auf 237° (180° = Süden, 270° = Westen usw.), hatte den Ladedruck der Triebwerke reduziert („Gas" zurückgenommen), Propeller- und Motordrehzahl (über die Propellerverstellung) verringert, meldete sich bei der Flugsicherung in Pisa an, bekam einen Transponder-Code, gab ihn in unsere Funkgruppe ein, wurde dadurch als dieses bestimmte Flugzeug auf allen Radarschirmen identifizierbar, erhielt über Funk von der Flugkontrolle Pisa die Mitteilung über Ort und Höhe, an denen man uns dort auf den Radarschirmen sah, bestätigte diese Ortung als richtig, hatte für einen Augenblick Ruhe, zog die Sonnenbrille aus der Türtasche, setzte sie aber noch nicht auf, sondern schaltete zunächst die Hilfstreibstoffpumpen aus und den Autopiloten ein.

Nun steuerte dieser das Flugzeug im Steigflug nach HDG (= Heading, Kurs) in Richtung 237°. Mirella konnte die Füße von den Seitenruderpedalen und die Hände vom Steuerhorn nehmen, um die Bügel der Sonnenbrille unter die der Kopfhörer zu fummeln. Dabei war sie immer darauf bedacht, die Coiffeurs-Frisur nicht allzu sehr zu strapazieren.

Doch viel Zeit hatte sie nicht, es gab schon wieder Arbeit: Die VOR-1- und die VOR-2-Anzeigen (Geräte zum Anpeilen von Funkfeuern) zeigten Empfang der eingestellten Frequenz. War es das richtige VOR? Mirella drückte die Taste zum Anhören der Morsekennung. Piepsend ertönte in unseren Kopfhörern das Signal: „kurz – kurz lang kurz kurz – lang kurz kurz kurz": ELB, das machte Sinn! Wollte sie nach Elba? Aber doch wohl nicht auf diesem Kurs und mit einer Reiseflughöhe von 12.000 Fuß (3.660 m)! Bei unserer augenblicklichen Steigrate würden wir ja erst über Elba auf dieser Höhe ankommen.

Inzwischen hatte Mirella an beiden VOR-Geräten die irgendwo vor uns unseren Weg kreuzende 199°-Radiallinie zum Funkfeuer Elba ausgewählt, ließ aber die *Aztec* geduldig so lange weiter in Richtung 237° steigen, bis wir laut Instrumenten-Anzeige die 199°-Linie nahezu erreicht hatten. Erst dann wechselte Mirella am Autopiloten von HDG (Richtung) auf NAV(igation). Daraufhin kurvte die *Aztec* sanft nach links auf den 199°-Kurs zum VOR Elba ein.

Den kleinen „Umweg" hatte meine kluge Pilotin offenbar in Kauf genommen, um zunächst (auf 237°) zu einer unteren Luftstraße zu fliegen und ihr dann (auf 199°) zu folgen. Denn so mogelte sie sich ungefähr in der Mitte zwischen den Flugplätzen von Pisa und Grosseto aufs Meer hinaus, konnte zu beiden „Wespennestern" den gebührenden Abstand halten. Denn beide Plätze werden vom italienischen Militär genutzt. In Pisa sind, soweit ich weiß, Transportflugzeuge, in Grosseto Düsenjäger stationiert, so wohl auch seit Kurzem die italienischen F-104 G Starfighter. Und eine überraschende Begegnung mit diesen bis zu 2.092 km/h schnellen „bemannten Raketen" wollte Mirella uns wohl ersparen.

Der Autopilot nahm ihr jetzt folgende Arbeiten ab. Er ließ die *Aztec* mit der eingestellten Steigrate auf 12.000 Fuß steigen (bei Erreichen der 12.000 Fuß hält er dann diese Höhe bis zur Eingabe eines anderen Befehls), steuerte außerdem das Flugzeug auf der 199°-Radiallinie zum Funkfeuer ELB und berücksichtigte dabei sogar die Abdrift. Denn es traf uns Wind von rechts vorn. Er würde uns nach links versetzen, wenn wir nicht mit „Vorhalt" flogen. Der Autopilot wusste das. Er machte seine Sache gut. Erkennen ließ sich das daran, dass die *Aztec* die 199°-Linie einhielt,

indem sie einen Kompasskurs von 202 bis 205°, also ganz leicht in den Wind gedreht flog.

Wichtig war jetzt nur noch, nicht allzu weit über das Funkfeuer Elba hinauszufliegen, ohne neue Befehle einzugeben. Also besser nicht einschlafen – klingt übertrieben, aber der immer gleiche, gelassene, nicht allzu laute Basston der beiden herrlichen Motoren wirkte – sagen wir's vorsichtig – beruhigend. Mirella hatte auch sie liebevoll betreut, schonte sie in jeder Weise, beobachtete genau ihre Temperatur. Die Kühlluftklappen hatte sie schon bald geschlossen – mit zunehmender Höhe wird es ja in der Regel kälter –, und auch die sechs Hebel auf der Mittelkonsole waren allmählich von vorn nach hinten gewandert: der Ladedruck war reduziert (also schwarze Kugeln zurück), die Propeller- und Motordrehzahl verringert (blaue Rädchen zurück), das Gemisch abgemagert (rote Kugeln zurück). Das richtige Sprit-Luft-Verhältnis (mixture) kontrollierte Mirella über die Anzeige der Abgastemperatur. Die von ihr gehätschelten Lycomings liefen weich, rund, ohne spürbare Vibrationen, im Steigflug mit etwa 2.350, später im Reiseflug mit nur 2.100 bis 2.050 Umdrehungen pro Minute, klangen zufrieden, begleiteten unseren Flug mit einem grollenden Basso continuo auf der Tonhöhe tiefer Orgelpfeifen.

Um 7.45 Uhr hatten wir die Starterlaubnis bekommen, schon um 7.58 Uhr sah ich rechts das Meer als stumpfe graue Fläche aus dem Dunst auftauchen. So jedenfalls steht es in meinen Aufzeichnungen auf einem Notizblock, den Mirella mir gab. Inzwischen flogen wir auf 11.000 Fuß (3.355 m). Aus dieser Höhe war bereits die ganze Küste sichtbar, nicht nur – wie bisher – auf meiner rechten Seite, sondern nun auch links hinter dem süßen Profil meiner Pilotin.

Wenn ich zu ihr hinübersah, spürte sie das, blickte mich über ihre Sonnenbrille hinweg an, lächelte leicht, war endlich einmal glücklich – sie hatte mich bei einem schönen Flug an ihrer Seite, sah, dass ich mich nicht fürchtete, sondern diese Überraschung genoss, kurz: unsere Beziehung war in solchen kurzen Augenblicken so tief und intim, als wenn wir doch noch ein Liebespaar geworden wären.

Aber irgendwann wird uns die Erde wiederhaben – es war wohl besser, nicht allzu oft nach links zu blicken, sondern auch einmal in andere Richtungen, zum Beispiel nach vorn. Dort war schon aus ziemlicher Nähe Elba zu bewundern. Um 8.00 Uhr erreichte die *Aztec* die vorgesehene Reiseflughöhe von 12.000 Fuß. Mirella justierte, wie schon mehrfach, erneut den Kreiselkompass nach Magnetkompass, nahm den Ladedruck und die Propellerdrehzahl noch etwas weiter zurück und magerte auch das Gemisch noch ein wenig ab.

Erstaunlich empfindlich reagierten die Motoren auf kleinste Bewegungen der verschiedenen Einstellhebel. Denn manchmal war Mirella mit der Synchronisation der Propeller unzufrieden, einer von beiden drehte langsamer oder schneller als der andere. An den beiden Drehzahlmessern war das nicht abzulesen, auch eine Synchronisationsanzeige, wie ich sie in größeren Flugzeugen gesehen habe, konnte ich nicht entdecken. Vielmehr schien Mirella den Ungleichlauf zu hören. Denn die drehenden Propellerspitzen erzeugten ein feines Sirren. Dies wurde, wie das Schwingen nicht völlig gleich gestimmter Cembalo- oder Klavier-Saiten (dort auch über Oktavsprünge hinweg) so lange von einem auf- und abschwellenden Misston begleitet, bis die Propeller mit genau gleicher Frequenz drehten. Zur Korrektur des Ungleichlaufs ergriff Mirella nun nicht etwa einen der Hebel zur Verstellung der Propellersteigung

oder des Ladedrucks und bewegte ihn – das entspräche wohl dem Stimmen eines Cembalo mit dem Schraubenschlüssel –, sondern klopfte nur leicht mit dem mittleren Gelenk des Zeigefingers der geschlossenen rechten Hand von hinten gegen den Verstellhebel des langsamer drehenden Propellers – oft mehrfach –, bis dessen Drehzahl ihr richtig zu sein schien. Danach korrigierte sie oft in ähnlicher Weise auch noch den Ladedruck des betreffenden Motors und mit Hilfe der Gemischverstellung geduldig auch seine Abgastemperatur.

Um 8.10 Uhr bot sich mir von meinem rechten Sitz ein schöner Blick auf Elba, dahinter sah ich eine andere, viel kleinere Insel. Bisher hatte ich kein einziges Wort zu Mirella gesagt. Ich wollte sie nicht durch überflüssiges Gequatsche stören, außerdem fürchtete ich, irrtümlich auf ein falsches Knöpfchen zu drücken und mit der Flugsicherung zu sprechen. Übrigens waren wir schon bald von der Flugüberwachung in Pisa zunächst an die in Mailand, kurz darauf von „Milan“ an „Rome“ weitergereicht worden.

Also, ich hatte bisher nichts gesagt und sah jetzt zu Mirella hinüber, offenbar mit so fragendem Blick, dass sie mich zunächst mit einem kurzen „Isola di Pianosa“ über die Geographie und dann ausführlicher über die Benutzung des Knopfs für die Bordverständigung belehrte. Sie hatte in jenem Augenblick etwas weniger zu tun als vorher. Und so fragte ich sie denn über Bordfunk, als vor uns eine weitere kleine Insel am Horizont auftauchte, während Elba noch unter der rechten Tragfläche hindurchzog: „Und was ist das da vor uns?“ – „L’isola di Montecristo.“ – „Wohin fliegen wir überhaupt?“ – „Warte es ab. Oder bist du diesen Flug schon so leid, dass du wieder festen Boden unter den Füßen haben möchtest?“ – „Nein, auf keinen Fall, ich frage nur aus Neugier. Dieser Flug mit dir kann gar nicht lange genug dauern.“ – Na ja, das klang schon fast wie eine Liebeserklärung. Ich musste mich zusammenreißen. Sonst ging nicht der Flug, wohl aber der Rest schief – Mirella würde irgendwann meine Bewunderung ihrer Flugkunst mit Liebe verwechseln. Liegt ja auch nahe, ist keineswegs abwegig.

Um 8.15 Uhr nahm sie mehrere kleine Kurskorrekturen nach rechts vor. Schon ehe wir Elba erreichten, hatte sie die NAV-Frequenz der VOR-1-Anzeige gewechselt. Doch wir empfingen das ausgewählte VOR-1 nicht. Also ließ sie den Autopiloten zwar nach Heading 202° fliegen, überwachte diesen Kurs aber über VOR-2. Dies war weiter auf ELB eingestellt und erlaubte ihr so die Kontrolle darüber, ob sie von diesem Funkfeuer auf genau 200° wegflog. War die Abdrift größer, korrigierte sie das Heading entsprechend, bisweilen auf 204°, auch 205°. Die Taste zum Hören der VOR-1-Kennung war gedrückt. Rechts blieb die Insel Pianosa zurück, links hinter Mirellas Rücken war in großer Ferne die „Isola del Giglio“ zu sehen, ein schöner Inselname – „die Lilie“! Die Flugsicherung ließ im Augenblick nichts von sich hören.

So träumte ich denn beim Dröhnen der Lycomings und Schweigen der Kopfhörer ein bisschen vor mich hin, sah über die weiße Tragfläche hinweg auf das tiefblaue Meer. Es schien unbewegt zu sein, einige Fischerboote zogen helle Spuren hinter sich her. Nur an diesen Schaumstreifen war die Fahrtrichtung der Schiffchen zu erkennen. Rechts verschwand eine große Fähre am dunstigen Horizont. Sie war nach Westen unterwegs.

Aus so besinnlicher Ruhe schreckte mich die Morsekennung des VOR-1 hoch. Wir hatten Empfang. Ein „kurz kurz kurz – lang lang – kurz“ wurde uns ins Ohr ge-

brüllt: SME – das sagte mir nichts. Mirella brachte durch erneutes Drücken der Taste das Signal zum Schweigen, stellte die VOR-1-Anzeige genau auf das betreffende Funkfeuer ein und wechselte im Autopiloten wieder auf NAV. Wir flogen also jetzt in 12.000 Fuß Höhe auf der gewählten Kurslinie – 200° – auf ein VOR namens SME zu.

Um 8.28 Uhr überquerten wir die Insel Montecristo. Ich konnte sie von meinem rechten Sitz aus nicht sehen, aber Mirella zeigte mit dem Finger nach unten und sagte nur: „Isola di Montecristo." Rechts neben uns musste Korsika liegen, war aber nicht zu sehen – dabei entsprachen die im Wetterbericht als Sichtweite genannten 30 englischen Meilen fast 50 km, und wir waren immerhin fast 3.700 m hoch. Unsere Fluggeschwindigkeit betrug, seit wir in den Reiseflug übergegangen waren, laut Fahrtmesser 125 Knoten (232 km/h), doch dieser Wert war falsch. Denn mit zunehmender Höhe und abnehmender Luftdichte zeigen Staudruckmesser zu geringe Werte an. Den annähernd richtigen Wert kann man Tabellen, bei manchen Instrumenten auch einem auf die Flughöhe einstellbaren Drehring entnehmen. Aus Erfahrung wusste ich, dass die angezeigten 125 Knoten in dieser Höhe einer wahren Eigengeschwindigkeit (TAS = true air speed) von etwa 162 Knoten (300 km/h) entsprachen. Es war klar – Mirella hatte keinerlei Eile, verlangte den beiden schönen Lycomings nur 55-60 % ihrer Leistung ab, genoss den Flug, bummelte vergnügt durch den strahlenden Morgenhimmel. Übrigens lag unsere Geschwindigkeit über Grund (GS = ground speed) durch den im Wetterbericht genannten leichten Gegenwind von etwa 20 km/h wohl nur bei ungefähr 280 km/h.

Um 8.29 Uhr zeichnete sich rechts am dunstigen Horizont die Ostküste Korsikas ab. Irgendeine größere Wasserfläche glänzte dort, ein See oder eine Bucht. Um 8.30 Uhr wurden wir von der Flugsicherung auf eine Cessna „auf 9 Uhr", also links querab von uns, hingewiesen. Ich sah sie nicht, wohl aber Mirella. Sie meldete den Sichtkontakt mit einem kurzen: „Have the traffic: habe den Verkehr." Schon wenig später, um 8.35 Uhr, meldete sich die Flugsicherung erneut. Eine Cessna „auf 12 Uhr", also genau vor uns, wurde uns angekündigt. Diesmal sahen wir sie beide. Sie kreuzte, mit Dreh- und Blitzlichtern blinkend wie wir selbst, von rechts nach links auf 10.000 Fuß unseren Weg. Wieder beruhigte Mirella die Flugsicherung: „Have the traffic in sight: habe den Verkehr in Sicht."

Neben unserem rechten Tragflächenende kam Korsikas Küste allmählich näher, wir flogen fast parallel zu ihr. Die Küstenlinie wurde von weißschäumender Brandung nachgezeichnet, weit draußen vor der Insel fuhren zwei Segelyachten mit ziemlich starker Krängung auf Halbwindkurs nach Süden, eine dritte entfernte sich auf Vorwindkurs von Korsika. Sie hatte auch den Spinnaker gesetzt. Drei Minuten später, um 8.38 Uhr, konnten wir – ich auf meinem rechten Sitz besser als Mirella – auch die im Dunst verschwimmenden Umrisse der hohen Gebirge im Landesinneren erkennen.

Um 8.45 Uhr tauchte vor uns Sardinien auf, mit einigen vorgelagerten Inseln, vielen Buchten und Einschnitten. Weiter rechts öffneten sich die „Bocche di Bonifacio", die schmale Durchfahrt zwischen Sardinien und Korsika. Immer noch flogen wir mit 125 KIAS (knots indicated air speed) auf 12.000 Fuß. Erneut wurde uns – um 8.46 Uhr – eine Cessna gemeldet, diesmal in 11.000 Fuß auf Gegenkurs. Wieder sahen wir sie beide. Ziemlich weit rechts von uns huschte sie unter unserer Tragfläche

hindurch. Um 8.52 Uhr meldete sich Mirella bei der Streckenkontrolle ab und in Olbia zur Landung an – da ging mir ein Licht auf: SME = Costa Smeralda!

Olbia gab uns die Anweisung, „straight in“ – im direkten Anflug – auf Bahn „two four“ zu landen. Mirella machte sich beim Zuhören Notizen, wiederholte alle Anweisungen, ging in einen ziemlich steilen Sinkflug, war um 9.06 Uhr in 3.400 Fuß (1.037 m) Höhe noch etwa 10 Seemeilen (18,52 km) vom Platz entfernt, schaltete die Hilfstreibstoffpumpen und die Landescheinwerfer ein, flog „von Hand“ auf Landekurs über das smaragdfarbene Wasser einer Meeresbucht (*nomen est omen*! Costa smeralda = Smaragdküste), bekam die Landeerlaubnis, bestätigte sie und begann den Endanflug.

Schon während des Sinkflugs waren die blauen Rädchen und roten Kugeln allmählich wieder nach vorne gewandert. Jetzt folgten ihnen ein Stück weit auch die schwarzen Kugeln – Klartext: Propellersteigung flach, Gemisch reich und nun auch wieder etwas Gas. Es erwartete uns eine 2.445 m lange Landebahn. Von diesen 2.5 km brauchte die *Aztec* wohl kaum mehr als 350 m. Insofern wunderte ich mich nicht, als mir Mirella über Kopfhörer sagte: „Bitte sei nicht überrascht. Ich werde nicht am Anfang der Bahn, sondern, um Zeit zu sparen, erst ungefähr in der Mitte landen.“

Anders als bei unserem gesamten bisherigen Flug war es hier in der Einflugschneise bockig, einige heftige Turbulenzen schüttelten uns kräftig durch. Erst kurz vor der Landebahn fuhr Mirella Klappen und Fahrwerk aus, korrigierte die Trimmung, ließ die Lycomings etwas ziehen, musste mit manchmal starken Ruderausschlägen unseren schönen Vogel auf Kurs halten. So erreichte sie mit leicht überhöhter Geschwindigkeit in voller Landekonfiguration die Landebahnschwelle (Pistenbeginn). Ein paar Meter weiter hätte die *Aztec* aufgesetzt. Doch Mirella gab noch einmal Gas, und zwar gerade so viel, dass die Piper – wohl auch vom Bodeneffekt unterstützt – dicht über der Rollbahn weiterflog. Dieser 1.200 m lange Tiefflug mit etwa 85 Knoten (157 km/h) war ein würdiger Abschluss der insgesamt 86 Flugminuten.

Als die Mitte der Bahn näher kam, nahm Mirella sachte das Gas zurück, hob die Flugzeugnase leicht an und setzte die „Two Niner Yankee“ (so wird der Name im Funkverkehr bei häufiger Nennung abgekürzt) gleichzeitig mit dem Piepsen der Überzieh-Warnung (Signal bei Strömungsabriss) sauber auf das Hauptfahrwerk. Das war um 9.11 Uhr. Nach dem Ausrollen konnten wir sofort nach rechts in einen mittleren Runway-Ausgang einbiegen und uns – die Klappen waren bereits wieder eingefahren, die Hilfstreibstoffpumpen ausgeschaltet, die Kühlluftklappen geöffnet – auf die Suche nach der von der Bodenkontrolle angewiesenen Parkposition begeben.

Auch diesmal wusste Mirella offenbar genau, was zu tun war. Um 9.20 Uhr erreichten wir den für uns vorgesehenen Platz. Er lag im äußersten nord-östlichen Winkel des Vorfelds, fast schon wieder am Anfang von Bahn 24. Ein Angehöriger des Flughafenpersonals erwartete uns dort, winkte uns zu sich heran und als wir genau an jener Stelle angekommen waren, an der er uns haben wollte, kreuzte er die Arme in Kopfhöhe, Mirella trat auf die Bremse, unsere zweimotorige Piper senkte die Nase – das Bugfahrwerk federte ein –, die Parkbremse wurde angezogen, und so blieb nur noch eine einzige Frage zu klären: wie würde Mirella die schönen Triebwerke abstellen, tat sie das Richtige?

Sie tat es! Doch zunächst erhöhte sie die Drehzahl der Motoren, wollte damit erreichen, dass die Zündkerzen nach dem langen Taxiway-Gezockele wieder freibrannten – von verrußten, verölten Zündkerzen verstehe ich ja einiges –, und zog dann, während die Lycomings mit vielleicht 1.200 Umdrehungen liefen, lässig mit der flachen Hand beide Gemischhebel bis zum Anschlag zurück – nur einen kurzen Augenblick drehten die Propeller „leer“ weiter, dann herrschte tiefe Stille. Jetzt war unser Flug nach Sardinien wirklich zu Ende – bis auf ein paar kleinere „Nacharbeiten“: Magnete aus, Generatoren aus, Beleuchtung aus, Avionik aus, Tankwahlschalter zu, Elektrik-Hauptschalter aus.

8

Mit der Flugzeugnase – und, wenn wir uns jetzt nicht küssten, auch mit unseren eigenen Nasen – standen wir in Richtung 60°. Nur der Magnetkompass zeigte das noch an. Er ist ja eines der wenigen strom- oder unterdruckunabhängigen Instrumente im Cockpit moderner Flugzeuge. Von rechts vorn beschien uns eine kräftige Frühsommer-Sonne. Es wurde warm im Innenraum.

Wir nahmen die Kopfhörer ab, hängten sie hinter uns an die dafür vorgesehenen Haken, lösten die Anschnallgurte, entriegelten und öffneten die Türen, blieben aber sitzen und genossen den kühlenden Wind Sardiniens. Er roch nach Meer und Rosmarin, nach *ros marinus*, dem „Meerestau“, so genannt, weil diese Pflanze spontan in den Küstenbereichen des Mittelmeers wächst.

Ich starrte, Nase auf 60°, nach vorn, dachte, dass wir vor unserem Rückflug unbedingt die mit zerschmetterten Insekten übersäte Frontscheibe der *Aztec* reinigen sollten – Mirella sah ich nicht nur nicht an, sondern wandte mich sogar von ihr ab, verfolgte mit den Augen eine rechts von uns mit ihren zwei 1.200-PS-Sternmotoren zum Start rollende Douglas DC-3. Unmittelbar neben mir knackten leise die Auspuffrohre unseres rechten Lycoming-Motors. In den sich abkühlenden Blechen herrschten erhebliche Spannungen.

Scheinbar geistesabwesend legte ich meinen Arm weit nach links auf die Rückenlehne von Mirellas Sitz, spielte in ihrem Nacken ganz leicht mit ihren Locken, sah zwar einerseits so weit wie möglich von ihr fort auf das alte, silbern glänzende Frachtflugzeug, streckte andererseits aber den Arm so weit wie möglich zu ihr hin – verräterische Körpersprache, Zeichen zwiespältiger Gefühle, innerer Zerrissenheit.

Und schließlich versuchte ich, das alles auch noch irgendwie in Worte zu fassen: „Ich bewundere dich, du fliegst hervorragend, Mirella – so etwas Schönes wie diesen Flug habe ich schon lange nicht mehr erlebt. Doch in all den anderen Fragen lass mir bitte Zeit! Du kennst ja sicher den Inhalt meines gestrigen Gesprächs mit deinem Vater. Er wird dir darüber berichtet haben. Bitte sei nicht enttäuscht! Im Augenblick kann ich nichts entscheiden. Ich habe dich sehr gern, aber du weißt auch von meiner Liebe zu einem anderen Mädchen. Dass du ihm in vieler Hinsicht überlegen bist, etwa an technischem Verständnis, will ich gern zugeben. Im Übrigen werde ich auch selbst nie ein Flugzeug so gut fliegen können wie du. Und schließlich bist du auch noch die schönste Frau, die ich kenne.“

Mirella schwieg. Ich dachte an Bachs Begegnung mit italienischer Musik. Wartete in seiner c-Moll-Fuge für Orgel, BWV 574, das von Legrenzi entlehnte

Thema nicht ebenso quälend auf eine Antwort, auf ein Zugeständnis, wie dieses Mädchen hier neben mir? So versuchte ich mich denn auch noch als Kassandra: „Wehe uns, wenn wir jetzt leichtfertig irgendwelche voreiligen Entscheidungen träfen! Wir würden uns mit Sicherheit ins Unglück stürzen – ich belöge dich ja von allem Anfang an, wüsste schon jetzt, dass ich dir niemals treu sein könnte."

Mirella schwieg. Ich blickte auf die DC-3. Sie wartete vor Bahn 24 auf die Starterlaubnis, stand so in Warteposition, dass ich sie von hinten sah. Ihre weich geschwungenen Tragflächen glänzten im Morgenlicht, die Spitzen der sich langsam drehenden Dreiblattpropeller blitzten hin und wieder in der Sonne auf. „Bitte, Mirella, sei nicht traurig, nichts ist entschieden, lass uns diesen Sonntag genießen! Wir können nicht in die Zukunft schauen, denk an die Worte des Horaz: ‚*Quid sit futurum cras, fuge quaerere*: frag' nicht, was morgen sein wird!' Lass uns einfach zusammen sein, ohne Komplikationen, ohne Liebesdrama, einfach so! Bitte quäl mich nicht mit Tränen, sei fröhlich! Bald werde ich nach Deutschland zurückkehren müssen, und du wirst in den USA studieren. Denn du solltest, wenn du mich wirklich gern hast, deinen wahren – technischen – Neigungen folgen und damit auch deinem Vater einen sehnlichen Wunsch erfüllen. Und ich schwöre dir: Falls Sandra mich zurückweist – sie ist ja noch sehr jung und weiß vielleicht immer noch nicht, was sie eigentlich will – also, falls ich mit dieser Liebe scheitern sollte, komme ich sofort zu dir in die USA, wenn du das dann immer noch willst. Aber bis dahin lass uns zuversichtlich und fröhlich sein. Ich leide unter deiner Traurigkeit, an der ich keine Schuld trage, denn ich habe dich nie umworben. Und ich habe im Augenblick tausend Schwierigkeiten. Hättest du mich wirklich ein bisschen gern, würdest du mich jetzt nicht noch zusätzlich belasten. Wie schön wäre es, wenn ich einmal mit dir zusammen sein könnte, ohne mir deswegen Vorwürfe machen zu müssen! Könnten wir das nicht wenigstens heute, einen einzigen Tag lang, versuchen?"

Mirella schwieg. Ich zog den Arm zurück. Die DC-3 hatte Starterlaubnis bekommen, kurvte in die Rollbahn ein, verharrte dort noch einen Augenblick, dann dröhnten die beiden Sternmotoren auf, der schwere Klotz beschleunigte, hob das Heck (Spornfahrwerk!), rollte noch ein erhebliches Stück auf dem Hauptfahrwerk, hob ab, stieg eher mühsam (Anfangs-Steiggeschwindigkeit 940 Fuß pro Minute), zog das Fahrwerk ein wie Chichibios Kraniche, nämlich erst das eine Bein, dann auch das andere (kein Defekt, ist so konstruiert), es war zu hören, wie der Ladedruck ein wenig zurückgenommen wurde und durch erhöhte Propellersteigung die Motordrehzahl etwas absank. Bald folgte der leiser werdende, auf- und abschwellende tiefe Basston sich entfernender großer Flugmotoren. Ich kannte ihn aus den Bombennächten meiner Kindheit. Nur ja nicht jetzt auch noch daran denken!

„Lass es uns versuchen!", sagte Mirella. Ich wagte nicht, mich zu ihr umzudrehen. „Komm, Benny", sie tippte mir von hinten auf die Schulter, „wir versuchen es, wir genießen einen schönen Tag; es gibt keinen Grund, traurig zu sein – sie sagte es mehr zu sich selbst als zu mir –, du sollst nicht unter meiner Zuneigung leiden." Ich war gerührt, fühlte mich kaum erleichtert, antwortete: „Im Leben ist nichts endgültig (‚außer dem Tod', ergänzte in mir hämisch der Geist, der stets verneint), wer weiß, was die Zukunft bringt, *quid sit futurum* – lass uns jetzt Sardinien bewundern, und ich hoffe, dass ich dich noch oft auf so großartigen Flügen begleiten darf."

Mirella lächelte ein bisschen, versteckte ihre Augen hinter der Sonnenbrille, bat mich, auf meinem Platz noch einen Augenblick auszuharren, verließ selbst über den linken Flügel das Flugzeug, hüpfte aber sogleich wieder – sehr sportlich – auf die rechte Tragfläche und half mir beim Aussteigen. Wie einem Opa! Das erinnerte mich an den DUCATI-Kauf. Damals hatten mich ja, obwohl ich bereits einhunderttausend Kilometer auf einer BMW gefahren war, die DUCATI-Mechaniker auch so behandelt, als ob ich noch nie ein Motorrad gesehen hätte. Für ähnlich unbedarft hielt mich jetzt Mirella. Sie konnte nicht wissen, dass ich schon aus vielen Sportflugzeugen geklettert war, aus einmotorigen, zweimotorigen, Hochdeckern, Tiefdeckern, Doppeldeckern, und auch aus Hochleistungssegelflugzeugen, deren Cockpits aus aerodynamischen Gründen so eng sind, dass sie „an den Schultern etwas kneifen".

9

So wie sich gute Reiter nach dem Ritt immer zuerst um die Pferde kümmern, so versorgten wir zunächst unser Flugzeug. In der benachbarten Halle konnten wir es leider nicht unterbringen, sondern mussten es in der Sonne stehen lassen. Das konnte ihm bei diesem herrlichen Wetter zwar nicht schaden, wir verzichteten aber darauf, es jetzt schon aufzutanken.

Übrigens hätten wir, wenn wir in Florenz mit vollen Tanks gestartet wären, ohne Nachtanken zurückfliegen können. So aber konnte es für den Rückflug eng werden, denn für die etwa 400 km sollten die Tanks denn doch zu 35 % gefüllt sein. Das waren sie zwar laut Tankanzeige – der man allerdings nicht blind vertrauen darf – noch, da Mirella sehr spritsparend geflogen war, doch sie hatte ihrem Vater fest versprechen müssen, die *Aztec* in Olbia wieder zu 50% aufzutanken.

Nun kann man sich natürlich fragen, warum der Daddy, wenn er doch so viel Wert auf eine ausreichende Treibstoffreserve legt, die *Aztec* in Florenz nicht zu 100%, also, soweit ich weiß, mit etwa 540 l Flugbenzin betanken ließ. Als Antwort hätte er mehrere gute Gründe anführen können. Erstens ist es unwirtschaftlich, nicht benötigtes Gewicht mit sich herumzuschleppen, zweitens liebt der Daddy sein süßes einziges Kind zu Recht über alles – und als Techniker weiß er, dass viele Flugzeuginsassen einen Unfall zwar zunächst, wenn auch vielleicht schwer verletzt, überleben, dann aber beim Brand der Trümmer umkommen, und dass die Feuergefahr um so größer ist, je voller zum Unfallzeitpunkt die Tanks sind.

Folglich nimmt man in der Regel nur so viel Sprit an Bord, wie zum sicheren Erreichen des Ziels (und eines Ausweichplatzes) erforderlich ist. Auch bei einer Notwasserung wären halbleere Tanks von Vorteil. Denn mit ihnen schwimmt das Flugzeug eine Spur länger als mit vollen. Die dadurch gewonnenen Sekunden können über Leben oder Tod entscheiden, eben darüber, ob die Insassen sich aus dem Cockpit befreien und – mit oder ohne Schwimmweste – ins Wasser springen können. Völlig leere Tanks bieten natürlich den meisten Auftrieb, aber die für einen Flug benötigte Treibstoffmenge falsch zu berechnen, die Tanks „trockenzufliegen", ins Meer zu fallen und sich dann über den so erzielten größten Auftrieb zu freuen, wäre fliegerisch wohl doch etwas verfehlt.

Solchen Quatsch dachte ich, während wir die Ruder der *Aztec* blockierten, Bremsklötze vor und hinter die Räder des Hauptfahrwerks legten und vorsichtig mit

einem Spray Frontscheibe, Roll- und Landescheinwerfer, zuletzt auch noch flüchtig die Propellerblätter reinigten. Den Innenraum bedeckten wir, um ihn vor der Sonneneinstrahlung zu schützen, von außen mit einer im Gepäckfach mitgeführten weichen Stoffhaube. Die Enden der Haltebänder warfen wir uns unter dem Rumpf zunächst ein paar Mal vergeblich zu, dann konnten wir sie fangen und schlossen sie mit liebevollen Schleifchen.

10

Endlich waren wir mit allen Arbeiten fertig, betrachteten zufrieden unser Werk, streichelten unser schönes Spielzeug mit einem langen Abschiedsblick und begannen, „Canu“, den Bewacher, Hausmeister, Verwalter des Ferienhauses zu suchen. Er sollte uns abholen, hatte angeblich auch die Möglichkeit, mit dem Auto über das Vorfeld zu uns zu kommen, ließ sich aber bisher nicht sehen. Es war nicht auszuschließen, dass wir ihm zu Fuß hinterherlaufen mussten. Auch die Formalitäten in der Flughafenverwaltung waren noch zu erledigen.

Nun hatte Mirella zwar daran gedacht, die Tüte mit dem Sommerkleidchen aus dem Innenraum der *Aztec* mitzunehmen, stand aber bei ziemlicher Hitze noch im Pilotenanzug neben mir und fing an, laut darüber nachzudenken, ob es sinnvoll sein könnte, in der riesigen Halle irgendeinen Nebenraum zu suchen, sich dort umzuziehen und dann statt des Kleids den viel schwereren Anzug in der Tüte mit sich herumzuschleppen. Das war nicht sinnvoll, so das Ergebnis ihrer Überlegungen.

Also ordnete sie Rückkehr zum Flugzeug an, blieb auf dessen hallenabgewandter Seite stehen, befahl mir, sie durch meine edle Gestalt und die immerhin recht große Papiertüte zur Rollbahnseite hin vor neugierigen Blicken zu schützen und bot mir einen – nicht vollständigen – Striptease. Ich blieb wie immer kühl bis ans Herz, war der nordische Eisblock, der auch unter südlicher Sonne nicht auftaut. Denn so leicht bekleidet hatte ich sie ja schon während ihrer „Grippe“ erlebt, hatte, wenn man so will, neben ihr auf der Bettkante gesessen, musste freilich zugeben, dass ihre Figur in den vergangenen Wochen noch perfekter geworden war – wenn das überhaupt möglich war. Was hatte – hätte – schon damals die Altertumswissenschaft zu bieten gehabt – und nun erst die Welt der Technik!

Aber ich bin der verkörperte Widerspruchsgeist, neige zu extremer Sturheit. Wenn man mich in irgendeine Richtung drängen will, bin ich wie ein Esel nicht von der Stelle zu bewegen. Auch diesmal stemmte ich meine Hufe in den Boden und weigerte mich, auch nur einen Zentimeter voranzugehen. Mit – ich räume es ein: gespielter – Gleichgültigkeit sah ich einer Cessna nach, die sich im Steigflug auf Nordostkurs über dem Hallendach vom Platz entfernte. Was für ein schönes Flugzeug – allerdings im Vergleich zu diesen Beinen da ein jämmerlicher Haufen fliegender Aluminiumschrott! Doch Mirella ließ sich, wie gewünscht, täuschen. Meine nach oben gerichtete Nase veranlasste sie, die Tür des Gepäckraums hinter dem hineingeworfenen Anzug unnötig heftig zuzuknallen.

11

Und auch der arme Signor Canu – Canu ist sein Nachname – bekam ihre Verärgerung zu spüren. Als er endlich mit einem großen dunkelblauen Auto über das Vorfeld angeschlichen kam, wurde er wegen seiner „Verspätung“ – wir hatten noch nicht länger als drei Minuten auf ihn gewartet – ziemlich ungnädig empfangen. Er erzählte dem verzogenen Einzelkind eine lange Geschichte über Straßensperrungen, Unfälle, Umleitungen und was weiß ich sonst noch alles.

Nach einer Weile beruhigte sich Mirella, war wieder einigermaßen lieb zu dem alten Sarden, der beim Gehen leicht humpelte. Er hatte sie schon als Kind geduldig ertragen, kannte ihre Launen, nahm sie nur scheinbar ernst. Vor Jahrzehnten hatte er in einer norditalienischen Fabrik des Konzerns einen Arbeitsunfall erlitten, daher die Gehbehinderung. Um den damals noch jungen Mann und dessen Ehefrau möglichst gut zu versorgen, hatte der Daddy den beiden sein sardisches Feriendomizil anvertraut. Sie dankten ihm die Übertragung einer so verantwortungsvollen Aufgabe mit der Treue nicht der „Cani: Hunde“, sondern eben der Canu.

Nach Erledigung der Flugplatzformalitäten – Landegebühren usw. – setzten wir uns auf die riesige hintere Sitzbank des hochherrschaftlichen Automobils und wurden von Canu mit der für solche Fälle angesagten majestätisch dahingleitenden Fahrweise nach Norden transportiert. Hätte unser Chauffeur sich so umgedreht und nach hinten gesehen, wie ich das in der *Aztec* vor dem Abflug in Perétola getan hatte, dann hätte er auf den noblen Polstern der Luxuskarosse zwar keine schnippische Kleidertüte, wohl aber zwei schnippische junge Leute gesehen, die beide zu sagen schienen: „Wir sind die Chefs hier und können auf diesem Ledersofa so gammelig herumsitzen, wie es uns passt.“ Doch weil dem verschüchterten Canu zu so unverhohlener Neugier der Mut fehlte, warf er nur hin und wieder einen schnellen Blick in den inneren Rückspiegel. Dass ich mich an jenem Morgen nicht besonders fein angezogen hatte, bereute ich jetzt ein bisschen. Aber auch Mirellas Kleid war im Gegensatz zu dem des Vorabends ein schlichtes, leichtes, duftiges Sommerfetzchen, das mir hübsch, aber nicht besonders teuer zu sein schien. Vermutlich kostete es gerade deswegen ein Vermögen. Das Mädchen, das es verhüllen sollte – sollte es das? –, machte allerdings, wie ich eben gesehen hatte, fast ohne alle Verpackung noch die beste Figur.

Ich blickte zur Seite. Zunächst war Mirella durch mein demonstratives Desinteresse an ihren Reizen wieder einmal verärgert gewesen, jetzt war sie traurig, und so etwas ertrage ich nur schwer. Sie saß rechts von mir und stützte sich in den Kurven mit den flachen Händen auf den Polstern ab, denn das Auto war so breit, dass noch mindestens eine weitere Person zwischen uns hätte sitzen können. Ein paar Mal sah ich schüchtern zu ihr hinüber. Sie schmollte, blickte nach rechts aus dem Fenster. Also versuchte ich sie zu trösten, indem ich sanft, leicht, zurückhaltend meine geöffnete rechte Hand, ohne sie irgendwann zu schließen, auf ihre linke legte.

Canu sah nach vorn, tat unbeteiligt. Dabei dachte er bestimmt darüber nach, welchen neuen Liebhaber Mirella wohl diesmal angeschleppt haben könnte. Vermutlich einen Ausländer, denn akzentfreies Italienisch sprach der abgerissene Kerl ja nicht. Da war doch ihr voriger Sommerfreund, dieser Segler und Golfspieler, von anderem Format gewesen. Er, Canu, allerdings war der Meinung, dass sie bisher noch

nie den richtigen Mann fürs Leben hergebracht hatte und dass das auch diesmal nicht der Fall war. Sie verfiel von einem Extrem ins andere. Mal waren ihre Freunde schöne, kräftige, sportliche Männer, dann waren es Adelige – auch die hatte es schon gegeben, ganz alberne Schnösel –, jetzt hatte sie einen Narren an diesem hungrig aussehenden Schwächling gefressen. Nicht einmal Maßanzüge konnte der sich leisten, also, das Mädel war auf dem besten Weg, sich unglücklich zu machen. Sagte nicht auch seine Frau oft: „Die Mirella weiß nicht, was sie will. All diese jungen Leute, die sie im Sommer herbringt, sind nur an ihrem Geld interessiert, und ich glaube, sie bemerkt das nicht einmal."

So stellte ich mir Canus Gedanken vor, und ich glaube nicht, dass ich mich allzu weit von der Wahrheit entfernte. Nach 25 Minuten und etwa 15 km Fahrt war rechts zum ersten Mal das Meer zu sehen, nach weiteren 15 bis 20 km bog Canu von der asphaltierten Straße in einen Schotterweg ab, fuhr einige Zeit in einer großen Staubwolke, mit laut polternden Reifen, durch heiße, stark duftende „Macchia" – den natürlichen, immergrünen Bewuchs unbebauter Mittelmeerböden –, kam zu einem breiten, sich wie von Geisterhand öffnenden Tor und hielt unter hohen Bäumen auf einer im Schatten liegenden Kiesfläche.

Noch ehe er uns hinkend die Türen aufreißen konnte, sprangen wir aus dem Auto. In Mirellas Augen leuchteten wieder einmal die süßen goldenen Sternchen auf, verrieten ihren Wunsch, mich zu umarmen, zu küssen, auf einen schönen Sommer einzustimmen. Doch ich weigerte mich weiterhin, mehr als eine einzige Frau zu lieben, versuchte, an etwas Abstraktes zu denken, und verschanzte mich deshalb hinter literarischen Assoziationen: „La bella estate: der schöne Sommer" – war das nicht der Titel einer Erzählung Paveses?

Und so machte ich mich zwar erneut durch Geistesabwesenheit unbeliebt, dennoch aber nicht gänzlich ungeliebt. Denn Mirella verlor immer noch nicht die Geduld mit mir, sondern zeigte mir, wenn auch wohl leicht gekränkt und daher betont sachlich, eingehend das gesamte großartige Haus. Zunächst suchten wir allerdings die grauhaarige Frau Canu in der Küche auf. Sie begrüßte Mirella so herzlich wie eine Tochter und mich so kritisch wie einen Schwiegersohn. Weiteres fest angestelltes Personal gab es nicht, mit der schönen Folge, dass wohltuende Ruhe in der riesigen Luxusvilla herrschte. Ihre geschmackvolle Einrichtung bestand aus einer gelungenen Mischung neuer und alter Gegenstände. Neben modernen Glastischen und lederbezogenen Sitzgelegenheiten erinnerten kostbare Marinemöbel an die glorreiche Vergangenheit des Schiffbaus. Im großen Salon war alles für ein Essen zu zweit vorbereitet.

Wir ruhten uns auf kühlen Ledersesseln ein Weilchen aus, Canu brachte einen kalten Aperitif mit Olive und langstieligem Silberlöffel, verschwand aber sofort wieder, um nur ja nicht zu stören. Mit den Gläsern in der Hand stiegen wir über eine Außentreppe auf eine riesige rot geflieste Terrasse hinauf. Sonnenschirme, zwei Liegen, ein Tisch und vier Stühle waren dort für uns aufgebaut, auch große Handtücher lagen bereit. Aber sie sollten wohl nur als Unterlage bei einem vielleicht gewünschten Sonnenbad dienen.

12

Wie zu erwarten gewesen war, bot dieses hochgelegene Plätzchen eine herrliche Rundumsicht. Denn das Haus liegt auf einer weit ins Meer hinausragenden Felszunge. Sie endet steil in zunächst smaragdgrünem Wasser, setzt sich unter dessen Oberfläche ein Stückchen fort, taucht etwas weiter draußen noch einmal als wellenumspülter Felsturm auf und stürzt dann endgültig in einen tiefblauen Abgrund hinab. Mit einigen knappen Hinweisen – müde, gelangweilt, eingeschnappt oder doch nur aus Bescheidenheit so wortkarg? – erklärte Mirella mir das grandiose Panorama. Im Süden war Porto Rotondo ziemlich nah, in der Ferne zeichnete sich Capo Fígari als schwacher blauer Umriss am Horizont ab. Dahinter versteckte sich der Golf von Olbia. Vor uns, irgendwo hinter dem Felsturm, also im Osten, musste das italienische Festland liegen, nördlich von uns hinter vielen Felsvorsprüngen Porto Cervo.

Wir setzten uns an den Tisch unter einen geöffneten Sonnenschirm und wussten uns weiterhin nicht viel – nein, endgültig gar nichts mehr zu sagen. Ein schwacher auflandiger Wind wehte Salz- und Tanggeruch einer träge an die Felsen plätschernden Brandung zu uns herauf, einige einsame Seevögel flogen im Hangaufwind ohne jeden Flügelschlag die Steilküste auf und ab, schrieen selten heisere Klagelaute, stürzten sich auch manchmal auf irgendein Opfer. Es herrschte sommerliche Hitze und tiefe Ruhe. Eine Segelyacht entfernte sich unter Spinnaker von uns. Draußen wehte wohl noch immer ein leichter Westwind, auch die Meeresoberfläche sprach dafür. Sie wirkte dort in der Ferne dunkel aufgeraut, spiegelte das Licht nicht so stark wie in Küstennähe. Also führte wohl Thermik über dem Landesinneren zu fast völliger Windstille hier bei uns.

Die weite Terrasse, auf der wir saßen, überdeckte fast das gesamte Gebäude, nur zwei Räume des Hauses lagen auf dieser Höhe. Denn dort hinten gab es zwei Türen. Sie waren, abgesehen von der Freitreppe, der einzige Zugang zu unserem paradiesischen Aussichtsplatz, konnten durch Glasflügel und Sonnenschutzläden geschlossen werden, standen aber im Augenblick offen. Wahrscheinlich ließe es sich dort drin im Schatten besser aushalten als hier draußen in der Sonne. Der Blick aus beiden Zimmern müsste schön sein – über die Terrasse und den Felsturm hinweg konnte man vermutlich weit aufs Meer hinaussehen. Ob ich mich dort ein Weilchen in einen kühlen Ledersessel setzen, vielleicht sogar die Füße hochlegen könnte? Diese unausgesprochene Frage verstärkte noch mein Schlafbedürfnis, auch die tiefe Stille wirkte nicht gerade aufmunternd auf mich. Rechts neben mir saß Mirella, genauso müde wie ich. Auf ihre Unterarme gestützt sah sie verträumt auf die gefalteten Hände, war in Gedanken ganz woanders. Der gestrige Abend, die aufregende „Überraschung“, vielleicht auch der Flug hatten sie wohl angestrengt.

Also dösten wir wie Eidechsen friedlich vor uns hin, bis ich, um überhaupt einmal etwas zu sagen, leise fragte: „Und diese Türen dahinten, wohin führen die?“ Mirella schrak auf, war überrascht, verlegen, unsicher. „In mein früheres Kinderzimmer und das der Gouvernante, in unsere Zimmer – die Gouvernante bist jetzt du.“ Welch schöne Aufgabe, ein so braves Kind einen ganzen Sommer lang behüten zu dürfen! In das Gouvernantenzimmer sollte ich mich jetzt wohl doch besser nicht zurückziehen. Mirella sah, dass ich lächelte, stand auf, ging allein zum Terrassen-Geländer,

rief mich aber bald zu sich, um mir eine nahe sandige Bucht als idealen Badestrand zu zeigen.

13

Dort sah man durch glasklares Wasser weit hinunter auf felsigen Meeresboden. Der Sandstreifen am Rand der Bucht war nur schmal, unmittelbar vor ihm gähnte ein grausiger Abgrund – ein unermesslicher Höllenschlund, hunderte, wenn nicht tausende von Metern tief! Nicht einmal einen Fuß würde ich dort ins Wasser setzen, Ur-Ängste packten mich, Gefühle überwältigten mein schwaches Denken, wieder einmal versagte mein Verstand. Denn erneut war ich unfähig, einer zumindest in Teilen logisch richtigen These der antiken Philosophie vorbehaltlos zuzustimmen.

Die Alte Stoa vertrat die Auffassung, dass es auch hinsichtlich der Weisheit nur ein klares „Entweder-Oder", nur eine eindeutige Alternative gebe. Entweder man sei weise oder man sei es nicht. Ein „Mehr oder Weniger" gebe es nicht. So weit, so gut. Da niemand weise ist, finden die meisten Menschen diese Auffassung noch einigermaßen vertretbar – sollen die Stoiker doch über den Weisen schwätzen, was sie wollen. Und das tun sie in der Tat. Doch nun wenden sie sich den „Unweisen" zu, den „Schlechten", also uns anderen und wiederholen ihre Zweiteilung: Entweder man ist unweise oder man ist es nicht (dann ist man nämlich weise). Setzen wir dafür das bedeutungsgleiche „Schlecht" ein, dann heißt das: Entweder man ist schlecht oder man ist es nicht (dann ist man nämlich gut). Ein „Mehr oder weniger schlecht" gibt es nicht. Alle Schlechten sind gleich schlecht.

Diese Behauptung löste schon in der Antike einen Aufschrei der Empörung aus: „Wie, es soll dasselbe sein, zu Unrecht ein Tier zu töten oder den eigenen Vater zu erschlagen?" Die Alte Stoa antwortete kühl: „Ja, es gibt keinen Unterschied" und versuchte ihre Auffassung an einem Beispiel zu verdeutlichen: „Man befindet sich entweder über oder unter der Wasseroberfläche. Befindet man sich unter ihr, so macht es keinen Unterschied, in welcher Tiefe man ertrinkt, ob einen Finger breit unter Wasser oder auf dem Meeresgrund." Zumindest was das Ertrinken angeht, scheint mir diese Argumentation unbestreitbar richtig zu sein.

Weil nun aber der Mensch nur selten der Vernunft, meist dagegen der Unvernunft folgt und ich zu allem Unglück auch noch sentimental bin, begann sich in mir Geschichte zu wiederholen – Lévanto, Katharina, all die Qualen des vergangenen Sommers wurden wieder in mir lebendig. Jan hatte ja recht, als er mir bei seinem Besuch Kathy als das schönste, umschwärmteste, bezauberndste Mädchen meiner Heimatuniversität ins Gedächtnis rief (übrigens war das Sandra gegenüber eine kleine Gemeinheit). Und jetzt plötzlich, bei meinem angstvollen Blick in diesen Abgrund, wurde mir bewusst, wie sehr Katharina und Mirella sich ähneln.

Beide sind Sportkanonen, bildschön, launisch, willensstark, beide haben zweifellos schon viele Liebesabenteuer durchlitten. Auch für Mirella bin ich wohl, wie früher für Katharina, nur wegen meiner „intellektuellen Kühle", wegen meiner Ablehnung jeder leichtfertigen Affäre, wegen der träumerischen Suche nach der „Blauen Blume", dem Symbol des Unerreichbaren in der romantischen Dichtung, reizvoll, ich interessiere auch sie nur, weil ich mich noch immer erfolgreich gegen

ihre Verführungskünste wehre. In der Tat übertreffen die ja inzwischen die der Kirke bei weitem, machen mir das Mönchsleben wirklich schwer.

Doch was war denn mit Katharina in Lévanto gewesen? Sie hatte zu mir nach Perugia kommen und dort zwei oder drei Tage bleiben wollen. Da mir das zu kurz schien, wollte ich sie überraschen und fuhr, wie beschrieben, nach Lévanto, zu ihr und „ihrer Familie", fand diese aber um ein neues Mitglied bereichert, um jenen ärgerlichen „Freund ihres Bruders". Sportlich war mir der betreffende junge Mann weit überlegen. Besonders bitter zeigte sich mir das an einigen Sturmtagen. Unser Hotel lag auf einem Hügel. Selbst dort oben, weit entfernt vom aufgewühlten Meer, war zu hören, wie gewaltige Brecher donnernd auf die felsige Küste schlugen, man hörte sie so laut, dass man sogar ein Zittern des Bodens zu spüren meinte.

Eines Nachmittags war ich auf der Hotelterrasse in einem Liegestuhl eingeschlafen, wachte auf, fragte nach Kathy. Man sagte mir, sie sei zum Strand gegangen und bitte mich nachzukommen. Also ging ich den kleinen Fußweg vom Hotel zum Meer hinunter. Der schmale Sandstrand lag hinter dem Damm der Eisenbahnlinie Genua–Pisa, die dem Küstenverlauf dicht am Wasser folgt. Im dunklen Straßentunnel unter den Gleisen angekommen sah ich eine vom Gegenlicht der untergehenden Sonne durchleuchtete furchterregende Brandung, riesige transparente Wellenberge – und ganz oben in ihnen Katharina mit diesem „Freund ihres Bruders". Wie eingegossen in hellgrünes Glas schwebten die beiden bisweilen unbewegt in den durchsichtigen Gebirgen, dann wieder tummelten sie sich in den Wassermassen mit der Eleganz von Delphinen.

In diese Brandung, die hier unten tatsächlich den Strand erzittern ließ, hätte ich nicht einmal einen Finger gehalten, fühlte mich unglücklich, unfähig, bloßgestellt, zumal das mühelose Spiel der beiden Supersportler mit den turmhohen Wellen überwältigend schön war – und lebensgefährlich. Nicht ohne Grund kommen in Italien bei solchem Wetter immer wieder allzu mutige Deutsche zu Tode. Sie unterschätzen die Gefahren. Doch selbst wenn ich mit meiner Vorsicht vollkommen recht gehabt hätte, wenn Kathy und ihr neuer Verehrer wirklich in diesem Augenblick mit ihrem Leben spielten – was änderte es? Ich war ausgeschlossen, zwischen Katharina und jenem anderen da draußen im sturmgepeitschten Meer herrschte ein tiefes, mir immer unerreichbares Einverständnis.

Und dann kam Katharina aus dem Wasser, flüchtete lachend vor der wütenden Brandung, stand wie die schaumgeborene Aphrodite mit tropfenden langen blonden Haaren, grün leuchtenden Augen und atemberaubender Figur auf dem Strand und fand es nur recht und billig, dass ihr die um die besten Aussichtsplätze an den Abteilfenstern kämpfenden männlichen Fahrgäste der vorüberfahrenden Züge ihre Bewunderung zuschrieen und dass sogar die Lokomotivführer sie mit einem kecken Signalton grüßten. Fröhlich winkte sie zurück. Aphrodite eben.

Und ich vielleicht doch Hippolytos? Denn auf keinen Fall werde ich die Sommerferien in Mirellas Haus auf Sardinien verbringen. Nachts werden wegen der unerträglichen Hitze die Terrassentüren offen stehen, Grillen werden zirpen, Wellen an den Felsen spielen, Sterne leuchten, Mondlicht wird wandernde Schatten werfen oder zitternde Reflexe im Meer aufblitzen lassen, der Rosmarin wird duften, ein Käuzchen Unheil verkünden – und Mirella wird leise in mein Zimmer kommen. Dabei hätte sie die ganze Heimlichtuerei doch gar nicht nötig, sie hat ja alle Freiheit, sie könnte auf

der Terrasse Orgien feiern, ohne dass irgendjemand es wagen würde, sie zu hindern oder zu kritisieren. Nein, sie hat das alles so zart, so rücksichtsvoll, so fein arrangiert, weil ich ja ein so empfindsames Wesen bin, weil ich in der Liebe noch das Erhabene, das Unvergängliche, das Unerreichbare suche. Und das könnte doch, wenn man von mir geliebt wird, auch einmal etwas ganz Neues, Nettes, Niedliches sein – ach, Mirella, wenn du wüsstest, was ich dir alles unterstelle! Und wenn ich wirklich deine erste große Liebe wäre?

14

Wir hatten uns wieder an den Tisch gesetzt. Ich begann, meiner müden und nachdenklichen Meisterschülerin eine Menge dummer Fragen zu stellen. Warum sie denn das alles – Papa, Mamma, Ferienhaus, Fliegerei und all die anderen Herrlichkeiten – so lange geheim gehalten habe?

Mirella berief sich, nun wieder ganz Klassische Philologin, auf das epikureische „*Láthe biósas*: Lebe im Verborgenen!“ Nach Meinung Epikurs besteht das Glück in einem physisch und psychisch schmerzfreien, also unaufgeregten, ruhigen, angstfreien Leben. Erreichen lässt sich dieses Ziel, so seine Lehre, nur durch äußerste politische und gesellschaftliche Zurückhaltung. Deshalb trete sie, so erklärte sie mir mit belustigtem Lächeln, in der Nachfolge Epikurs, aber auch auf Wunsch ihrer Eltern nicht als die superreiche Erbin, sondern als mausgraues Durchschnittsmädchen auf, übrigens auch aus Sicherheitsgründen – dies Argument leuchtete mir noch am ehesten ein. Sie bitte mich deshalb dringend, mein neues Wissen nicht auszuplaudern und auch den heutigen Flug niemals zu erwähnen, auch gegenüber Sandra nicht.

Hier trafen sich unsere Interessen in fataler Weise – Mirella versprach mir nicht nur, sie forderte geradezu die unbedingte Geheimhaltung unserer Eskapaden. Das lief auf das Angebot hinaus: „Wenn ich dich enttäuscht von der Bettkante stoße, wird nie jemand etwas von unserer unglücklichen Beziehung erfahren.“ War das ihr neuester Einfall, hatte sie sich dazu erst jetzt inspirieren lassen? Wohl nicht, denn sie lebte ja schon seit Jahren „im Verborgenen“. Diese Geheimniskrämerei war also gottlob kein ausschließlich für mich getroffenes Arrangement.

Auch nach dem Thema ihrer Dissertation fragte ich sie und erfuhr, dass sie nicht, wie ich noch an meinem Geburtstag vermutet hatte, mit einer latinistischen Arbeit über die *Germania* des Tacitus, sondern mit einer von Professor Sarti betreuten Untersuchung zur archaischen griechischen Lyrik promoviert worden war. Gesamtnote „Gut“. Sarti ist ein feiner, leise sprechender, anspruchsvoller alter Herr, den ich nur aus wenigen Vorlesungsstunden kenne.

15

Gegen 13 Uhr aßen wir eher schweigsam zu Mittag, saßen etwas verloren im geräumigen Salon, blickten auf das großartige Meerespanorama. Canu trug leicht hinkend im dunklen Anzug und mit weißen Handschuhen die Kreationen seiner Frau auf. Auch in einem Luxusrestaurant hätten wir nicht besser essen können.

Nach der Mahlzeit gingen wir nicht über die Außentreppe, sondern durch eines „unserer“ Zimmer auf die Terrasse zurück. Die von Mirella für unseren Aufenthalt vorgesehenen Räume waren ebenso wie der Rest des Hauses mit schönen Marinemöbeln, Schiffsmodellen, kostbaren Schiffschronometern und je einem eigenen Bad ausgestattet. Da ich lieber nicht in „meinem“ Zimmer bleiben wollte – in ihrem noch weniger –, ging ich wieder in die Sonne hinaus. Mirella folgte mir wenig später in einem winzigen Badeanzug – eigentlich hätte sie sich den auch ganz sparen können, denn ihr größtes Kleidungsstück war jetzt die Sonnenbrille. So verführerisch an(?)gezogen legte sie sich im Schatten eines Sonnenschirms auf eine der Liegen, klopfte mit der Hand auf die danebenstehende andere, riet mir, den neuen, noch verpackten Badeanzug anzuprobieren, den sie mir auf „mein“ Bett geworfen habe, und schwieg, als ich zunächst am Tisch sitzenbleiben wollte. Ich stützte, müde vom reichlichen Essen und von den vielen Abenteuern, den Kopf in die Hände, schloss die Augen und imitierte erneut die träumende Eidechse. Nach einer Weile schlief ich ein, aber bald rutschte mir der Kopf von den Händen, ich schrak auf, öffnete die Augen und sah auf die bewegungslos ruhende Mirella.

Da lag es also, mein USA-Stipendium. Wie viel besser es aussah als meine bisherige Förderung! Hatte meine Stiftung mir je ein schönes Mädchen geboten? Nicht einmal als Zugabe, geschweige denn als Hauptrate! Als Sonderleistung bekam ich ja nur das Büchergeld. Und nicht einmal mit dem ließ sich etwas Sinnvolles anfangen, denn dafür sollte ich mir ja nicht Männermagazine, sondern langweilige Fachliteratur kaufen.

Allerdings war dies nicht der einzige Unterschied zwischen den beiden Fördersystemen. Beim neuen Stipendium wurde auch der Studienerfolg anders überprüft als beim alten. Aber in diesem Punkt war ich mir nicht sicher, ob nicht das gewohnte Kontrollverfahren doch vorzuziehen wäre. Denn für die Stiftung muss ich Semesterberichte schreiben, der arme Vertrauensdozent hat sie dann zu lesen und zu beurteilen. Nehmen wir nun einmal an, mir wäre durch einen beklagenswerten Mangel an Konzentration die Wahrheit in die Feder geflossen und aus dem Bericht ginge eindeutig hervor, dass ich in Italien weder ernsthaft studiere noch sonst irgendetwas Förderungswürdiges tue, sondern entweder Motorrad fahre oder kreischend mit vier oder fünf Mädchen durch quietschende Betten tobe, kurz: dass ich zumindest als Klassischer Philologe ein Versager bin. Über einen so unüblichen Bericht würde sich der Vertrauensdozent vermutlich wundern, ja, vielleicht sogar ärgern, empfände ihn aber wohl kaum als persönliche Kränkung. Auch die Leitung der Stiftung wäre zwar bekümmert, würde den Fall aber irgendwann resignierend unter dem Stichwort „Vertane Fördergelder“ zu den Akten legen.

Im Vergleich dazu ist die Erfolgskontrolle beim attraktiven USA-Stipendium entschieden strenger. Geldgeber und Vertrauensdozent sind hier ein und dieselbe Person, der Daddy, der durch sein Stipendium nicht nur erreichen will, dass sein Töchterchen in den USA studiert, sondern vor allem, dass sich goldene Pünktchen in glückstrahlenden blassblauen Augen zu einem leuchtenden goldenen Kreis um die Pupille herum schließen. Gelingt es dem Stipendiaten, dieses Ziel durch tausend heiße Küsse zu erreichen, so hat er nichts zu befürchten. Doch wehe ihm, wenn dieser Erfolg ausbleibt, wenn das süße Mädchen bittere Tränen an der Brust der fördernden Institution vergießt! Dann dürfte wohl nicht mit einem Seufzer die Förder-

akte geschlossen, sondern mit einem Wutschrei der Waffenschrank geöffnet und die abgesägte Schrotflinte hervorgeholt werden, die „lupara“, die Wolfsflinte. Seit es in Italien nur noch in den Abruzzen ein paar Wölfe gibt, wird sie meistens zur Menschenjagd benutzt. Fazit: Für einen ewigen Studenten wie mich ist die konventionelle Förderung eher zu empfehlen als die unkonventionelle, weil die unkonventionelle bei mangelndem Studienerfolg mit Lebensgefahr verbunden sein könnte.

Solche Überlegungen zeigten nur allzu deutlich, dass mir allmählich das Gehirn zu schmelzen begann. In Hemd und Hose war es hier draußen auch unter dem Sonnenschirm nicht auszuhalten. Also zog ich mir schließlich in meinem Zimmer doch noch die passende, allerdings ebenfalls recht knappe Badehose an, legte mich leise neben die inzwischen tief schlafende Mirella und wurde erst gegen 15.30 Uhr wieder wach, als nun zur Abwechslung einmal sie mit meinen Haaren spielte, und zwar nicht im Nacken, sondern – gleichfalls zur Abwechslung – in der Stirn. Als ich die Augen aufschlug, vergnügte sie sich gerade damit, immer einmal wieder kleine knisternde Funken zwischen ihrer Hand und meinen Haarspitzen zu beobachten. „Du bist statisch geladen“, stellte sie lachend fest. War sie es nicht auch? Also, auf keinen Fall sollte ich Elektrotechnik studieren, die begreife ich nie.

Mirella hatte weiße Sonnencreme mitgebracht, mit der sie mich nun geduldig und sorgfältig eincremte. Ich musste ihr dann den gleichen lieben Dienst erweisen, wir hörten nicht auf, uns mit den verschiedensten Cremes einzureiben, kurz: bei der ganzen Schmiererei balancierten wir immer – im übertragenen Sinn – auf der Bettkante entlang, sie hatte, wenn sie kippte, die Tendenz, auf die Matratze zu fallen, ich sprang zum harten Boden hin ab, bin eben doch ein Heiliger. Dabei war eigentlich nicht einzusehen, warum diese Sonnenschutz-Spielereien so heikel waren. Ich hatte mich doch an der Adria oft genug von schönen Mädchen eincremen lassen und dann umgekehrt dasselbe für die Damen getan. Aber die Funken, die gestern Nachmittag zwischen Mirella und mir übersprangen, hätten nicht nur für die DUCATI und die zweimotorige *Aztec*, sondern auch noch für die vier 3.250-PS-18-Zylinder-Doppelsternmotoren einer Lockheed *Super-Constellation* ausgereicht.

Mein Fazit aus dieser Erfahrung war von ihrem völlig verschieden. Mirella war – jedenfalls bis zu unserer Rückkehr nach Florenz – mehr denn je darauf versessen, mich im Sommer an ihrer Seite zu haben, ich war mehr denn je dazu entschlossen, ihr diesen Wunsch auf gar keinen Fall zu erfüllen – denn wer sich in Gefahr begibt, kommt bekanntlich darin um.

16

Da es hier keine Mahagonitür gab, durch die ich vor mir und ihr flüchten konnte, schlug ich vor, ein bisschen ans Meer zu gehen und probeweise einen Fuß hineinzutauchen. Vielleicht könnten wir ja irgendwo ein paar Meter schwimmen. Das sagte ich aber nur, weil ich davon ausgehen konnte, dass das Wasser bei dieser Meerestiefe noch viel zu kalt zum Baden war. Auch Mirella behauptete das sofort. Doch ich blieb beharrlich bei meinem Wunsch, etwas „draußen“ – eben nicht drinnen! – zu unternehmen.

Mirella fand sich, wie schon so oft, resignierend mit meinen Hippolytos-Allüren ab, hatte aber wenig Neigung, bei dieser nachmittäglichen Hitze zu Fuß herum-

zulaufen. Sie wisse etwas Besseres, nämlich eine kleine Rundfahrt auf ihrer *Vespa*. Wir könnten die Badeanzüge weiter unter der Ausgehkleidung tragen und vielleicht tatsächlich noch irgendwo ins Meer springen.

Also zog ich mir Hemd und Hose über mein Mini-Badehöschen. Mirella dagegen kam aus ihrem Zimmer fast noch nackter zurück, als sie hineingegangen war, wenn's denn – ich wiederhole mich – noch möglich war. Sie trug jetzt die heißesten „Hotpants", die ich bisher gesehen hatte. „So gehe ich nicht mit dir vor die Tür", sagte ich schlicht, „du bist der übliche Philosoph, der Weisheiten verkündet, an die er sich dann selbst nicht hält. Wie willst du denn so ‚im Verborgenen leben'? An der ersten Kreuzung, an der wir halten, wirst du in dieser Aufmachung einen Massenunfall verursachen. Hast du denn in deinen vielen Schränken nicht eine einzige lange, weniger knackige Hose?"

Mirella war nur einen Augenblick lang verärgert, dann wurde ihr klar, dass sie soeben meine erste spontane, unkontrollierte, ehrliche Reaktion auf ihre makellose Figur erlebt und sogar eine erste Spur von Eifersucht bei mir entdeckt hatte. Strahlend kehrte sie um, ging ins Zimmer zurück und kam mit eng sitzenden Jeans wieder heraus. Na ja. Immerhin nicht ganz so aufreizend wie vorher: „Ist es dem ‚Kühlen Blonden aus dem Norden' – das war Zitat aus einer deutschen Bierreklame – so recht?" Ich nickte nur stumm, schluckte, vermied es, sie von hinten anzusehen, ging vor ihr in den Salon hinunter. Canu brachte ein paar kühle Getränke – auf die Terrasse hatte er sich nicht ein einziges Mal hinaufgetraut – und bekam leise einen Auftrag.

Als wir wenig später auf den schattigen Kiesplatz traten, stand dort neben der dunkelblauen Staatskarosse eine silberne *Vespa*. „Willst du uns fahren?", fragte Mirella. „Eigentlich schon ganz gern, aber zunächst möchte ich ein paar Übungsrunden mit dem Ding drehen. Erklärst du mir die Schaltung?" Also bekam ich von Mirella die gewünschte Einweisung, fuhr vor ihr auf dem Kies ein Weilchen im Kreis herum und dachte dabei an meine Fahrschulzeit zurück.

Mein Vater wollte nicht länger Motorrad fahren und hatte sich ein Auto gekauft. Als Kostenbeitrag für diese Neuerwerbung gab ich ihm all mein zusammengespartes, mit Nachhilfestunden verdientes Geld und erhielt von ihm für diese eher symbolische Summe seine erst vier Jahre alte BMW R 51/3. Nun stand sie in der Garage, wartete auf mich, allein der Führerschein fehlte mir noch. Also besuchte ich einen – ebenfalls mit Nachhilfeunterricht finanzierten – Fahrschulkurs. Für den praktischen Unterricht wurden nirgendwo mehr Motorräder, sondern überall nur noch Roller eingesetzt. Also musste auch ich das Zweiradfahren auf einer NSU *Lambretta* lernen, obwohl ich eigentlich Rollern wegen des fehlenden Knieschlusses und der geringen Kreiselkräfte der kleinen Räder nur wenig abgewinnen konnte.

Na schön, es war nicht zu ändern, ich drehte an einem lauschigen Flussufer mit der *Lambretta* auf einer zwar nicht wie hier kiesbedeckten, wohl aber durch eine feine schwarze Ascheschicht noch viel rutschigeren Parkfläche geduldig meine Kreise und Achten, allerdings nicht zur Zufriedenheit meines vom Platzrand zuschauenden Fahrlehrers, des Herrn Meise. Der Gute war der Meinung, ich führe wackelig, übervorsichtig, zu große Radien. Schließlich verlor er die Geduld: „Na, kommen Sie mal her, ich zeige Ihnen das!" Ich hielt, übergab ihm die *Lambretta*, stand nun so andächtig am Rand des Platzes wie da drüben jetzt Mirella, wünschte ihm aber – anders als

hoffentlich sie mir – die Pest an den Hals. Meise fuhr Kreise, Achten, links herum, rechts herum, langsamer, schneller, schließlich auch einhändig, geradesitzend, Kreuz durchgedrückt, die Rechte am Gasdrehgriff, die Außenseite der Linken – Finger nach hinten – in die Hüfte gestemmt. Ich höre ja immer irgendwie Musik, jetzt erklangen spanische Gitarren, feurige Rhythmen, olé! – Herr Meise, Torero auf *Lambretta*, sah einem Stier herausfordernd in die blutunterlaufenen Augen.

Da klappte das Vorderrad des Rollers ein, stand quer, die *Lambretta* hob, trotz der rutschigen Asche hart abgebremst, das Hinterrad und warf meinen Fahrlehrer – er hatte den Stier nicht vor sich gehabt, er hatte draufgesessen – hoch in die Luft. Und nun erwiesen sich leider Meises Flugeigenschaften trotz seines vielversprechenden Namens als enttäuschend schlecht, denn seine Flugbahn war nichts anderes als eine – immerhin ziemlich weite – ballistische Kurve. Schon bald streckte er, während hinter ihm die *Lambretta* krachend auf ihre rechte Seitenverkleidung fiel, die Arme nach vorn und landete hart auf Händen und Knien. Ein Weilchen lag er ratlos vor mir in der Asche, dann berappelte er sich, stellte wortlos mit mir zusammen den Roller, der schwerer war, als ich erwartet hatte, wieder auf die Räder, fragte nur: „Haben Sie eine Nadel?“, bekam die Sicherheitsnadel, die ich im Innenfutter der Jacke stets bei mir trug, da sich dauernd irgendwelche Knöpfe verabschiedeten, ließ mich wieder fahren und versuchte nun, ohne meine vorsichtigen Kreise und Achten weiter zu beachten, die in die Haut der Handflächen eingedrungenen Aschekörner mit der Nadel zu entfernen.

17

Nicht anders als damals beim Fahrunterricht vermied ich auch jetzt jedes unnötige Risiko, drehte bedächtig einige Proberunden, war mir dann sicher, meine schöne Gastgeberin mit der *Vespa* gefahrlos über den Schotterweg zum Strand fahren zu können, hielt vor ihr, sie stieg auf, und durch das sich automatisch öffnende Tor fuhren wir hinaus in die große weite Welt. Ich glaube, so zusammen auf dem Roller wirkten wir glaubhafter als vorher mit Chauffeur in der Luxus-Limousine, sahen nicht länger aus wie schlechte Schauspieler, sondern wie „echte Menschen“, nämlich wie der nach der Arbeit zusammen mit dem Küchenmädchen ins nahe Dorf zurückfahrende Gärtner.

Schon nach wenigen Metern umfasste Mirella meinen Waschbrettbauch, bohrte zunächst, um nach vorn zu sehen, ein Weilchen ihr Kinn in meine rechte Schulter, blickte aber dann, indem sie den Kopf sanft in meinen Nacken legte, zur Seite. So umschlungen bummelten wir auf der „strada bianca“, der weißen (= unbefestigten) Straße, eine kleine Staubfahne hinter uns her ziehend, in Richtung der Badebucht.

Die meisten Superreichen werden nicht wissen, wie kühl ihre klimatisierten Autos auch auf das Gemüt wirken, wie erotisch dagegen so eine kleine Einzylinder-Zweitakt-*Vespa* durch die Mittelmeerflora hoppeln kann. Ich bedauerte, dass uns nur wenig Zeit für diesen Ausflug blieb. Bereits in etwa einer Stunde mussten wir in der Ferienvilla zurück sein. Denn inzwischen war es 16.30 Uhr geworden, das Umziehen und das Essen irgendeiner Kleinigkeit würde von 17.30 bis 18.00 Uhr dauern, dann müsste die Fahrt nach Olbia folgen, am Flughafen würden wir um 19.00 Uhr ankommen, mit Formalitäten, Tanken, Vorflug-Kontrolle dürften wir bis 19.30 Uhr zu

tun haben, gegen 19.45 Uhr könnten wir starten und hoffentlich zufrieden und glücklich nicht allzu lange nach 21.00 Uhr in Florenz landen. Jedenfalls wurden wir dort bis spätestens 22.00 Uhr zurückerwartet.

Doch Mirella da hinter mir lehnte sich weich und entspannt an meinen Rücken, schien auch auf dem Roller zu schlafen, tat so, als ob sie das alles nichts anginge, auch nicht, wohin ich nun eigentlich mit ihr führe. Allerdings wusste ich das auch selbst nicht, bog auf gut Glück nach rechts in die Asphaltstraße ein, verließ sie aber kurz darauf wieder und versuchte auf einem Nebensträßchen das Meer zu erreichen. Mit leichtem Gefälle kamen wir tatsächlich zum Strand, tauchten nicht etwa einen ganzen Fuß, sondern nur einen halben Finger ins Wasser, stellten ohne Überraschung fest, dass es eiskalt war, gaben die Badepläne auf und setzten uns nebeneinander auf einen sonnenerwärmten Stein.

18

Mirella war weiter anlehnungsbedürftig. Ich begann mir Sorgen zu machen. Hoffentlich konnte ich sie für den bevorstehenden Nachtflug einigermaßen wachbekommen. Doch ich folgte nicht dem Rat eines moralisch verkommenen Publikums, das mir wieder einmal mit Gelächter, Hohn und Spott zubrüllte: „Wachküssen, wachküssen!“ – ich folgte ihm nicht. Denn wie enttäuscht, gelangweilt und undankbar wäre dasselbe Publikum, wenn ich tatsächlich immer das Nächstliegende täte! Nein, ich will Sandra, meiner einzigen wahren Liebe, treu bleiben, will nicht wie Lucius in den *Metamorphosen* des Apuleius an einer Rose – in diesem Fall an der Rose „Mirella“ – knabbern, um mich von einem Esel wieder in einen Menschen zu verwandeln, sondern will Esel bleiben, will weiter die Blaue Blume der sublimen, unerreichbaren Liebe suchen, will tausend Versuchungen widerstehen, unzählige Hindernisse überwinden, will nicht schwach, sondern stark sein.

Was also ist zu tun in solcher Lage? Ich legte zwar den Arm um die anschmiegsame Mirella, blickte mich aber suchend um. Worüber könnte ich in dieser gottverlassenen Einöde reden, was wäre hier bemerkenswert? Es gab ja in dieser Wüste nur – um unsere Füße herum – ein bisschen weißen Sand, davor eine müde plätschernde Brandung, ferner drei Seevögel, einer flog, zwei dümpelten träge auf den Wellen, außerdem war oben rechts unsere Luxusvilla und links von uns ein Stückchen Küste mit Felsformationen zu bewundern, über die ich nichts zu sagen wusste, weil mir auch Geologie ein Rätsel ist.

Doch gottlob stand da ja noch Mirellas *Vespa* – ich war gerettet, begann diesen technisch hochinteressanten Gegenstand zu kommentieren: „He, Mirella, schönes Kind, schlaf nicht ein! Hast du dir je deinen Motorroller genauer angesehen? Ist dir klar, dass Enrico Piaggio 1946 die *Vespa* nach den Prinzipien des Flugzeugbaus konstruierte, dass er ihren selbsttragenden Stahlblechrahmen vermutlich in Anlehnung an die Halbschalenbauweise mancher Flugzeugrümpfe entwarf?“

Sie wusste es nicht und büßte dafür mit einem langen Vortrag über Willy Messerschmitts Bf 109 (Me 109), über andere Flugzeuge mit tragender Außenhaut, über die Statik des Strohhalms und die geschichtlich enge Verbindung von Zweirad- und Flugzeugbau. Mit der mir in Notfällen immer so hilfreichen Geschwätzigkeit kam ich vom Hundertsten ins Tausendste. Wer ununterbrochen redet, der muss sich we-

nigstens ein bisschen auf das, was er sagt, konzentrieren, wird abgelenkt vom pausbäckigen Apfel der Eva, kann mit kühlem Kopf nach der Schlange Ausschau halten, wird endlich einen Seufzer und ein resignierendes „Was du alles weißt, amore mio!“ zu hören bekommen und sich sogleich aus der Welt der Technik zurückkatapultiert fühlen in die antike Literatur. Denn Mirellas Satz „Was du alles weißt, amore mio!“ entsprach inhaltlich genau dem berühmten Vorwurf, den Hannibal sich von seinen Truppen anhören musste, als er, der immer Siegreiche, an Rom vorbeizog, die feindliche Hauptstadt nicht angriff, nicht eroberte: „*Vincere scis, victoria uti nescis*: Zu siegen weißt du, den Sieg zu nutzen weißt du nicht.“

Doch ich wollte den Sieg nicht nutzen, wollte nicht küssen, nicht hier oder anderswo durch Betten toben, nicht falsche Hoffnungen, nicht Illusionen wecken, nicht Verpflichtungen eingehen, nicht Vertrauen brechen, nicht Schuld auf mich laden. Also drängte ich zur Weiterfahrt.

In einem kleinen Strandcafé oben auf der Steilküste gönnten wir uns noch ein mittelgroßes Eis, fuhren dann auf den Kiesplatz des Ferienhauses zurück, zogen uns um und ließen uns schließlich von Frau Canu auch noch mit ein paar schnell herbeigezauberten süßen und salzigen Leckereien verwöhnen. Anders als bei unserer Ankunft zeigte Mirella jetzt am Abend den treuen Hausangestellten offen ihre Zuneigung. Denn um ihnen allen unnötigen Aufwand zu ersparen, wollte sie den kleinen Imbiss nicht oben im Salon, sondern unten in der Küche einnehmen und bestand auch darauf, dass die braven alten Leute uns Gesellschaft leisteten, dass sie mit uns zusammen wenigstens eine Kleinigkeit aßen, da ja auch „der arme Canu“ erst spät von seiner Fahrt nach Olbia zurückkehren werde. So setzten wir uns denn noch für ein halbes Stündchen zu viert an den Küchentisch, und besonders die völlig unbefangene alte Köchin plapperte munter drauflos. Sie hatte ihr Sommer-Ziehkind an diesem Tag zwar nur kurz gesehen, aber offenbar die richtige Diagnose „total verknallt“ gestellt. Immerhin hatte sie auch beobachtet, dass ich mich zu ihrem Schützling stets rücksichtsvoll und ritterlich verhielt, und insofern fand ich wenigstens vorläufig Gnade in ihren Augen. Vor allem durch die friedliche Rollerfahrt schien ich ihr Herz erobert zu haben. Und es war ja auch nicht zu bestreiten, dass Mirella und ich, sie als verliebte Küchenhilfe, ich als junger Gärtner, ein verdammt hübsches Pärchen gewesen wären. Bestimmt hätte mich Herr Canu als seinen Untergebenen nicht pausenlos im Garten schuften lassen, und seine Frau hätte mir sicher so reichlich zu essen gegeben, dass ich nicht mehr ganz so hungrig ausgesehen hätte.

Außerdem hatten die beiden Mirella heute – vielleicht zum ersten Mal – in einer Position der Schwäche erlebt, und nun tat sie ihnen leid. Daher versuchten sie alles, um uns ein bisschen aufzumuntern, wollten uns unbedingt länger dabehalten, hätten uns gerne so fürsorglich betreut, dass wir ihnen irgendwann in den kommenden Sommern auch unsere zwei oder drei hübschen Kinder auf ihr geliebtes Sardinien gebracht hätten. Ach Gott, wenn ich doch nur nicht so viel Phantasie hätte! Nichts wie weg hier! Also Abschied von der sichtlich gerührten alten Haushälterin und Autofahrt mit Herrn Canu zurück nach Olbia.

19

Zunächst ließen wir uns zum Flugzeug bringen. Es stand inzwischen im Schatten der großen Halle, denn die Sonne näherte sich über der Nord-West-Spitze

Sardiniens bereits dem Horizont. Wir entfernten die Sonnenschutzhaube, falteten sie zusammen und verstauten sie wieder im Gepäckraum. Mirella ergriff ihre Kleidertüte, schloss mir das Cockpit auf, bat mich, auf meinem „Pilotensitz“ ein Weilchen auf sie zu warten, kramte ihre Flugunterlagen zusammen, warf sie zusammen mit der Tüte auf die Rückbank der Luxuskarosse, verabschiedete sich von mir mit einem kurzen „Torno subito: bin gleich zurück“ und fuhr mit Canu zur Flugleitung.

Ich kletterte, wie befohlen, über die rechte Tragfläche auf den Sitz des zweiten Piloten, lehnte mich bequem zurück, ließ die Tür offen stehen und geriet ins Grübeln. Nur die feinen weißen Sekundenzeiger der beiden Cockpituhren bewegten sich vor mir leise tickend über die schwarz mattierten Zifferblätter. Weil die Uhren auf die internationale Flugzeit, die Greenwichzeit, eingestellt waren, hinkten sie hier in Sardinien der örtlichen Sommerzeit um zwei Stunden hinterher. Alle anderen Instrumente verharrten in Ruhestellung. Sie erwachen ja erst zum Leben, wenn ihre Stromversorgung eingeschaltet wird. Eine leichte Brise wehte, wie schon bei unserer Ankunft, den herben Duft der sardischen Macchia heran. Es roch nach Rosmarin, Thymian, Myrte, Ginster, Oleander, Lavendel und wohl auch noch nach vielen anderen Pflanzen, die ich aber nicht identifizieren konnte.

Ich blickte nach draußen auf die Tragflächen. Sie leuchteten jetzt im Abendlicht nicht mehr weiß, sondern elfenbeinfarbig. Was für Wunderwerke solche kleinen Reiseflugzeuge sind! Und was für ein Mädchen, das solch einen herrlichen Vogel mal eben über Hunderte von Kilometern, über tiefes Meer und hohe Berge, in etwas mehr als einer Stunde von Sardinien nach Florenz zurückfliegen kann, während ich jetzt hier, so allein im Cockpit zurückgelassen, nicht einmal das rechte Steuerhorn zu berühren wage! Gleich würde sich Mirella fröhlich in ihren Sitz fallen lassen, mit der größten Selbstverständlichkeit die beiden riesigen Sechszylindermotoren starten und uns nach Perétola zurückbringen. Womit habe ich ihre Liebe verdient? Warum gefalle ich ihr, was kann ich ihr bieten? Ich bin ihr doch in jeder Hinsicht unterlegen, komme aus einer anderen, engen kleinen Welt, bin ängstlich, wenn nicht sogar feige – wieso hält sie ausgerechnet mich für liebenswert, während ihr doch wahrscheinlich alle Playboys dieser Welt zu Füßen liegen? Ich begreife das nicht.

Und da kam sie auch schon zurück, sprang im Pilotenanzug aus dem Führerhaus eines großen Tanklastzugs, gab mir die Kleidertüte, die ich diesmal zusammen mit meiner Jacke auf die edlen hinteren Einzelsitze warf, und erklärte mir, während wir die *Aztec* für den Tankvorgang vorbereiteten, dass sie den guten Canu von der Flugleitung nach Hause geschickt habe, „weil er immer so traurig in der Nähe des Flugzeugs herumsteht, wenn Daddy oder ich die Motoren anlassen und zum Start rollen. Er tut mir dann leid, sein Anblick bedrückt mich, und das versuche ich mir zu ersparen, indem ich ihn so schnell wie möglich fortschicke.“ Offenbar hängt sie eben doch mehr an den beiden Alten, als sie zeigen will, hasst Abschiede so sehr wie ich, und das gefällt mir.

Wir ließen die *Aztec* mit einer Menge Sprit wieder zu 50% betanken, kontrollierten bei beiden Motoren den Ölstand, führten gemeinsam den Außen-Check durch, kletterten getrennt, jeder über „seine“ Fläche, wieder ins Cockpit, und dann tat Mirella etwas, was sehr viel Einfühlungsvermögen verriet. Sie wollte mich „mitspielen“ lassen. Obwohl sie meines Erachtens gut ohne eine Checklist ausgekommen wäre, drückte sie mir eine in die Hand, vermutlich, um mein überdeutliches Interesse an

ihrem Flugzeug noch zu steigern. Ein etwas bitteres Fazit dieses Sonntags hatte sie schon während unserer Rückfahrt zum Flugplatz gezogen: „Die *Aztec* interessiert dich sowieso mehr als ich.“ Aber das war noch nicht alles, es folgte noch ein Tiefschlag: „Nur gut, dass dir auch Sandra weniger am Herzen liegt als deine DUCATI.“ Diesen *Cantus firmus* verliebter Frauen kannte ich ja schon von Katharina. Zuletzt hatte ich ihn in Geschenkform zu hören bekommen, durch die weihnachtliche Zusendung des *Homo Faber*. Doch noch hatte Mirella Geduld mit mir, war bereit, meinen perversen Interessen entgegenzukommen. Ich durfte ihr die englische Checklist vorlesen, sie führte die einzelnen Verfahrensschritte aus und bestätigte sie, je nach Sachlage mit „Checked“, „Set“, „On“, „Off“, „Clear“, „Noted“, „Both“ usw. Wir saßen also jetzt nebeneinander im geschlossenen Cockpit, trugen Kopfhörer und spielten erster und zweiter Pilot – ich war auf der Karriereleiter so schnell nach oben geklettert wie noch nie bisher in meinem Leben (und vermutlich nie wieder).

So kamen wir denn auch zu „Right Engine: Start!“. Diesmal stand niemand mit einem Feuerlöscher an unserem rechten Tragflächenende, wir waren in dieser verlassenen Ecke des Flugplatzes ganz auf uns allein gestellt. Doch die Lycoming-Motoren nutzten die Situation nicht aus, waren brav, sprangen mit dem üblichen unwilligen Schütteln sofort an, bliesen fröhlich die Rauchwolke nach hinten und liefen dann kraftvoll und ruhig.

Sorgfältig gingen wir weiter die Kontroll-Liste durch, bekamen um 19.45 Uhr die Rollerlaubnis für Bahn „Two four“ (24), erreichten um 19.50 Uhr die Warteposition und erhielten um 19.52 Uhr die Starterlaubnis. Mirella bestätigte sie, gab etwas Gas, kurvte in Runway 24 ein, fast 2,5 km Piste lagen vor uns, schon seitlich und an der Mittellinie beleuchtet.

Also wieder die kleine Mädchenhand auf den „Leistungshebeln“. Sanft schiebt sie sie nach vorn, wieder toben die beiden Lycomings los und ziehen uns nach vielleicht 400 m in einem kraftvollen Steigflug aus dem Platz. Danach zunächst alles wie gehabt, Fahrwerk eingefahren (die Klappen hatte Mirella auch diesmal nicht benutzt), dann aber mit schon erheblicher Fahrt in einer steilen Rechtskurve fast auf Gegenkurs. Über die stark geneigte weiße Tragfläche und den herrlich laufenden rechten Motor sehe ich auf das abendliche Olbia hinunter: ‚Addio, cara Sardegna, chi sa quando ti rivedrò: Leb wohl, liebes Sardinien! Wer weiß, wann ich dich wiedersehe.’

In den Kopfhörern meldet sich sofort die Morsekennung des Funkfeuers Elba. Wir befehlen dem Autopiloten, es im NAV-Modus auf 019 Grad anzusteuern und dabei die *Aztec* mit 600 fpm (183 m pro Minute) auf 11.000 Fuß (3.355 m) Reiseflughöhe steigen zu lassen. Mirella kümmert sich wie immer liebevoll um die Motoren, schont sie in jeder Weise. „Wir haben es nicht eilig, du fliegst gern, ich fliege gern, wir können uns Zeit lassen“ – mit diesen Worten kündigte sie mir einen „gemütlichen Bummelflug“ an. Dennoch hatte ich nicht den Eindruck, langsam unterwegs zu sein. Um 19.52 Uhr hatten wir die Starterlaubnis bekommen, um 20.00 Uhr waren wir mit 100 Knoten angezeigter Eigengeschwindigkeit (IAS) und 600 fpm Steigrate schon 5.000 Fuß (1.525 m) hoch.

Rechts unter uns konnte ich eine DC-6 im Landeanflug auf Olbia bewundern. Obwohl sie so hell beleuchtet war wie ein Weihnachtsbaum, hatte uns die Flugsicherung vorsorglich auf sie hingewiesen. Links hinter Mirella blieb ziemlich schnell die

Costa Smeralda zurück, da lag irgendwo auch unser Ferienhaus. Rechts musste ich mich schon weit nach hinten umdrehen, wenn ich noch einen Blick auf die Küste Sardiniens werfen wollte. Vor uns im Norden versank das Meer allmählich in Dunkelheit, obwohl die Sonne noch schwach – über Mirellas linke Schulter hinweg – auf unser schwarz mattiertes Instrumentenbrett schien.

Vier Minuten später waren wir bereits 7.300 Fuß (2.227 m) hoch, obwohl wir nun wirklich nur mit 600 fpm Steigen und 100 Knoten IAS im „Schongang" flogen. Um 20.05 Uhr sah ich rechts nur noch Meer, links öffneten sich die Bocche di Bonifacio, in der Ferne tauchte Korsika aus dem Dunst auf. Angeblich betrug die Sichtweite an diesem Abend 40 englische Meilen (64 km), doch ich sah von Korsika noch weniger als auf dem Hinflug.

Olbia reichte uns an die Flugsicherung in Rom weiter. Um 20.07 Uhr waren wir 9.000 Fuß (2.745 m) hoch, der Fahrtmesser meldete unbeirrt 100 Knoten IAS, die Sonne tauchte am Horizont in eine Dunstschicht ein, schien aber immer noch müde von links ins Cockpit, Korsika rückte etwas näher, doch von den Gebirgen im Landesinneren war nichts zu sehen.

Gegen 20.11 Uhr erreichten wir die Reiseflughöhe von 11.000 Fuß (3.355 m). Kurz darauf durchflogen wir mit 125 Knoten IAS, das entspricht in dieser Höhe etwa 155 Knoten TAS (ca. 290 km/h), unbeeindruckt eine kleine Turbulenzzone, nicht nur Variometer und Fahrtmesser, sondern auch die Motordrehzahl schwankte leicht. Die Flugsicherung ließ uns an diesem Abend erstaunlich oft für lange Zeit in Ruhe, nur selten sahen wir andere Flugzeuge, und auch die nur in weiter Ferne.

Also zitierte ich angesichts des dunkelnden Meeres über Bordverständigung einige ungefähr 2.600 Jahre alte Verse im altgriechischen Originalwortlaut. Mirella musste sie kennen, da sie sie vermutlich in ihrer Dissertation behandelt hatte:

heudousin d' oreon koryphai te kai pharanges,
proones te kai charadrai,
phyla th' herpeta tossa trephei melaina gaia,
theres t' oreskooi kai genos melissan
kai knodal' en benthessi porphyreas halos,
heudousin d' oionon
phyla tanypterygon.

[Es schlafen Gebirges Gipfel und Schluchten,
Klippen und Abgründe,
und alle kriechenden Lebewesen, so viele ernährt schwarze Erde,
und gebirgsbewohnende Tiere und Bienenvölker
und Ungeheuer in Tiefen purpurfarbener Salzflut,
es schlafen alle Schwärme
mit weitgespannten Flügeln dahinsegelnder Vögel.]

Ich zitierte das Bruchstück auch deshalb, weil ich es beim ersten Kennenlernen – noch als Schüler und nur in schlechter Übersetzung – wahrscheinlich missverstanden hatte, später aber beharrlich und bewusst an dieser ersten Fehldeutung festhielt. Denn was vom Autor mit ziemlicher Sicherheit als idyllische Schilderung nächtlicher

Ruhe gemeint war, verstand ich immer – unhistorisch, aber starrköpfig – als Beschreibung der menschlichen Seele. Die Ungeheuer, die sich unter ihrer glänzenden Oberfläche „*en benthessi porphyreas halos*: in Tiefen purpurfarbener Salzflut“, also in den Abgründen des Meeres verbergen, hatte ich ja nur allzu oft in mir auftauchen sehen, auch an diesem Sonntag.

„Alkman“, sagte Mirella, und das war richtig.

Links blieb Korsika allmählich zurück. Tief unter uns kreuzte mit weit sichtbaren Blinklichtern ein ziemlich schnelles Flugzeug auf dem Weg nach Bastia unseren Kurs. Mirella bestätigte der Flugsicherung mit einem kurzen „traffic in sight“ den Sichtkontakt und trug mir dann ihrerseits ein Gedicht vor:

O falce di luna calante
  Che brilli su l'acque deserte,
  O falce d'argento, qual mèsse di sogni
  Ondeggia al tuo mite chiarore qua giú!
Aneliti brevi di foglie
  Di fiori di flutti dal bosco
  Esalano al mare: non canto non grido
  Non suono pe 'l vasto silenzio va.
Oppresso d'amor, di piacere,
  Il popol de' vivi s'addorme ....
  O falce calante, qual mèsse di sogni
  Ondeggia al tuo mite chiarore qua giú.

„Willst du hören, wie diese Verse deutsch klingen könnten?“, fragte ich, „soll ich versuchen, sie dir zu übersetzen?“ Ohne Mirellas Antwort abzuwarten, improvisierte ich:

Oh Sichel sinkenden Mondes,
  die du glänzt auf den einsamen Wassern,
  oh Sichel von Silber, welch Ernte an Träumen
  wogt bei deinem milden Schein hier unten!
Kurze Seufzer von Blättern,
  von Blüten, von Fluten steigen auf vom Wald
  zum Meer hin: nicht Gesang, nicht Schrei,
  nicht Geräusch durchdringt das weite Schweigen.
Ermüdet von Liebe, von Lust,
  schläft das Volk der Lebenden ein ...
  Oh sinkende Sichel, welch Ernte an Träumen
  wogt bei deinem milden Schein hier unten.

Die beiden Lycomings dröhnten tief, gelassen, mit konstant 2.050 Umdrehungen. Ich schwieg, Mirella schwieg. Sie hatte inzwischen die Instrumentenbeleuchtung eingeschaltet und ihre Helligkeit so geregelt, dass sich die vielen rötlich schimmernden Zifferblätter gut, aber ohne zu blenden, ablesen ließen. Regelmäßig überflogen wir die Zeigernadeln mit einem schnellen Blick. Die meisten schienen stillzuste-

hen, meldeten immer den gleichen Wert, und das war gut so, denn jede schnellere Änderung einer Instrumentenanzeige da vor uns wäre – jedenfalls jetzt im Reiseflug, bei festem Kurs und gleichbleibender Flughöhe – Indiz eines technischen Fehlers gewesen. Doch sogar die Variometernadel zitterte nur selten, so ruhig war an diesem Abend die Luft über dem Meer.

Allmählich wurde es so dunkel, dass wir außer dem Widerschein der an den Tragflächenenden und am Rumpfheck aufblitzenden Strobe lights auch den unserer roten Drehlichter (beacon lights) sehen konnten. Die *Aztec* trägt zwei davon, eines oben auf dem Seitenleitwerk, ein zweites unter dem Rumpf, etwa im Bereich des Hauptholms. Das obere ließ etwa alle zwei Sekunden einen rosigen Schimmer über die weißen Tragflächen huschen, das untere strahlte im ungefähr gleichen Rhythmus die tieferen Teile der rechten Motorverkleidung an, darunter verlor sich das Meer in Dunkelheit.

Zu meiner sich eintrübenden Stimmung passte die Erinnerung an das Largo aus Bachs Konzert für 2 Violinen, Streicher und Basso continuo in d-Moll, BWV 1043. Der Dialog der beiden Violinen schien Mirellas und meinen Gedanken zu entsprechen. Hoffentlich bekam ich auch noch das folgende Allegro zu hören. „Schöne Verse“, stellte ich nach einiger Zeit fest, „ich kenne sie nicht.“ – „Ein ziemlich frühes Gedicht von Gabriele D’Annunzio, ich werde es dir, wenn du willst, abschreiben und morgen zum Unterricht mitbringen.“

So zwischen der Poesie des Fliegens, sprachlicher Lyrik und kurzen Kontakten mit der Flugsicherung hin- und hergerissen, fast immer wach und aufmerksam, erreichten wir um 20.33 Uhr Montecristo, 20.45 Uhr Elba, überflogen um 20.50 Uhr die Küste bei Piombino und begannen um 20.58 Uhr, 40 nm (74 km) von Perétola entfernt, mit 130 Knoten den Sinkflug in Richtung Florenz.

Die Sonne war bereits unter dem Horizont verschwunden, der Himmel im Westen schimmerte aber noch gelbgrün. Um 21.07 Uhr meldete sich Mirella in Perétola zur Landung an, bekam die Anweisung „Runway five“ direkt anzufliegen („straight in“). Um 21.10 Uhr waren wir mit 125 Knoten noch 12 Seemeilen (22 km) von der Landebahn entfernt. Der Lichterglanz von Florenz lag rechts vor uns, der von Prato links, doch eigentlich war das ganze Arnotal hell erleuchtet, war mit Ortschaften und Lichtern übersät. Ich sah den Flugplatz noch nicht. Mirella schaltete den Autopiloten aus und flog eine leichte Rechtskurve auf 42°.

Immerhin glaubte ich, während dieses schwungvollen Anflugs doch noch das gewünschte Allegro zu hören, allerdings als schnelles Allegro assai in der c-Moll-Fassung für zwei Cembali, Streicher und Basso continuo (BWV 1062), ließ mich auch einige Minuten lang vom Blick auf die rechts näherkommende lichterfunkelnde Altstadt von Florenz ablenken, stellte fest, dass auch aus der Vogelperspektive die Domkuppel das Häusermeer beherrscht, sah schließlich die Landebahn direkt vor uns, beleuchtet mit allem, was an Licht zur Verfügung stand, mit Blitzlicht auf dem Kontrollturm, grüner Lichterreihe am Beginn, roter am Ende der Runway. Außerdem war die gesamte Befeuerung der Einflugschneise eingeschaltet.

Um 21.14 Uhr wurde uns die Landeerlaubnis erteilt, Mirella bestätigte sie, flog die durch sämtliche Positions-, Dreh-, Blitzlichter, Roll- und Landescheinwerfer blendend strahlende *Aztec* in Landekonfiguration souverän über die süd-westlichen Vororte von Florenz, zuletzt auch noch über die neonlicht-schimmernden Fenster ei-

nes nach Pisa (oder Certaldo – nur nicht daran denken!) fahrenden Personenzugs hinweg und setzte sie sauber und weich kurz hinter dem Pistenbeginn auf die Bahn, auch diesmal gleichzeitig mit dem Warnsignal bei Strömungsabriss – ich habe wirklich nichts an ihrer Fliegerei auszusetzen, würde jederzeit wieder zu ihr ins Cockpit klettern, wenn wir nicht ein paar emotionale Probleme miteinander hätten. Denn wenn es nach ihr gegangen wäre, wären wir von diesem Flug als leidenschaftliches Liebespaar zurückgekommen. Das ist zwar keine Horrorvorstellung, so etwas müsste aber doch etwas besser überlegt – nein, mein Herz müsste frei sein.

20

Um 21.24 Uhr rollten wir – immer noch in schöner Eintracht, ich die jeweils fälligen Schritte der Checklist vorlesend, sie sie ausführend und bestätigend – zur angewiesenen Parkposition und hielten schließlich mit laufenden Motoren genau da, wo wir morgens den Flug begonnen hatten. Zu unserer Überraschung erwartete uns nicht nur Carlo, sondern auch der Daddy. Mirella schien einen Augenblick lang irritiert: „Ach, da ist ja auch Daddy, was will denn der jetzt hier?“ Doch dann begrüßte sie die beiden durch kurzes Ein- und Ausschalten der Landescheinwerfer (auf dem Taxiway waren wir ohne sie gerollt). Durch dieses helle Blinksignal gab sie ihnen zwar so etwas wie eine kleine Ohrfeige – die Ärmsten drehten sich geblendet zur Seite –, zeigte aber doch mit diesem „Hallo, wir sind’s wirklich“ ihre Freude über Papas Anwesenheit.

Danach kümmerte sie sich als gute Pilotin zunächst ums Flugzeug, ging unbeirrt die Checklist weiter durch, ließ die Lycomings wieder kurz mit erhöhter Drehzahl laufen, brachte sie auch diesmal durch völliges Zurückziehen der Gemischhebel zum Schweigen, blieb auf ihrem Platz ruhig und konzentriert sitzen, ließ sich die wenigen letzten Punkte der Liste (Shutdown) vorlesen und bestätigte sorgfältig die Ausführung jeder meiner Anweisungen.

Wie erster und zweiter Pilot saßen wir, über Instrumente und Schalter gebeugt, nebeneinander im beleuchteten Cockpit und boten so dem im Halbdunkel wartenden Daddy ein rührendes, ein trügerisches Bild trauter Zweisamkeit – ach, was war das eine schöne, rührende Familienszene! (bei Wilhelm Busch so oder ähnlich?). Doch du, Mirella – mit welcher Raffinesse du mich quälst, ins Unrecht setzt, in die Enge treibst! Eigentlich ist das schon wieder bewundernswert! Wenn Sandra gegen den Willen ihres Vaters ihren Traum, Psychiatrie zu studieren, verwirklicht hätte und wenn sie mir nicht trotzdem durch irgendeinen Zufall über den Weg gelaufen wäre, dann, Mirella, wäre ich deine sichere Beute geworden.

Als sie ihre Cockpit-Tür schließlich öffnete, sprang der Daddy sofort zu ihr auf die linke Tragfläche, ging neben ihr in die Hocke, sah zufrieden zu uns in den Innenraum hinein, packte sie kräftig im Nacken: „Da bist du ja wieder, gut gemacht, mein Kind. Na, hier drin bei euch riecht es aber schön nach Sonnencreme! Habt ihr überhaupt schon gesehen, wie braun ihr geworden seid?“ – „Wir haben ja auch den ganzen Tag in der Sonne gelegen, haben nichts anderes gemacht“, antwortete Mirella, bemerkte dann den Doppelsinn und biss sich, endlich doch einmal verlegen, einen Augenblick lang auf die Lippen.

Doch der Papa verzog keine Miene, ging ihr voran, hob sie von der Tragfläche, ließ sie sanft in seinen Armen zu Boden gleiten. Sie hing noch einen Augenblick an seinem Hals, man wusste nicht, ob glücklich oder traurig. Auch der Daddy war sich nicht darüber klar, fragte vorsichtig: „War's erfreulich, hat es euch gefallen, wird Ben dich dorthin begleiten, vielleicht auch nach Amerika?"

Ich stand daneben, sagte nichts. Sie blickte kurz zu mir herüber: „Weder noch, er will in Florenz und später in Deutschland bleiben." Ein Schatten, Verärgerung, Groll zeigte sich auf dem Gesicht ihres Vaters. Ich an seiner Stelle hätte nicht anders reagiert, fand es selbst unentschuldbar, dass ich tat, was ich tat, war mir auch selbst dabei höchst unsympathisch. Doch Mirella reagierte auf die unübersehbare Enttäuschung ihres Vaters, auf seinen gegen mich gerichteten Unmut, wie nur eine liebende Frau reagiert. Sie zahlte ihn aus, wie man in einer Firma einen ständig jammernden, um sein Geld fürchtenden Teilhaber auszahlt. Statt sich noch länger mit dessen lästigen Forderungen oder Ratschlägen auseinanderzusetzen, blättert man ihm sein Geld hin, auch wenn man weiß, dass der Bankrott nun unvermeidlich sein wird, man schiebt es ihm mit den Worten zu: „Damit sind alle deine Forderungen erfüllt, misch dich nicht weiter in meine Betriebsführung ein!" Nach diesem Muster sagte Mirella: „Dieser Tag war herrlich, Ben war ganz süß. Er hat mich davon überzeugt, dass ich auch ohne ihn zum Studium in die USA gehen sollte. Du kannst alles vorbereiten, meine Entscheidung ist endgültig."

Ihr armer Vater war erschrocken, war keineswegs glücklich über diesen unerwarteten Erfolg. Er ist eben kein Dummkopf, begriff sofort, dass diese Auszahlung seines Anteils gleichbedeutend war mit der Insolvenz der Restfirma. Und wenn er es wirklich noch nicht begriffen hätte, wäre es ihm durch die unmittelbar folgende formgerechte Bankrotterklärung klar geworden. Denn Mirella setzte hinzu: „Schließlich ist es gleichgültig, wo ich allein bin, ob in Italien oder in den USA."

21

So endete bitter ein Tag, der schön hätte sein können – wenn, ja wenn ... ? Ich weiß nicht, wann und wie er hätte schön sein können. Sicher ist, dass ich in einer Lage bin, in der ich schuldig sein werde, was immer ich auch tue.

Mirella fuhr mich noch mit dem kleinen ALFA nach Hause, wir sprachen wenig, grübelten dafür umso mehr. Beim Abschied fiel mir nichts Besseres ein als die banale Feststellung: „Du hast versucht, mir einen schönen Tag auf Sardinien zu bieten, und das ist dir hervorragend gelungen. Alles Weitere wird die Zukunft zeigen. Ciao, Mirella, hab' Dank für dieses herrliche Erlebnis!" Und nach Überreichung dieser wenigen kümmerlichen „Blümchen", dieser *flosculi*, dieser dürftigen Floskeln wollte ich mich kleinlaut in meine elende Studentenbude davonstehlen. Doch Mirella holte noch zu einem letzten Dolchstoß aus: „Was soll ich mit dir in Amerika? Du bist ja auf allen Gebieten unfähig ..." – na, wieder mal ein Doppelsinn? – „ ... und nicht einmal deine Übersetzung des D'Annunzio-Gedichts war richtig. Denn man sagt zwar im Italienischen ‚il sole cala: die Sonne sinkt', aber das ‚luna calante' des Gedichts ist eine feste Wortverbindung und bezeichnet den ‚abnehmenden Mond'." – Ich fand ihre Pingelei ärgerlich: „Würdest du das wirklich so sagen: ‚Oh Sichel abnehmenden Mondes'? Im Deutschen wäre das eine grässlich prosaische Formulie-

rung.“ – „Wenn es italienisch so dasteht, hast du es deutsch so wiederzugeben, ob es dir passt oder nicht.“ – Ich war beleidigt, spielte ein letztes As aus: „Und wie würdest du das parallele ‚O falce calante’ wiedergeben? Ist das eine abnehmende Sichel oder eine Sichel, die sich zur Ernte niedersenkt?“

Ach Mirella, in deiner gekränkten Liebe versuchst du nun auch noch, mir mangelnde Sprachkenntnisse vorzuwerfen. Aber nicht sie sind der Grund dafür, dass wir uns nicht verstehen.

Zusammenfassung: Florenz hat mich zunächst so feindselig behandelt, dass es zum Verzweifeln war. Jetzt überschüttet es mich so sehr mit Liebe, dass es schon wieder zum Verzweifeln ist. Übrigens kennt das Italienische auch für solche Situationen eine hübsche Redewendung: „Troppa grazia, Sant’Antonio: zu viel Gnade, Heiliger Antonius!“ Da hat man den Heiligen zum Beispiel bei Dürre um Regen angefleht, droht aber nun in den Wassermassen gewaltiger Wolkenbrüche zu ertrinken. Also bittet man erneut um Hilfe, versucht den gütigen Nothelfer aufzurütteln, weist ihn darauf hin, dass jetzt durch sein allzu energisches Einschreiten das eine Extrem in das entgegengesetzte andere umgeschlagen ist. Daher bespöttelt das ironische „zu viel Gnade, Heiliger Antonius!“ jede Erfüllung eines Wunsches, die so übermäßig ausfällt, dass sie nun ihrerseits zur Plage wird.

22

Am Sonntagabend oben in meinem Zimmer angekommen legte ich mich aufs Bett und begann im Halbschlaf, wie schon so oft, wenn ich mich von Mirella ungerecht behandelt fühlte, über die Gründe ihres Verhaltens nachzudenken. Auch diesmal hatten sich mir einige Augenblicke tief eingeprägt, wiederholten sich in meiner Erinnerung wie in Zeitlupe.

Nach der Landung in Olbia hatten wir doch ausdrücklich vereinbart, die Planung der unmittelbaren Zukunft, also auch der Sommerferien, wenigstens diesen einen Tag lang auszuklammern – und tatsächlich hatten wir zu diesem Thema kein einziges Wort mehr gewechselt, Mirella hatte mir keine Fragen gestellt und ich hatte ihr folglich auch keine zu beantworten brauchen. Wieso hatte sie dann die vorsichtigen Erkundigungen ihres Vaters mit einem so harten „Weder-noch“ beantwortet – „Ben will mich weder nach Sardinien noch in die USA begleiten“? Woher wusste sie das? Wieso sprach sie in meinem Namen?

Sie hatte mich ja zu keiner Zeit nach meinen Entscheidungen gefragt. Morgens in Olbia hatte ich mich doch nur zurückhaltend, aber keineswegs kühl und erst recht nicht eisig ablehnend geäußert. Dazu wäre ich auch gar nicht in der Lage gewesen, denn Mirella verwirrt mich, zieht mich an, gefällt mir, ist eine gefährliche Versuchung. Kann sie vielleicht schon meine Gedanken lesen? Spürt sie, wie sehr ich sie fürchte? Gewiss wollte ich sie durch meine Scheu nicht kränken. Aber wenn sie sich beleidigt fühlen sollte, wenn sie wirklich wütend wäre, täte sie mir damit einen riesigen Gefallen. Denn gegen ungerechte Beschuldigungen und Wutausbrüche fällt mir die Verteidigung leicht, gegen Traurigkeit aber bin ich wehrlos, nichts ertrage ich schwerer als die Tränen eines unglücklichen Mädchens.

Am Sonntagabend unterbrach sie, kaum aus dem Flugzeug gestiegen, alle Gespräche zwischen mir und jeder anderen Person mit so verletzender Ungeduld, dass

ihr Vater und ich nicht einmal Zeit für ein paar nette Worte fanden. Diese Eile empfand ich als reine Feindseligkeit, da ich den Professor schätze und gern noch ein bisschen mit ihm geredet hätte. Auch der Daddy sah sich in eine Rolle gedrängt – die des kurz angebundenen, unter Zeitdruck stehenden Geschäftsmanns –, die ihm sichtlich missfiel. Natürlich war nun auch keine Rede mehr davon, dass wir ihn nach Südfrankreich begleiten könnten. Mirella packte mich am Arm, zog mich von ihm fort, brachte mich zu ihrem Auto (um das Flugzeug kümmerten sich ihr Vater und Carlo) und beeilte sich, mich am Viale Petrarca in Ungnaden an die Luft zu setzen.

Also wieder einmal ein prachtvoller Temperamentsausbruch! Wenn sie sich schon jetzt so danebenbenimmt, ohne dazu auch nur das mindeste Recht zu haben, was würde sie erst tun, wenn ich mich zwar für einige Zeit auf eine Liebelei mit ihr einließe, dann aber die Flucht ergriffe? Gestern hätte sie mich am liebsten vor meiner Haustür mit Schlägen und Fußtritten aus dem Auto gejagt, mir wohl auch gern noch die eleganten Damenschuhe hinterhergeworfen, erst den rechten – da griffbereiter –, dann auch noch den linken. Alle meine Freunde hier am Viale wären zweifellos von einem solchen Auftritt begeistert gewesen – „Ma Ben, che femmina! Aber Ben, was für eine Frau!" –, ich selbst hätte ihn aber durchaus nicht lustig gefunden.

Immer wieder fragte ich mich, wie ihr plötzlicher Stimmungsumschwung zu erklären sein könnte. Warum hatte sie so gereizt auf die Anwesenheit ihres wartenden Vaters reagiert?

Der Daddy hatte unauffällig an Carlo, als wir auf die beiden zurollten, ein kleines Handsprechfunkgerät abgegeben. Dessen Leistung müsste ausgereicht haben, den Funkverkehr zwischen der Flugsicherung und der *Aztec* mindestens seit unserem Einflug in den Raum von Elba mitzuhören. Da hatte also Mirellas Vater, während vor ihm die Sonne unterging, auf der dunkelnden Betonfläche des Vorfelds darauf gewartet, endlich das freche Stimmchen seiner „kleinen" Tochter mit ihrem amerikanisch gefärbten „November Five Four Two Niner Yankee" in seinem Gerät quäken zu hören, hatte gehofft, dass sie sofort alle an sie gerichteten Warnungen vor anderen Flugzeugen mit ihrem gelassenen „Piper Two Niner Yankee. Have the traffic in sight: Piper 29Y. Habe den Verkehr in Sicht" bestätigte. Schon als sie noch ein kleines Kind gewesen war, hatte sie ihn viele Stunden lang auf dem Sitz des zweiten Piloten begleitet, sie wusste über das Flugverhalten der von ihm geflogenen Flugzeugtypen bereits so gut wie alles in einem Alter, in dem andere Kinder Fahrrad fahren lernen. Schließlich hatte er sie auch noch hervorragend als Pilotin ausbilden lassen, sie besaß sogar den Blindflugschein und konnte eine für ihr Alter erstaunlich hohe Flugstundenzahl vorweisen.

An all das zurückdenkend verfolgte er nun aufmerksam auch ihre Bestätigung der Landeerlaubnis, sah endlich in großer Entfernung zwei leuchtende kleine Punkte auftauchen, die Landescheinwerfer der *Aztec*. Zunächst schienen sie stillzustehen, waren kaum von den Sternen am noch schwach leuchtenden Westhimmel zu unterscheiden, auch Motorengeräusche waren noch nicht zu hören. Wenig später sah man dann auch die roten Drehlichter und die an den Flächenenden grell zuckenden Blitzlichter. Kurs und Sinkrate des anfliegenden Flugzeugs waren genau richtig, immer schneller kam es heran, wurde im Licht der Einflugschneise als weiß-blaue Piper *Aztec* – als seine *Aztec* – mit ausgefahrenem Fahrwerk und voll ausgefahrenen Klappen erkennbar, glitt mit leicht ziehenden Motoren vorbei, zeigte dabei, wie hoch

noch immer die Anflug-Geschwindigkeit war und setzte weich nicht weit hinter den grünen Lämpchen am Beginn der Asphaltpiste auf. Wie schön sein Kind flog!

All diese grenzenlose Liebe ihres Vaters spürte Mirella schmerzlich, als sie ihn im Halbdunkel auf ihre Rückkehr warten sah. Und als er sie dann so zärtlich in seinen Armen zu Boden gleiten ließ, schlug ihre Liebe zu ihm in Hass auf all jene Männer um, die nicht einmal annähernd die gleiche selbstlose Zuneigung für sie empfanden wie er. Der schlimmste Trottel in dieser Herde von Versagern war – zumindest in jenem Augenblick – ich. Vorgestern glaubte ich noch an ein Opfer, das aus Liebe zu mir gebracht wurde – vermutlich war das alles reiner Unsinn. Als sie an Daddy's Hals hing – nach einem Tag voller Enttäuschungen – war ihr, vielleicht endlich einmal, die bedingungslose Liebe dieses alternden Mannes bewusst geworden. Er war bereit, alles für sie zu tun, sogar einen Idioten wie mich reichlich dafür zu entschädigen, dass er ihr Gesellschaft leistete.

Solchen Aufwand war ich nicht wert. Das hatte ich an jenem Tag wieder einmal hinreichend bewiesen. Sie würde auch ohne mich in den USA studieren, ihr Vater verdiente ein Zeichen des Dankes. Also versprach sie ihm an jenem Abend die Erfüllung seiner so oft geduldig vorgetragenen Bitte. Hatte er ihr nicht immer jeden Wunsch erfüllt? Ein einziger Tag des Zusammenseins mit mir, diesem empörenden Widerling, hatte ihr die Augen geöffnet, hatte ihr gezeigt, was für ein großartiger Mann der Daddy, was für ein erbärmlicher Wicht dagegen ich war – nicht einmal gegen Bezahlung wollte ich mit ihr zusammen sein. Es erübrigte sich, mich noch einmal nach meinen Ferienplänen zu fragen, das war entwürdigend – das einzig Richtige war, mich sofort auszuladen.

Und genau das tat sie mit ihrem „Weder Sardinien noch USA". Und ich brauchte ihr auch gar nicht mehr zu beweisen, wie unterlegen ich diesem phantastischen Vater war. Der arme Mann hatte für den dämlichen Olbia-Flug schon genug Geld verplempert. Keinesfalls sollte ich ihm auch noch seine wertvolle Zeit stehlen, ihn nicht mit Geschwätz über das Fliegen oder über Sardinien langweilen. Papa war der Größte, ich musste möglichst bald aus seinen – vor allem aber aus ihren – Augen verschwinden. Also weg hier, ab nach Hause in die scheußliche, ekelerregende Studentenbude (sie kannte sie ja von meiner Geburtstagsfeier)!

Dass der Daddy sich über ihre unerwartete Zustimmung nicht freute, sondern erschrocken war, ist leicht zu erklären. Er kannte das Grollen des Vulkans „Mirella" und fürchtete, beim dicht bevorstehenden Ausbruch von herumfliegenden Trümmerteilen getroffen zu werden.

Doch weil ich Mirellas Verhalten jetzt als Ausgeburt ihrer Enttäuschung verstehe, bin ich fast noch unglücklicher als vorher. Denn solcher Hass und derartige Verachtung sind ja nur die andere Seite derselben Medaille – wütender Liebe, zumindest sind sie alles andere als ein Zeichen von Gleichgültigkeit. Wie die verzweifelte Alkoholikerin wollte Mirella gestern die – im doppelten Sinne – „Flasche" Ben an die Wand werfen. Ob sie dadurch zur Abstinenzlerin geworden wäre?

23

Wohl nicht. Denn sie kam heute, am Montagmorgen, gegen alle meine Erwartungen zum Deutschunterricht, hatte sich wieder einigermaßen gefangen. Wir saßen

nebeneinander am Tisch der Bar, unsicher, verlegen, verkrampft, verschämt, schuldbewusst, kein bisschen anders, als wenn wir tatsächlich gestern bei unserem Sardinienabenteuer völlig ausgeflippt wären.

Stärker als je zuvor von Angst gepackt setzte ich wieder unser lächerliches Regelwerk in Kraft: keine Schulter, kein Arm, keine Hand, kein Finger – und so weiter, der ganze Quatsch! Dabei war viel bedenklicher als eine Berührung mit dem Finger die versprochene Abschrift des Gedichts von D'Annunzio – sein „oppresso d'amor, di piacere: ermüdet von Liebe, von Lust" ist ja auch einem totalen Idioten wie mir verständlich. Mirella hatte mir die herrlichen Verse nicht mit der Hand, sondern mit der Maschine abgeschrieben: „Denn irgendwann wird dir dies Blatt, wie dauernd all das andere Zeug, aus deinen Büchern rutschen. Sollte dann eine deiner zahllosen Geliebten erkennen, dass dir diese Zeilen von zarter Frauenhand überreicht wurden, könntest du Probleme bekommen."

Außerdem gab sie mir nach der Unterrichtsstunde zögernd einen verschlossenen Umschlag. Die Vorderseite trug handschriftlich nur meinen Namen, die Rückseite nur den des Daddy. „Was schreibt dein Vater?", fragte ich misstrauisch. Mirella wusste es nicht, war gerade deswegen verlegen, fürchtete irgendeine Peinlichkeit, gab zu, lange überlegt zu haben, ob sie das Schreiben nicht „verlieren" könnte. Doch der ebenfalls handschriftliche Inhalt war ganz harmlos, wenn auch eine leise Zurechtweisung des Töchterchens: „Lieber Ben, ich bedauere sehr, dass wir gestern Abend so wenig Zeit fanden, über die vielen Dinge zu sprechen, die uns gemeinsam interessieren. Bitte entschuldigen Sie die Eile. Ihr ..."

Ich schob Mirella das Zettelchen zu: „Dein bewundernswerter Vater entschuldigt sich bei mir dafür, dass er unsere Misshelligkeiten miterleben musste. Nur gut, dass du mich in seiner Gegenwart nicht auch noch beschimpft, geschlagen und getreten hast! Und dabei waren doch alle deine Entscheidungen goldrichtig, auch die, die du für mich getroffen hast. Es gibt eben Augenblicke im Leben, in denen man plötzlich weiß, was zu tun ist."

Sie antwortete nicht, packte ihre Sachen zusammen, stand auf, ohne sich zu verabschieden, auch ohne ihren Capuccino zu bezahlen (das habe ich dann für sie getan), und ging. Ich sah ihr traurig nach, beobachtete, wie bewundernde Blicke ihr draußen auf der Piazza folgten, fand, dass sie – ein verrückter Vergleich? – Puccinis Musik ähnelte: sie war genauso sinnlich-, bestrickend-, betörend-, verführerisch-schön.

Ein Florentiner Sommer

Ende Mai bis Anfang September

1

Um nicht dauernd nur an Sandra und Mirella zu denken, meldete ich mich noch am gleichen gestrigen Montagmorgen, sofort nach dem traurigen Ende meines Deutschunterrichts, zum Examen in Papyrologie. Es soll am 27. Juni stattfinden. Allerdings bin ich bisher auf diese Prüfung in keiner Weise vorbereitet, habe auch keine große Neigung, mich jetzt intensiver mit dem braunen Packpapier zu befassen. Im Augenblick fehlt mir dazu jeder Antrieb, ich spüre nicht einmal irgendeine Form von Ehrgeiz. Doch vielleicht kann mich ja der Wunsch, Sandra zu helfen, noch rechtzeitig zur Arbeit motivieren – wenn sie sich helfen lassen will.

Aber will sie das? Ich weiß es nicht. Verstehe einer die Frauen! Nicht nur Mirella gilt dieser Stoßseufzer, auch Sandra bringt mich immer wieder zur Verzweiflung – ich begreife sie nicht. Gestern stand ich erneut vor einem Rätsel. Sandra war verschlossen wie eine Auster. Eifersucht konnte nicht im Spiel sein. Denn von dem Sardinienflug kann sie auf keinen Fall etwas erfahren haben, und dass ich montags Mirella unterrichte, weiß sie. Die beiden sind sich gestern auch gar nicht begegnet, die eine ging traurig über die Piazza davon – was mir jedes Mal wehtut –, ehe die andere traurig über die Piazza herankam, wie immer bildschön, geheimnisvoll, zurückhaltend, scheu und verschlossen. Niedergeschlagen und voller Abneigung gegen unsere – ihre? – Liebe kehrt sie nach jedem Wochenende aus Certaldo zurück. Sie sieht mich dann so kritisch, so prüfend an, wie bei ihrem ersten tiefen Blick in meine schwarze Seele, damals in Giacomettis Seminar. Und jedes Mal fürchte ich, dass sie bereut, schon vor längerer Zeit einen Frosch geküsst zu haben, der sich noch immer nicht in einen Prinzen verwandeln will.

Vielleicht wird sie durch ihre Eltern verunsichert. Denn sooft sie in Certaldo unter deren Einfluss stand, kommt sie mit Vorbehalten gegen alles nach Florenz zurück, was sie hier erwartet – und das bin vor allem ich. Sie erinnert mich dann an ein Schulmädchen, dem man streng die Haltung eines Hundes verboten hat. „Auf keinen Fall kommt uns so ein Mistvieh ins Haus“, wird der armen Kleinen immer wieder eingeschärft. Nun läuft ihr aber im fernen Florenz ständig ein Welpe nach, der gleich zwei schlimme Eigenschaften hat. Erstens handelt es sich offenbar um einen Schäferhund. Die werden groß, fressen viel, sind aber vor allem in weiten Kreisen der Bevölkerung als bissig verschrieen. Zweitens, und schlimmer noch: der das Mädchen umschmeichelnde Köter trägt am halb zerrissenen Halsband die Anschrift eines deutschen Züchters. Man wäre also verpflichtet, den fremden Eigentümer zu verständigen. Der wird dann kommen und das Tier abholen. Es ist klar: selbst wenn die übrigen Familienangehörigen einverstanden wären, könnte das Kind den Hund nicht behalten.

Mit anderen Worten: die arme Sandra hat mich wie einen herumirrenden Welpen gefunden, hat mich gefüttert, mir aus Sperrholzresten und Teerpappe eine Be-

helfshütte gebaut und fragt sich nun jedes Mal, wenn sie aus Certaldo zurückkommt, was sie sich mehr wünschen soll – dass ich noch da oder dass ich schon fort bin. Wenn ich nicht mehr in meiner armseligen Hütte läge, weil mich jemand mitgenommen oder davongejagt hätte, wäre sie unglücklich. Doch sooft ich ihr dankbar aus meinem Pappkarton entgegentrotte und erkennen lasse, wie elend es mir ging, als sie nicht bei mir war – sie ist unglücklich. Und wenn sie mich dann erneut allein lassen muss, weil sie mich nicht mitnehmen darf – wieder ist sie unglücklich. Kann sie aber neben mir sitzen, mich streicheln und mir die Ohren kraulen, ist sie genauso unglücklich, weil sie ständig daran denkt, dass man mich abholen, in den heimischen Zwinger sperren, irgendwann an eine Tierquälerin abgeben wird. Und dieser Tag scheint ihr unausweichlich näherzurücken. Also will sie mich schon jetzt nicht mehr streicheln, nicht mehr kraulen, damit ich sie nicht doch irrtümlich für meine neue Herrin halte. Ich soll sie nicht allzu sehr vermissen, nicht laut jaulen, wenn ich in den Käfig gesperrt und abtransportiert werde – sie will mich und sich durch therapeutische Härte auf den Schmerz der Trennungsstunde vorbereiten. Durch diese ständigen Versuche, unser Unglück zu vermindern, ist sie nun ganz und gar unglücklich.

Fazit: Mirella ist unglücklich, weil sie liebt, ohne geliebt zu werden, Sandra ist unglücklich, weil sie liebt und geliebt wird. Gibt es also überhaupt Möglichkeiten, durch Liebe glücklich zu werden? Wohl nicht allzu viele. Vielleicht gäbe es ja für Sandra diese eine: Sie müsste ihren Wunsch, den jungen Hund bei sich aufzunehmen, mit Nachdruck vor ihren Eltern vertreten. Ist sie bereit dazu? Offenbar nicht. Denn sie vertraut dem tölpelhaften Gesellen nicht. Er gibt ihr zwar schmusend zu verstehen, dass er stets treu neben ihr an der Leine laufen, ihr immer aufs Wort gehorchen will, doch sie vermutet angesichts seines glänzenden, manchmal nach fremdem Parfüm duftenden Fells, dass er sich in ihrer Abwesenheit auch von anderen Händen füttern und streicheln lässt. Sollen sich doch diese anderen um den berechnenden Bauernköter kümmern! So liegt denn der arme Welpe – in Wahrheit handelt es sich gar nicht um einen Schäferhund, sondern um einen Golden Retriever – seufzend auf seinem harten Lager, verflucht das Alleinsein, träumt sich weit weg in eine Schäferidylle und summt dabei traurig Melodien aus Couperins Rondeau „Les Bergeries“ (N° 4 im Notenbüchlein für Anna Magdalena Bach).

Ich glaube zwar, Sandras Verhalten so oder ähnlich erklären zu können, aber irgendwann stößt auch die Leidensfähigkeit eines Verliebten an ihre Grenzen. Denn ich verstand Sandra gestern zwar noch rational, aber nicht mehr emotional, konnte seelisch nicht nachvollziehen, dass sie plötzlich die Kraft fand, mir als so überaus schönes, aber auch so überaus kaltes Marmorbild entgegenzutreten. Zwar hatte ich noch wie Don Giovanni den Mut, der eisigen Statue die Hand zu geben, stöhnte aber wie er „Ohimè: Weh mir“, wurde ebenso wie er gefragt „Cos’ hai: Was hast du?“, antwortete wie er „Che gelo è questo mai: Was ist denn das für eine Eiseskälte?“, hörte aber anders als Don Giovanni nur Ausflüchte, nur Andeutungen über Zeitmangel, Eile, dringende Aufgaben, mangelnde Gelegenheit zu gemeinsamer Arbeit. Doch letztlich klang Sandras Botschaft nicht viel anders als die Worte des Commendatore in Mozarts Oper:

Pèntiti, cangia vita:	Bereue, ändere dein Leben:
È l’ultimo momento!	Es ist der letzte Augenblick!

Auch meine Reaktion auf diesen versteckten Vorwurf folgte getreulich Lorenzo Da Pontes Libretto, allerdings dachte ich den Text nur:

No, no, ch'io non mi pento:	Nein, nein, ich bereue nicht:
Vanne lontan da me!	Geh weit weit fort von mir!

Und so entschloss ich mich denn, am heutigen Dienstag weder die Universität noch irgendeine Bibliothek aufzusuchen. Soll doch Sandra endlich einmal den Pappkarton, aus dem ich sonst immer so brav hervorkrieche, leer und verlassen finden. Vielleicht wird ihr das eine Lehre sein.

Es ist morgens 6.30 Uhr. Ich habe meine Motorradkleidung angezogen. Strahlender Sonnenschein. Keine Wolke am Himmel. Heute Abend während der Vorlesungszeit werde ich zwar unruhig sein, aber keine Möglichkeit haben – da fern von Florenz –, meine Bestrafung der bösen Liebsten vorzeitig abzubrechen. Photoapparat wird diesmal mitgenommen. Ziel: das Meer zwischen Pisa und Viareggio.

2

Mit allen erforderlichen Utensilien ausgerüstet startete ich die DUCATI gegen 7.00 Uhr und bummelte mit ihr durch die Vororte von Florenz. Ohne die gesamte Stadt durchqueren zu müssen, kann ich Florenz in Richtung Pisa, Siena oder Arezzo verlassen. Diesmal fuhr ich mit der Sonne im Rücken durch den taufrischen Morgen, also arnoabwärts, nach Westen, auf der Straße, die nach Pisa führt.

Es war ziemlich kühl, die Landschaft leuchtete in kräftigen Farben, die Wiesen im Tal in einem saftigen, die Bäume auf den Hügeln in einem blassen, hellen Grün. Rechts neben mir strudelte das Arnowasser lehmig-gelb durch das enge Flussbett – es hatte ja viel geregnet –, in der Ferne erhob sich blau der Apennin, seine höchsten Gipfel waren während der Nacht noch einmal durch Schnee weiß überzuckert worden, doch später, gegen 11 Uhr, waren diese zarten Farbtupfer dann verschwunden. Vom Talboden stieg leichter Nebel auf. Ich war froh, dass ich meine beiden Pullover trug, nicht nur den dünnen grauen, sondern auch den dickeren mit Rollkragen. Die DUCATI grummelte brav vor sich hin. Leise rauschten ihre Reifen auf der kurvigen Straße, Verkehr herrschte kaum, das Fahren machte ungetrübte Freude. So kam ich bis Émpoli, bog von dort nach Marcignana ab, überquerte den Arno und fuhr über Fucécchio und Biéntina (Akzente wie immer von mir) nach Lucca.

Bis Émpoli führte die Straße, wie gesagt, am Arno entlang, zunächst durch ein enges, von flachen Höhen überragtes Tal, danach durch eine Ebene von vielleicht 30 km Breite. Diese wird im Süden von der Fortsetzung der sanftgewellten Berglandschaft, im Norden von dem sich in einer weiten Kurve allmählich dem Meer nähernden Apennin begrenzt, sodass ich beim Fahren links auf eine hier und da von alten Städtchen wie San Miniato gekrönte Hügelkette sah, rechts dagegen über die ausgedehnte Flussebene hinweg auf die ferne Bergkette des Apennin und deren küstennahe Ausläufer, die schroffen, den Kalkalpen ähnlichen, bis 1.945 m hohen Gipfel der Alpi Apuane. Übrigens hätte ich – wie aus jeder Straßenkarte ersichtlich – einfacher nach Lucca kommen können, wenn ich nicht über Biéntina, sondern über Altopascio

gefahren wäre. Aber ich wollte den Gebirgsstock des Monte Pisano aus größerer Nähe wiedersehen. Die Straße dorthin kannte ich schon, hatte sie als hübsch in Erinnerung und fand sie auch diesmal reizvoll.

Immer noch kein Wölkchen am Himmel, kaum Verkehr, zumal nicht in dieser gottverlassenen Gegend, die Luft voller Blütenduft – „Biéntina“ ist für mich gleichbedeutend mit Blütenduft, keine Landschaft riecht so schön wie diese –, die Berge in der Ferne blau oder, aus der Nähe gesehen, frisch begrünt und bewaldet, allmählich ansteigende Temperaturen, was wollte ich mehr? Offenbar erwartete mich ein herrlicher Frühlingstag. In einem einsamen Dorf kaufte ich einige Kekse, die meine einzige Nahrung an diesem Tag blieben (aber ich hatte kaum Hunger) und aß ein paar davon, während ich irgendwo draußen auf einer Mauer in der Sonne saß. Vier italienische Fairchild-C-119-Transportflugzeuge (Flying Boxcars: Fliegende Güterwagen), die durch den Doppelrumpf der Noratlas ähneln, aber stärker motorisiert sind, brummten in geringer Höhe vorbei. Sonst herrschte tiefe Stille, auch die Schwalben kurvten lautlos hoch oben durch den strahlend blauen Himmel. Inzwischen war es 10 Uhr geworden. Die Sonne wärmte jetzt schon recht stark.

Nach dieser ersten Pause fuhr ich weiter nach Lucca, von Lucca nach Viareggio und von dort nach Pietrasanta. In diesem verschlafenen Nest machte ich eine zweite Pause, besah mir den von außen ansehnlichen, innen hässlichen Dom und trank einen Capuccino. Weiter nach Carrara – von dort kommt der berühmte Marmor –, dann nach Sarzana und schließlich nach Lérici (Akzent von mir).

Um 13 Uhr kam ich in der Nähe des kleinen Badeorts an. Die Fahrt hatte sich gelohnt. Nach 200 Kilometern (im 3. Gang mit 60 km/h von 7 bis 13 Uhr, sechs Stunden lang, Durchschnittsgeschwindigkeit also 33 km/h) fand ich ein kleines Paradies. Nachdem ich schon lange vorher ständig in der Ferne das Meer hatte schimmern sehen, kam ich jetzt an die Steilküste. Die Berge traten hier so dicht an das Wasser heran, dass sie aus großer Höhe nahezu senkrecht in die Fluten zu stürzen schienen. Von einem etwa 250 m hoch gelegenen winzigen Parkplatz an der schmalen Straße, auf der während meines mehrstündigen Aufenthalts nur zwei Autos und ein Bus vorbeikamen, hatte ich einen weiten Blick auf das tiefblaue, feingeriffelte, im Sonnenlicht glänzende Meer, auf die Bucht von La Spezia, auf die wenigen draußen mit den Wellen kämpfenden kleinen Schiffe, auf eine gegenüberliegende Inselkette und einige entfernte Orte, die sich unten an die Küste klammerten.

An diesem schönen Plätzchen blieb ich fast den ganzen Nachmittag, aß die restlichen Kekse und begann schließlich gegen 17 Uhr die Rückfahrt. Als ich die Autostrada Firenze-Mare auf einer Brücke überquerte, erinnerte mich das aus der Heimat vertraute Geräusch der mit hoher Geschwindigkeit vorbeifahrenden Autos an meine Ausflüge mit der BMW. Beim Gedanken an jene scheinbar weit zurückliegenden Zeiten fühlte ich mich einsam und müde, stellte die DUCATI hinter mich an eine geschützte Stelle und setzte mich – gegen 19 Uhr – an der grasbewachsenen Böschung in die milde Abendsonne.

3

Das Arnotal lag in einem goldgelben Abendlicht vor mir, links hinter mir versanken die Alpi Apuane, von denen ich ja herkam, in einer blau-grauen Dunstschicht.

Sie waren schon wieder weit entfernt. Meine Schwäche nahm zu, ich legte mich auf den Rücken und beobachtete die Schwalben. Unermüdlich kurvten sie hoch oben durch den zartblau leuchtenden Himmel. Neben meinem Kopf rochen junge Gräser süßlich-bitter, nichts erinnerte hier an Sardinien, und doch dachte ich zurück an dessen Rosmarin- und Meeresduft.

Verhielt ich mich nicht idiotisch? Was sprach dagegen, Mirella in die USA zu begleiten und mir ein – wie man so leicht dahinsagt – „schönes" Leben zu machen, eben doch wie Odysseus den Weg des geringsten Widerstands zu gehen? Werde ich jemals leidenschaftlicher geliebt werden als – zumindest in diesem Augenblick – von Mirella? Behandelt mich nicht Sandra wieder einmal erbärmlich schlecht? Bin ich ihr gegenüber irgendeine Verpflichtung eingegangen, die über einen scherzhaften Ehevertrag und ein paar Küsse hinausginge?

Viele Fragen, keine Antwort – oder wohl nur eine einzige Frage: Was ist Liebe? War ich nicht hier, in diesem weiten Tal, von Millionen von Menschen umgeben? Warum interessierten sie mich alle nur bedingt? Warum kapriziert sich die Liebe auf einen bestimmten, einzigen und damit einzigartigen Menschen? Bei diesem rätselhaften Vorgang spielen zweifellos auch Äußerlichkeiten eine Rolle, aber doch nur innerhalb gewisser Grenzen. Denn Sandra ist zwar bildschön, aber das allein kann meine quälende Sehnsucht nach ihrer Nähe, meine beängstigende Abhängigkeit von ihr nicht erklären, denn es gibt doch – auch wenn ich es als Liebender nur ungern zugebe – Abertausende schöner Mädchen, darunter eben auch Mirella – oder Valentina oder Graziella oder Barbara oder Katharina oder ... – warum also kann ich nicht frei wählen und mich für ein Leben mit Mirella entscheiden? Ich wäre doch ein schamloser Lügner, wenn ich behaupten wollte, sie sexuell nicht attraktiv zu finden. Warum bin ich dennoch allein Sandra verfallen, Mirella aber – zumindest bisher – nicht?

Eine überzeugende Antwort auf diese quälende Frage fand ich nicht. Also gab ich das vergebliche Grübeln auf, startete die DUCATI und erreichte gegen 20.30 Uhr das heimische Florenz.

4

Heute Morgen traf ich dann in einer Vorlesung Sandra wieder. Nun würde sich ja der Erfolg meines Herumstreunens zeigen! Sandra war schöner denn je, verunsicherte mich völlig, trug die Haare zum kurzen Pferdeschwanz hochgebunden, hatte sie über der Stirn durch einen Mittelscheitel geteilt, doch nicht so streng, dass nicht einige dunkle Locken an den Schläfen und ein paar weitere im schlanken Nacken ein kokettes Eigenleben geführt hätten. Und in der Tat begann ich sofort, mit den Löckchen in ihrem Nacken zu spielen, wickelte sie mir um den Finger, legte sie zärtlich um ihre niedlichen Ohren, holte sie von dort wieder hervor, zog sie sanft in die Länge, wickelte sie mir erneut um den Zeigefinger, ließ sie los, ergriff sie wieder – und bemerkte dabei dankbar, dass die Marmorstatue von Neuem beseelt, dass sogar eine liebende weibliche Seele in sie zurückgekehrt zu sein schien, wenn auch vielleicht nicht ganz dieselbe, die ich vorher gekannt oder besser zu kennen geglaubt hatte.

Denn als Sandra sich mir zuwandte und mich endlich ansah, schien sie mir einen Wimpernschlag lang bemerkenswert verändert. Ich entdeckte eine kleine senkrechte Kerbe in der Mitte ihres Kinns, die ich nie zuvor gesehen hatte. Bisher war mir ihr Gesicht immer nur melancholisch, weich, verträumt erschienen. Nun will ich nicht ausschließen, dass sie etwas abgenommen hatte – sie wollte das ja unbedingt –, aber keine Hungerkur konnte die Aura von Kraft erklären, die sie für den Bruchteil einer Sekunde umgab. Einen Augenblick lang war sie nicht mehr das kleine, arme, neunzehnjährige Mädchen, das durch mich in ein unseliges Abenteuer verstrickt worden war, sondern eine junge Frau, die wusste, was sie wollte – blitzartig sah ich, dass sie ein Vulkan ist wie Mirella, allerdings viel bedrohlicher: sie glich dem gefürchteten Vesuv, der jahrhundertelang trügerische Ruhe hält und dann plötzlich mit einer gewaltigen Explosion Angst, Schrecken und Vernichtung verbreitet. Dagegen ist Mirella nur ein „vulcano buono: ein guter Vulkan“ wie der Ätna, der zwar ständig in kleinen Ausbrüchen aktiv ist, dadurch aber weit weniger Druck aufbaut als der in langen Phasen scheinbar untätige Vesuv.

Doch so tief in Sandras Seele sah ich nur für die Dauer dieses einen Blicks, sah, dass ich sie wieder einmal unterschätzt hatte. Nur ein Dummkopf – also, wie immer, ich – konnte sie für wehrlos halten, in Wahrheit ist sie nicht nur klug, sondern auch stark, stärker, als ihr wohl selbst bewusst ist.

„Ich hoffe, dass du mich gestern nicht allzu sehr vermisst hast“, sagte ich scheinheilig. Sandra sah mich überrascht an: „Wieso – warst du gestern etwa nicht in Riccardis Vorlesung? Ich habe mich darauf verlassen, dass du mir heute seine Weisheiten in deiner Nachschrift geben kannst.“

Schon nach wenigen Worten erkannten wir, dass wir aus unserer Montagsbegegnung beide den gleichen Schluss gezogen hatten – auch Sandra hatte die Uni gemieden, wir hatten beide prüfen wollen, ob und wie lange wir eine selbstgewählte Ferne vom anderen ertragen könnten – ja, vielleicht hatte Sandra tatsächlich noch einmal versucht, sich freiwillig von mir zu trennen. Doch in dieser mutwillig heraufbeschworenen Krise schien sie begriffen zu haben, dass sie für die Rolle der *Heautèn timorouméne*, der Selbstquälerin (in Abwandlung eines antiken Komödientitels), nicht geeignet ist, dass eine nicht erzwungene Trennung ihre Kräfte übersteigt, dass man in der Liebe – wie auch bei jeder anderen Naturkatastrophe – auf eine Beruhigung der Lage warten muss.

Diese neue (alte) Einsicht brachte uns beide zur Vernunft – na ja, nicht zu dieser üblichen, sondern zu jener höheren Vernunft jenseits aller Vernunft: Also gingen wir friedlich, glücklich, Händchen haltend von der Piazza San Marco durch die Altstadt zum Ponte Vecchio, über ihn hinweg auf das linke Arnoufer, dann den Berg hinauf zur Trost spendenden Kirche San Miniato al Monte, ersparten uns alle Diskussionen über das, was war, ist oder sein wird, versuchten nichts zu denken, schwebten, losgelöst von Raum und Zeit, im Nichts – im Florentiner Frühsommer-Nichts.

5

Für den heutigen Sonnabend hatte Professor Riccardi als Abschluss seines Rutilius-Seminars zunächst einen Ausflug nach Siena geplant, doch dann kam er plötzlich – unstet wie so oft – zu der Einsicht, für „ein so aufwendiges Unternehmen“

keine Zeit zu haben, wollte stattdessen mit uns Studenten lieber in einem Gartenlokal zu Mittag essen. Eigentlich war ich nicht bereit, an einer so langweiligen Zusammenkunft ohne Sandra, die ja die betreffende Lehrveranstaltung nicht besucht hatte, teilzunehmen. Doch schon früh am Sonnabendmorgen rief mich Riccardis Assistentin an und lud mich noch einmal persönlich zum Festmahl ein. Da ich mich unglücklicherweise selbst am Telefon gemeldet hatte, konnte ich mich schlecht, auch wenn ich es gern getan hätte, mit Abwesenheit herausreden. Also nahm ich die Einladung an. Da das Zusammensein – es war weit vergnüglicher, als ich erwartet hatte – bis gegen Abend dauerte, konnte ich erst nach 18 Uhr mit der DUCATI noch einen kleinen Ausflug machen.

Tagsüber war das Wetter – bei drückender Schwüle – sehr unsicher gewesen, doch nun am Abend besserte es sich. Da ich den dichten Stadtverkehr meiden wollte, überhaupt eine möglichst ruhige Straße suchte, fuhr ich durch den schönen Abend wieder einmal in Richtung Greve. So kam ich schließlich in die Nähe der Kirche des herzensguten Don Clemente. Schon oft hatte ich an ihn gedacht, kaufte im Ort eine kleine Flasche Kräuterlikör und besuchte ihn.

Er war genauso lieb, nett und freundlich wie bei unserer ersten Begegnung. Ein Padre della Passione (ein Ordenspriester) gesellte sich noch zu uns, ich bekam Tee, weil ich keinen Alkohol trinken wollte, und unterhielt mich angeregt mit den beiden feinen Priestern und einigen anwesenden Gläubigen. Don Clemente lud mich erneut zu einem Sonntagsbesuch ein. Ich solle doch schon morgens kommen, wir hätten dann mehr Zeit, könnten länger schwatzen, könnten auch einen Ausflug zu den schönsten Familiengütern der Umgebung unternehmen. Wie reizvoll eine solche Fahrt wäre, wurde mir erst abends bei einem Blick auf die Karte klar. Denn nicht allzu weit entfernt von Don Clementes Kirche liegt die große Villa di Vignamaggio, die einmal der Familie Gherardini gehörte. Dort soll monna Lisa, Leonardos „Gioconda“, geboren sein. Irgendeine Anmeldung, so betonte Don Clemente, sei nicht erforderlich, denn er sei sonntags mit Sicherheit immer da. Auf jeden Fall weiß ich mich bei ihm stets willkommen, seine Gegenwart wirkt beruhigend und tröstlich auf mich, ich fühle mich geborgen in seiner undogmatischen, einfachen, selbstverständlichen Güte, habe ihn als geduldigen und weisen Gesprächspartner kennen und schätzen gelernt.

So wie Don Clemente stelle ich mir den Heiligen Filippo Neri vor, einen gebürtigen Florentiner (1515-1595), der sich in Rom rührend um verwahrloste Kinder und Jugendliche kümmerte. Von ihm kenne ich nur den oft – manchmal eher ironisch – zitierten Satz: „State buoni, se potete: Seid brav, wenn ihr könnt!“ Zahllose Theoretiker werden eine so „hilflose, weiche Pädagogik“ in Grund und Boden verdammen, vielleicht sogar zu Recht – und trotzdem, ich finde diese Worte bewundernswert menschlich und auch sehr christlich. Der Imperativ des San Filippo Neri ist weniger ein Befehl als eine Bitte an die ihm anvertrauten jungen Menschen. Sie sollen sich ihm zuliebe bemühen, keinen Unsinn anzustellen. Gleichzeitig räumt er schon im Voraus verzeihend ein, dass der Mensch ein schwaches, sündiges Wesen ist und der Versuchung vielleicht trotz aller Anstrengung nicht widerstehen kann, und dass er, der Padre, das weiß und sogar Verständnis dafür hat. Ist das Schwäche oder nicht vielleicht doch Stärke?

Auf jeden Fall ist solche Güte Glaubensstärke, wie eben auch bei Don Clemente, der zweifellos körperlich schwer leidet und dennoch anderen Trost spenden kann. Und auch sein Kirchlein liegt an einem wunderschönen Plätzchen, dort oben auf dem Berg mit dem einfachen Holzkreuz vor einer einsamen Landschaft, die sich weit nach Westen erstreckt und übrigens zu den Kernzonen des Chiantiweins gehört.

6

Von „Pfingsten" ist hier nichts zu spüren, der heutige Montag ist ein schlichter Arbeitstag. Jetzt verstehe ich auch, warum die Italiener, wenn ich von „pentecoste" sprach, so oft nach dem genauen Datum dieses Festes fragten. Dabei ist im Italienischen die griechische Etymologie des Wortes sogar viel deutlicher zu erkennen als im Deutschen: *pentekosté* = fünfzigster – nämlich *heméra*: Tag – nach Ostern. Aber rechnen wollte hier niemand. Der Aufwand hätte sich auch nicht gelohnt, da in Italien Pfingsten ein Sonntag wie jeder andere ist. Brav mussten die Ferrari-Kinder am heutigen Montag zur Schule gehen. Deshalb begann auch ich, obwohl ich mir tausendmal einzureden versuchte, dass ich heute ein Recht zum Nichtstun hätte, schon morgens fleißig zu arbeiten. So stark ist der Einfluss der Umgebung auch auf einen Faulpelz wie mich.

Jan schrieb mir, dass er im heimatlichen Universitätsstädtchen eine herrliche Wohnung mit Küche, Bad und Telefon für mich gefunden habe: „Du wärest dort schnell erreichbar und gut untergebracht." Doch obwohl er mir in gleich drei aufeinander folgenden Briefen dringend riet, dies Angebot anzunehmen, habe ich es abgelehnt. Zwar schien mir der geforderte Preis gering im Vergleich zur gebotenen Leistung, aber hoch gemessen an meinen finanziellen Möglichkeiten.

Heute bin ich wieder einmal, wie meistens in letzter Zeit, müde und zerschlagen. Denn oft kann ich nicht vor zwei oder drei Uhr morgens einschlafen, vielleicht, weil es zu warm ist, vielleicht aber auch, weil ich, sobald ich mich entspannen will, voll Unruhe an die Versäumnisse des zurückliegenden Tages zu denken beginne. Die Zeit vergeht schneller denn je. Nicht selten datiere ich meine Briefe noch in den „April". Mühsam muss ich dann diese falsche Angabe durch das richtige „Juni" ersetzen.

7

Mitten in dringender Arbeit brach soeben, wie schon so oft, meine Schreibmaschine erschöpft zusammen. Gerissen ist wieder einmal eine Drahtverbindung, und zwar diesmal die zwischen *n*-Anschlag- und Typenhebel – mit entnervender Regelmäßigkeit muss ich meine geplagten Eltern um die Zusendung irgendeines Ersatzteils bitten. Immerhin bin ich inzwischen im Abfassen handschriftlicher Hilfeersuchen und in der anschließenden Reparatur geübt, habe auch in weiser Voraussicht – richtiger wohl: mit gesundem Misstrauen – die genauen Daten des unsäglichen Mistdings gleich mehrfach auf meinem heimatlichen Schreibtisch hinterlegt.

Gerade jetzt zur Beisetzungszeit von Papst Johannes XXIII überträgt der italienische Rundfunk Mendelssohns *Reformationssymphonie*, mit den strahlenden Klängen von Luthers „Ein feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen". Nun ist

Luthers Text ja nicht eben harmlos: „Der alt böse Feind, mit Ernst er's jetzt meint. Groß Macht und viel List sein grausam Rüstung ist. Auf Erd ist nicht seinsgleichen." Doch die Verantwortlichen der RAI sind wohl zu Recht der Meinung, dass nicht einmal ein böswilliger Hörer diese Worte auf den herzensguten Johannes XXIII beziehen könnte. Denn Johannes war ein sympathischer Mann, tolerant, gütig, offen, hilfsbereit, von rührender Menschlichkeit, ein Don Clemente auf dem Stuhl Petri. Meinem lieben Landpfarrer ähnelte er auch durch seinen Blick für das Wesentliche. Denn angeblich hat er noch im Testament betont, die Einheit der christlichen Kirchen sei ihm wichtiger als alle dogmatischen Streitereien.

8

Am Sonntag fuhr ich mit der DUCATI von Florenz nach Pontedera, von dort nach Volterra und dann zurück in Richtung Heimat. Als ich bei hereinbrechender Dämmerung, etwa 15 km von Florenz entfernt, das Standlicht einschaltete, begann der Motor, der bis dahin hervorragend gelaufen war, wieder einmal gottserbärmlich zu husten. Ich kurvte in jenem Augenblick ein Serpentinengefälle hinunter, und an dessen Fuß stand der treulose Einzylinder schließlich mucksmäuschenstill. Das Standlicht brannte kaum sichtbar – ungefähr mit der Leuchtkraft eines Glühwürmchens –, das Hauptlicht überhaupt nicht.

Ich schob die DUCATI zunächst ein paar Meter, hoffte dann, dass sie sich vielleicht auf ebenem Boden „segeln" ließe, setzte mich breitschultrig auf die Sitzbank und sah mit Freude, dass ich tatsächlich von einer frischen Brise mit Schrittgeschwindigkeit „auf Vorwindkurs" durch die Nacht geschoben wurde. Das wäre mit der schwereren BMW nicht möglich gewesen, doch die leichte, schmalbereifte DUC hat einen sehr geringen Rollwiderstand.

Als ich glaubte, die Batterie könnte sich wieder erholt haben, versuchte ich, den Motor zu starten. Tatsächlich sprang er sofort an. Ohne Licht, sogar ohne Standlicht (denn wenn ich es einschaltete, fiel sofort die Zündung aus) begann ich, mich im 3. Gang mit 50 km/h (im 2. Gang hustete der Motor gar zu jämmerlich) auf der vom Sternenlicht nur dürftig beleuchteten Straße in Richtung Florenz zurückzutasten. Gottlob kenne ich gerade diese Strecke, die Via Cassia (Siena-Poggibonsi-Florenz), besonders gut. Allerdings musste ich immer wieder, in den leider allzu zahlreichen Ortschaften, mein hinterhältiges Mistvieh von Motorrad mit Leichenbittermiene schieben, damit mir nur ja nicht auch noch irgendein Dorfpolizist etwas am Zeug flicken konnte. Doch außerhalb der kleinen Nester brummte ich als ziemlich flottes Gespenst durch die Nacht. So bewältigte ich ungefähr die ersten sechs der verbliebenen fünfzehn Kilometer.

Als ich gerade wieder einmal übellaunig, aber gesetzestreu mein Meisterwerk der Technik über eine beleuchtete Flaniermeile schob, hielt neben mir ein junger Italiener auf einer MOTO GUZZI *Falcone* (= *Falke*) mit der Frage: „Kann ich dir irgendwie helfen?" Ich erklärte ihm meine missliche Lage, und noch mitten im Ort forderte er mich auf, die DUC zu starten und unbeleuchtet loszufahren. Er blieb mit der MOTO GUZZI schräg links hinter mir, passte seine Fahrgeschwindigkeit geschickt meinem Fahrstil an – oder richtiger: dem, was noch davon übrig geblieben war –, beleuchtete durch seine versetzte Position nicht nur die Fahrbahn für uns beide nach vorn, son-

dern sicherte uns durch sein Rücklicht und sein die DUC von der Seite anstrahlendes Scheinwerferlicht auch nach hinten ab. So begleitete er mich als mein linker Flügelmann im gekonnten Formationsflug bis vor die Haustür. Nur mit viel Glück und der kameradschaftlichen Hilfe eines feinen jungen Italieners brachte ich meinen kranken Vogel doch noch in den Flur zurück.

Ich lud den guten Kerl herzlich in die nahe Bar ein, wir konnten dort aber nur kurze Zeit über verschiedene Motorradabenteuer lachen, da er bald weiterziehen musste. Er wurde von seiner „bella“ (Schönen = Freundin) in Impruneta erwartet, hatte also, um mich nicht in finsterer Nacht im Stich zu lassen, sogar einen Umweg in Kauf genommen.

Übrigens kann man in Italien einen Aufkleber kaufen, der auf vielen Lastwagen prangt, inhaltlich auch für die DUCATI passt, leider aber im Format für sie zu groß ist – sonst hätte ich meine kleine Diva sicherlich schon mit ihm auf irgendeiner freien Fläche „verziert“:

Donne e motori:	Frauen und Motoren:
Gioie e dolori!	Freuden und Schmerzen!

Inzwischen habe ich die Batterie nachladen lassen und auch schon wieder eingebaut. Den unter der Sitzbank angebrachten Regler konnte ich preiswert durch ein Austausch-Exemplar ersetzen. So hoffe ich, die Ursache meiner reichlich „dunklen“ Nachtfahrt beseitigt zu haben.

9

In der vergangenen Woche war ich reizbar, schlecht gelaunt, nicht in der Lage einzuschlafen. Am Montag quälte ich mich schließlich auch noch, weil ich die DUCATI Hunderte von Metern geschoben hatte, mit einem Muskelkater in den Beinen herum, ließ morgens meine Brille fallen, fühlte mich insgesamt nicht wohl. Überhaupt war ich unkonzentriert, handelte zerfahren, vergaß dauernd etwas.

In diesem beklagenswerten Zustand trat ich morgens Mirella in unserer Bar an der Piazza San Marco unter die Augen. In den Sitzungen der letzten drei Wochen hatten wir uns außerordentlich um wohlerzogenes, gesittetes Benehmen, um feine, gepflegte Umgangsformen bemüht – wir waren in gewisser Weise nicht wiederzuerkennen, hatten uns in blutleere, weltentrückte Geistwesen verwandelt, glichen den körperlosen Seelen des 11. Buchs der *Odyssee*. Und doch waren wir ebenso wenig wie die Schatten in Homers Beschreibung der Unterwelt – und später in den Darstellungen Vergils und Dantes – ohne Erinnerung und Empfindung, waren keineswegs frei von Liebe und Hass. Auch der von seiner Gattin ermordete Agamemnon ist ja bei Homer ziemlich nachtragend, nimmt der Klytaimnestra immer noch ihren Ehebruch und den Mord übel, obwohl er doch auch selbst nicht gerade ein Kind von Traurigkeit war, sondern sich aus Troia als Kriegsbeute ein paar schöne Damen, darunter Kassandra, mitgebracht hatte. Im Übrigen hatte er sich ja auch schon am Anfang der *Ilias* mit Achill um dessen Geliebte Briseis gestritten, sie ihm weggenommen und dadurch eine schwere Krise der griechischen Kriegsführung heraufbeschworen. Und so legt er denn zweifellos als kompetenter Ratgeber, als ausgewiese-

ner Weiberheld, dem im Umgang mit Frauen gleichfalls nicht ganz unerfahrenen, allerdings „vieles erduldenden“ Odysseus ans Herz:

> Darum nun solltest auch du einer Frau gegenüber niemals zu milde sein
> und ihr auch nicht jede Geschichte vorschwätzen, die du sicher weißt,
> sondern manches erzähl’, manch andres dagegen halte verborgen!

Wieder einmal wurde ich also, auch an diesem Morgen, durch meine umfassende Bildung an eine wichtige männliche Lebensregel, an eine grundlegende antike Einsicht erinnert. Schon diese drei Homerverse allein reichen ja aus, den Unterricht des Altgriechischen an unseren Gymnasien und Universitäten zu rechtfertigen. Wo sonst bekommt der Jüngling in so einprägsamer Form so unübertreffliche Weisheit geboten?

Mirella allerdings sollte jetzt dieser sinnenfrohen Ketzerei abschwören, sollte in einem Zweitstudium technisches und kommerzielles Rechnen lernen, Schluss sollte sein mit schlafenden altgriechischen Ungeheuern in Tiefen purpurfarbenen Meeres und silbernen italienischen Mondsicheln, die bedenkliche Träume ernten. Die zweckfreie Bildung war verworfen worden, Produktivität und Profit waren gefragt. Wie sagt Homer? „Manches erzähl’, manch andres dagegen halte verborgen!“ Also durfte ich Mirella nicht eingestehen, warum ich mich nicht ebenfalls zum Studium eines technischen Fachs entschließen konnte. Allerdings hielt ich eine solche Beichte eigentlich auch für überflüssig, denn meine Gründe scheinen mir mehr als deutlich.

Daddy’s Stipendienangebot war zwar einerseits eine letzte Chance, die Wahl eines grässlichen Fachs, das ich ja nach Jans Besuch deutlich genug verflucht hatte, zu korrigieren, Buße zu tun, einen Irrweg zu verlassen, andererseits war aber zu befürchten, dass ich als mittelmäßiger Ingenieur vielleicht ein Leben lang ausschließlich Zahnradpaare konstruieren müsste – was für ein Albtraum! Zwar gibt es auch in der antiken Literatur so etwas wie Zahnradpaare, aber sie umschließen, anders als die, die ich in meiner Phantasie auf einem neonbeleuchteten Zeichenbrett vor mir sah, eine ganze Welt. In der antiken Metrik ist das elegische Distichon so etwas wie eine Konstruktions-Paar, besteht aus einem Hexameter und einem folgenden Pentameter, wird würdig vertreten von einem der bekanntesten und kürzesten Gedichte Catulls, durch zwei Verse, die mich hier neben Mirella wie ein kalter Schatten berühren:

> *Odi et amo. quare id faciam, fortasse requiris.*
> *nescio, sed fieri sentio et excrucior.*

> Ich hasse und liebe. Warum ich das tue, fragst du vielleicht.
> Ich weiß nicht. Und doch fühle ich es und hänge am Kreuz.

Für solche „kleinen“ Kunstwerke werde ich mich ein Leben lang begeistern können, und deshalb fühle ich mich Mirella gegenüber wie ein Betrüger. Ich empfahl ihr – vielleicht, um sie loszuwerden – ohne jede Einschränkung das Technik-Studium in den USA. Doch ich selbst habe mich gedrückt, hätte ihr meine eigene Ablehnung zumindest offen begründen müssen. Dann hätte sie vielleicht auch verstanden, dass

sich meine Wahl nicht – allein – gegen sie richtete. Nach unserem Sardinienflug verhinderte allerdings sie selbst durch ihren Wutanfall jede weitere Diskussion. Später war ich zu feige für ein ehrliches Wort, jetzt kann ich nur noch hoffen, dass sie tatsächlich technisch so hochbegabt ist, wie ich annehme. Doch ich beruhige mich auch mit dem Gedanken, dass sie – anders als ich – nie gezwungen sein könnte, sich in einer trübsinnigen untergeordneten Position zu Tode zu langweilen. So etwas ließe der Daddy niemals zu.

10

In unserer Bar hatte Mirella schon auf mich gewartet. Seit sie vor vier Wochen erbost, grußlos, ohne zu bezahlen, davongestürmt war, betritt sie vor mir die Bar, bestellt für uns beide, begleicht im Voraus die Gesamtrechnung. Einerseits traut sie offenbar ihrer Selbstbeherrschung nicht, andererseits versucht sie, mich ein wenig aufzupäppeln. Denn sie lässt immer auch irgendetwas Essbares für mich bringen. Zwar wehrte ich mich anfangs ein bisschen gegen ihre Fürsorge, nahm aber dann ihre Geschenke dankbar an. Auf keinen Fall will ich sie noch einmal kränken. Denn sie ist ja doch ein feines ... usw., usw., na ja, man könnte es auch so sagen: denn sie ist ja die homerische Kirke, und eine derartig wichtige Gestalt des Epos kann ich als Student nicht straflos vernachlässigen.

An diesem Montag kam ich also hustend und hinkend zu ihr in die Bar, begrüßte sie mit leichter Verneigung – dabei aufseufzend –, schüttete wie immer zuerst meine Lehrbücher neben ihr auf das Tischchen, zog mir dann einen Stuhl heran und setzte mich – erneut aufseufzend – neben sie an meinen Platz. Der Kellner verzeichnete mit einem kurzen Blick mein Eintreffen, begann einen Capuccino für mich vorzubereiten, fischte zwei Hefeteilchen mit einer Zange aus der Glasvitrine und legte sie auf einen Teller. Ich beobachtete ihn einen Augenblick lang in froher Erwartung, wandte mich dann nach rechts, sah auf die schöne Mirella. Ihre Locken waren in den vergangenen vier Wochen noch länger geworden, warfen jetzt im Nacken eine kecke Welle nach außen, schienen frei zu sein von allen Haarfestigern, boten das gelungene Bild einer windgestalteten Zufallsfrisur – wirklich hübsch! Um den Hals trug sie heute ein Goldkettchen, alles fast wie immer, doch sie blickte finster. Was war denn nun schon wieder los?

Oh Gott, ich hatte gehustet und wegen meines Muskelkaters – ihn hatte ich mir, wie gesagt, beim Schieben der DUCATI geholt – zweimal bei Bewegungen geseufzt. Schlussfolgerung Mirellas: „Du solltest dir von Sandra, oder von welcher anderen Schönen auch immer, nicht dauernd die Bettdecke wegziehen lassen. Wenigstens dazu wirst du ja wohl noch in der Lage sein."

Ich sah sie verständnislos, mit so erstaunter Unschuld an, dass sie ihre giftige Bemerkung sofort bereute. Obwohl wir nie ein Paar gewesen waren, benahmen wir uns doch wie „geschiedene" Leute. Nach jahrelangem Streit, so schien es, hatten wir endlich für klare Verhältnisse gesorgt, hatten uns zumindest darum bemüht, glaubten nun, die Lage im Griff zu haben. Zu keiner Zeit hatte ich erkennen lassen, dass ich irgendeine der Entscheidungen Mirellas noch in Frage stellen wollte – nur das nicht, nur nicht irgendein Schwanken, irgendeine Schwäche, irgendeine Unsicherheit verraten! Nichts ließ sich so leicht widerrufen wie ihre im Zorn verkündeten weisen

Beschlüsse, nichts wurde so dringend erhofft wie irgendein kleiner Anlass dazu. Und wie im Fall mancher Paare, die mit der Scheidung die einzig richtige Wahl getroffen haben, war doch auch Mirella nicht frei von Eifersucht auf eine mögliche „Nachfolgerin".

Mir lag überhaupt nichts daran, sie unnötig zu quälen, im Gegenteil. Deshalb sagte ich nur: „Wenn du an eine Liebesnacht mit Sandra denkst – ich ließe mir gern von ihr die Bettdecke wegziehen, würde mich dann nur umso enger an sie kuscheln. Aber du kennst sie ja selbst, weißt, wie sittenstreng sie ist, wie sorgfältig sie bewacht wird, also wird dir auch klar sein, dass mich so traurig, wie ich hier neben dir sitze, nur Sandras einzige ernsthafte Konkurrentin zurichten konnte – die DUCATI."

Diese Formulierung war eine gezielte Bosheit, zu entschuldigen nur als Vergeltung für Mirellas Tiefschlag auf Sardinien. Doch sofort, nach diesem einen Ausrutscher, war ich wieder nett, berichtete ihr witzelnd von meinen gestrigen Problemen.

Aber sie fand sie weniger lustig, als ich gehofft hatte. Und als ich sah, wie viele Sorgen sie sich noch nachträglich machte, fühlte ich mich, wie schon so oft in ihrer Nähe, krank, elend, schuldig. Ich leide mit und an Mirella, sie belastet mich so stark, dass mich der Kummer wahrscheinlich auch diesmal aufs Krankenlager werfen wird. Dabei habe ich mit Sandra weitaus mehr Probleme, aber die sind eben völlig anderer Art, es sind nicht Schwierigkeiten, die wir miteinander, sondern Schwierigkeiten, die wir als Paar mit anderen haben, nämlich – soweit ich die Lage verstehe – mit ihrer Familie, es sind „äußere" Probleme. Sie zu überwinden sollte möglich sein. Dagegen entfalten auch noch die kleinsten emotionalen Spannungen mit Mirella in meinem gequälten Herzen eine beängstigend große, eine „umwerfende" Wirkung.

Doch zunächst stürzten wir uns in den Unterricht, nichts schien uns wichtiger als eine gründliche Erörterung läppischer Grammatikfragen, wir versuchten, uns in jeder Weise von unseren eigentlichen Problemen abzulenken, aber bald verlor Mirella die Beherrschung, verriet, woran sie dachte: „Povero Benny, povero amore mio: Armer Benny, mein armer Liebling!"

Immer noch bezeichnet sie mich wie während unseres Sardinienabenteuers als ihren Liebling, allerdings damals wie heute niemals vor Zeugen. Sie spielt mit dieser Anrede, spricht sie halb herausfordernd, halb scherzhaft aus. Doch hinter aller Fröhlichkeit bleibt stets tiefer Ernst spürbar. Ich nehme die schönen Worte zur Kenntnis, als würde ich mit „lieber Herr Meier" angesprochen – nur ja keine Miene verziehen, immer Gleichmut, immer Gelassenheit heucheln! Auch ihre Klagetöne überhörte ich, es ging mir ja ganz gut, ich hatte nicht den Eindruck, dem Tod nahe zu sein, hustete nur leicht, ihr Mitgefühl schien mir übertrieben. Als sie sah, wie gelangweilt ich weiter in der Grammatik blätterte, stieß sie mich vorsichtig mit dem Ellbogen an: „Ist dir klar, welches Datum heute ist?"

Welches Datum sollte schon sein? So Mitte Juni, 10. oder 11. Also antwortete ich brav: „Heute ist, glaube ich, der 10. Juni, aber wenn du es genau wissen willst, frage ich den Kellner." – „Ach, darum geht es doch gar nicht. Du weißt wieder einmal nicht, was in zwei oder drei Wochen auf dich zukommt." – „Das Examen in Papyrologie? Das lässt mich völlig kalt. Wenn ich es nicht bestehe, lade ich dich zu einem Glas Sekt ein." – „Genau da liegt das Problem, du kannst mich nicht einladen, ich werde nicht da sein. Du hast vom Leben in Italien keine Ahnung, hast nichts be-

griffen. Denn in drei Wochen wird kein Florentiner mehr in Florenz sein, weder ich noch andere Studenten, kein Professor, kein Pedell, vielleicht nicht einmal der Inhaber deines Lebensmittelgeschäfts, und sicher auch nicht Sandra. Du wirst vollkommen allein durch eine glühend heiße, menschenleere Stadt trotten. Warum bist du so unbelehrbar, so unerträglich stur, so feige, warum in Gottes Namen begleitest du mich nicht nach Sardinien? Ich verspreche dir hoch und heilig, niemals dein Zimmer zu betreten."

Ich war betroffen. Dass sie tatsächlich meine Gedanken lesen konnte, wurde mir erst später klar – nein, ich hatte nur einen einzigen Satz deutlich gehört: „Kein Florentiner wird mehr in Florenz sein, auch Sandra nicht." Jetzt verstand ich, warum Sandra bei jeder Erwähnung der Examina so traurig wurde – das Ende des Studienjahrs wird unwiderruflich unser Zusammensein beenden.

Wie ungerecht Liebe sein kann! Während Mirella mich bat, mit ihr in aller Freiheit, ohne Bedenken ihrer Eltern, im Gegenteil, mit deren Segen, auf einer Trauminsel in einem Traumhaus traumhaft schöne Ferien zu verbringen, dachte ich nur an jenes andere, scheue, unerreichbare Mädchen, das ich offenbar für immer verlieren sollte.

Endlich begriff ich auch, dass es um mehr ging als um ein paar Ferientage auf Sardinien. Jede noch so vorläufige Entscheidung für Mirella musste eine endgültige Entscheidung gegen Sandra sein. Denn selbst wenn ich Mirellas gefährlichen Reizen sogar während eines längeren Sardinienaufenthalts widerstehen könnte, vergäbe Sandra mir doch niemals ein solches Abenteuer, da sie die gleichen hohen Ansprüche an den Partner stellt wie ich selbst. Um ihre Haltung zu begreifen, brauche ich mich ja nur an meine eigenen, knapp ein Jahr zurückliegenden Erfahrungen zu erinnern. Dass Katharina damals neben jenem „Freund ihres Bruders" in demselben Auto gesessen, auf dieselbe Landschaft geblickt, an seiner Seite über dieselben Vorkommnisse gelacht oder geklagt hatte, hatte mir ja als Grund, sie für immer zu verlassen, vollkommen ausgereicht. Sie musste nicht auch noch mit jenem anderen im selben Bett liegen. Und genauso hatte Sandra alles Recht dieser Welt, mir niemals einen – und sei es auch noch so harmlosen – Ferienaufenthalt in Mirellas Haus auf Sardinien zu vergeben.

Tief verunsichert schwieg ich. Scheinen meine bisherigen Erlebnisse nicht haltlose Phantastereien zu sein, haben sie nicht etwas Unwirkliches, verkörpern die beiden jungen Frauen nicht extreme Gegensätze? Die eine, Mirella, ist emanzipiert, zupackend, technisch begabt und völlig frei in ihren Entscheidungen, wird von ihren Eltern in keiner Weise bevormundet, könnte, ohne den geringsten Vorwurf zu hören, jederzeit eine leidenschaftliche Liebesbeziehung mit mir beginnen, könnte mit mir zusammenleben, mir immer einmal wieder eine wilde Szene machen, mich anschreien, ohrfeigen, mit Füßen treten, könnte mich schließlich auch endgültig mit Schimpf und Schande aus dem Haus jagen – ist sie nicht der – furchterregende? – Inbegriff einer „modernen", einer unabhängigen, selbstbewussten jungen Frau?

Und verschwimmt nicht neben ihr die melancholische, vornehme, zurückhaltende, ja scheue Sandra zur Traumgestalt, scheint sie nicht einer unerfüllten männlichen Sehnsucht nach Unschuld und Reinheit zu entspringen, erweckt sie nicht den Verdacht, kein Mensch, sondern eine Märchenfee, ein Fabelwesen zu sein? Und ist sie nicht auch durch innere Widersprüche unglaubhaft? Wie kann sie zwar einerseits

zart und schutzbedürftig sein, nicht bereit zu irgendeiner Liebelei, die über einen Kuss hinausginge, strengstens von ihren Eltern bewacht, eigentlich ohne alle Freiheit, vielleicht sogar ohne den Wunsch nach Freiheit, andererseits aber die großartigste, stärkste Partnerin, die ein Mann sich wünschen kann?

Übrigens gäbe es irgendwo in dieser Reihe edler Gestalten auch noch die blonde Valentina. Von ihr habe ich schon lange nichts mehr gehört. Ich glaube, die schöne Katze hat mich schließlich doch noch als das widerliche Ekelvieh erkannt, das ich bin – nicht wert, gejagt zu werden.

Auch Mirella hatte mich ja schon zum Teufel geschickt, sogar zweimal, aber der kurze zweite Augenblick der Einsicht lag nun bereits vier Wochen zurück. Jetzt ging sie rührend behutsam wieder zum Angriff über. Wenn ich doch nur einer der unrettbaren Hohlköpfe wäre, die Platon im *Symposion* als hoffnungslos unbelehrbar beschreibt! Warum nur bin ich zwar töricht, aber nicht dumm genug, Mirellas Liebe wie einen Triumph zu genießen?

Weil sich in der Tat – ich sagte es schon einmal – die, die weder *sophoí*: weise noch *ásophoi*: unweise, sondern *philósophoi*: weisheitsliebend sind, in der allerunglücklichsten Lage befinden. Denn sie erkennen zwar ihre Fehler, bekämpfen sie auch, können sie aber niemals wirklich überwinden. Warum freue ich mich nicht einfach darüber, dass mir ein schönes Mädchen zu Füßen liegt? Ist das nicht gut so, muss es nicht genauso sein im Leben eines erfolgreichen Mannes? Nichts dergleichen empfinde ich, habe Mirella zu gern, um nicht mit ihr zu leiden. Wie ein schöner Schmetterling umkreist sie eine brennende Kerze, lässt sich nicht davon abhalten, macht mich so unglücklich, als wenn wir die Rollen getauscht hätten, als wenn ich sie liebte, sie mich zurückwiese. Und dann gibt es auch noch Situationen – eher in der Tragödie, aber auch bei Platon –, in denen man tun kann, was man will, es wird immer falsch sein: Behandele ich Mirella streng und förmlich, kränke und verletze ich sie. Bin ich lieb und nett, wecke ich Hoffnungen, die ich nicht erfüllen will.

Auch am vergangenen Montag fühlte ich mich wehrlos, wusste mir zunächst nicht anders zu helfen als mit einem verzweifelten: „Ach, Mirella, bitte..." – Dass mir nur ganze drei Worte einfielen, zeigt, wie sehr ich am Ende meiner Kräfte war. Immerhin konnte ich hinzusetzen, nachdem ich ein paar Mal tief durchgeatmet hatte: „Ich glaube dir ja, dass ich hier in Florenz einsam und traurig herumsitzen werde. Doch ich brauche für die Arbeit am Index unbedingt die hiesigen Bibliotheken, vor allem aber hoffe ich – bitte versteh mich! –, wenigstens noch hin und wieder Sandra in Florenz zu begegnen. Und deshalb kann ich nicht mit einem so bezaubernden Mädchen wie dir in die Fremde ziehen."

In unseren philosophischen Texten wird das hier von mir angewandte Verfahren manchmal durch ein Beispiel aus der antiken Medizin verdeutlicht – auch ich gab dem schönen Kind den bitteren Heiltrank, indem ich den Rand des Bechers mit Honig – „mit einem so bezaubernden Mädchen wie dir" – bestrich. Aber Mirella ließ sich nicht täuschen, sie ist eben kein Kind mehr.

Dennoch trennten wir uns mit netten, lieben, herzlichen Abschiedsworten. Ich kaufte mir Fruchtsaft, Früchte und eine große Flasche Magenbitter, kam gegen Mittag nach Haus, legte mich ins Bett und stand erst nach zwei Tagen – gestern, am Mittwoch – wieder auf.

11

Immerhin geht es mir heute Abend – am Donnerstag – wenigstens gesundheitlich wieder verhältnismäßig gut. Im Radio wird mir gerade eine Sinfonia von Alessandro Scarlatti geboten, ich leide nicht mehr an Kopfschmerzen, kann Musik genießen, arbeiten, in der Stadt herumwandern.

Mein Vater fragte mich in seinem letzten Brief, ob es nicht das Beste wäre, die launische DUCATI zu verkaufen. Aber dazu wäre ich nie in der Lage, hänge viel zu sehr an ihr, sie ist so wunderschön, all die Kleinigkeiten sind doch nur Kinderkrankheiten. Ihre Schwäche ist die Elektrik – wäre die zuverlässig, könnte die *GT 200* ein perfektes Motorrad sein. Eigentlich ärgerlich, dass eine so hervorragende Konstruktion an einer Handvoll kleiner Elektroteile krankt. Dabei müsste sich ein derartiger Mangel doch nun wirklich leicht beheben lassen.

Sandra habe ich seit einigen Tagen nicht mehr gesehen. Sie wird erst am kommenden Montag nach Florenz zurückkommen. Bis dahin wird sie wieder einmal – mit welcher Begründung eigentlich? – in Certaldo festgehalten. Wir werden uns dann in der kommenden Woche ganz schnell auf das papyrologische Examen vorzubereiten versuchen, das am 27. Juni (Donnerstag) stattfinden soll und zu dem ich hoffentlich wieder gesund antreten kann.

Sandra wies mich übrigens darauf hin, dass sie mir zu jeder Zeit Geld leihen könnte. 15.000 Lire (100 DM) hält sie nach eigener Aussage immer für mich bereit.

12

Am vergangenen Montag kam Sandra aus Certaldo nach Florenz zurück – und das war auch dringend nötig, denn gestern, am Donnerstag, fand hier ihr erstes Examen statt.

Schon um 9 Uhr hatte sich eine Gruppe von mindestens zwanzig Studenten vor dem Prüfungsraum versammelt, jeder Kandidat wurde von Freunden begleitet, außerdem hatten sich zahlreiche Prüflinge nicht nur des heutigen Nachmittags, sondern auch des folgenden Freitags eingefunden. Die Nicht-Kandidaten sollten, so wie ich, Trost und Rat spenden. All die anderen aber, die heute oder morgen die gleiche Prüfung ablegen mussten, waren – ich muss leider sagen: wieder einmal – klüger als meine heimischen Freunde. Denn sie bestürmten unmittelbar nach jedem Examen die zufriedenen oder auch niedergeschlagenen Geprüften mit Fragen: „Was wollte der Professor von dir wissen, welche Gedichte hat er behandelt, was hat er übersetzen lassen, musstest du über andere Neoteriker etwas sagen oder über die spätere Elegie...?“ Ja, es wurde sogar eine Art Protokoll über die gestellten Fragen und die gegebenen – hoffentlich richtigen – Antworten geführt, es entstand sozusagen ein Täterprofil des prüfenden Professors. Und ein solches Täterprofil gibt es tatsächlich.

Denn Riccardi und all die anderen Professoren müssten nicht Wissenschaftler und nicht Lehrer sein, wenn sie nicht auf manche Aspekte der von ihnen behandelten Themen größeren, auf andere geringeren Wert legten. Es ist abwegig zu glauben, dass verschiedene Personen in der Darstellung der gleichen Thematik die gleichen Akzente setzen. Das tun sie mit Sicherheit nicht. Denn jeder Lehrer und besonders jeder akademische Lehrer hat nicht nur das Recht, er hat sogar die Pflicht, auszuwäh-

len, zu gewichten, zuzustimmen, zu verwerfen, das eigene Urteil einzubringen, ja, im Extremfall sogar allen früheren Auffassungen zu widersprechen. Deshalb muss es Unterschiede nicht nur in der Forschung und Lehre, sondern auch in der Anlage und Bewertung von Prüfungen geben. Und das haben meine klugen Freunde im humanistisch geprägten Italien begriffen. Sie sehen auch im Prüfer das menschliche Individuum, sehen seine Schwächen, Neigungen, Präferenzen, Aversionen, seine Forschungsschwerpunkte und, wenn man so will, auch seine fixen Ideen.

13

Wie gesagt wartete ich, um Sandra Mut zuzusprechen, an ihrer Seite auf den Beginn der Prüfung. Langsam wanderten die Zeiger der im Institutsflur hängenden – ziemlich hässlichen – Elektrouhr über ihr früher einmal weißes, jetzt bräunlich vergilbtes Zifferblatt. Meine arme Liebste war allmählich unruhig geworden, saß nun nicht mehr auf einem der vor dem Prüfungsraum aufgestellten Stühle, sondern stand mit dem Rücken an mich gelehnt in meinen Armen und duftete zart nach der von ihr (und mir) so sehr geliebten Veilchenparfüm-Seife. Die schönen dunklen Haare trug sie wieder einmal zum kurzen Pferdeschwanz hochgebunden, sodass dessen blaues Samtschleifchen manchmal an meiner Nase kitzelte. Wir sprachen nicht mehr miteinander, nur durch die ruhige Umarmung versuchte ich noch, ihr Mut einzuflößen. Denn soeben hatte der Kandidat, der sich unmittelbar vor ihr dem gestrengen Riccardi unter die Augen wagen musste, zitternd und zagend den Prüfungsraum betreten und leise die Tür hinter sich geschlossen. Da geschah es – doch der Reihe nach! Aus der verworrenen Schilderung des Unglücklichen lassen sich die Ereignisse wie folgt rekonstruieren:

Der arme Student hatte die Bibliothek betreten. Riccardi saß hinter einem Tisch vor einem Bücherregal – dem der lateinischen Texte, wie sich bald zeigte –, zu seiner Linken bemühte sich an der Schmalseite des Tisches ein junger, eingeschüchterter Assistent als Protokollant darum, so klein und unauffällig wie möglich auszusehen. Vor dem Tisch stand ein Stuhl, der Armesünderstuhl. Der zögernde Prüfling wurde mit schwungvoller Geste aufgefordert, sich dort niederzusetzen, folgte gehorsam der freundlichen Einladung, saß auf der Vorderkante des Sitzmöbels, umklammerte mit den Händen die Knie, betete, war außer sich vor Angst.

Riccardi stellte ihm offenbar einige Fragen zu Catulls sechstem Gedicht, über dessen „*lecti inambulatio*: das Wandern des Bettes“ ich ja schon einmal während meines Weisheitszahndurchbruchs gründlich nachgedacht hatte. Übrigens, sicher ist es nicht, dass es um diesen Text ging, denn der Prüfling war nach dem Geschehen so kopflos, dass er uns keine genaueren Auskünfte geben konnte. Doch die Wahrscheinlichkeit ist groß, dass er sich irgendwie zu Vers 15f. des genannten Gedichts äußern sollte. Catull hatte in den vorausgehenden Versen einem Freund vorgeworfen, ihm eine neue Liebschaft zu verheimlichen, und forderte ihn deshalb auf:

quare, quidquid habes boni malique,
dic nobis ...

Deswegen, was immer du hast an Schönem oder Hässlichem,
sag es mir...

Nur nebenbei sei dazu bemerkt, dass diese Bedeutung von „*bonus*: gut“ fast täglich in den Straßen von Florenz zu hören ist. Denn die „dummen Jungen“ – zumal als Bande – würdigen schöne Mädchen mit einem hinterhergerufenen „bona“ (kein Schreibfehler, toskanisch!). Dem liegt die gleiche Bedeutungsvariante wie bei Catull zugrunde, denn in beiden Fällen ist „gut im Bett“ und insofern „schön“ gemeint.

Doch unserem hochgelehrten Professor Riccardi ging es nicht um solche Anzüglichkeiten, sondern um das äußerst simple, schlichte, harmlose „*habes*: du hast“. Warum er überhaupt nach etwas so Selbstverständlichem fragte, wird mir ein ewiges Rätsel bleiben. Auf jeden Fall begann der unselige Kandidat etwas von *ábere* daherzureden.

Dass die Aspirata – das *h* – fehlte, mochte hingehen, aber die Betonung war absurd, und mit einer gewissen Ironie des Schicksals überraschte dieser Fehler gerade bei einem Italiener. Denn es ist zwar richtig, dass die meisten Verben der lateinischen *e*-Konjugation das lange *e* des Infinitivs – betont also –*ére* – in der italienischen Betonung nicht mehr erkennen lassen, aber die sehr häufig benutzten lateinischen Verben dieser Konjugation bewahrten den ursprünglichen Akzent. Während also – um nur zwei Beispiele zu nennen – *ridére* (*rideo*: lache) zu rídere (rido), *respondére* (*respondeo*: antworte) zu rispóndere (rispóndo) wurden (und, wie gesagt, so auch viele andere), behielten die frequentesten Verben den alten Akzent, so die italienischen Verben manére, sedére, tacére, tenére, vedére (auch dies nur eine kleine Auswahl) und so eben auch das wohl am häufigsten gebrauchte, nämlich „haben“ – lateinisch *habére*, italienisch avére. Daher frage ich mich ziemlich fassungslos, wie dieser Unglücksrabe von Kandidat darauf verfallen konnte, Riccardi ein so grässliches *ábere* vorzukrächzen.

„Cosa? come? che? – was? wie? was?“, fragte Riccardi, erhob sich halb von seinem Stuhl, beugte sich mit zuckendem Schnauzbärtchen nach vorn in Richtung des Prüflings, blickte ihn durch die riesigen Brillengläser durchdringend an und drehte dabei etwas den Kopf, um besser zu hören. Der furchtsame Junge erhob sich ebenfalls leicht von seinem Platz, wich zurück, geriet durch den in die Kniekehlen drückenden Stuhl in eine äußerst unbequeme Lage und wiederholte leise: „*ábere.*“

Das war endgültig zu viel des Unerträglichen – Riccardi warf sich nach vorn über die Tischplatte, versuchte den Schänder des Lateins an der Gurgel zu fassen, der sprang auf, der Stuhl kippte um, nur der Tisch stellte sich noch zwischen Mörder und Opfer – und so kam auch noch die lateinische Literatur ins Spiel. Rasend vor Zorn packte Riccardi zunächst seinen eigenen Catull-Text, warf ihn nach dem stolpernden Prüfling, traf nicht, griff hinter sich ins Bücherregal und schleuderte nun auch noch die zugegebenermaßen für solche Zwecke geeigneten, weil handlichen kleinen Bände der Loeb-Classical-Library in Richtung des Flüchtenden. Dieser hatte endlich die Tür erreicht, riss sie auf, ließ sie offen, floh in unsere Mitte, während wir zunächst die noch heranfliegenden roten Bändchen aufzufangen versuchten, dann die Tür schlossen, endlich das einzige taten, was in solchen Fällen noch zu tun war – wir begannen eiligst, die ältliche Professorin Lapira zu suchen. Es war bekannt, dass sie al-

lein auf dieser Welt die Fähigkeit besaß, Riccardi in solcher Lage wieder zu beruhigen.

Nach einer Weile hatten einige von uns sie gefunden. Sandra und ich sahen sie ruhigen Schrittes herankommen, mutig öffnete sie die Tür. Riccardi saß auf seinem jetzt zur Seite gedrehten Stuhl, oder eher: er lag auf seinem Stuhl, war von den Füßen bis zum Kopf völlig gestreckt, wurde nur von der Vorderkante der Sitzfläche und der Oberkante der Rückenlehne gestützt, beide Arme hingen seitlich fast bis zum Boden herab, sinnend sah er, genau im rechten Winkel zur völlig geraden Körperachse, aus dem Fenster, suchte irgendetwas dort oben im blauen Sommerhimmel. Als Fakir wäre er zweifellos zu Weltruhm gelangt. Doch auch der Protokollant hätte im Zirkus auftreten können. Denn er saß zwar noch an der gleichen Stelle wie zuvor, war aber auf die halbe Größe zusammengeschrumpft. Von all dem völlig unbeeindruckt durchschritt Frau Lapira die Tür und schloss sie hinter sich – chi sa quante ne aveva viste in vita sua: wer weiß, was sie schon alles in ihrem Leben gesehen hatte!

Nach längerer Zeit kam sie – unversehrt – aus der Höhle des Löwen zurück und verkündete, die Prüfungen würden nach kurzer Pause fortgesetzt. Und in der Tat wurde wenig später Sandra in den Raum gebeten. Sie ging fast ebenso gelassen hinein wie zuvor die alte professoressa, man darf – ich sagte es schon – ihren Mut nicht unterschätzen.

Nach dem Examen berichtete sie uns, Riccardi habe sie Platz nehmen lassen, dann mit ausgebreiteten Armen, wie so oft, den Tisch an den beiden Schmalseiten gefasst, sich leicht erhoben, weit zu ihr nach vorn gebeugt, ihr aus nächster Nähe in die Augen gesehen und gefragt: „Sie haben doch nicht etwa Angst vor mir, Signorina?“ – „N-n-n-nein, Herr Professor“, habe sie gelogen. Gedankenverloren, als habe er ihre Worte gar nicht gehört, habe er sich wieder hingesetzt, aus dem Fenster gesehen und leise wie zu sich selbst gesagt: „Alle Studenten haben Angst vor mir. Ich verstehe das nicht.“

Natürlich erlaubte sich meine kluge Sandra nicht solche groben Schnitzer wie ihr Vorgänger. Deshalb wurde sie gleich in ihrer ersten Uni-Prüfung und noch dazu vom Menschenfresser Riccardi mit der Note „27“ (= 27 Punkte von 30 möglichen) belohnt. Das entspricht etwa unserem „Gut (plus)“. Erleichtert kam sie aus dem Bibliotheksraum, erzählte zunächst geduldig den Kommilitonen die Einzelheiten der Prüfung, dann feierten wir ein bisschen in einer unserer kleinen Bars, wanderten danach durch Florenz, ich entdeckte in einem Musikaliengeschäft einige bezahlbare, weil antiquarische Bach-Ausgaben Busonis, schenkte sie ihr (ohne Widmung) zur Erinnerung an ihr erstes, noch dazu wichtiges Examen und bat sie, irgendwann einmal an ihrem Klavier in Certaldo zu prüfen, ob sie dieser Musik etwas abgewinnen könnte. Denn in ihrem Unterricht scheint Bachs Polyphonie – wie ja leider so oft – nicht viel Interesse gefunden zu haben. Jedenfalls hängt Sandra bisher wohl eher an Chopin – na gut, auch nicht schlecht. Immerhin teilt sie diese Liebe mit meiner Mutter.

14

Die Hitze hier in Florenz ist, wie Mirella vorausgesagt hatte, seit ungefähr zwei Wochen schier unerträglich. Deshalb wären Ferien auf Sardinien schon verlockend,

wenn nicht auch Mirella so verlockend wäre. Ich will aber unbedingt der scheuen Sandra treu bleiben, selbst wenn ich mich vermutlich schon in wenigen Tagen von ihr trennen muss.

Dass unsere Liebe keine Zukunft hat, wurde mir auch am heutigen Sonntag wieder klar. Bis gegen 18 Uhr hatte ich brav an meinen verschiedenen Aufgaben (Papyrologie, Index) gearbeitet, doch dann ertrug ich das langweilige Herumsitzen an meinem einsamen Tischchen nicht länger, holte bei strahlend sonnigem Abendwetter die DUCATI aus dem Hausflur und fuhr – wenn ich mich richtig erinnere – zum ersten Mal seit fast zwei Monaten wieder über die Berge nach Certaldo.

Etwa auf halber Strecke musste ich hinter einer Prozession – vielleicht war es aber auch ein Leichenzug (doch am Sonntag?) – anhalten, stellte den Motor ab, versuchte mich mit vor der Brust gekreuzten Armen zu gedulden, hörte plötzlich neben mir das typische DUCATI-Röhren, erkannte an der Nummer MO, dass diese *200-Super-Sport* schon aus Módena bis hierher gekommen war, dass sie also bereits 150 km zurückgelegt hatte. Staunend beugte ich mich zum Fahrer und fragte: „Zufrieden mit der DUCATI?“ Erst als er nicht antwortete, sondern sich schweigend abwandte, sah ich genauer hin – von der Hüfte abwärts schien er ganz in schwarzes Öl getaucht zu sein: Zylinderkopfdichtung defekt! Ich war verlegen. Denn meine nett gemeinten Worte hatten wohl wie ein böser Scherz geklungen.

Tatsächlich eher herumalbernd hatte ich gestern der armen Sandra beim Abschied am süßlich nach „Nafta“ – einem aromatenreichen Dieseltreibstoff – riechenden Triebwagen mein heutiges Kommen je nach Standpunkt entweder versprochen oder angedroht. Auch das ist ja eines unserer ungelösten Probleme. Denn noch immer ist mir nicht klar, ob ihr meine Besuche eher eine Freude oder ein Schrecken sind – vermutlich beides, da sie hin- und hergerissen zu sein scheint zwischen dem Wunsch, mich zu sehen, und der Angst, ihre Eltern, vor allem ihren Vater zu irritieren. Denn in jener archaischen Familie wird falsch sein, was immer sie tut. Wenn sie ihren Eltern gestände, sich vorübergehend, oberflächlich, nur so ein bisschen in mich verliebt zu haben, dann wäre das zwar schlimm, aber immerhin noch erträglich, weil leicht zu ändern. Viel schlimmer wäre es, wenn sie sich zu der Behauptung verstiege, in mir die große Liebe ihres Lebens gefunden zu haben.

Doch glaubt sie das? Ich weiß es nicht, denn sie kämpft noch immer mit sich – und angesichts der Schwierigkeiten, die ihr in ihrer Familie zu drohen scheinen, kann ich das sogar verstehen. Ohne es offen zuzugeben, zweifelt sie an der Stärke meiner Gefühle, fragt sich, ob es Sinn macht, ihren Eltern eine Liebe zu beichten, die vielleicht nicht ehrlich erwidert wird. Soll sie den Hausfrieden, alle Hoffnungen, alle Pläne, soll sie die Seelenruhe ihres Vaters, dieses Erzpessimisten, stören, um der Familie einen so unsicheren Kantonisten wie mich als den Mann ihrer Träume zu präsentieren, jemanden, den sie seit dem ersten Kennenlernen für einen unverbesserlichen Schürzenjäger gehalten hat und wohl immer noch hält? Soweit ich weiß (immerhin hat sie mir wenigstens das inzwischen gestanden), wird sie in Certaldo ständig vor mir und meinen Verführungskünsten gewarnt. Diese Warnungen werden zwar wie allgemeine Lebensweisheiten verkündet, richten sich aber erkennbar gegen meine Person und sind doch gleichzeitig – was für ein Kunststück! – höchst schmeichelhaft für mich.

Nachdem ich zum ersten Mal nach Certaldo gekommen war, nicht einmal das Haus betreten, sondern nur ein paar Minuten mit ihr in einer Seitenstraße herumgestanden hatte und dann weitergefahren war, hatten ihre Eltern sie sofort mit erhobenem Zeigefinger gemahnt: „Sieh niemals auf die äußere Schönheit eines Mannes!“ Was sollte Sandra schon denken? Selbst wenn sie mich bis dahin für hässlich gehalten hätte, musste sie sich doch nun fragen: „Sollte er vielleicht sogar hübsch sein?“

Nach den ersten Worten, die ich mit ihrer Mutter gewechselt hatte, wurde dem armen Mädchen bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit gepredigt: „Lass dich nie von klugem, witzigem, charmantem Gerede betören!“ Auch diesmal konnte Sandra doch nur folgern: „Also redet er nach Meinung meiner Eltern klug, witzig, charmant daher.“

Und schließlich wurde sie, nachdem ich ihrem Vater zum ersten Mal persönlich begegnet war, sogar mit ausdrücklicher Namensnennung vor mir gewarnt: „Blick niemals in die Augen dieses Ben!“ Doch man braucht kein Psychologe zu sein, um zu ahnen, dass solche Warnungen schließlich das genaue Gegenteil dessen bewirken mussten, was sie bewirken sollten. Denn jetzt endlich zog Sandra den einzig richtigen Schluss, dachte nämlich entweder ‚Wenn das so toll ist, müsste ich es einmal versuchen’ oder ‚Wie gefährlich das ist, weiß ich schon lange.’

Kurz: Wenn ihre Eltern sie in meine Arme treiben wollten, war diese Litanei an Mahnungen, Warnungen, Belehrungen, Predigten das beste Mittel dazu, ja, manchmal ertappe ich mich bei der Vermutung, dass sich in Certaldo sogar die Katzen am Chorgesang des Familien-Clans beteiligten, dass auch sie vor den Florentiner Streichholz-Spielchen warnten, und zwar so beredt wie ihre Artgenossen im *Struwwelpeter*:

Und Minz und Maunz, die Katzen,
Erheben ihre Tatzen.
Sie drohen mit dem Pfoten:
„Die Mutter hat’s verboten!
Miau! Mio! Miau! Mio!
Wirf’s weg! Sonst brennst Du lichterloh!“

Doch das einzige schwerwiegende Argument gegen mich wurde nie von Sandras Eltern vorgebracht, nur Sandra selbst glaubt es zu kennen – meine Unzuverlässigkeit, meine nur oberflächliche, nur vorübergehende Liebe zu ihr. Und so geraten wir allmählich in einen tragischen Konflikt – wir trauen einander nicht. Sie ist nicht bereit, alles auf eine Karte zu setzen, mich ihrer Familie offen als ihre große Liebe vorzustellen, allen Kummer, den ein solcher Schritt ihr einbringen wird, auf sich zu nehmen, ich empfinde das als Ablehnung, frage mich, ob sie mich nicht doch vielleicht nur für eine kurze Episode in ihrem Leben hält, ob sie nicht auf irgendeinen anderen Mann warten will, auf eine bessere, weil problemlose Zukunft.

Täglich wird ihr – auch dies in allgemeiner Form – vorgehalten, dass sie für die Wahl eines Partners zu jung sei, dass sie sich noch nicht für alle Zeit festlegen könne. Diese Auffassung mag zwar im Allgemeinen richtig sein, aber unsere besondere Lage wird uns bald zwingen, Farbe zu bekennen, für uns gibt es keinerlei Möglichkeit, einige Jahre lang unverbindlich nebeneinander herzuleben. Wären wir wie Sandras

Bruder Marco und seine Verlobte Giulietta aus dem gleichen Ort – beide sind aus Certaldo –, könnten wir uns entweder täglich oder doch zumindest an den Wochenenden sehen. Da fällt es leichter, geduldig den Tag einer endgültigen Entscheidung auf sich zukommen zu lassen – man ist sich nah, kann in Ruhe die weitere Entwicklung abwarten.

Doch Sandra und ich werden durch eine Entfernung von 1.500 km, durch eine zwanzigstündige Eisenbahnfahrt voneinander getrennt sein, niemals wird sie die Erlaubnis erhalten, mich an einer deutschen Universität zu besuchen. Werde ich sie also wenigstens in Italien treffen können? Doch wie soll ich von meinem knappen Stipendium einen längeren Aufenthalt in einem Florentiner Hotel bezahlen? Werde ich mir eine billigere Unterkunft in Certaldo suchen dürfen, werde ich dort willkommen sein? Und vor allem – wird Sandra das alles überhaupt wollen? Wird sie bereit sein, bis zu meinem fernen Studienabschluss auf mich zu warten? Leider habe ich das große Pech, dass sie gerade jetzt – wie es verliebten Frauen ja immer nachgesagt wird – zu hinreißender Schönheit aufgeblüht ist. Zwar habe ich selbst schon bei unserer ersten Begegnung erkannt, wie bezaubernd sie ist, aber jetzt sieht es wirklich jeder, ja manchmal glaube ich, dass sogar die es sehen, die als Blinde am Straßenrand um milde Gaben betteln.

Kurz – ich weiß immer noch nicht, wie es weitergehen soll. Allerdings braucht das kein Unglück zu sein, denn im Leben muss man sich manchmal auch treiben lassen. Man durchschwimmt ja auch einen Fluss nicht in gerader Linie, kämpft nicht mit seiner Strömung, sondern lässt sich von ihr mitreißen, strebt dabei dem anderen Ufer zu und geht schließlich, dort angekommen, die verlorenen paar Schritte flussaufwärts zurück. So kommt man sicherlich am schnellsten zum Ziel – allerdings muss man zunächst einmal ins Wasser gehen. Und genau das tat ich mit der heutigen Fahrt. Denn allmählich müssen Sandra und ich, wenn wir nicht wie die Königskinder enden wollen, mit Schwimm- und Orientierungsübungen beginnen. Deshalb kann ich keine Rücksicht mehr darauf nehmen, ob ihr meine Besuche gefallen oder nicht. Irgendetwas muss geschehen. Sie selbst ist allerdings im Augenblick wie gelähmt, starrt handlungsunfähig auf das Ende des Studienjahrs, hat nicht die Kraft, über die wenigen bis zum Examen verbleibenden Tage hinauszudenken, fürchtet einerseits die mit meinem Eintreffen verbundenen Spannungen, weiß andererseits, dass ich sie nicht lieben könnte, wenn ich vor allen Unannehmlichkeiten davonliefe. Denn dass mir derartige Abende kein Vergnügen sind, sieht sie mir – hoffentlich als einzige – nur allzu deutlich an, obwohl ich mich sehr bemühe, es sie nicht spüren zu lassen.

15

Als ich um 19.30 Uhr mit der DUCATI vor dem schmiedeeisernen Gartentor hielt, kamen Sandra und ihre Mutter gerade aus der Kirche zurück. Beide begrüßten mich herzlich, was mich zwar bei Sandra – trotz aller eben geäußerten Zweifel – nicht wunderte, mir aber bei der Signora schon erstaunlicher schien. Ich gab vor, wegen irgendwelcher unerfindlichen Papyri gekommen zu sein, doch war nachher von Papyri kaum die Rede. Auch Marcos Verlobte Giulietta war anwesend. Anders als sonst flüchtete der Hausherr diesmal nicht, sondern erwies mir die große Ehre, sich des Längeren mit mir zu unterhalten.

Allerdings schien er zunächst auch an diesem Abend mieser Laune zu sein. Doch getreu meinem Vorsatz, nicht auch noch selbst, etwa durch vorzeitige Flucht oder gequältes Getue, meine arme Sandra zu belasten, heuchelte ich wieder einmal Blindheit, tat so, als sähe ich nicht, wie schief der Haussegen hing, versuchte keineswegs – denn das verrät, dass man etwas bemerkt hat – ihn irgendwie geradezurücken, sondern spielte auch diesmal, wie schon des Öfteren, den „Mann, der auszog, das Gruseln zu lernen", machte meine Witzchen, scherzte, erzählte lustige Geschichten, tat also das Einzige, was man noch tun kann, wenn ein Bild schief hängt, das man nicht anfassen darf – man verschiebt auch noch die anderen so lange, bis alle ähnlich schief hängen, denn dann fällt jenes erste nicht weiter auf.

Als Dank für meinen Auftritt als Komiker erhielt ich sogar ein kaltes Abendessen mit Schinken, Butter und, da ich den angebotenen Rotwein standhaft ablehnte, alkoholfreien Getränken. Kurz: der heutige Abend bei Sandra wurde noch recht schön. Wir sind, um im Bild zu bleiben, ein bisschen im ziemlich kalten Wasser des Uferbereichs herumgeschwommen, sind dabei (noch?) nicht ertrunken, haben uns hoffentlich auch nicht erkältet – doch das werde ich erst wissen, wenn ich morgen Nachmittag Sandra wiedersehe.

Gegen 22 Uhr fuhr ich über Montespértoli zurück, kam, da ich mir viel Zeit ließ, erst gegen 23.30 Uhr in Florenz an und hoffe nun, trotz der Hitze einigermaßen gut zu schlafen. Übrigens strahlten die Sterne heute am samtenen schwarzen Himmel mit einer so unglaublichen Leuchtkraft, dass ich auf einer der Bergketten anhielt, um dieses einzigartige Schauspiel zu genießen. In der Nähe einer hochgelegenen Kapelle stellte ich die DUCATI auf ihren Hauptständer und ging ein paar Schritte unter Zypressen bis zu einem kleinen Platz, der ein großartiges Panorama bot. Ich hatte von dort oben einen weiten Blick ins Arnotal und auf den sich im Sternenlicht deutlich abzeichnenden Block des Monte Pisano, ja, manchmal glaubte ich sogar, das Meer in der Ferne schimmern zu sehen.

Angeblich schrieb Beethoven den zweiten Satz – das Molto adagio – des zweiten Rasumowsky-Quartetts (op. 59 Nr. 2 in e-Moll) bei der Betrachtung des Sternenhimmels. Ich versuchte, diesen Satz in mir wachzurufen, fand aber nicht die innere Ruhe für Sphärenmusik, war mit dem Herzen noch bei Sandra in Certaldo, glaubte zwar tatsächlich, auch einmal Beethoven zu hören, aber nicht jenes Adagio, sondern den letzten Satz des Streichquartetts op. 132 in a-Moll – ein Allegro appassionato! Und mit der Erinnerung an diese „leidenschaftlichen" Klänge stieg in mir ein trauriger Verdacht auf. Sollte Sandras Vater heute Abend so gelassen, ja fast leutselig gewesen sein, weil er meint, seine Tochter werde nun – nach dem Ende des Studienjahrs, also schon in etwa einer Woche – endlich vor meinem gefährlichen Charme sicher sein?

Offenbar sieht er – und insofern unterscheidet er sich kaum von seiner misstrauischen Tochter – in mir vor allem einen bedrohlichen Herzensbrecher, hat zwar Sandras Gefühle nicht bemerkt, fürchtet aber, sein Kind könnte mir doch noch irgendwann zum Opfer fallen und dadurch – so raunt es ihm sein Pessimismus zu – eine bittere Enttäuschung erleben. Also wartet er sehnsüchtig auf mein Verschwinden, will Sandra vielleicht sogar zu einem längeren Aufenthalt ans Meer, zum Gardasee, nach Norditalien, notfalls zu Verwandten in die Schweiz schicken, um sie auf diese Weise bis zu meiner Rückkehr nach Deutschland vor mir zu verstecken. Jeden-

falls deutete Sandra mir heute Abend, kurz vor meiner Abfahrt, sehr deprimiert derartige Pläne ihres Vaters an.

16

Als hätte die Kirke Mirella, um mich zu bestrafen oder doch noch umzustimmen, ihre gesamte Zauberkraft auf das Wetter konzentriert, herrschen hier seit unserem Gespräch vor zwei Wochen tagsüber extrem hohe Temperaturen, denen in der Nacht kaum tiefere folgen.

Die Florentiner fliehen aus der Stadt. Denn hier im Arnotal zwischen den Bergen ist es nicht nur unerträglich heiß, sondern oft auch drückend schwül. Vom 15. Juni bis zum 27. August haben die Schulkinder Ferien. In dieser Zeit kann man angeblich nur am Wasser oder im Gebirge überleben. So wird auch Frau Ferrari mit den beiden Töchtern in den nächsten Tagen für sieben Wochen zu ihren Eltern aufs Land fahren, sodass ich mich zunächst einen Monat lang mit dem vereinsamten Hausherrn arrangieren muss, danach werde ich, wenn er seinen Lieben in die Sommerfrische gefolgt ist, drei Wochen lang ganz allein hier hausen. Gewiss gönne ich der kleinen Familie ihre Fluchtmöglichkeit. Denn in den lichtflimmernden Straßen der Innenstadt sind die Temperaturen unerträglich hoch. Von allen Seiten strahlen Mauern die Sonnenglut zurück, die armen Pferde vor den Kutschen tragen weiße Kopftücher, damit sie keinen Hitzschlag bekommen, die Menschen suchen Schutz im Schatten der Markisen. Wenn wirklich einmal einen Augenblick lang eine Luftbewegung zu spüren ist, so ist sie nur ein Wüstenhauch, bringt keinerlei Abkühlung, sondern quält sich, verursacht durch die Ablösung einer Thermikblase, langsam und backofenheiß durch die engen Straßenzüge. Kein Wölkchen trübt den tiefblauen Himmel.

Mein Gehirn stellt bei diesen Temperaturen seinen Dienst ein, ich kann kaum etwas essen, nachts reiße ich die Türen und die Fenster auf, hoffe auf irgendeinen schwachen Luftzug, höre aber nur die Grillen lauter zirpen, sehe nur den Mond schöner mit sanftgelbem Licht über die Zypressen hinwandern, meine, das Moderato aus Janáčeks 2. Streichquartett „Intime Briefe“ zu hören, denke an den Sardinienflug: „O falce calante, qual mèsse di sogni ondeggia al tuo mite chiarore qua giú ... Oh sinkende Sichel, welch Ernte an Träumen wogt bei deinem milden Schein hier unten!“

17

Ach Sardinien und Mirella! Schon in der ersten Hitzewoche erwartete sie mich irgendwie zufriedener als sonst in unserer Bar, hatte zwar für mich wie üblich zwei Hefeteilchen und einen Capuccino bestellt, trank aber selbst triumphierend Eis-Tee. Fröhlich schob sie ihn mir zusammen mit ihrem Strohhalm zu, forderte mich lächelnd auf: „Trink ruhig ein bisschen kalten Tee, da dir ja offensichtlich so unsäglich heiß ist! Wenn du wüsstest, was für ein herrlich kühler Wind jetzt über unsere – sie sagte das ganz beiläufig: ‚unsere’ – Terrasse auf Sardinien weht! Und wenn es dort wirklich einmal zu warm wäre, könnten wir immer noch mit der *Vespa* zum Schwimmen oder Segeln fahren. Denn außer Flugzeugen kann ich dir auch Schiffe bieten,

nicht nur zwei Jollen, sondern auch eine Segelyacht, die allerdings für uns beide allein etwas zu groß ist, aber wenn Daddy uns besucht, könnten wir mit ihm zusammen auch das Hochseesegeln üben. Und auf all das willst du verzichten?“

Mir fiel nichts Besseres ein als die halb unbewusste Bitte: „Ach, Mirella, könntest du deine Zauberkünste nicht dafür einsetzen, die Temperaturen wieder etwas zu senken?“ Sie lachte spöttisch auf: „Ich denke gar nicht daran, amore mio. Wenn meine Zauberkraft schon nicht unmittelbar auf dich wirkt, so doch vielleicht mittelbar.“ Mit diesem klugen Argument bewies sie einen angesichts der Hitze verdächtig kühlen Kopf.

Heute Morgen wiederholte sich die gleiche Szene bei noch höheren Temperaturen. Mirella wirkte frisch, munter, am liebsten wäre es ihr, wenn sie tatsächlich ganz Florenz in einen glühenden Pizzaofen verwandeln könnte. Sie selbst schien die Hitze gar nicht zu bemerken. Ich gestehe, dass mich das ein bisschen ärgerte, zumal ich inzwischen wusste, dass ausnahmslos alle ihre Vorhersagen zutreffen. Tatsächlich wird auch Sandra sofort nach ihrem letzten Examen Florenz verlassen und erst zu Beginn des nächsten Studienjahrs, wenn ich längst wieder in Deutschland sein muss, hierher zurückkommen. Zwar hat sie mir das bisher noch nicht selbst eingestanden, aber von Mirella vorgewarnt bin ich hellhörig geworden. Die etwas schadenfrohe Kirke scheint auch mit dieser furchtbaren Prophezeiung recht zu haben. Also werde ich wirklich in Florenz allein zurückbleiben, werde zwei Monate lang an der Universität kaum einem Menschen begegnen, werde als einziger Student, falls die Bibliotheken geöffnet sind (was gar nicht sicher ist), im Institut hocken und mich mit meiner elend langweiligen Fragmentsammlung abquälen, könnte eigentlich auch nach Deutschland zurückkehren. Was mache ich noch hier, wozu vertrödele ich meine Zeit in Florenz? In den letzten Tagen habe ich mich das oft gefragt, mit Sandra aber kein Wort darüber gesprochen. Denn noch leben wir in den Tag hinein, wandern Händchen haltend zwar jetzt nicht mehr durch das Florentiner Frühsommer-, wohl aber durch das Florentiner Hochsommer-Nichts. Doch in genau drei Tagen wird das alles für immer vorbei sein.

Was würde denn Mirella zu meiner sofortigen Abreise aus Italien sagen? Es war ein unterbewusstes Rachebedürfnis, das mich diese Frage stellen ließ, schämen muss ich mich für einen solchen Mangel an Selbstbeherrschung, für eine so dumme Retourkutsche nach dem Muster: ‚Du freust dich über mein Leid, darüber, dass ich mich im glühend heißen Florenz bald herzzerreißend nach Sandra sehnen werde. Doch ich werde dir das heimzahlen, werde nicht nur jenes unerreichbare Mädchen, sondern auch dich, werde euch beide verlassen, meine Geduld ist erschöpft. Euch launischen Superschönen werde ich keine einzige Träne mehr nachweinen, werde vielmehr jetzt sofort in mein allergeliebtestes Deutschland zurückkehren, pfeife auf Florenz, Certaldo, Sardinien, Cambridge und den gesamten Rest der Welt, krabbele, endlich von euch allen befreit, wieder in das Nest zurück, aus dem ich herausgefallen bin.’ Allerdings war ich zu einer so klaren Überlegung, wie ich sie in diesen Sätzen schildere, gar nicht fähig, nicht der Verstand, sondern irgendein verworrenes Gefühl bestimmte mein Verhalten. Jedenfalls sagte ich, ohne weiter nachzudenken, geistesabwesend, ungefähr so scharfsichtig wie ein Blinder, der sich mit dem Stock vorantastet: „Vielleicht sollte ich vorzeitig, nämlich jetzt sofort, in meine Heimat, zu meinen Eltern zurückkehren.“

Ich sagte das allein zu mir selbst, erwartete keinerlei Reaktion, wachte dann allerdings auf, erschrak, fürchtete einen Schreckensruf Mirellas, bekam aber einen kleinen Freudenschrei zu hören: „Au fein, Benny, das ist ja herrlich, da komme ich mit! Mit dir durch Deutschland zu ziehen, das habe ich mir schon lange gewünscht. Wir könnten ganz nah bei deinen Eltern, an der Segelflugschule in Oerlinghausen, einen Kurs belegen, könnten zusammen einen Doppelsitzer oder beide je eine Ka 6 fliegen, Daddy bezahlt das alles sicher gern, denn ich verbessere ja auf diese Weise meine Deutschkenntnisse, bereite mein USA-Studium am Department of Aeronautics des MIT vor, lerne auch fliegerisch eine Menge dazu. Daddy wird begeistert sein, nichts würde er uns – diesmal betonte sie ‚uns' – lieber finanzieren als eine solche Fortbildung. Aber wir können natürlich auch alles andere tun, was dir gefällt" (das war wieder einmal einer ihrer bedenklich doppelsinnigen Sätze).

Was für ein Idiot ich bin, war und ewig sein werde! Hatte ich nicht genau gewusst, dass Mirella tun und lassen kann, was immer sie will? Also erkannte sie sofort ihre Chance. Wenn ich wirklich ihre lästige Konkurrentin im Stich ließ und nach Deutschland zurückkehrte, war ich dort ja noch viel stärker isoliert als in Florenz oder auf Sardinien – ach arme Mirella, was für ein Unheil hatte ich mit ein paar unüberlegten Worten angerichtet!

Sofort trat ich den Rückzug an, begann, noch immer wie zu mir selbst sprechend, die gewichtigen fachlichen Gründe aufzulisten, die gegen eine Flucht aus Florenz sprachen, ging schließlich in meiner Verzweiflung zum Gegenangriff über, fragte Mirella, wie lange sie selbst denn noch in Florenz ausharren wolle. – „Nur diese eine Woche noch, am Wochenende werde ich ans Meer fliegen, vielleicht zusammen mit meiner Mutter, vermutlich eher allein. Daddy bringt uns hin, bleibt aber selbst nur zwei Tage."

Sie schwieg, war enttäuscht. Musste mir dieser verfluchte Ausrutscher passieren? Ich ärgerte mich über mein dummes Geschwätz, über die Hoffnungen, die ich noch einmal, und noch dazu im ungünstigsten Augenblick, geweckt hatte. Und erneut handelte ich völlig unlogisch, denn mein Groll richtete sich nicht, wie es angemessen gewesen wäre, gegen mich selbst, sondern gegen Mirella – sie war schuld an meinem Kummer, denn sie saß schließlich enttäuscht hier neben mir, hatte mir eben noch – wie immer offen, spontan, ehrlich – ihre Freude über ein mögliches Zusammensein gezeigt, wollte mich aber jetzt dennoch in Florenz allein lassen. War nicht mein eigenes Verhalten nur ungeschickt, dumm, tölpelhaft, ihres dagegen völlig widersinnig? „Dann war ja die heutige Unterrichtsstunde unsere letzte – und das sagst du mir jetzt?", fragte ich verärgert.

Mich zu empören hatte ich keinerlei Recht, aber was heißt das schon – ich ärgerte mich, auch ohne ein Recht dazu zu haben. Die Gefühlswelt folgt eben doch nicht juristischen Prinzipien, sie gehorcht nicht Rechtsgrundsätzen, oder doch nur innerhalb gewisser Grenzen. Es missfiel mir, dass sie mich so überraschend, so unvorbereitet vor vollendete Tatsachen stellte. Vor allem aber hatte ich den Eindruck, dass sie sich tatsächlich innerlich von mir lösen wollte und konnte. Das hatte ich mir zwar lange gewünscht oder glaubte zumindest, es mir gewünscht zu haben, aber nun war dieser Augenblick doch schmerzlicher, als ich befürchtet hatte. War dieses Gefühl gekränkte Eitelkeit, vielleicht sogar verletzte Liebe?

Nein, ich glaube nicht, oder eher: ich hoffe es nicht. Liebe, wie ich sie für Sandra empfinde, ist ja nur eines von vielen Gefühlen menschlicher Verbundenheit, allerdings das stärkste. Doch es gibt ja wohl noch viele andere Formen der Zuneigung – selbst wenn immer behauptet wird, sie seien auf Dauer zwischen Mann und Frau unmöglich, weil sie früher oder später immer in „Liebe“ umschlügen. Das kann und will ich nicht beurteilen, doch ich bin mir sicher, dass ich für Mirella nicht dasselbe empfinde wie für Sandra.

Gleichzeitig bin ich mir aber auch sicher, dass Mirella mir ans Herz gewachsen ist, dass sie mir fehlen wird, dass ich sie gern glücklich wüsste. Vermisst man nicht auch einen lieben Freund, hofft man nicht, dass es ihm gut geht, ist der Abschied von ihm nicht schwer? Und war der Abschied von Mirella an diesem Morgen nicht mit aller Wahrscheinlichkeit ein Abschied fürs Leben, nicht anders als vielleicht schon in einer Woche der von Sandra? Ich war betroffen, war schockiert. Diese Mädchen hier in Italien behandeln mich so, wie sie Auto fahren – immer zu schnell, immer im Grenzbereich, brutal beschleunigend, brutal bremsend, auf zwei Rädern um die Kurven schleudernd, stets für ein unvorhersehbares Manöver gut. „Konntest du mir das nicht eher sagen, musstest du mich heute mit dieser Nachricht überraschen?“ – „Erinnerst du dich vielleicht daran, dass ich dich gewarnt habe? Habe ich dich nicht deutlich darauf hingewiesen, dass du in zwei oder drei Wochen hier in Florenz allein herumsitzen wirst? Aber du hörst ja nie zu, oder eher: du hörst nur das, was dich interessiert.“ Spätestens jetzt wusste ich, dass sie tatsächlich meine Gedanken lesen kann. Ich antwortete nicht, musste ihr Abbitte tun, denn sie hatte wirklich die Katastrophe klar genug vorhergesagt.

Wir schwiegen beide, dachten vieles, sagten nichts, schrieen uns an, indem wir schwiegen – das „*cum tacent, clamant*: indem sie schweigen, schreien sie“ ist wohl nicht zufällig Standardbeispiel für das *cum identicum* oder *coincidens* in unseren lateinischen Schulgrammatiken. Doch dann verriet Mirella, dass sie immer noch an mir hängt, denn sie gab mir einen langen Zettel mit Adressen und Telefonnummern: „Unter denen kannst du mich erreichen, wann immer du willst. Du kannst auch jederzeit nach Sardinien nachkommen, mit Daddy im Flugzeug oder auf einer Fähre. Wenn du mit dem Schiff anreist, wird Canu dich am Hafen abholen.“ – ‚Also alles halb so schlimm’, dachte ich.

Wir verabschiedeten uns, diesmal umarmte ich sie zurückhaltend, gab ihr zwei herzliche Abschiedsküsschen auf die Wangen, dann nach kurzem Zögern auch noch einen zarten Kuss auf die Stirn, drehte mich auf der Piazza beim Fortgehen noch einmal zu ihr um, winkte ihr noch einmal mit der Hand zu. Erst zu Hause sah ich mir den Adresszettel genauer an. Er endete mit dem Hinweis: „Vielleicht schon ab August (?) Massachusetts Institute of Technology, Cambridge (Massachusetts) USA.“ Es folgte die genaue Adresse.

Der Boden schien mir unter den Füßen weggezogen zu werden, ich musste mich auf die Kante meines Betts setzen, wieder einmal rebellierte mein Magen. Hoffentlich beruhigt er sich in den nächsten Tagen. Sonst muss ich doch noch am Donnerstag das Examen ausfallen lassen.

18

Wie schon so oft nach einer Begegnung mit Mirella starrte ich auch diesmal, angekränkelt auf meinem Bett liegend, an die Decke, dachte nicht nach, sondern träumte vor mich hin. Die Fensterläden waren geschlossen, das Zimmer lag in einem tröstlichen Halbdunkel, pausenlos lärmte unten auf dem Viale der übliche dichte Verkehr, aber ich hörte ihn nicht, hatte mich schon lange an den ständigen Krach gewöhnt, glaubte mich von Stille und Leere umgeben.

Und während ich sonst in solchen Augenblicken zu musikalischen Erinnerungen neige, kamen mir diesmal einige Verse der *Divina Commedia* in den Sinn. Erklärten sie nicht meine zwiespältige Beziehung zu Mirella besser, als ich es eben noch zu tun versucht hatte?

Im *Inferno* trifft Dante auf ein unglückliches Liebespaar. Francesca da Rimini, Tochter des Guido da Polenta, war aus politischen Gründen mit dem hässlichen Gianciotto Malatesta verheiratet worden, hatte sich aber bald in dessen hübscheren Bruder Paolo verliebt und war, beim Ehebruch überrascht, zusammen mit ihrem Geliebten vom betrogenen Ehemann getötet worden. Weinend versucht sie nun im Gespräch mit dem Dichter ihre Verfehlung zu begründen. Der edle Paolo habe sich in sie verliebt, und da „Amor niemandem, der geliebt wird, gestattet, Liebe nicht zu erwidern“, habe sie Paolos Schönheit nicht widerstehen können:

Amor, ch’a nullo amato amar perdona,
  mi prese del costui piacer sí forte,
  che, come vedi, ancor non m’abbandona.

Liebe, die keinem Geliebten zu lieben erlässt,
  erfasste mich zu dessen Schönheit da so heftig,
  dass, wie du siehst, sie mich noch immer nicht verlässt.

Die These, dass Liebe es niemandem, der geliebt wird, erlaubt, sie nicht – zumindest ein wenig – zu erwidern (perdono: ich erlasse jemandem eine Pflicht; erlaube ihm, etwas nicht zu tun), begegnet auch in der mittelalterlichen theologischen Diskussion, dient in ihr zur Beschreibung des Verhältnisses zwischen dem Menschen und Gott. Doch im Fall der armen Francesca richtete diese Zwangsläufigkeit nur Unheil an, führte sie zusammen mit dem Geliebten nicht nur in den Tod, sondern nach Meinung des Dichters trotz des tiefen Mitgefühls, das er für die beiden ununterbrochen vom Sturm gepeitschten Seelen empfindet, auch in die ewige Verdammnis. Immerhin werden Francesca und Paolo als einziges Paar von Dante in der Hölle nicht getrennt. Allerdings sahen einige frühe Kommentatoren darin nicht eine Erleichterung, sondern eine Verschärfung der Strafe. Diese Auffassung als abwegig abzutun wäre vorschnell. Denn bei wahrer Liebe ist ja das stets gegenwärtige Leid des anderen noch schwerer zu ertragen als das eigene. Im Übrigen bestätigt Dantes Darstellung meine Ansicht, dass es gefährlich ist, Literatur zu verschenken. Denn auf eine gezielte Frage des Dichters gesteht Francesca, dass ihr und dem armen Paolo die gemeinsame Lektüre eines Liebesromans zum Verhängnis wurde. Als sie gelesen hätten, wie Lancialotto (Lanzelot) die schöne Ginevra – ebenfalls die Frau eines an-

deren, nämlich des König Artus – küsste, hätten auch sie erkannt, wie sehr sie einander liebten.

Und so hatte ja vielleicht auch ich, von Mirella geliebt, ihre Gefühle zumindest zum Teil erwidert. Doch Mirellas endgültiger Triumph hätte wohl auch uns ins Verderben gestürzt. Konnte ich mir also auf meinen Widerstand etwas einbilden, hatte ich bewundernswerte Willenskraft bewiesen? Wohl nicht. Denn anders als die unglückliche Francesca hatte ich ja jene gefährliche Liebe nicht allein, sondern durch eine größere Liebe, hatte Liebe durch Liebe besiegt. Das war leicht, war keine besondere Leistung.

Bleibt nur zu hoffen, dass ich da nicht den Teufel mit Beelzebub ausgetrieben habe.

19

Am späten Abend jenes quälenden Tages tat ich etwas, was ich bisher eisern vermieden hatte – ich rief Mirella in ihrer Luxuswohnung an. Nicht sie selbst, sondern irgendeine Hausangestellte nahm den Telefonhörer ab, vielleicht das mit Schürze und Häubchen uniformierte Dienstmädchen, das vermutlich inzwischen meine Pralinen gegessen hatte: „Sì, la giovane padrona, la dottoressa, è a casa: Ja, die junge Herrin, die Frau Doktor, ist zu Hause. Wen darf ich melden?“ – „Ben, ich bin Ben“, stammelte ich nicht sehr geistreich. – „Ben chi ... : Ben wer ...?”, fragte das dienstbare Wesen. – „Na, eben Ben. Wenn Sie der dottoressa bitte ausrichten würden, dass ich, dass also dieser Ben sie einen Augenblick am Telefon zu sprechen wünscht, wäre ich Ihnen außerordentlich verbunden.“ Nun wurde ich aufgefordert, ein Weilchen zu warten. Doch schon bald meldete sich Mirella: „Bist du es wirklich, Benny? Hast du dich doch noch entschlossen, mich nach Sardinien zu begleiten?“

Ihre Frage traf mich wie ein Schlag in die Magengrube, eröffnete unser Telefongespräch in der denkbar schlechtesten Weise. Denn gerade diese Diskussion wollte ich um keinen Preis der Welt erneut beginnen, sah mich wieder einmal an meine unglückliche Liebe zu Katharina erinnert. Denn wie Kathy beschwor auch Mirella – ohne allen bösen Willen – schon mit dem ersten Satz, den sie an diesem Abend über die schönen Lippen brachte, von Neuem einen Konflikt herauf, den ich gerade beenden wollte. Verzweifelt suchte ich nach einer Antwort, schwieg, bat sie dann stotternd, sich vor ihrer Abreise doch noch einmal kurz mit mir zu treffen, vielleicht morgen früh in „unserer“ Bar an der Piazza San Marco, so gegen 10 Uhr. Diese unerwartete Bitte verschlug der überraschten oder immer noch verärgerten Mirella zunächst die Sprache. Jedenfalls schwieg sie längere Zeit. Daher versuchte ich sie mit einer generösen Offerte zur Annahme meines Vorschlags zu bewegen: „Wenn du deine deutschen Lehrbücher mitbringst, könnte ich dich noch einmal unterrichten – diesmal natürlich umsonst.“ Dass mein Angebot, eine Millionenerbin 45 Minuten lang gratis zu unterrichten, ziemlich lächerlich war, wurde mir erst später klar. Immerhin fand auch Mirella – was sehr für ihre gute Erziehung spricht – mein finanzielles Entgegenkommen zunächst nicht komisch, sondern antwortete gerührt: „Na gut, von mir aus, ich werde morgen um 10 Uhr noch einmal zur Piazza San Marco kommen, da ich ja dies eine Mal deinen unvergleichlichen Unterricht sogar gratis genießen darf.“ Erst jetzt kicherte sie, hatte die ungewollte Komik meines Honorarver-

zichts bemerkt. Auch mir wurde nun die Albernheit meiner großen Geste bewusst. Wie gewöhnlich versuchte ich, meine Verlegenheit mit Selbstironie zu überspielen: „Ich finde, ich bin dir etwas schuldig – jedenfalls sollst du nicht von mir sagen können, dass ich dir die geduldige Verbesserung meiner Didaktik nicht gedankt hätte. Im Übrigen habe ich noch nie einem meiner Schüler die Bezahlung erlassen. Dass ich dir ein so seltenes Geschenk mache, zeigt, wie sehr ich dich schätze. Ich weiß, dass du eine Ausnahmeerscheinung bist.“ Und was ich da sagte, war ja nicht einmal gelogen. Denn wer wollte bestreiten, dass Mirella ein außergewöhnliches Mädchen ist?

20

Mirella hielt Wort, ja, sie nahm am folgenden Dienstag die Tradition unserer Unterrichtsstunden bis in die Einzelheiten wieder auf. Denn als ich – leicht verspätet – die Bar an der Piazza San Marco betrat, wartete sie schon auf mich, hatte wie in den vergangenen Wochen Hefeteilchen und Capuccino für mich bestellt, der Barmann verzeichnete ebenfalls wie in früheren Tagen mein Eintreffen mit angestrengt ausdrucksloser Miene und begann sogleich, das Gebäck aus der Glasvitrine zu fischen – alles wie gehabt. Ich setzte mich neben meine Meisterschülerin an den vertrauten Fensterplatz und schüttete, wie schon so oft, meine zunehmend alternden, von Tag zu Tag gammeligeren Textbücher vor ihr auf das kleine Tischchen, denn ich wollte mein Heil wohl auch diesmal, allerdings eher unbewusst, bei den Paragraphen der deutschen Grammatik suchen. Doch als ich geistesabwesend sogar in einem meiner gelehrten Bücher zu blättern begann, verlor Mirella, die sich das alles bisher belustigt angesehen hatte, endgültig die Geduld: „Was soll diese Komödie? Glaubst du, ich bin hergekommen, um tatsächlich noch einmal deinen unsäglichen Unterricht über mich ergehen zu lassen und an deiner Didaktik zu feilen? Ein solcher Versuch wäre vergebliche Liebesmüh – du bist und bleibst ein hoffnungsloser Fall.“

Ich schwieg verärgert, und gerade meine Wut erfüllte mich mit Verzweiflung, weil sie mir zeigte, wie nahe mir Mirella inzwischen stand. Denn ihre Kritik war mir nicht gleichgültig, traf mich vielmehr so hart wie früher die eine oder andere bissige Bemerkung Katharinas. Und auch über Kathy hatte ich mich ja nur geärgert, weil ich sie liebte. Also wäre es gestern wohl doch besser gewesen, Mirella nicht anzurufen. Ich hätte auf ein Wiedersehen mir ihr verzichten sollen. Und blöderweise sagte ich ihr das auch: „Wir hätten uns vielleicht doch nicht noch einmal treffen sollen.“ Mirella gab mir die verdiente Antwort: „Jedenfalls nicht, um hier ein letztes Mal in der Grammatik zu blättern. Ich bin davon ausgegangen, dass ich den ganzen Bücherkrempel nur zur Tarnung herschleppen muss, damit du dich zwischen den Seiten dieser alten Schwarten verstecken kannst, falls deine Angebetete hier auftaucht, dein kleiner Liebling, jenes zarte Wesen, das du mehr fürchtest als der Teufel das Weihwasser.“ Mirellas Vergleich war zwar nicht ganz fair, aber zutreffend. Sie hatte mich in den vergangenen Monaten genau beobachtet und aus ihren Beobachtungen zweifellos die richtigen Schlüsse gezogen.

„Jetzt verstehe ich auch“, giftete ich zurück, „warum du noch einmal Geld für diese Hefeteilchen“ – sie wurden eben gebracht – „ausgegeben hast, statt mein bescheidenes Abschiedsgeschenk, die Gratisstunde, anzunehmen. Wie immer willst du dich auch heute mit mir streiten, willst noch einmal beleidigt davonstürmen und mich

so ein letztes Mal, in dieser Abschiedsstunde, ins Unrecht setzen. Schuldbewusst soll ich allein zurückbleiben, soll zerknirscht in der Florentiner Hitze braten, während du dir auf Sardinien ein schönes Leben machst. Denn du weißt genau“ – und nun log ich schamlos –, „dass mich nur der verfluchte Index daran hindert, dich in die Ferien zu begleiten.“

Mirellas Reaktion auf diese kühne Behauptung überraschte mich, ihr Gegenangriff war eine taktische Meisterleistung, raffiniert leitete sie eine Zangenbewegung ein: „Ach so, ist’s wahr? Na, was höre ich denn da? Das alles weiß ich genau? Ist ja großartig! Da du so überzeugend versicherst, dass nur der Index, dieses dämliche Büchlein, zwischen uns steht, werde ich in Florenz bleiben und dir, jedenfalls so oft wie möglich, Gesellschaft leisten. Aber zum Dank musst du mich auf Tagesausflügen, während der Woche oder am Wochenende, begleiten. Und selbstverständlich brauchst du nur jeweils ein paar Stunden in der *Aztec* oder im ALFA, also keinesfalls über Nacht“ – sie lächelte spöttisch – „an meiner Seite auszuharren. Da die liebe Sandrina oder doch zumindest ihre klugen Eltern zu Recht nichts von dir wissen wollen, sich im Übrigen das Fräulein Pertini auch gar nicht in Florenz aufhalten wird, werden wir deine Eskapaden leicht verheimlichen können. Außerdem hast du“ – und wieder lächelte sie spöttisch – „ja inzwischen hinreichend bewiesen, wie ausdauernd du mir widerstehen kannst.“

So offen hatte sie noch nie mit mir gesprochen. Da ich jedem weiteren Streit aus dem Weg gehen, sie aber vor allem nicht noch einmal kränken wollte, begann ich hektisch nach einem Grund zu suchen, der es mir erlauben könnte, ihr Angebot nicht anzunehmen. Meine Ausrede musste möglichst sachlich sein, durfte keinesfalls etwas mit persönlichen Problemen zu tun haben. Was ließ sich da vorbringen? Endlich kam mir ein brauchbarer Einfall: „Und die schöne DUCATI, die ich schon so bald in Italien zurücklassen muss, was mache ich mit der? Wenn du mich in den wenigen Stunden, die mir hier an Freizeit bleiben, im ALFA herumkutschierst – von den herrlichen Flügen mit der *Aztec* ganz zu schweigen –, wird die DUCATI unbenutzt unten am Viale Petrarca im Hausflur verrosten. Denn dich auf meinem Motorrad mitzunehmen fehlt mir der Mut. Zwar war unser Rollerausflug auf Sardinien wunderschön, aber er war nur kurz, und wir sind dort ja auch nur auf einsamen Schotterwegen herumgekurvt. Mit dem sardischen Verkehr ist das Chaos in Florenz und in der Toskana nicht zu vergleichen, und bei einem Unfall wärest du als Sozia immer viel stärker gefährdet als ich, der Fahrer. Außerdem ist der hintere Platz auf der schmalen Sitzbank der DUCATI ziemlich unbequem. Daher kann ich dein Angebot, bei mir in Florenz zu bleiben, nicht annehmen – das Opfer, das du für mich bringen willst, ist zu groß, sei klug, verbring’ deine Ferien auf Sardinien! Doch vor deinem Abflug in die USA möchte ich dich noch einmal wiedersehen!“

Zuerst schien Mirella sich wieder einmal zu ärgern, dann sah sie mich nachdenklich an: „Nur weil du unbedingt Motorrad fahren willst, kannst du mich nicht hin und wieder auf einem Ausflug begleiten? Das wäre der einzige Grund?“ – Welch brisante Mischung aus Lüge und Wahrheit meine Antwort war, gestand ich mir in jenem Augenblick nicht ein: „Aber sicher, das ist der einzige Grund. Hätte ich dich denn gebeten, heute hierher zu kommen, wenn ich nicht gern mit dir zusammen wäre? Du könntest eine so großartige Kameradin sein, wenn du nur endlich darauf verzichten würdest, ein Liebesdrama zu inszenieren.“ – „Und nur dein Mitleid mit der

ungenutzt vor sich hinrostenden DUCATI hindert dich daran, dann und wann mit mir zusammen zu sein? Sagst du das wirklich ehrlichen Herzens?“ – „Mirella! Ich bitte dich! Dass ich nicht lüge, weißt du doch selbst. War der Tag auf Sardinien etwa nicht schön?“ – „Ach, amore mio, er war zu schön, um wahr zu sein. Aber ich will dir jetzt glauben, und du, du solltest dich an deine Worte auch morgen noch erinnern.“ Sie schwieg einen Augenblick, schien zu träumen, lächelte dann strahlend und wiederholte betont langsam: „Vergiss nicht, was du da eben gesagt hast! Du hast gesagt, nur dein Wunsch, möglichst oft Motorrad zu fahren, hindere dich daran, an meiner Seite durch die Welt zu ziehen.“ Arglos stimmte ich zu: „Ja, genau das habe ich gesagt, denn es ist wahr.“

Noch nie war Mirella so schön wie in diesem Augenblick, in dem ihre sorgfältig aufgebaute Falle zuschnappte. Und der herrenlose Retriever-Welpe – begriff er, dass er soeben freiwillig in jene Transportkiste getrotte(l)t war, in der er zu einem Versuchslabor gebracht werden sollte?

21

Morgen um 11.00 Uhr wird die Prüfung in Papyrologie stattfinden. Nur zu diesem einen Examen habe ich mich hier in Florenz gemeldet. Angesichts der vielen Prüfungen, die die italienischen Studenten pro Jahr ablegen müssen, ist meine einzige eine klägliche Leistung.

Denn es lässt sich ja leicht ausrechnen, dass man jährlich etwa fünf Prüfungen bestehen muss, wenn man innerhalb der hiesigen Regelstudienzeit von vier Jahren die vorgeschriebenen 19 Kurse erfolgreich beenden will. Etwa ab dem vierten Studienjahr kommt zu dem ganzen Examens-Theater als zusätzliche Belastung auch noch die Arbeit an der Dissertation hinzu. Mir scheinen diese Anforderungen hoch, doch Sandra wird ihnen ohne Schwierigkeiten gewachsen sein. Das wusste ich zwar schon immer, aber unsere gemeinsamen Examensvorbereitungen bewiesen es mir noch einmal in aller Deutlichkeit, deckten allerdings auch gnadenlos meine eigenen Charakterschwächen auf. Diese Selbstkritik wird erst bei einem kurzen Blick auf die antike Buchrolle verständlich.

Die Stängel der ägyptischen Papyruspflanze wurden in dünne Schichten aufgespalten, die so gewonnenen Streifen nach den Maßen des gewünschten Einzelblatts in einer ersten Lage senkrecht nebeneinander, in einer zweiten Lage waagerecht über die erste gelegt (oder umgekehrt, doch auf jeden Fall rechtwinklig zueinander), dann zusammengepresst, auf diese Weise miteinander verbunden (als Bindemittel genügte der Pflanzensaft) und schließlich an der Sonne getrocknet. So entstand zunächst das biegsame einzelne Papyrusblatt, danach aus vielen derartigen Einzelblättern durch Aneinanderkleben die Buchrolle. Beschrieben wurde sie in dieser Endform, nicht wie später meist der Codex (unsere Form des Buches) vor dem Binden in einzelnen Teilen (in der Regel Doppelblättern).

Damit man sich das vorstellen kann, nimmt man am besten irgendeine Papierrolle (unser Wort „Papier“ geht sprachlich auf „Papyrus“ zurück), legt sie rechts vor sich mit dem ersten Blatt an der Unterseite auf einen Tisch und wickelt sie nun langsam nach links ab. Jetzt liegt der in der Antike meist unbeschriebene Anfang der Rolle als weißes Band quer vor dem Betrachter. Bei der Rolle hatte dieses Anfangs-

stück jene Funktion, die später beim Codex die sogenannten Deck- oder Schutzblätter übernahmen. Es sollte den folgenden Text vor Schaden bewahren. Denn dieser Anfangsstreifen bildet ja bei geschlossener Rolle ihre Außenseite und ist daher hohen mechanischen Belastungen ausgesetzt (aus diesem Grund war er manchmal auch verstärkt). Gut, nun wickeln wir rechts weiter ab und wenn wir vermeiden wollen, dass unser Rollenanfang links vom Tisch herunter schließlich auf den Boden hängt (wie er es in manchen Bilddarstellungen durchaus tut), müssen wir ihn dort zusammenwickeln.

Dafür benutzen wir entweder den Stab, der rechts im Kern der Rolle steckt und sich (gewöhnlich) herausziehen lässt, oder wir greifen zu unserem „Lese"-Stab. Dabei handelt es sich um einen zweiten, meist hölzernen Rundstab, in besseren Kreisen kann dieser Helfer aber auch aus edleren Materialien, zum Beispiel aus Elfenbein gefertigt sein.

Doch wie ist nun der Text, den wir lesen oder schreiben wollen, angeordnet? Er steht in einzelnen Kolumnen, also in Schrift-„Säulen", vor uns, die Zeilen verlaufen parallel zum oberen und unteren Rollenrand, nicht anders, als wenn einseitig beschriebene Schreibmaschinenblätter aneinander geklebt würden – an den rechten Rand des ersten Blatts der linke des zweiten, an dessen rechten Rand der linke des dritten ... usw. –, bis sie schließlich ein langes Band nach Art einer Tapetenrolle bilden (Urkundenrollen, die unseren Aktenordnern entsprachen, entstanden übrigens tatsächlich durch solche nachträgliche Klebung von zunächst auf Einzelblättern ausgefertigten Dokumenten). Wer nun den Text in der richtigen Reihenfolge lesen will, muss die Rolle rechts allmählich ab-, links auf dem noblen Elfenbeinstab entsprechend zusammenrollen und, bei der letzten Kolumne – sie entspräche unserer letzten Seite – angekommen, das Verfahren umkehren, muss folglich den „Film" von links nach rechts „zurückspulen", also links abwickeln, bis der Lesestab wieder frei wird, rechts aufwickeln, bis die Rolle ihre ursprüngliche Form zurückgewonnen hat. Nun wird sie mit einem Bändchen verschlossen, in eine Schutzhülle gesteckt und entweder (wie Rollen im Tapetengeschäft) in ein Fach gelegt oder in eine Vase gestellt.

Natürlich kann man den Text auch im Sessel sitzend lesen, kann ihn wie ein Buch in den Händen halten, indem man mit der rechten Hand die rechte Rolle stets etwas abwickelt, mit der linken die linke entsprechend zusammenwickelt und in der Mitte zwischen beiden die jeweils freiliegende Textkolumne liest.

Wem die Sache so weit klar ist, der braucht nur noch zwei oder drei weitere Kleinigkeiten zu wissen, um mein papyrologisches Unvermögen zu verstehen. Wichtig ist erstens, dass sich unsere literarischen, in mehr oder minder schöner Buchschrift geschriebenen Texte auf nur einer Seite des (in der Regel um die 7 m) langen Rollenbands befinden, auf der Innenseite. Die einzelnen Papyrusblätter waren so aneinandergeklebt, dass auf dieser Seite ihre Horizontalfaserung verlief.

Das hatte gute Gründe. In der griechischen Buchschrift gibt es zwar auch zahlreiche waagerechte Striche, die meisten verlaufen aber mehr oder minder senkrecht. Da trotz sorgfältigster Bearbeitung des Papyrus die Faserrichtung immer spürbar blieb, sprach alles dafür, mit dem Schreibrohr die Horizontalfaserseite zu beschreiben. Jeder eigene Versuch zeigt sofort, dass es viel einfacher ist, irgendeinen Füllfederhalter, sei es in einer geraden, sei es in einer gekurvten Linie, über querliegende Hindernisse als sauber im spitzen Winkel über feine senkrechte Rillen hinwegzuzie-

hen – dass die Ausführung waagerechter Striche parallel zur Faserrichtung keine Schwierigkeiten macht, leuchtet ja wohl auch ohne Versuch ein.

Zweitens muss man wissen, dass die Papyrus-Rolle eine geringere Lebensdauer hatte als der Pergament-Codex. Unsere Pergament-Codices sind in einigen Fällen an die 1.500 Jahre alt, die Mehrzahl unserer Texte ist in 1.100 bis 500 Jahre alten Pergament-Handschriften überliefert. Dagegen zerfiel die Rolle bei häufigerer Benutzung, auch wenn sie sorgfältig (zum Beispiel durch Tränken mit Zedernöl) gepflegt wurde, nach ungefähr 100 Jahren buchstäblich in ihre Teile, überstand vor allem die vielen Rollvorgänge nicht länger. Dennoch wurde sie von ihren Besitzern, nachdem ihr Inhalt – hoffentlich! – in eine neue Rolle übertragen worden war, nicht einfach weggeworfen. Denn ihre Rückseite – die mit der Vertikalfaser – war ja unbeschriftet und ließ sich noch verwenden.

Und damit kommen wir drittens und endlich zu meiner Charakterschwäche. Denn in diesem Augenblick kommen die grässlichen – aber ich gebe es zu: hochwichtigen! – „dokumentarischen" Papyri ins Spiel. Nun machen sich nämlich die antiken Geschäftsleute auf den Rückseiten einzelner Rollenfetzen Notizen, bestätigen kleinere Käufe, Verkäufe, Vereinbarungen, fertigen nicht sonderlich wichtige Dokumente des täglichen Lebens aus, verkaufen einen Esel am Tag W des Jahres X an Herrn Y für die Summe Z – oder beurkunden sonst irgendeine Handelsvereinbarung über Schafe, Ziegen, Hühner, Wolle, Holz und was weiß ich sonst noch alles.

2.200 bis 1.400 Jahre später kommen italienische Ausgräber in die vom Wüstensand überwehten Orte, durchsuchen auch die Abfallhalden, finden die Papyrusfetzen, bringen sie (das war am Anfang des 20. Jahrhunderts noch möglich) nach Florenz, verwahren sie dort in der Laurenziana wie Diapositive, legen also jedes Einzelstück zwischen zwei Glasflächen und verschließen diese dann ringsum staubdicht mit Klebeband.

Jetzt können Papyrologen beide Seiten der alten Rolle in Ruhe untersuchen. Auf der Horizontalfaserseite lesen sie in einer schönen griechischen (seltener lateinischen) Buchschrift Reste eines bekannten oder vielleicht auch eines unbekannten antiken Textes. Schon dessen Entzifferung und Bestimmung erfordert extremes philologisches Können. Handelt es sich um die Reste eines bekannten Textes? Vielleicht sind ja nur die jeweils letzten fünf Buchstaben von vier Zeilen erhalten, Silbenfragmente – nicht einmal ganze Worte – ohne Kontext. Wo in der riesigen Masse erhaltener griechischer (lateinischer) Literatur könnte bei Berücksichtigung der in den vier Zeilen eingetretenen Schriftverluste diese Buchstabenfolge vorliegen? Oder handelt es sich um einen bisher unbekannten Text (nichts ist riskanter, als diese These zu vertreten – war er schon bekannt, wird man als Ignorant verlacht)?

Doch weiter: Unsere Spezialisten blicken auf die Rückseite des Papyrus, entdecken dort einen Vertrag, lesen – dazu gleich mehr –, dass Herr X dem Herrn Y am Datum Z für nur eine einzige Drachme den unbrauchbaren, weil dauernd bockenden Esel ‚Ben' verkauft hat. Was sagt uns das? Es sagt uns, dass etwa 100 Jahre vor diesem Vertrag die auf der „schönen", der inneren Seite der Rolle sichtbare Buchschrift – nennen wir sie „A" – geschrieben wurde. Durch solche Glücksfälle – literarischer Text in Buchschrift A ist auf der Rückseite durch ungefähr 100 Jahre späteren Vertrag datiert – können wir zunächst ein Raster an datierten Buchschriften – etwa Buchschrift A = 200 v. Chr., Buchschrift B = 150 v. Chr. usw. – gewinnen und dann

durch Vergleich mit diesen datierten Buchschriftformen die nicht datierten Papyri zeitlich einordnen, nach dem Muster: Buchschrift des nicht datierten Papyrus X ähnelt der datierten Buchschrift A, also gehört der Papyrus X in die Zeit um 200 v. Chr., nein, ähnelt ihr nicht, sondern steht den Formen der Buchschrift B näher, gut, dann ist der Text des Papyrus X um 150 v. Chr. geschrieben ... usw. – ich hoffe, das Prinzip ist klar.

Und wo liegt das Problem? Das Problem wird in den Evangelien (Mt 26, 41; Mk 14, 38) auf die treffende Formel gebracht: „Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach." Denn ich bin gern bereit, auch tausendmal zuzugeben, dass jene Papyrus-Verträge von unschätzbarem Wert für das papyrologische Datierungssystem sind, aber wenn ich eben vom „Lesen" dieser Dokumente sprach, dann war das eine glatte Lüge, nicht einmal entziffern kann ich sie – diese Verträge über den Kauf gerupfter oder ungerupfter Hühner sind „kursiv", das heißt mit Buchstabenverbindungen und Abkürzungen derart „genialisch" auf die Papyrus-Rückseiten geschludert, dass nur begnadete Spezialisten ihnen irgendeinen Sinn abgewinnen können. Und wenn sich dieser Sinn dann auch noch als Beleg über den Verkauf gerupfter Hühner erweist, dann verlässt mich die Geduld – einen derartig irrsinnigen Zeitaufwand, nur um den Handel mit Federvieh zu verstehen, kann ich mir nicht leisten, kann die vielen dafür erforderlichen Stunden bei Gott anderswo besser verwenden. Man muss sich diese Kursivschriften nicht etwa gekritzelt, sondern durchaus schwungvoll denken, ja manchmal sind sie sogar so schön gerundet und elegant wie die arabische Schrift – aber eben leider für mich auch genauso unlesbar.

Grundlage unseres Kurses und auch der Prüfung ist ein umfangreicher Faksimile-Band. Er enthält viele schöne Abbildungen von Texten in Buchschrift, die zu studieren eine Freude ist, außerdem aber leider auch fünf Photos dokumentarischer Papyri der ausgesucht abscheulichen Art. Keiner der Studenten kann sie lesen, aber ihr von Experten entzifferter Text ist ebenso wie der aller anderen im Band abgebildeten Papyri vorn im Buch bequem zugänglich abgedruckt. Das soll die Kontrolle der eigenen Leseversuche erleichtern. Und in der Tat blättern Sandra und ich entweder unabhängig voneinander – sie in ihrem, ich in meinem Band – ständig hin und her, oder einer von uns entziffert den Papyrus, der andere überprüft den Leseversuch anhand des abgedruckten „richtigen" Textes. Doch schon nach kurzer Zeit lösen wir uns ab, der völlig erschöpfte „Leser" darf die Rolle des Kontrolleurs übernehmen, der andere sich mit dem papyrologischen „Augenpulver" abquälen.

Doch auch bei dieser Gelegenheit erweise ich mich wieder einmal als das unsäglich störrische Mistvieh, das ich leider immer bin, wenn ich etwas tun soll, dessen Sinn ich nicht einsehe – ich weigere mich, die dokumentarischen Schrott-Papyri auch nur anzusehen. Ich wäre ja, wenn ich später als Papyrologe arbeiten müsste, gerne bereit, auch Tausende solcher wilden Linienschwünge zu studieren – und dann könnte ich sie mit Sicherheit auch irgendwann lesen. Aber wenn ich hier einerseits mit einer Fülle lesbarer Buchschriften, andererseits mit gerade einmal fünf Beispielen der geschäftlichen „Geheimschrift" konfrontiert werde, dann sehe ich darin keinerlei Sinn – an so wenigen Beispielen kann ich das Lesen kursiver Schriften nicht lernen. Also – vielleicht doch wieder einmal sehr deutsch – beharre ich darauf, dass man mich entweder ganz oder gar nicht im Lesen solcher Dokumente unterrichtet,

jedenfalls nicht halb und schon gar nicht mit dem Anspruch auf eine Vollständigkeit, die nur fiktiv sein kann.

Denn die kursive, hastig hingeworfene Geschäftsschrift ist von allen Schriftformen die bei weitem unleserlichste (für griechische, lateinische, italienische, deutsche und wohl auch alle anderen Texte gilt das ja wohl bis heute. Jeder Apotheker, der sich tagtäglich mit handschriftlichen Arztrezepten herumschlagen muss, weiß ein Lied davon zu singen). Gerade sie kann man nicht wie eine Nebensache in ein oder zwei Stunden abtun. Hat man aber nicht genügend Zeit, sich ausgiebig mit dieser ägyptischen Plage zu befassen, so muss man sie eben ganz aus dem Spiel lassen, also das Unterrichtsprogramm und die Prüfungsanforderungen entsprechend ändern.

Und auch diesmal ist der Blick auf meine bewundernswerten italienischen Kommilitonen, also auch auf meine bezaubernde Sandra lehrreich und beschämend. Was tun sie ausnahmslos alle? Sie prägen sich das erste krumme Zeichen jedes der fünf Vexierrätsel ein, blättern vom Faksimile nach vorn zurück zum abgedruckten entzifferten griechischen Text und lernen ihn auswendig – noch einmal, ich betone: alle meine lieben Freunde können die verfluchten Verträge einschließlich der in ihnen genannten genauen Zahl an Hühnerbeinen im griechischen Originalwortlaut auswendig herunterbrabbeln! Giacometti wird auch noch die nächsten zwanzig Jahre seine Prüfungen abhalten können, ohne je zu bemerken, dass keiner seiner Prüflinge auch nur einen einzigen Buchstaben dieser dokumentarischen Papyri lesen kann, dass ihm vielmehr seine gesamte Schülerschar das elende Zeug auf Knopfdruck auswendig herunterbetet. Wie gesagt – auch Sandras Vorbereitung beruht zum Teil auf einer solchen Gedächtnisleistung.

22

Anders als sonst am Mittwoch fuhr Sandra heute, so unmittelbar vor der Prüfung, nicht nach Certaldo zurück – das wäre unnötig anstrengend gewesen, da sie dann ja schon am frühen Donnerstagmorgen zum Examen hierher hätte zurückkehren müssen. Wir gingen also mit unseren großen Faksimile-Bänden durch Florenz, saßen an der Piazza dell'Unità bei glühender Hitze vor einer Bar unter einer Markise, versuchten – leider völlig desinteressiert – sogar noch an diesem Nachmittag etwas über die verschiedenen Buchschriften und ihre Datierung dazuzulernen, begannen aber gegen Abend schließlich doch noch eine unserer schönen und von Tag zu Tag traurigeren Wanderungen durch die Altstadt.

Sandra lief still, zurückhaltend, leise, ohne auf meine verzweifelten Witzchen anders als gequält zu reagieren, neben mir an meiner Hand. Ich brauchte ihr meine Irrwege nie zu erklären, sie war immer irgendwie an meiner Seite, blieb nie stehen, brauchte nicht sanft weitergezogen zu werden, bog nie, etwas Interessantes entdeckend, unerwartet in irgendeine Richtung ab, zeigte keinerlei Eigenleben mehr, folgte mir wie mein Schatten. In diesem Trance-Zustand kamen wir in einen Vorort von Florenz, den wir beide nicht kannten, den ich vielleicht trotz längerer Suche nicht wiederfinden könnte, ja, von dem ich nicht einmal ganz sicher bin, ob es ihn überhaupt gibt, ob er nicht vielmehr durch Zauberei entstand und durch Zauberei auch wieder verschwand.

Irgendwo in dieser unwirklichen Umgebung fanden wir zu meiner Überraschung – so etwas hatte ich überhaupt noch nicht in Italien gesehen – eine Klavierbauwerkstatt. Ihre Tür war halb geöffnet. Mitten in der recht großen, ringsum mit zerlegten Klavieren gefüllten Halle stand ein älterer Bösendorfer-Flügel, spiegelte in seiner hochglänzenden, rötlich-braunen Holzoberfläche glitzernd das Licht der hellen Deckenlampen und beeindruckte mit gestochen klarem, aber warmem und farbigem Ton. Denn ein weißhaariger Herr saß in einem lässig über elegante Kleidung geworfenen blauen Arbeitskittel vor dem schönen Instrument und stimmte es. So ein Prachtstück würde ich Sandra ja zu gern einmal schenken.

Hemmungslos wie immer betrat ich die Werkstatt, bewunderte den Flügel, lobte seinen herrlichen Klang, wurde eingeladen, ihn zu spielen, lehnte aber dankend ab mit der scherzhaften Begründung, nicht einmal den eben noch benutzten Stimmschlüssel bezahlen zu können, geschweige denn ein solches Meisterwerk des Instrumentenbaus. Offenbar enttäuscht spielte der alte Klavierbauer zunächst selbst, allerdings nur ansatzweise, ein paar Übungen Clementis, forderte uns dann aber erneut auf, doch einmal „eigenhändig", und sei es auch nur für ein paar Takte, das Ergebnis seiner langen Restaurierungsarbeit zu prüfen. Bisher sei er zwar recht zufrieden, aber vielleicht sei sein Urteil ja nicht objektiv.

Nach langem Zögern ließ Sandra sich erweichen, setzte sich nachdenklich auf den Klavierhocker, korrigierte dessen Höhe und Abstand von der Tastatur, verzog keine Miene bei meinen dummen Sprüchen – „irgendein Volkslied wird dir ja wohl noch einfallen" (ich dachte an „Alle meine Enten ...", aber das kannte sie ja nicht), kurz: sie blieb von meinen jämmerlichen Spötteleien ganz unbeeindruckt, massierte einen Augenblick lang ihre Hände – und führte mich dann ruhig, kühl, gelassen „l'ennesima volta: zum x-ten Mal" als erbärmlichen Dummkopf vor.

Denn zunächst dankte sie mir symbolisch für mein kleines Geschenk – ich hatte ihr ja nach ihrer ersten bestandenen Prüfung gönnerhaft eine antiquarische Bach-Ausgabe Busonis geschenkt, die, wenn ich mich recht entsinne, auch die kleine e-Moll-Fuge, BWV 900, enthielt. Jedenfalls bot sie uns einsamen Zuhörern als erste Kostbarkeit diese kleine Perle – auswendig, wie auch alles andere an diesem denkwürdigen Abend! Schon bei den Achtelnoten des von der linken Hand vorgetragenen Fugenthemas hätte ich begreifen müssen, was hier vorging. Denn sie spielte sie so schnell, dass ich, weiterhin unbelehrbar, für die folgenden perlenden Sechzehntelläufe das Schlimmste befürchtete – aber nichts da, sie verlangsamte nicht etwa das Tempo, sondern hielt es mühelos durch, tobte die Fuge so atemberaubend, so ausgelassen und dabei doch immer so transparent herunter, dass es den alten Herrn und mich, hätten wir gesessen, von den Stühlen gerissen hätte. Ich war sprachlos.

Unser Wohltäter fragte andächtig, leise, wie eingeschüchtert: „Können Sie uns noch mehr an so herrlicher Musik bieten, Signorina?" und öffnete gedankenverloren, auch er jetzt wie verzaubert, den Deckel des Flügels. Wieder einmal beobachtete ich das mir so vertraute Phänomen – so gern die Florentiner auch scherzen, Sandra behandeln sie stets mit einer fast ängstlichen Scheu. Hochachtungsvoll sah der alte Herr sie an, wiederholte leise: „Wir bitten Sie beide sehr herzlich darum."

Diesmal bekamen wir langsam und ausdrucksvoll die herrliche dreistimmige Invention (Sinfonia) Nr. 9 in f-Moll (BWV 795) zu hören. Die ganze Halle mit all ihren Werkbänken, Maschinen, kalt leuchtenden Neonröhren, unvollständigen Klavie-

ren ging auf in der erlesenen Schönheit einer streng polyphonen, von Leidenschaften und Leid erfüllten, düsteren, unheimlichen Überwelt voller dramatischer melodischer Kontraste – inzwischen bin ich längst sicher, dass Bachs Musik wie auch jede andere große geistige Schöpfung allgegenwärtig ist. Wenn ich es immer noch nicht gewusst hätte, hätte ich es spätestens an diesem Abend begriffen. Die f-Moll-Tonart ist übrigens bei Bach oft Ausdruck der Düsternis, so im Eingangschor der Kantate BWV 12: „Weinen, Klagen, Sorgen, Zagen“ und auch in den f-Moll-Präludien und Fugen des Wohltemperierten Klaviers I und II.

Unser neuer Freund war ebenso tief beeindruckt wie ich, wünschte eine Zugabe: „Ach liebstes Kind, bitte gehen Sie noch nicht, es ist gut, wenn der Flügel nach dem Stimmen gespielt wird, schon jetzt braucht er einige kleine Korrekturen!“ Sandra war auf dem Hocker sitzengeblieben, fragte seltsamerweise: „Auch Chopin?“, hörte als Antwort ein freundliches: „Oh ja, gewiss doch, was immer Sie wollen, auch Chopin! Warum denn nicht?“

Doch sie wusste, warum sie gefragt hatte, denn nun spielte sie Chopins Polonaise fis-Moll, op. 44 (die pianistisch zum Schwierigsten gehört, was Chopin zu bieten hat), verlangte dem Flügel alles ab, führte ihn aber auch in seiner ganzen Schönheit vor, in allen Tonlagen, in jeder Form und Stärke des Anschlags, in all seiner Farbigkeit, in seinem gesamten Klangreichtum (herrliche Bässe!), sie bot uns durchsichtig, ohne übertriebenen Pedaleinsatz, mit feinen Klangschattierungen, klaren Kontrastierungen und präziser Rhythmik, kurz: hinreißend schön eine kraftvolle, eigenwillige, ja heroische Musik – und glich ihr dabei in jeder Hinsicht. So kannte ich sie am wenigsten, hatte sie bisher nur ein einziges Mal, nur für den Bruchteil eines Augenblicks, nach unserer eintägigen „freiwilligen“ Trennung so gesehen.

Insgesamt verriet ihr heutiges „Programm“ mehr über sie, als ihr wahrscheinlich selbst bewusst war: Die e-Moll-Fughetta – zwar e-Moll, aber eben doch perlend schnell und übermütig von ihr gespielt –, das war die Sandra unserer ersten gemeinsamen Spaziergänge. Die leidenschaftliche, düstere f-Moll-Sinfonia entsprach mit Sicherheit ihrer gegenwärtigen Seelenlage. Doch wann würde ich endlich die Sandra der fis-Moll-Polonaise erleben? Würde sie sich irgendwann mit vergleichbarem Elan für ihre Liebe einsetzen – ja sicher würde sie das, sie ist ein Vulkan! Aber wäre diese tapfere Liebe ihre Liebe zu mir, zu diesem eingebildeten Esel, zu diesem ewigen Besserwisser, zu diesem Musterbeispiel eines arroganten Deutschen?

Ich war fassungslos, tief verunsichert, vielleicht sogar eifersüchtig. Eifersucht beruht ja auf einem Gefühl der Unterlegenheit, und hier, an diesem Abend, hatte Sandra mir gezeigt, dass sie mir auch auf jenem Gebiet uneinholbar voraus ist, auf dem mich mein Rückstand am meisten schmerzt, dem der Musik. So war ich denn einerseits durch ihr Spiel beglückt, ja geradezu berauscht, bewunderte sie grenzenlos, andererseits fühlte ich mich beschämt, bloßgestellt, wieder einmal hintergangen – hatte sie sich nicht monatelang mein dummes Geschwätz über Musik mit gläubiger Miene wie der Weisheit letzten Schluss angehört, obwohl sie alles viel besser wusste, obwohl sie die schwierigsten Werke der Klavierliteratur jederzeit auswendig spielen konnte?

Diese Italienerinnen sind nicht nur wunderschön, sie werden auch nie aufhören, mich zu überraschen. Mirella zaubert mal eben ein Flugzeug herbei, Sandra spielt konzertreif Chopin, und beide geben ihre Geheimnisse nur widerwillig preis. Mirella

meinte, in einer Notlage ein As aus dem Ärmel ziehen zu müssen, Sandra erlag der Faszination eines hervorragenden Instruments, behandelte es ehrlicher als mich, fand zu ihm sofort ein Vertrauensverhältnis, offenbarte ihm rückhaltloser als mir ihre Gefühle.

Ich sah mich in die Lage meines Vaters versetzt. Er hatte meine Mutter, so wie ich Sandra, als blutjunges Mädchen unmittelbar nach ihrem Abitur kennengelernt und litt – ebenfalls wie ich – sogleich unter Trennungsängsten. Denn Mama wollte an einer weit entfernten Musikhochschule studieren. Das verhinderte Papa dadurch, dass er sie sofort heiratete. Doch ihre Eltern behaupten bis heute, er habe sie nur deshalb am Studium gehindert, weil er auf ihre Liebe zum Klavierspiel, ja sogar auf ihr Instrument eifersüchtig gewesen sei – und heute fragte ich mich zum ersten Mal, ob dieser Vorwurf nicht berechtigt gewesen sein könnte.

Ich jedenfalls war tatsächlich auf ein Instrument eifersüchtig. Denn Sandra hatte mir ihre Fähigkeiten – warum nur? – bis heute verheimlicht, hatte wie immer tiefgestapelt, hatte ihre Musikalität erst verraten, als dieser Flügel sie aus der Reserve lockte, war mit ihm durchgebrannt, hatte sich weit von uns erbärmlichen Erdenbewohnern entfernt, kam sozusagen von den Außerirdischen in diese Werkhalle zurück, hatte mich mit dem Flügel so betrogen, wie ich – nach Mirellas Meinung – sie mit der DUCATI betrüge, strich zum Abschied lächelnd über die Tastatur und sagte liebevoll: „Bösendorfer heißt du? Du bist ein schönes Instrument!“

Der Meister wandte sich begeistert an mich: „Lieber Junge, irgendwann werden Sie hoffentlich – nein, müssen Sie der Signorina so etwas schenken, sie verdient es.“ Ich hütete mich, unsere in diesen Worten wie selbstverständlich vorausgesetzte gemeinsame Zukunft auch nur eine Sekunde lang in Frage zu stellen, stimmte dem guten alten Mann vielmehr von Herzen zu, sprach auch nachher nicht mit Sandra über die vielen Widrigkeiten, die uns noch von einem solchen Tag trennen, auch nicht darüber, dass diese Schwierigkeiten, wenn überhaupt, nicht von mir allein, sondern nur von uns gemeinsam überwunden werden könnten, und auch nur, wenn sie es wirklich will. Dass sie die seelische Kraft dazu hätte, hat sie mir heute mit ihrer Interpretation der fis-Moll-Polonaise bewiesen.

23

Am heutigen Donnerstag um 11 Uhr sollte mein Examen in Papyrologie stattfinden. Täglich hatte ich mich bis 3 Uhr morgens darauf vorbereitet, war aber dennoch tagaus, tagein schon gegen 8.30 Uhr wieder aufgestanden, um mir möglichst lange in der nur bis 14 Uhr geöffneten Biblioteca Laurenziana die dort verwahrten Prüfungs-Papyri anzusehen. Denn während alle anderen Studenten nur Photos vorgelegt bekommen, konnte ich die Originale untersuchen. Und das tat ich auch gern und mit großem Vergnügen. Nur die fünf in „Geschäftsschrift“ hingeworfenen Papyrustexte hatte ich weiterhin mit Verachtung gestraft, hatte mich nicht dazu entschließen können, sie auswendig zu lernen. Immer wieder verschob ich diese grässliche Aufgabe auf einen späteren Zeitpunkt. Auch mit der Bearbeitung der Fragmentsammlung geriet ich weit in Rückstand, werde für die „verlorene“ Zeit bald bitter büßen müssen. Daher hätte es eigentlich in meinem Interesse gelegen, die Prüfung so bald wie möglich hinter mich zu bringen.

Dennoch war ich heute überglücklich, als die Institutsleitung zusätzlich zu den bisherigen Examens-Terminen auch noch zwei spätere anbot. Zahlreiche Kandidaten, die weniger Gottvertrauen besaßen als ich, hatten um Aufschub gebettelt, und der gütige Professor Giacometti hatte ihr Flehen erhört. Er war bereit, auch noch am kommenden Donnerstag, dem 4., und am Freitag, dem 5. Juli, Prüfungen abzuhalten. Ohne Zögern wählte ich – zumal auch Sandra sofort zugriff – den spätesten Termin. Ich hoffe, in der gewonnenen Zeit all das, was ich bisher nur in großer Eile vorbereitet habe, noch etwas vertiefen und vielleicht sogar die entnervenden Geschäftspapyri noch reumütig auswendig lernen zu können, kurz: ich ließ mich auf den kommenden Freitag, 5. Juli, 10 Uhr, zurückstellen.

Doch letztlich ist an dem ganzen Hin und Her nur eines erfreulich, und ich gestehe es schnörkellos: Sandra und ich sind selig über diese Terminverschiebung, weil wir durch sie eine ganze Woche des Zusammenseins gewinnen. Eher nebensächlich scheint mir, dass ich endlich die viele Post beantworten kann, die sich seit geraumer Zeit unerwidert auf meinem Tisch stapelt, dass ich also Gelegenheit haben werde, mich um all das zu kümmern, was hier in den vergangenen beiden Wochen liegen blieb. Leider habe ich von Mirella seit vorgestern, seit unserem letzten Treffen in der Bar, nichts mehr gehört – übrigens von Katharina, Barbara und Valentina schon seit vielen Monaten nicht mehr.

24

Da wir die Prüfung um eine Woche verschoben hatten, musste Sandra am heutigen Donnerstag ihren gestern ausgefallenen Certaldo-Besuch nachholen (sie fährt ja leider auch an jedem Mittwoch zu ihren Eltern), wurde deshalb mittags von mir zum Bahnhof begleitet, behielt die Uhren fest und unbeirrbar im Blick, erreichte rechtzeitig Gleis 4, stieg traurig in den wie immer dort wartenden, nach Dieseltreibstoff riechenden ... na ja, wozu soll ich mich wiederholen, auch das habe ich ja schon oft genug beklagt. Der Veilchenduft ihrer Haut, überlagert vom süßlichen Nafta-Geruch großer Dieselmotoren, löst inzwischen selbst dann tiefen Abschiedsschmerz in mir aus, wenn wir gar nicht an dem berüchtigten Gleis 4, sondern sonst irgendwo in der Nähe solcher Motoren stehen, etwa an Bushaltestellen.

Auch heute wieder einmal alleingelassen machte ich mich auf den Heimweg, schlenderte langsam über den glühend heißen Bahnhofsvorplatz und die hitzeflimmernde Piazza Santa Maria Novella zur Via de' Fossi, ging auf ihrer Schattenseite zu meinem lieben DUCATI-Händler, unterhielt mich ein Weilchen mit ihm, überquerte dann auf dem Ponte alla Carraia den kaum Wasser führenden, in brütender Sonnenglut schläfrig vor sich hin plätschernden Arno, wandte mich etwas nach rechts, schlich im Schatten ihrer Fassade an der schon geschlossenen Kirche Santa Maria del Carmine vorbei – auch der sich vor ihr öffnende Platz lag im gleißenden Sonnenlicht –, vermisste im Borgo San Frediano viele meiner Freunde, die offenbar vor der Hitze geflohen waren, erreichte durch zahllose vertraute Gässchen schließlich die drückend heiße Piazza Torquato Tasso, blickte mich um und stellte überrascht fest, dass ich mich hier so heimisch fühlte, als wenn ich nie woanders gelebt hätte.

Mit einem Gefühl plötzlicher Dankbarkeit ging ich zu Bruno, der brav unter den schattigen Bäumen des Viale seine Arbeit tat, setzte mich, während er ein Auto

betankte, auf seinen Hocker, brauchte diesen Platz, da er sich auf dem Rückweg von der Zapfsäule einen alten Stuhl aus dem Glaskästchen mitbrachte, nicht zu räumen, sagte nichts, sah dem pausenlos vorbeiströmenden Verkehr zu, wurde von Bruno ganz in Ruhe gelassen. Er spürte, dass ich Probleme hatte, über die ich nicht reden wollte, also saß er nur schweigend neben mir, so wie man einen Kranken nicht durch Gerede belastet, sondern einfach zeigt, dass man da ist, dass man ihn – wenn er denn einen Wunsch äußern sollte – hören kann und wird. Nach längerer Zeit begann ich dann doch mit Bruno über Belanglosigkeiten zu reden, aber er begriff sofort, dass ich ihn nur beruhigen wollte. Und in der Tat wollte ich ihm nur beweisen, dass mir mein Kummer noch nicht ganz die Sprache verschlagen hatte.

Um seine spürbare Besorgnis zu zerstreuen, kündigte ich ihm an, abends Motorrad fahren zu wollen. Doch damit die DUCATI, diese schnöde Ersatz-Geliebte, mich nicht wieder wie vor zwei Wochen mit irgendwelchen Launen quälte, stellte ich zunächst in Brunos netter Gesellschaft ihr Ventilspiel ein. Bei dieser Gelegenheit reinigte ich auch gleich den Luftfilter-Einsatz, also den simplen Topfreiniger. So vergingen die Stunden des Nachmittags. Als die Sonne schon tief am Himmel stand, ließ ich mir von Bruno den Tank füllen, dankte ihm ohne jede weitere Erklärung für seine „Unterstützung“, sah, dass er mich verstand, und startete in den Abend.

25

Es war immer noch sehr warm. Ich fühlte mich zwar einerseits durch die bis zum Examen gewonnene Galgenfrist erleichtert, wusste andererseits aber, dass dieser Blick in die Zukunft reichlich kurzsichtig war. Doch weil es gefährlich ist, sich beim Motorradfahren durch Grübeleien ablenken zu lassen, bemühte ich mich angestrengt, alle Probleme zu verdrängen.

Wie immer in solcher Lage verließ ich Florenz auf dem kürzesten Weg, war fast sofort in Galluzzo, kletterte von dort nach Impruneta hinauf, wanderte dann am Fluss Greve entlang zur Stadt Greve und weiter in Richtung der Pfarrei Don Clementes. Die Strecke dorthin gehört zu den schönsten, die ich im Süden von Florenz kenne. Sie führte mich über sanft vom Abendlicht beleuchtete Berge, schlängelte sich durch malerische kleine Orte, bot immer wieder weite Ausblicke.

Ein leichter Dunst lag in der Luft, füllte dunkel die Täler, während sich die traurigen Silhouetten der toskanischen Zypressen noch fein im Gegenlicht der sinkenden Sonne gegen den Abendhimmel abzeichneten. Ich hielt auf einer Hügelkuppe, sah in die Landschaft. Rechts trennte mich nur eine flache Mauer von einem steilen Abhang. Er war mit langen Reihen von Weinstöcken bewachsen. Links von mir sonnte sich ein größeres Herrenhaus im letzten Abendlicht. Hinter einem schmiedeeisernen Tor führte ein auf beiden Seiten von Zypressen gesäumter Weg auf das große Hauptgebäude zu. Einige Fenster standen offen, tiefe Ruhe herrschte, nicht einmal Zikaden oder Grillen waren zu hören.

Und dann brachte mich wieder einmal Musik um meine gerade heute nur mühsam bewahrte Fassung, denn plötzlich wurde Klavier gespielt – und wie! Irgendjemand brachte meisterhaft einen hervorragenden Konzertflügel zum Klingen, spielte das f-Moll-Impromptu, op. 142, No. 1, von Franz Schubert. Dabei hätte ich doch gerade Schubert für einen Fremden in dieser Landschaft gehalten. Gehörte er nicht in

die Bilderwelt des Caspar David Friedrich? Was hatte er hier in der Toskana zu suchen? ‚Ach, Ben, du machst immer den gleichen Fehler', dachte ich, ‚willst das Absolute festbinden, willst es lokalisieren. Aber selbst wenn diese Tendenz in dem einen oder anderen Fall zu rechtfertigen wäre, – hier, zu dieser Stunde, wäre sie falsch. Denn sieh dich doch um in der Toskana, an diesem düsteren Abend, blick auf die trübsinnigen Zypressen, den heraufziehenden Nebel, das alte, einer großen Vergangenheit, vielen glanzvollen Festen nachtrauernde Herrenhaus! Was ist hier so anders als auf den Bildern der deutschen Romantiker? Fanden sie etwa ihre Motive nur im Norden? Sind sie nicht auch selbst immer wieder in den Süden gezogen und haben ihn so dargestellt, wie du ihn gerade vor dir siehst?'

Nach dem f-Moll-Impromptu, op. 142 No. 1, wurden mir auch noch die vier Impromptus op. 90, No. 1-4, geboten. Wie verzaubert saß ich am Straßenrand auf dem flachen Mäuerchen und hörte gebannt zu. Doch irgendwann trat wieder Stille ein. Inzwischen war es fast völlig dunkel geworden. Vergeblich hoffte ich auf eine Fortsetzung des herrlichen Klavierabends.

Ein altes Mütterchen verließ eines der wenigen nahen Häuser, ging mühsam auf einen Stock gestützt die Straße entlang und kam so in meine Nähe. Ich stand auf, wandte mich an die alte Frau und fragte höflich: „Können Sie mir sagen, wer da so großartig Klavier gespielt hat?" – „Ah no", antwortete sie mir kopfschüttelnd, aber ihre Antwort war keineswegs so böse gemeint, wie sie zunächst geklungen hatte. Denn, so wurde mir nun erklärt, il Signor conte, der Herr Graf, sei ein großer Musikliebhaber und lade immer wieder berühmte Leute, aber auch Stipendiaten, in diese Villa ein. Als seine Gäste könnten sie hier einige Zeit wohnen und ungestört musizieren. Wer das aber nun jeweils sei, wisse niemand so recht. Nur manchmal könne man es in der Zeitung lesen. Also werde ich wohl nie erfahren, welchen Pianisten oder welche Pianistin ich da in der Dämmerung belauscht habe.

Gegen 21.30 Uhr erreichte ich schließlich Don Clementes Pfarrei, oder richtiger: den Fuß des vertrauten Hügels, sah links über mir das romanische Kirchlein, davor das sich scharf gegen den Nachthimmel abzeichnende Holzkreuz – sollte ich hinauffahren und den armen Don Clemente um diese Uhrzeit in seiner wohlverdienten Ruhe stören? Gern gesehen hätte ich ihn schon, bin mir auch sicher, dass ich ihm willkommen gewesen wäre, aber diesmal verzichtete ich – schweren Herzens – auf einen Besuch. Denn ich war hungrig, fürchtete, allein von geistiger oder geistlicher Kost nicht satt zu werden, wollte mich aber auf keinen Fall von dem nicht gerade im Überfluss lebenden Priester bewirten lassen.

Was also tun? Ich drehte um und kurvte langsam in das nahe Dorf zurück. Dort kam ich, noch immer unschlüssig und mit Schrittgeschwindigkeit dahinbummelnd, an der Einfahrt eines Gartenrestaurants vorbei, sah durch das geöffnete Tor eine weite Kiesfläche und hinter ihr eine schön gelegene Terrasse mit einladend gedeckten Tischen, fuhr ziemlich dreist bis unmittelbar an den ersten heran, hielt und parkte die DUCATI rechts neben dem von mir gewählten Stuhl. Endlich saßen wir einmal zusammen an der Tafel. Von meiner Metall-Liebsten werde ich zwar oft, aber vielleicht doch nicht ganz so oft im Stich gelassen wie von meinen Freundinnen. Jedenfalls leistete sie mir heute Abend, anders als die Damen, bereitwillig Gesellschaft.

Beim Blick auf diesen letzten Satz entdecke ich, dass ich nachtragend bin. Ich habe immer geglaubt, es nicht zu sein, aber Mirellas Tiefschlag ist unvergessen, be-

schäftigt mich, hat mich offenbar empfindlich getroffen. Es gibt keinen Zweifel, ich habe ihn der vorlauten Kirke, dieser zweiten oder dritten oder vierten oder fünften meiner zahllosen Geliebten, noch immer nicht verziehen, ja vielleicht wäre ich sogar, wenn sie jetzt mit mir zusammen am Tisch säße, so rachsüchtig und taktlos, nicht ihre, sondern die hinreißende Schönheit ihres Flugzeugs in den höchsten Tönen zu rühmen.

Zunächst blieb ich einziger Gast, befand mich ungefähr 500 m hoch in den Bergen, fühlte mich den glitzernden Sternen nah, sah mich um, blickte über den Tisch hinweg in das Tal der Greve, entdeckte am nördlichen Horizont vor dem Umriss des Apennin in nicht allzu großer (vielleicht 30 km) Entfernung die flimmernden Lichter von Fiesole, konnte aber das darunterliegende Florenz nicht sehen, weil ein Bergrücken es verdeckte. Nur eine hohe, zart von unten angestrahlte Dunstschicht ließ mich die genauere Lage meiner Heimatstadt ahnen. Lange Reihen unbewegter, trauriger Zypressen durchzogen das sanftgewellte florentinisch-senesische Grenzgebiet. Sie begleiteten einsame Wege oder umschlossen gartenähnliche, jetzt tiefdunkle Weinberge.

Um mich herum sangen Grillen ihre Sommernachtslieder. Ich fragte mich, wozu sie diesen Aufwand treiben, hörte genauer hin, gewann den Eindruck, dass sie nicht durcheinander zirpen, sondern gezielt Nachrichten austauschen. Hier in meiner Nähe ließ sich eine vernehmen, schwieg, wartete, bekam aus großer Entfernung eine Antwort. Also sangen sie vielleicht sogar Liebeslieder? Wozu sonst das Riesentheater? Doch ich bin kein Insektenkundler. Irre ich mich, und singen die Grillen nicht aus Liebeslust und Liebesleid – umso schlimmer für sie! Sie lassen sich etwas entgehen, für das es sich zu leben lohnt.

Und nun ging schräg hinter mir auch noch der Mond auf. Der hatte mir zu meinem Unglück gerade noch gefehlt! Seit Mirella die Mondsichel zur Ernte ihrer Liebesträume einsetzen wollte, kann ich den Mond nicht sehen, ohne an Mirella zu denken. Selbst Vollmond schützt mich nicht vor dem Gedanken an ihr „oppresso d'amor, di piacere: ermüdet von Liebe, von Lust". Wo wird sie jetzt sein? Ist sie gegen ihr Versprechen vielleicht doch, wenn auch nur für ein paar Tage, nach Sardinien geflogen und langweilt sich jetzt auf jener anderen Terrasse so grässlich wie ich mich hier auf dieser? Nein, wenn sie wirklich abgereist sein sollte, langweilt sie sich bestimmt nicht, sondern gibt schon heute, am Tag ihrer Ankunft, in der sardischen Luxusvilla das erste rauschende Fest. Sie hat sich schnell getröstet, hat mich längst vergessen. Wie und warum auch nicht? Und jenes andere schöne Mädchen, Sandra, diese begnadete Pianistin? Was wird sie in Certaldo gerade tun? Der Ort müsste etwa 25 km (Luftlinie) entfernt in meinem Rücken, unter Mirellas aufgehendem Mond, liegen.

Was für ein Chaos habt ihr beide in mir angerichtet! Einerseits Veilchenduft, süßlich riechender Dieseltreibstoff, Musik von Bach und Chopin, andererseits parfümierte Sonnencreme, Ölgeruch heißer Flugmotoren, bereichert um den Blütenduft des Rosmarin, dazu Zauberverse, ein *carmen* im altlateinischen Sinn! Wenn ich die erste Dreiergruppe „Veilchenduft, Dieseltreibstoff, Musik" nicht so maßlos liebte und die zweite nicht so bitter vermisste, könnte ich hier einen sorglosen Abend verbringen, wäre ausgeglichen, ruhig und glücklich. So aber ist keiner von uns glücklich, Mirella nicht (?), Sandra nicht und ich schon gar nicht. Also, ich korrigiere

mich: Es ist den Grillen zu wünschen, dass sie sich nicht Liebeslieder, sondern Börsenkurse zuzirpen.

Der Wirt kam, begrüßte mich freundlich und zündete mir die auf dem Tisch stehende, von einem Glaskolben geschützte Kerze an. Ich versuchte mich durch ausgiebiges Essen von meinem Kummer abzulenken und folgte damit offenbar einem menschlichen Urinstinkt, denn es heißt wohl nicht zu Unrecht, jemand habe sich „Kummerspeck angefressen". Allerdings muss ich bis zu feststellbarer Rundlichkeit noch einen weiten Weg zurücklegen, doch bemühte ich mich immerhin an diesem Abend, einen Anfang zu machen. Denn ohne Rücksicht auf die Kosten ließ ich mir nacheinander mehrere Gänge bringen, genoss in Ruhe die ausgezeichneten Speisen, beendete die Mahlzeit erst weit nach 23 Uhr, hatte aber auch dann noch keinerlei Neigung, nach Florenz zurückzufahren. Was sollte ich da? Keiner vermisste mich in meiner Studentenbude.

Also vertrödelte ich an meinem Tischchen möglichst viel Zeit, kam mit dem Wirt ins Gespräch, ließ mir von ihm auch die Innenräume des Restaurants zeigen und wurde von allen Bediensteten so herzlich aufgenommen, als wenn ich ihnen in Begleitung von Don Clemente gegenüberträte. Vielleicht waren ja meine Kirchenbesuche von der Ortsbevölkerung doch aufmerksamer beobachtet worden, als ich geglaubt hatte. Aber auch so blieb überraschend, dass mir der Wirt nach der Hausbesichtigung, als ich gerade wieder an meinen Platz zurückgekehrt war, einen großen Becher Eis brachte. Verlegen stellte er ihn vor mir auf den Tisch: „Die älteren Herrschaften dort drüben erlauben sich, Sie zu diesem Eis einzuladen. Die Dame ist der Meinung, sie seien Toskaner, der Herr glaubt, dass sie aus Triest kommen. Ich soll Sie bitten, über Richtig oder Falsch zu entscheiden." – „Was meinen Sie denn selbst?", fragte ich ihn. Er zögerte: „Vielleicht Südtoskana, Volterra, auch Elsatal?"

Aha, warum sagte er nicht gleich Certaldo? Von wem stammt denn mein Italienisch, mit wem spreche ich nahezu ausschließlich? Mit Sandra! Außer ihr habe ich kaum andere Gesprächspartner, also werde ich bald auch das „Thito t'ha rithint' i thetto" mühelos sprechen können. Ich sagte dem Wirt kurz die Wahrheit, nahm den riesigen Eisbecher, trug ihn zu den Spendern, bedankte mich herzlich bei ihnen, bat, mich kurz zu ihnen an den Tisch setzen zu dürfen und erklärte dann geduldig, warum beide Vermutungen über meine Herkunft falsch waren. Die feinen alten Leute freuten sich über meine Gesellschaft, stellten viele kluge Fragen und hörten sich interessiert alle meine Antworten an. Ich gab ihnen gern jede gewünschte Auskunft. Denn für diese Ablenkung von meinem Kummer war ich ihnen noch viel dankbarer als für das Eis, ja, jetzt, im Nachhinein, bin ich mir ziemlich sicher, dass ihre Frage „Toskaner oder Triestiner?" nur ein Vorwand war, um mich aus meiner Einsamkeit zu erlösen. Als ich da so allein und sichtlich deprimiert herumgesessen hatte, hatte ich ihnen wohl leidgetan. Und auch der Wirt hatte sich vermutlich nur aus Mitleid so viel Zeit für mich genommen.

Kurz nach 24 Uhr verabschiedete ich mich von all meinen netten neuen Bekannten, zog mir den klugerweise im Tankrucksack mitgeführten Pullover an, bummelte vorsichtig durch die schöne Nacht zurück und war um 1.30 Uhr wieder zu Hause. Leider erzeugen auch diese nächtlichen Alleinfahrten oft ein Gefühl tiefer Einsamkeit. Denn die Straßen und Plätze der toskanischen Dörfchen sind bis weit in die Nacht von zahlreichen fröhlich beieinander stehenden Menschen bevölkert. Sie

haben ebenfalls oft Mitleid mir mir. Denn wenn ich zu später Stunde allein, traurig und immer rücksichtsvoll an ihnen vorbeifahre, grüßen sie mich nicht selten mit einem leichten Winken der Hand.

26

Den folgenden Freitag verbrachte ich zusammen mit Sandra, verzichtete also darauf, noch länger mit den Original-Papyri herumzuspielen, da ich diese wertvollen Fundstücke nur im Lesesaal der Laurenziana ansehen kann, zu dem Sandra keinen Zutritt hat. Also war ich gezwungen, mich zwischen Original-Papyri ohne Sandra oder Original-Sandra ohne Papyri zu entscheiden, und da fiel mir die richtige Wahl nicht schwer.

Morgens arbeiteten wir zusammen in der Institutsbibliothek, mittags fuhr sie mit dem Bus zu ihren Großeltern – wenn sie den ganzen Tag in der Stadt geblieben wäre, hätte das auffallen können –, um 16 Uhr trafen wir uns erneut auf der Piazza San Marco, also vor der Universität, und kletterten sofort in den nach Fiesole fahrenden Elektrobus. Wir hofften, so der im Stadtzentrum herrschenden Hitze zu entgehen, und wurden nicht enttäuscht. Denn etwas unterhalb des Franziskanerklosters gibt es einen winzigen öffentlichen Park, der nicht nur eine großartige Aussicht auf Florenz bietet, sondern auch so steil und frei über der Stadt liegt, dass dort oben in der Regel mit irgendeiner schwachen Luftbewegung zu rechnen ist.

Besonders hübsch an diesem Ruheplätzchen sind seine „Zierpflanzen“ – nämlich schlichte Olivenbäume, die zwar einerseits leichten, flirrenden Schatten spenden, andererseits aber nicht so dicht belaubt sind, dass sich unter ihnen ein Hitzestau bilden könnte. Insofern ist mein „schlicht“ keineswegs abfällig gemeint. Denn diese Pflanze, nach dem Glauben der Griechen ein Geschenk der Athene an die Menschen, ist nicht nur nützlich, sondern auch wunderschön, wurde ja auch oft genug von bedeutenden Künstlern gemalt. Weinrebe, Zypresse und Olivenbaum – sie bestimmen das Landschaftsbild der Toskana, und dass der Olivenbaum so nahe an der Stadt einen Park schmückt, zeigt, welche Liebe und Achtung ihm auch die Stadtbevölkerung entgegenbringt.

Dort saßen wir mit unseren Faksimile-Papyri auf einer der vielen Bänke im Schatten, lauschten den Zikaden und starrten dabei brav auf die braunen Müllhaufen-Funde. Eigentlich fiel uns zu diesem Zeug schon lange nichts Sinnvolles mehr ein. Sollte ich die Urkunden doch noch auswendig lernen? Ich versuchte es, blickte auf das Faksimile eines Papyrus-Dokuments, gab vor, es zu lesen, strengte verzweifelt mein Gedächtnis an, holte tief Luft.

Sandra sah mit einem leicht spöttischen Lächeln weit hinaus ins Arnotal. Um meine unsinnigen Entzifferungsversuche berichtigen zu können, brauchte sie den abgedruckten Text schon lange nicht mehr zu verfolgen, denn sie war inzwischen mühelos in der Lage, das abscheuliche Gemisch aus Federn, Beinen und irren Datumsangaben – ein unbegreifliches griechisch-ägyptisches Kalendersystem erschwerte uns das Leben zusätzlich – auswendig herunterzubeten, ja, manchmal nahm sie zum Scherz, um mich entweder zu ärgern oder zum Lernen anzuspornen, ein völlig leeres Ringbuch-Blatt in die Hand, bewegte es hin und her, betrachtete es zunächst aus der Ferne, auch schräg von verschiedenen Seiten, hielt es sich dann dicht vor die Nase,

imitierte so den einen Papyrus entziffernden Professor Giacometti, starrte sozusagen Löcher in das leere Papier und rezitierte dabei langsam und stockend, als ob sie tatsächlich irgendetwas läse, das verfluchte Abrakadabra eines unserer „Geschäftspapyri“.

Ich dagegen war ein hoffnungsloser Fall, ich packte es nicht, nichts fiel mir ein, verzweifelt wartete ich darauf, dass meine bezaubernde Liebste endlich soufflierte. Sie tat es: „Hühnerverkauf!“ Ich nahm einen ersten Anlauf: „Nikóboulos verkauft die Hühner ...“ – „Nein“, sagte Sandra, „nicht Nikóboulos.“ – „Nikódemos verkauft ...“ – „Auch der nicht“, berichtigte mich das schöne Kind und lächelte belustigt. Ich versuchte mein Glück mit dem Heiligen Nikolaus, vielleicht gab der ja Federvieh ab, um mit dem Erlös Weihnachtsgeschenke für arme Kinder zu kaufen: „Nikólaos aber, der wird wohl mit Hühnern...“ – „No, neanche lui. Oh Ben, ma quanto sei duro (tja, das lässt sich leider nur frei übersetzen, heißt etwa): Nein, auch er nicht. Oh Ben, was für einen harten Schädel (= Holzkopf) du hast!“ – Ich war keineswegs gekränkt, sie hatte ja recht, und es freute mich, wenn ich sie fröhlich sah. Dennoch packte mich nun der Ehrgeiz: „Nikódoros, Nikómachos, Nikóphemos, einer von denen will seine Hühner loswerden oder ...?“ – „Keiner von ihnen, Nikóstratos ist der Hühnerzüchter“, stellte die süße Sandrina mit der heiteren Ruhe einer olympischen Gottheit fest, denn sie hatte mit diesem Zeug, das mich so peinigte, schon lange keine Probleme mehr. Neidvoll dachte ich an die erste Strophe von Hölderlins Gedicht *Hyperions Schicksalslied*:

Ihr wandelt droben im Licht
Auf weichem Boden, selige Genien!
Glänzende Götterlüfte
Rühren euch leicht,
Wie die Finger der Künstlerin
Heilige Saiten.

Mit diesen schönen Versen sah ich mich aus Ägypten und Italien für einen Augenblick zurückversetzt an meine Heimatuniversität, fand mich in einer Vorlesung Professor Vierhoffs wieder. Er hatte sich zu Recht über die verbreitete falsche Aussprache des griechischen Namens geärgert, er sei *Hyper-íon* (mit dieser Silbentrennung und diesem Akzent bei langem *o*, *O*-mega) auszusprechen. *Hyper* (verwandt mit lateinisch *super*) heißt „darüber hinweg“ und *ion* (lateinisch *iens*) ist Partizip Präsens von *iénai:* gehen, heißt also „gehend“. Daher ist *hyper-íon* „darüber hingehend“ bei Homer und Hesiod Beiwort, ja sogar Bezeichnung der „über die Erde hinwandelnden“ Sonne.

Die Erinnerung an große Dichtung – Homer, Hesiod, Hölderlin – ließ mich endgültig die Geduld mit dem ägyptischen Lieferschein verlieren. Wenn die Herren ihre Namen so schlampig hinsudeln, dass kein Sterblicher sie lesen kann, wenn sie selbst nicht richtig zu wissen scheinen, wie sie heißen, wenn sie sich über ihre vielen Namen nicht einigen können, dann sollen sie sich gefälligst zum Teufel scheren. Ich warf das Handtuch: „Tesoro mio, dolce compagna, gioia della mia vita: mein Schatz, süße Gefährtin, Freude meines Lebens, ich lerne das nicht mehr. Wir lassen das nicht nur jetzt, sondern auch später, ich will für alle Zeiten mit diesem Mist nichts mehr zu

tun haben. Ich bin unfähig, gebe es zu, räume es ein, gestehe es – übrigens könnte ich auch niemals eine Polonaise Chopins im Kopf behalten, geschweige denn so großartig spielen, wie du das vor zwei Tagen mal so eben nebenher getan hast. Warum bist du so bescheiden, wieso verheimlichst du mir so viele Dinge? Verbirgst du mir vielleicht noch mehr?“

Sandra hätte triumphieren können, aber sie antwortete mir so nachsichtig, dass ich mich nicht ernstgenommen fühlte: „Na ja, du warst mal wieder überrascht, weil ich mehr kann, als du mir zutraust. Muss ich mich vor dir aufspielen? Was hättest du getan, wenn ich nur ein bisschen mit einem Finger auf dem Flügel herumgeklimpert hätte? Dir einen solchen Streich zu spielen hätte mir Spaß gemacht. Nur der alte Herr tat mir leid. Er wäre traurig gewesen, wenn er sein herrliches Instrument nicht zu hören bekommen hätte. Und was heißt denn ‚verheimlichst mir’? Ich kann nur hoffen, dass du nicht weit schlimmere Geheimnisse hast als ich.“

Jetzt nahm das anfangs harmlose Geplänkel eine gefährliche Wendung. Sandra sah mich an – sie kann so beängstigend tief in mein Herz blicken (während Mirella meine Gedanken liest), dass ich heftig erschrak. Gelassenheit mimend wich ich ihren sanften dunklen Augen aus, starrte auf die Papyri, dann „sinnlos in die Gegend“, wie man so treffend sagt, saß – wie es ebenso treffend heißt – „auf glühenden Kohlen“, sprang folglich auf und schlug einen Besuch oben bei den lieben, gütigen, Sünden vergebenden Franziskanern vor.

Niedergedrückt durch die jetzt am Abend immer noch lastende Hitze, vor allem aber durch ihr erneutes „Pèntiti, cangia vita: bereue, ändere dein Leben!“ quälte ich mich, alle Bücher tragend, die trotz ihrer bestürzenden Bemerkung gar nicht kämpferische Sandra an der Hand führend, die letzten steilen Meter zur Kirche hinauf, die an jener Stelle errichtet wurde, an der in etruskischer, später römischer Zeit die Akropolis des Städtchens lag. Entsprechend beherrschend blickt sie nicht nur auf Florenz und das Arnotal, sondern auch auf Fiesole selbst herab. Unseren alten Franziskanerpater trafen wir leider nicht. Ich hätte ihn gern wiedergesehen, eigentlich vor allem, um ihm zu zeigen, dass ich sämtliche Versprechen hielt – ich besuchte die Mönche erneut und behandelte Sandra weiterhin mit Liebe und Respekt, jedenfalls bemühte ich mich darum.

Gegen 19 Uhr kehrten wir um, fuhren mit dem Bus die vielen Serpentinen hinunter ins Zentrum. Dort stieg Sandra sofort, also noch an der Piazza San Marco, in jenen Bus um, der sie bei den Großeltern abliefert. Ich blieb nachdenklich zurück, wanderte zu Fuß nach Hause, freute mich darauf, sie schon am nächsten Morgen wiederzusehen.

27

In der Tat trafen wir uns am Sonnabend schon um 9 Uhr, liefen bis zur Abfahrt ihres Zuges ohne die lästigen Faksimile-Bände in der Stadt herum, aßen Eis, redeten über alles Mögliche und Unmögliche, allerdings nicht eine einzige Minute lang über irgendetwas Wichtiges, nie über den „Ernst des Lebens“. Am Mittag folgte der trostlose Abschied. Das dazu fällige Lamento erspare ich mir.

Nach Sandras Abfahrt sollte mich, wie schon so oft, die DUCATI, meine Ersatz-Geliebte (offenbar bin ich wirklich nachtragend), auf andere Gedanken bringen, aber

während ich noch meine Ausrüstung zusammensuchte, klingelte das Telefon. Mirella war am Apparat: „Ich möchte dein hochherziges Angebot annehmen und mich doch noch einmal von dir unterrichten lassen. Hättest du einen Augenblick Zeit? Ich benötige ziemlich dringend deine Hilfe.“ Natürlich sagte ich sofort zu. Allerdings verleitete mich ein niedriges Triumphgefühl dazu, ihren plötzlichen Sinneswandel mit ein paar dummen Sprüchen zu kommentieren. Doch sie fiel mir ins Wort: „Spotten kannst du später. Geh jetzt bitte nach unten vor die Haustür und warte dort auf mich! Ich hole dich in zehn Minuten mit dem ALFA ab – und schlepp um Gottes willen deine Lehrbücher nicht mit!“

Ich tat wie befohlen. Wenig später hielt Mirella mit ihrem Sportflitzer vor mir, ließ mich einsteigen, plauderte gut gelaunt vor sich hin, durchquerte in ziemlicher Eile das Zentrum von Florenz und beantwortete dabei nicht eine einzige meiner Fragen nach dem Sinn des ganzen Aufwands. Das erinnerte mich stark an ihre Geheimnistuerei vor dem Sardinienflug. Unsere Irrfahrt endete auf dem Hof einer großen Motorradhandlung. Vom Verkaufspersonal wurde die dottoressa hochachtungsvoll begrüßt, sah sich kurz um, schien enttäuscht, wartete auf irgendetwas, drohte wieder einmal die Geduld zu verlieren. Doch dann verflog all ihr Ärger, als endlich eine knallrote AERMACCHI-HARLEY-DAVIDSON *Ala verde 250* aus der Werkstatt zu uns in den Hof geschoben wurde.

Zunächst war ich sprachlos, dann fragte ich voller Bewunderung: „Gehört dieses Prachtexemplar von einem Motorrad etwa dir, hast du es gekauft?“ – „Nein, ich habe es nicht gekauft oder richtiger nicht ich, sondern Daddy hat es gekauft und mir geschenkt.“ – „Er hat es dir geschenkt, obwohl du schon in wenigen Wochen nach Cambridge gehen wirst, er hat jetzt, noch hier in Florenz, so viel Geld für ein Motorrad ausgegeben?“ – „Ach Ben, um den Kontostand meines Vaters brauchst du dich nicht zu sorgen! Wie du ja selbst am besten weißt, hat der arme Mann irgendeinem Volltrottel ein Stipendium angeboten und der betreffende Idiot hat es nicht angenommen. Nun schwimmt Daddy im Geld.“ Bei diesen Worten verfinsterte sich Mirellas Gesicht, der nächste Vulkanausbruch stand dicht bevor. Es war wohl besser, keine weiteren Fragen zu stellen.

Auf jeden Fall hatte Mirella – oder der Daddy – mit der *Ala verde* eine gute Wahl getroffen, denn wie die DUCATI war auch dieses italienische Motorrad eine Schönheit. Warum es allerdings *Ala verde*: Grüner Flügel hieß, obwohl zumindest das von Mirella gekaufte Exemplar knallrot war (nur die Seitenflächen des bulligen Tanks waren weiß abgesetzt), wird mir immer ein Rätsel bleiben. Auffälligstes Kennzeichen des schönen Viertakt-OHV-Motors der AERMACCHI war der liegende, nur leicht (etwa um 10°) nach vorn ansteigende eine Zylinder. Die minimale Abweichung von der Waagerechten – sie sollte vermutlich für das nach unten geführte Auspuffrohr etwas mehr Platz schaffen – gab dem Motor ein kraftvoll-elegantes Aussehen. Ob Mirella wohl, als sie sich für dieses Motorrad entschied, an ihre geliebten Lycoming-Flugmotoren und deren liegende Zylinder gedacht hatte? Völlig absurd wäre ein solcher Gedanke an den Flugzeugbau nicht, denn wie so manche andere Firma produzierte auch AERMACCHI außer Motorrädern vor allem Flugzeuge, hatte allerdings 1960 die Motorrad-Herstellung an Harley-Davidson abgegeben.

Doch zurück zur herrlichen *Ala verde*! Aufgrund der liegenden Anordnung des einen Zylinders steht dessen Ansaugkanal fast senkrecht, sodass der Vergaser bis

dicht unter den Tank aufragt und durch seine nach oben gerichtete Trichteröffnung einen tiefen Einblick in den Ansaugtrakt gestattet. Denn irgendeinen Filtervorsatz gibt es nicht. Bei 6500 U/Min leistet dieser sehenswerte 250-ccm-Motor 16 PS

Dass Mirella auf ihre Neuerwerbung stolz war und sie mir zeigen wollte, verstand ich nur zu gut. Aber was hatte die schöne AERMACCHI mit meinem Deutschunterricht zu tun? Hatte Mirella für ihr neues Spielzeug keine italienische oder englische, sondern nur eine deutsche Gebrauchsanleitung bekommen? In aller Unschuld fragte ich sie das: „Mirella, soll ich dir die deutsche Gebrauchsanleitung übersetzen oder warum hast du mich zu Hilfe gerufen?"

Nach all den Dämlichkeiten, die ich ihr schon geboten hatte, wunderte sich Mirella über gar nichts mehr, ja, sie war inzwischen zu der richtigen Einsicht gekommen, dass man grundsätzlich Klartext mit mir reden müsse. Das tat sie nun: „Amore mio, dies ist das Motorrad, mit dem ich dich auf deinen DUCATI-Ausflügen begleiten werde. Da ich aber bisher nur Roller gefahren habe, bitte ich dich, mich zunächst bei der Abnahme der *Ala verde* zu beraten und mir danach ein wenig Fahrunterricht zu geben."

Das war eine klare Aussage, ein deutlicher Auftrag, etwas, was ich ohne Schwierigkeiten begreifen und ausführen konnte. Also ging ich ans Werk, überprüfte eingehend die schöne Maschine, ließ einen Rückspiegel (er war auch bei der AERMACCHI nicht serienmäßig vorgesehen) und vor der Vergaseröffnung ein feines Gitter anbringen, damit keine Steinchen oder kleinen Metallteile in den Ansaugkanal geraten konnten (nach wie vor konnte aber jeder Neider ungehindert eine Handvoll Sand in den Motor werfen). Während diese Arbeiten ausgeführt wurden, kaufte Mirella Motorrad-Kleidung und einen Sturzhelm (sie sind in Italien eine Seltenheit und erregen erhebliches Aufsehen). Ihre neuen Schätze verstaute sie vorerst im ALFA. Übrigens unterschied sich der von ihr gewählte Helm von meinem nur in der Farbe. Denn ihrer ist mit einem mittleren weißen Streifen auf rotem Grund, meiner umgekehrt mit einem roten Streifen auf weißem Grund verziert. Als die gewünschten Zubehörteile montiert waren, ließ ich die AERMACCHI aufbocken, Mirella musste sich auf der Höckersitzbank eine möglichst bequeme Fahrposition suchen und geduldig warten, bis Fußrasten, Schaltwippe, Fußbrems- und die beiden Handhebel für Kupplung und Vorderradbremse sorgfältig ihrer Größe und Sitzhaltung angepasst waren.

Als ich diesen ersten Teil meines Auftrags erledigt hatte, kam ich zum ehrenvollen zweiten: Ich durfte die brandneue *Ala verde* quer durch Florenz zu Brunos Tankstelle fahren. Da ihr Schalt- und Bremssystem dem der DUCATI glich, brauchte ich mich nicht umzustellen, sondern fühlte mich sofort wohl, ja, ich genoss es, meine bisherige Geliebte, die DUCATI, wenn auch nur für kurze Zeit mit dieser neuen Schönen zu hintergehen. Mirella folgte mir im ALFA, parkte ihn an der Stadtmauer neben Brunos Auto, kletterte – ohne ihren neuen Sturzhelm aufzusetzen – hinter mich auf die Sitzbank der AERMACCHI und machte es sich dort bald ebenso bequem wie während unserer Sardinienrundfahrt auf dem Roller. Über die Via Senese bummelten wir eng umschlungen zu einer an diesem Sonnabend geschlossenen Tankstelle. Auf deren großer Parkfläche weckte ich die wieder einmal halb eingeschlafene Mirella und zeigte ihr, wie man ein Motorrad fährt. Dieser Gratisunterricht war viel vergnüglicher als die – bezahlten – Deutschstunden. Denn diesmal war nicht nur die Schülerin, sondern endlich auch einmal der Lehrer mit dem Herzen bei der Sache. Entsprechend

groß war der Lehr-Erfolg – schon nach kurzer Zeit kurvte Mirella so munter über den Asphalt, dass ihr Anblick eine ungetrübte Freude war. Überraschen konnten ihre schnellen Fortschritte nicht. Denn sie war ja keine blutige Anfängerin, sondern hatte schon seit Jahren ihren Roller über sardische Schotterpisten gejagt. Auch Herr Meise, mein ewig mäkelnder Fahrlehrer, hätte wohl an ihren Kreisen und Achten, ihren Beschleunigungs- und Bremsmanövern nichts auszusetzen gehabt. Strahlend hielt sie schließlich, ein schönes Mädchen auf einem schönen Motorrad, vor mir und rief mir zu: „Die *Ala verde* fährt sich spielend leicht. Komm, lass uns einen Ausflug machen!"

Auch diesmal gehorchte ich, fuhr die AERMACCHI – Mirella war wieder auf den Rücksitz geklettert – zurück zu Bruno, holte, während sie im Gespräch mit ihm ungeduldig auf mich wartete, meine Motorrad-Ausrüstung aus dem Zimmer und schob zuletzt auch noch die DUCATI aus dem Hausflur auf die Straße.

28

Nun sollte also auch noch das Fahren in Zweierformation geübt werden. Doch es war keineswegs so leicht, wie ich es mir vorgestellt hatte. Die ersten kleinen Probleme gab es schon beim Start, denn die AERMACCHI stand ja noch auf der anderen Straßenseite an Brunos Tankstelle, und Mirella wollte offenbar nicht warten, bis ich zu ihr zurückkam und ihr beim Anwerfen des Motors helfen konnte, sondern hatte selbstsicher angekündigt, sie werde den „niedlichen Einzylinder" auch ohne mich zum Laufen bringen. Da ich ihr aber unbedingt vergebliche eigene Startversuche ersparen wollte, parkte ich mein Motorrad in größter Eile vor der Haustür und rannte todesmutig zwischen vielen Autos hindurch wieder zu ihr auf die andere Seite des Viale.

Dort sah ich mit Freude, dass sie immer noch damit beschäftigt war, ihre Coiffeurs-Frisur unter dem Sturzhelm zu verstauen. Sie strahlte mich aber schon durch eine elegante Sonnenbrille an, hob auch lachend die Hände und zeigte mir, dass sie – wie von mir gefordert – robuste Lederhandschuhe trug. Nur die ziemlich wuchtige Motorradbrille, die sie auf mein Drängen hatte kaufen müssen, wollte sie nicht aufsetzen, weigerte sich mit der Begründung: „Auch du fährst ja ohne ein solches Monstrum durch die Gegend, trägst nur deine leichte Sehbrille" – und wieder einmal fragte ich mich, warum wohl ein einziges schlechtes Beispiel so viel mehr Nachahmer findet als tausend gute. Immerhin packte ich das „Brillenmonster" vorsorglich in den Tankrucksack der DUCATI und schleppte es den ganzen Tag mit mir herum, da ja nicht auszuschließen war, dass Mirella ihre Entscheidung in den kommenden Stunden noch bereute.

Bemerkenswert war das Verhalten des guten Bruno. Wie ich befürchtet hatte, war er vom unerwarteten Auftauchen dieses atemberaubenden Mädchens völlig überrascht. Denn ich hatte ihn ja oft genug mit Klagen über meine unglückliche Liebe zu Sandra genervt. Und nun schien ich mich plötzlich mit dieser motorisierten Superschönen getröstet zu haben! Ob er meine vermeintliche Sinnesänderung wohl billigte? Falls nicht, ließ er sich das jedenfalls nicht anmerken. Denn er tat alles, um Mirella bei ihrem neuen Abenteuer – damit meine ich nicht mich, sondern das Motorradfahren – zu helfen, hatte ihr, während sie noch an der ungewohnten Motorrad-

Kleidung herumfummelte, den Tank der AERMACCHI gefüllt und sämtliche Einstellungen, die sich mit einem schnellen Blick kontrollieren lassen, überprüft, stand nun so wachsam neben ihr wie der Chefmechaniker neben dem in der Weltmeisterschaft führenden Rennfahrer und erwartete beflissen ihren Befehl, die *Ala verde* anzuwerfen. Und Mirella, dieses treulose Wesen, ließ sich offenbar gern von ihm bedienen, verlor jedenfalls erst dann die Geduld, als auch ich mich am Start der AERMACCHI beteiligen wollte: „Weg hier! Tretet beide einen Schritt zurück! Ich muss lernen, das Ding selbst anzuwerfen." Beleidigt gehorchten wir, drehten vorwurfsvoll Däumchen, beobachteten mit gespieltem Gleichmut, wie Mirella allein ihr Glück versuchte, wie sie sich bemühte, den Motor selbst zu starten – beim ersten Mal noch ohne, aber schon beim zweiten mit Erfolg. Denn wie schon so oft ging wieder einmal das Temperament mit ihr durch – und das war diesmal hilfreich. Nachdem sie nämlich den Kickstarter langsam tastend so lange bewegt hatte, bis er Kompressionswiderstand meldete, ließ sie ihn – schon leicht gereizt – bis in die höchste Position zurückschnellen und trat ihn dann kräftig, ja, fast blitzartig bis unten durch – schon lief der Motor. Zufrieden lächelnd rollte sie die sichtlich eingeschüchterte *Ala verde* vom Ständer, saß aufgerichtet mit verschränkten Armen auf dem edlen Prachtstück, nickte nur, als ich sie fragte: „Traust du dir zu, auf dem Viale umzudrehen und drüben bei der DUCATI zu halten", schaltete sauber in den ersten Gang und kurvte, als die vier Fahrbahnen vor und hinter ihr frei waren, mit so frecher Schräglage auf die andere Seite der Straße, dass Bruno diesen Anblick mit einem bewundernden „Was für ein tolles Mädchen!" kommentierte. Ich rief ihm noch schnell einen Abschiedsgruß zu, sprintete zu meiner DUCATI zurück, versuchte, Mirellas Demonstration der Stärke zu imitieren und auch meinem launischen Motor endlich einmal zu zeigen, wo der Hammer hängt – und zu meiner Überraschung sprang auch er sofort an. Sollte die *GT 200* doch noch irgendwann begreifen, wer von uns der Herr im Hause ist?

Erst als beide Motoren liefen, wurde mir klar, dass ich mit Mirella noch kein Fahrtziel vereinbart hatte. Nun versuchte ich überstürzt, das Versäumte – wieder einmal taugte meine Didaktik nichts – nachzuholen, beugte mich weit zu ihr hinüber und gab ihr über das helle Zahnradsingen des DUCATI-Ventiltriebs und das heisere Bellen des AERMACCHI-Einzylinders hinweg schreiend meine Anweisungen: „Lass uns zunächst auf der Via Cassia in Richtung Siena fahren. Später können wir immer noch irgendwo abbiegen und ein anderes Fahrtziel wählen. Aber zunächst sollten wir so schnell wie möglich die Stadt verlassen. Du fährst – aber bitte vernünftig – voraus, ich bleibe hinter dir. Wenn ich dir an irgendeiner Ampel nicht folgen kann, bummele ruhig weiter! Nur im Notfall solltest du halten und auf mich warten. Du musst also häufig in den Rückspiegel sehen. Aber das solltest du sowieso so oft wie möglich tun. Wenn wirklich alles schief geht, kehr bitte erst um, wenn ich dich auch nach einer halben Stunde noch nicht wieder erreicht habe! Doch am besten bleibst du stur auf der Via Cassia, fährst weiter bis zum Ortseingang von Tavarnelle und wartest dort auf mich. Hast du mich hören können, hast du alles verstanden?"

„Tutto chiaro, capo: Alles klar, Chef", nickte Mirella, neigte die *Ala verde* nach links, um den rechten Fuß auf die Raste setzen und den ersten Gang einlegen zu können, fuhr sanft an, beschleunigte aber schon nach wenigen Metern kräftig und ordnete sich so in den vorbeiströmenden Nachmittagsverkehr ein. Ich folgte ihr mit eini-

gem Abstand als ihr linker Flügelmann. Denn nur so konnte sie mich gut im Rückspiegel sehen.

29

An der Porta Romana bog Mirella halbrechts in die Via Senese ein, fuhr die dort beginnende längere Steigung ziemlich gemächlich hinauf, weil ihr der „niedliche“ *Ala-verde*-Motor wohl noch nicht warm genug zu sein schien, erhöhte aber bald das Tempo, begann auch fröhlich das eine oder andere Auto zu überholen, verlor mich dabei mehrmals aus den Augen, ließ sich dann im Verkehr zurückfallen, wartete auf mich, wurde nun ihrerseits überholt, richtete sich aus ihrer fast liegenden Fahrposition auf, lenkte nur mit der rechten (der Gas-) Hand, drehte sich im Sitzen halb zu mir um und suchte mich irgendwo weit hinter sich am Horizont. Schon nach wenigen Kilometern war mir klar, dass ich mir um ihr Fahrkönnen keine Sorgen zu machen brauchte – sie hatte ihr neues Spielzeug voll im Griff, fuhr schon am ersten Tag ihres Motorradfahrerdaseins weit besser als ich nach so vielen Jahren.

Deshalb dachte ich, während ich sie da vor mir auf ihrem roten Renner bewunderte, wieder einmal an Katharina zurück. Wie Kathy war mir auch Mirella in allen sportlichen Disziplinen, bei allem, was Entschlossenheit und Mut verlangte, haushoch überlegen. Störte mich das? Wäre es mir lieber gewesen, wenn sie da vor mir durch Unfähigkeit ihr Leben riskiert hätte? Hätte ich sie mir eher ängstlich und unsicher gewünscht, nur um mich als ihr starker Beschützer aufspielen zu können? Nein, im Gegenteil, ich fand es herrlich, dass sie da so gekonnt vor mir herumkurvte, stellte mit Erleichterung fest, dass ich mich um sie nicht zu sorgen brauchte, fragte mich, ob nicht eher umgekehrt sie sich um mich sorgte. Denn als ich ihr von meinem nächtlichen, durch den Total-Ausfall der DUCATI-Beleuchtung verursachten „Blindflug“ berichtet hatte, hatte sie mich nachdenklich angesehen und leise, wie beiläufig, gesagt: „Man kann dich auch auf einem Motorrad nicht allein auf die Menschheit loslassen.“ Hatte sie etwa schon damals erwogen, mich als mein Schutzengel zu begleiten?

Als wir nach einigen Kilometern nebeneinander vor einer Baustellenampel hielten und Mirella mir begeistert zurief: „Das Motorradfahren ist ja herrlich – mi diverto un monte: ich habe eine Menge Spaß!“, zog ich die Konsequenz aus meinen bisherigen Beobachtungen, denn ich antwortete ihr: „Nach den Regeln des Fahrens in der Gruppe sollte der schlechtere Fahrer vorausfahren, der bessere ihm folgen, weil der bessere Fahrer seinen Fahrstil mühelos dem des schlechteren anpassen kann, während das umgekehrt nicht der Fall ist. Von uns beiden fährst aber du weit besser als ich. Daher solltest du mir vielleicht folgen, kannst aber gern auch weiter vorn bleiben. Tu, was dir am besten gefällt!“

Und seitdem fuhr Mirella Kreise um mich, war zwar meistens vor mir, wartete aber in regelmäßigen Abständen an irgendeiner gut sichtbaren Stelle auf mich, winkte mich vorbei, blieb ein Weilchen hinter mir, übernahm aber bald wieder die Spitzenposition, indem sie mich „auf der letzten Rille“ überholte. Daher sah ich, solange ich sie hinter mir wusste, mehr in den Rückspiegel als vor mich auf die Straße, trödelte provozierend langsam vor ihr herum, damit sie endlich die Geduld verlor und sich wieder vor mir austobte, mich jedenfalls nicht mit irgendeinem unerwarteten Überholmanöver in Angst und Schrecken versetzte.

Die Via Cassia ist eine hübsche Achterbahn. Reich an Steigungen, Gefällen und Kurven klettert sie zunächst in vielen Serpentinen nach San Casciano hinauf, kurvt von dort wieder nach unten, bleibt ein Stück weit im Tal der Pesa, steigt dann aber aus ihm nach Romita hinauf und führt nach insgesamt 32 km über weiche Hügelrücken nach Tavarnelle hinein. Mirella hatte vor mir all die vielen Kurven durchtobt und wartete nun, wie vereinbart, am Ortseingang des malerischen Städtchens auf mich. Sie sah süß aus auf ihrer wunderschönen *Ala verde*. Doch ich hätte mich über ihren Anblick noch mehr gefreut, wenn wir nicht inzwischen Sandras Heimatstadt so nah gewesen wären. Vielleicht war Certaldo ja schon von hier oben aus zu sehen. Aber hatte ich mir denn etwas vorzuwerfen? Mirella spielte doch heute überzeugend die Kameradin, wenn nicht sogar den Kameraden, jedenfalls nicht die Freundin und schon gar nicht die Geliebte.

Und könnte ich nicht zu meiner Verteidigung vorbringen, eine solche Fahrt auf zwei Motorrädern sei ganz harmlos, schaffe niemals eine so enge Verbindung zwischen zwei Menschen wie eine Auto- oder Flugzeugreise? Nun, falls ich das wirklich behaupten wollte, wäre ich ein schamloser Lügner. Es ist zwar richtig, dass man nicht nebeneinander sitzt und auch nicht miteinander reden kann, aber wahr ist auch, dass man sich nicht miteinander langweilen und erst recht nicht neben dem anderen einschlafen kann, nein, im Gegenteil, man muss den Partner ständig hellwach und mit der größten Aufmerksamkeit beobachten. Jedenfalls interessierte mich Mirellas Verhalten heute weit mehr, als wenn ich im ALFA oder in der *Aztec* neben ihr gesessen hätte, meine Gefühle für sie waren beängstigend stark, lebendig und liebevoll, keine Sekunde ließ ich sie aus den Augen: Was macht sie jetzt da vorn, will sie abbiegen, sieht sie den Traktor, der von rechts so schnell auf die Kreuzung zufährt, will sie wirklich an dieser gefährlichen Steigung überholen, hat sie auch noch genügend Benzin, müsste sie nicht vielleicht eher tanken als ich? Ja, manchmal versuchte ich sogar, sie gedanklich zu beeinflussen: ‚Komm, Mirella, nun halt dich doch in diesem Kurvengeschlängel endlich einmal ein bisschen zurück! Du musst doch nicht dauernd Kopf und Kragen riskieren!' Kurz, das konzentrierte Fahren in einer Zweierformation erzeugt ein tiefes Gefühl der Verbundenheit, ja, der Zuneigung. Das zeigte sich auch bei diesem Ausflug. Denn als ich Mirella so geduldig auf der rot leuchtenden AERMACCHI unter dem Ortsschild von Tavarnelle auf mich warten sah, war ich gerührt, freute mich darüber, dass sie mich nicht im Stich gelassen hatte, sondern treu an meiner Seite ausharren wollte, grüßte sie winkend, forderte sie im Vorbeifahren per Handzeichen auf, mir zu einer über uns am Hang liegenden Bar zu folgen, kam vor ihr dort an, parkte mein Motorrad, drehte mich, als sie mit laufendem Motor neben mir hielt, zu ihr um und umarmte sie. Wieder einmal wusste ich nicht, was ich tat, erschrak und versuchte mich sofort auf die Rolle des väterlichen Freunds zurückzuziehen, lobte sie mit einem „Gut, gemacht, Mirella!", bemühte mich also, das Verhalten des Daddy nach dem denkwürdigen Sardinienflug zu imitieren, kümmerte mich deshalb jetzt, ähnlich wie damals er, um ihr technisches Spielzeug, forderte sie auf, den Motor noch einen Augenblick laufen zu lassen, und zeigte ihr, wie sie die Leerlaufdrehzahl an der Anschlagschraube das Gasschiebers einstellen kann. Denn nach Mirellas Kurventoberei war der neue Einzylinder so heiß geworden, dass er nun im Leerlauf etwas zu schnell drehte.

30

Wir legten dann auf der Terrasse jener Bar eine längere Pause ein, genossen den Panoramablick, Mirella berichtete begeistert von ihren ersten Erfahrungen mit der AERMACCHI, blieb ganz die Kameradin, vermied alles, was einen Feigling wie mich in die Flucht hätte treiben können – nur ihr „amore mio“ kehrte beharrlich wieder.

Da sie glaubhaft versicherte, noch keineswegs müde zu sein, fuhren wir fröhlich nach Poggibonsi weiter, kurvten von dort über eine herrliche Straße, die immer wieder weite Ausblicke ins Land bot, aus dem Elsatal nach Castellina in Chianti hinauf, bogen dann in Richtung Greve ab und kamen so zu jener hochgelegenen Gaststätte, auf deren Terrasse ich noch vor wenigen Tagen so bitter meine Einsamkeit beklagt hatte. Mit großer Geste lud ich Mirella zum Abendessen ein, musste mich diesmal nicht mit der Erinnerung „an parfümierte Sonnencreme, den Ölgeruch heißer Flugmotoren, den Blütenduft des Rosmarin und Zauberverse“ begnügen, sondern wurde von dem verführerisch schönen Mädchen selbst und außerdem nicht nur von einem, sondern sogar von zwei Motorrädern begleitet – troppa grazia, Sant'Antonio: zu viel Gnade, Heiliger Antonius?

Ja, vielleicht doch, denn wenn Mirella und ich zusammen sind, lassen sich kritische Situationen nie vermeiden. Diesmal geriet ich durch meine gut gemeinte Einladung in Schwierigkeiten. Denn als wir am frühen Abend Don Clementes Dorf erreichten, machte ich in Gedanken einen Kassensturz und entschloss mich, Mirella, wie erwähnt, in das hübsche Restaurant einzuladen. Doch sie fuhr wieder einmal weit vor mir herum, hatte den kleinen Ort schon fast durchquert. Also rief ich sie zurück, indem ich sie mehrmals von hinten mit dem Fernlicht anblinkte. Sie verstand sofort und kehrte um. Ich lud sie mit einer Handbewegung ein, mir zu folgen, kurvte, um ihr meine hervorragenden Ortskenntnisse zu beweisen, ohne jede Unsicherheit durch zahlreiche Sträßchen des hübschen Dorfs in Richtung der Gaststätte, fand ihre etwas versteckte Einfahrt, bog schwungvoll in sie ein, fuhr zielstrebig über den Kies der großen Terrasse bis zum ersten der einladend gedeckten Tische und hielt neben ihm. Mirella war mir zwar brav mit der AERMACCHI gefolgt, schien aber von meinem Einfall keineswegs begeistert zu sein, sondern blickte sich mindestens ebenso finster auf „meiner“ Terrasse um, wie ich das damals in Sardinien auf ihrer getan hatte – was war denn nun schon wieder los? Vorsichtig erkundigte ich mich: „Ich wollte dich zum Abendessen einladen, aber wenn dir dieses Restaurant nicht gefällt, können wir auch weiterfahren.“ Inzwischen hatte sie den Sturzhelm abgenommen, war dabei, mit Hilfe des *Ala-verde*-Rückspiegels ihren Wuschelkopf zu ordnen und murmelte nur: „Ist schon in Ordnung.“ Das war alles, mehr sagte sie nicht. Na gut, verstehe einer die Frauen, zumal dieses launische Exemplar hier – und Sandra und Katharina und Valentina und Barbara und und und ... !

Wir setzten uns an das Tischchen. Die in seiner Mitte wartende Kerze brannte noch nicht. Da ich mich nicht gedulden wollte, bis der Wirt kam und sie uns anzündete, verhalf ich uns mit meinem Feuerzeug in Eigenregie zu mildem Kerzenschein, lehnte mich zufrieden zurück, fühlte mich ja hier zu Hause, und genau das war mein Problem. Denn die Grillen zirpten, der Mond schien, die Sterne funkelten, die Zypressen trauerten – und Mirella ärgerte sich: „Was für ein hochromantisches Plätz-

chen! Du kennst es gut. Wie oft bist du schon hiergewesen?“ – „Nur ein einziges Mal, vorgestern, am Donnerstag, an einem trostlosen Abend. Ich war allein, einsam, verlassen und traurig.“ Mirella glaubte mir kein einziges Wort. Dass sie sich stattdessen eine Orgie ausmalte, war ihr deutlich anzusehen. Auch insofern ähnelte ihr Blick auf meine Terrasse in jeder Weise meinem auf ihre.

Wieder einmal war mein und ihr Verhalten vollkommen abwegig. Denn ich war ohne den mindesten Grund schuldbewusst, begann verlegen mit dem Zeigefinger das vor mir liegende Besteck hin- und herzuschieben, versuchte es genauestens auszurichten – offenbar erfolglos, denn ich wiederholte meine Bemühungen ohne Ende. Und Mirella war eifersüchtig – und das Widersinnigste an ihrer Eifersucht war, dass sie noch am wenigsten in meiner Traumfrau Sandra eine Konkurrentin sieht. Irgendwie läuft Sandra außer Konkurrenz, entweder weil sie nicht ernstzunehmen ist oder weil ihr schon die Sonderstellung einer Ehefrau eingeräumt wird. Denn dass man sich in einen verheirateten Mann verliebt – na ja, das kommt vor, das Nebeneinander von Ehefrau und Geliebter ist oft unvermeidlich. Aber dass ein Mann die eine Geliebte mit der anderen Geliebten betrügt, das geht zu weit. Sieht Mirella also in Sandra schon so etwas wie meine Ehefrau? Wohl nicht. Eher nimmt sie wohl – zu Recht – an, dass Sandra, dieses streng behütete blutjunge Mädchen, niemals die Erlaubnis bekäme, mich auf eine so lauschige Terrasse zu begleiten. Wer sonst also hatte schon mit mir an diesem verfluchten Tischchen gesessen?

Gottlob rettete mich der großartige Wirt. Denn als er schließlich kam, um uns die Menükarten zu bringen, erkannte er mich sofort wieder: „Ach, wie schön, dass Sie uns auch heute besuchen! Und nicht wie am vergangenen Donnerstag so allein und traurig, sondern diesmal in netter Begleitung.“

Ich hätte ihn umarmen können, war gerettet, und auch Mirellas Anblick quälte mich nun nicht länger, denn sie war sofort wieder ausgelassen und fröhlich. Aber unbeschwert ist unser Zusammensein eben nie. Vielleicht beruhen unsere Gefühle ja doch auf Gegenseitigkeit, aber falls es wirklich so sein sollte, wäre meine Liebe zu ihr eine herzzerreißend-unglückliche Liebe.

In tiefer Nacht bummelten wir nach Hause zurück. So kam schließlich auch noch die bis dahin verschmähte „Monsterbrille“ zu Ehren. Denn mit Sonnenbrille wollte selbst die eitle Mirella nicht im Dunkeln herumkurven. In Florenz fuhren wir zunächst mit beiden Motorrädern zu ihrer Wohnung, stellten die AERMACCHI in der Garage ab und kehrten dann zu zweit auf der DUCATI zu Brunos längst geschlossener Tankstelle zurück. Dort stand ja noch der ALFA. Und erst jetzt, als sie bei schon laufendem Motor in ihrem Auto saß, gestand mir Mirella, dass sie morgen – am Sonntag – mit ihren Eltern nach Sardinien fliegen und dort ein paar Tage bleiben „müsse“. Sie habe ihrem Vater den kurzen Aufenthalt zum Dank für die *Ala verde* versprochen. „Wie viel sich deine Eltern jeden Tag des Zusammenseins mit dir kosten lassen!“, stellte ich bewundernd fest. – „Daraus könntest du etwas lernen“, sagte Mirella, hob die Hand zu einem kaum sichtbaren Abschiedswinken und ließ den ALFA anrollen, hatte aber – der Viale ist ja ziemlich hell – vergessen, die Beleuchtung einzuschalten. „Mirella, das Licht!“, rief ich ihr zu. Sie bremste kurz ab, schaltete das Licht ein und jagte dann ohne irgendeinen weiteren Gruß in die schöne Sommernacht davon.

31

Den Sonntag verbrachte ich bis zum späten Nachmittag in meinem Zimmer, startete erst gegen 17 Uhr die DUCATI, fuhr nach Galluzzo, dahinter die steilen, engen Serpentinen nach Chiesa nuova hinauf, weiter nach Cerbaia und Montespértoli, blieb bis kurz vor Castelfiorentino oben in den Bergen, kurvte dann auf einer Gefällstrecke nach „Castello“, wie Sandra das Städtchen nennt, ins Elsatal hinunter, wandte mich nach links elsaaufwärts und kam so in das etwa 10 km entfernte Certaldo.

Da war ich also wieder – wie werden sich die lieben Pertini über meine lang ersehnte Ankunft freuen! Also im Ernst, bei Sandra hoffe ich in solchen Augenblicken schon, dass sie sich über mein Kommen freut, aber bei allen anderen Familienmitgliedern bin ich mir da nicht so sicher. Eine Diskussion mit Sandra darüber zu beginnen, ob ich sie besuchen soll oder nicht, habe ich tunlichst vermieden. Was mache ich, wenn sie mich bittet, in Florenz zu bleiben? Das lässt sich ja nicht ausschließen. Soll ich ihr dann diesen Wunsch erfüllen oder mich über ihn hinwegsetzen? Auf keinen Fall könnte ich, wenn sie sich auch nur ein einziges Mal offen gegen meine Besuche ausgesprochen hätte, noch länger so heuchlerisch „unbefangen“ bei ihr in Certaldo auftauchen, wie ich das auch jetzt wieder tat. Also frage ich sie in dieser Sache wohl besser nicht nach ihrer Meinung.

Auch diesmal öffnete mir Marco auf Zuruf das Gartentor, ich fuhr die DUCATI in den hübschen Hof, wurde von Sandras Vater, dem „Babbo“, und von Sandra begrüßt, stand verlegen im Wohnzimmer, drehte in den Händen eine Schachtel Pralinen, die ich an der heimischen Piazza Tasso für die Signora gekauft hatte und die ich ihr nun nicht geben konnte, weil sie noch das in Italien übliche Nachmittags-Schläfchen hielt. Also überreichte ich das Schächtelchen dem Herrn Doktor mit der Bitte, es der Frau Gemahlin so bald wie möglich auszuhändigen. Denn auch ein Dompteur gehe nicht zu den Löwen in den Käfig, solange sie hungrig seien, sondern erst, wenn sie mindestens eine halbe Kuh gefressen hätten. Deshalb liege mir viel daran, auch die Signora, diese „Löwin“, mit Pralinen zu füttern, ehe ich ihr gegenübertreten müsse. Als dann die „mamma“ erschien, wurde sie von allen Anwesenden mit Gelächter als „unsere Löwin“ begrüßt, und diesen Spitznamen – „leonessa“ – ist sie bisher auch noch nicht wieder losgeworden.

Doch in Wahrheit ist wohl nicht sie es, die mich kampfbereit umschleicht, um Sandra vor mir zu schützen, nicht sie hat Bedenken gegen eine mögliche Zuneigung der Tochter zu mir, es ist der Vater, der überall Probleme sieht. Wie jeder Vater wünscht auch er sich an seinen Kindern manches anders. An Sandra hat er noch am wenigsten auszusetzen, sie war immer die hochintelligente, in der Schule erfolgreiche, sanfte, verständnisvolle, gehorsame Tochter, ist – nicht anders als Mirella für ihren Daddy – Papas ganzer Liebling. Während aber der Daddy seiner Tochter jede Freiheit lässt, volles Vertrauen in ihre Entscheidungen setzt, sie mit eindrucksvollem Mut in ihrer Loslösung vom Elternhaus unterstützt – so wie mein Vater das auch bei mir getan hat, aber bei einer Tochter ist so etwas eben doch viel schwerer – während also der eine Vater seine Tochter optimistisch und mutig in eine – ja immer irgendwie gefährliche – Freiheit entlassen hat, glaubt der andere, der Babbo, alles, aber auch wirklich alles besser zu wissen als seine Kinder.

Bei Marco war er nie mit den Schul- und Studienleistungen zufrieden. Es ist ja klar, irgendetwas wird immer zu bemängeln sein. Ich möchte nicht wissen, was dieser Vater zu meinen papyrologischen Klimmzügen sagen würde, wenn er sie kennen und beurteilen könnte. Vermutlich spräche er tagelang nicht mehr mit mir. Immerhin durfte sich Marco, ohne dass es wilde Szenen gab, mit Giulietta verloben. Die beiden kannten sich schon seit ihrer Schulzeit, Giulietta wohnt in Certaldo, stammt aus guter Familie, ist ein hübsches, liebes, zurückhaltendes Mädchen, gewiss nicht jemand, der in irgendeiner Weise Widerstände oder Aversionen provozieren könnte. Man hätte schon böswillig sein müssen, um gegen diese Verlobung Einwände zu erheben. Und böswillig ist der Babbo in keiner Weise, er ist überaus bemüht um seine Kinder – und genau daher rühren zahllose Probleme.

Während er also die Verlobung des Sohnes mit Giulietta akzeptierte, allerdings alles andere, was der arme Kerl tut, mit Argusaugen überwacht, ist die Situation bei der Tochter genau umgekehrt. Insofern sind auch die beiden Pertini-Kinder „Gegenfiguren“. Denn an den schulischen und universitären Leistungen der hochbegabten Tochter kann der Vater nun wirklich nichts aussetzen, wohl aber an ihrer irgendwann zu befürchtenden Partnerwahl. Auch auf diesem schwierigen Gebiet glaubt er alles besser zu wissen, er ist ebenso ein Besserwisser wie ich selbst. Sandra kennt also seit ihrer frühesten Kindheit diese männliche Attitüde und erträgt mich vielleicht deshalb so gelassen.

Doch wie auch immer – bisher hat die brave Tochter ihrem misstrauischen Papa keinerlei Sorgen mit irgendwelchen Liebesabenteuern gemacht, hat sich nie für ein männliches Wesen interessiert, weder in der Schule noch bei anderen Gelegenheiten, ist mir ungeküsst in die weit geöffneten Arme gelaufen. Auch aus diesem Grund ist ihre Familie auf einen solchen „Ernstfall“ in keiner Weise vorbereitet, kennt und erwartet die Symptome der Liebe beim Töchterchen nicht.

Und doch erhob der Babbo schon früh seine mahnende Stimme. Er sieht zwar immer noch nicht, dass sich seine Tochter verliebt hat, nein, es war sein tiefer Pessimismus, der ihn vor mir warnte. Allein als große Gefahr betrat ich sein Haus, näherte mich ausschließlich als Bedrohung seinem arglosen Kind, war und bin für seine Tochter nicht die Chance auf ein bisschen Glück, sondern der Anfang ihres Unglücks. Nach seiner Meinung ist sie nur in seiner unmittelbaren Nähe gut aufgehoben, geborgen, geschützt. Denn sie ist zu jung für jede eigene Entscheidung, kann noch gar nicht wissen, was sie künftig erwartet, hat keinerlei Erfahrung mit so bösen Wesen, wie Männer es nun einmal sind. Doch Erfahrungen sammeln soll sie auch nicht – das fehlt ja noch! Was soll sie also? Sie soll studieren, einen Lehrberuf ergreifen, vielleicht irgendwann einmal einen braven Toskaner heiraten. Jedenfalls soll sie sich hüten, jetzt, mit neunzehn Jahren, diese heile Familienwelt mit irgendwelchen „capricci“ – Launen – auf den Kopf zu stellen.

Leider komme ich zu allem Übel auch noch aus dem Norden. Denn der Pertini-Clan ist nicht nur durch zwei Kriege, sondern auch durch familiäre Erfahrungen gegen alles Nordische voreingenommen. Amalia, eine der Schwestern des dottore, ein fröhliches, spontanes junges Mädchen, hatte in eine gräfliche Familie der italienischen (!) Schweiz hineingeheiratet, war aber in dieser Umgebung – also entweder in der Schweiz oder in jener adeligen Familie – so kreuzunglücklich, dass ihr Ehemann sich gezwungen sah, mit ihr fern von seinen Verwandten in Italien – in Novara – zu

leben. Dabei hatte es weder sprachliche Probleme gegeben noch ist die italienische Schweiz unendlich weit von Certaldo entfernt. Doch durch Tante Amalias Flucht aus der Fremde zurück in die traute Heimat wurde der Norden für alle Pertini zum Inbegriff nicht nur klimatischer, sondern vor allem seelischer Kälte, die Herzen der Menschen dort oben sind zu Eis erstarrt.

Anders als Sandras Vater sieht ihre Mutter die Welt zwar durchaus kritisch, aber doch nicht mit ständigem Misstrauen, sondern mit gesunder Zuversicht, befürchtet jedenfalls nicht jeden Tag den Weltuntergang. Mit ihrer von der nonna Ada geerbten Unbefangenheit sagte sie, wie Sandra mir kürzlich etwas verlegen gestand, schon nach meinem ersten Besuch in ihrem Haus: „Quel ragazzo è molto bellino: jener Junge ist sehr hübsch", und setzte sogar – welch großes Lob aus ihrem Mund – hinzu: „Als dein Vater noch gesund und fröhlich war, ähnelte er diesem Studenten in jeder Hinsicht."

Doch leider liegen die fröhlichen Jahre des Babbo schon lange zurück, seine Weltsicht verdüsterte sich mit zunehmendem Alter, und entsprechend argwöhnisch beobachtet er jeden meiner Besuche, Er warnt, predigt, mahnt, setzt so zwar auch die Tochter, aber noch viel mehr die Mutter unter Druck. Denn sie ist seines Erachtens für die weitere Entwicklung verantwortlich, hat dafür zu sorgen, dass Sandra diesem üblen Knaben nicht zum Opfer fällt. Daher sitzen die beiden Frauen nun im selben Boot – Signor Pertini hat erreicht, dass er stets als letzter erfahren wird, was geschieht. Denn sogar als die Mamma Verdacht zu schöpfen begann, ließ sie sich nichts anmerken. Und auch Sandra hat schließlich noch gelernt, mit Pokergesicht am Essenstisch zu sitzen. Denn ihr Vater ahnte sogar gestern Abend noch nichts von der wahren Gemütsverfassung seiner Tochter.

Allerdings scheinen mir Sandras Verstellungskünste in letzter Zeit rapide nachzulassen. Je näher unser Examen rückt, desto mehr verzweifelt sie, und desto stärker sieht man ihr das an. Deshalb wird die arme Mamma wohl bald vor eine schwere Wahl gestellt werden: Für wen soll sie Partei ergreifen, für ihren Mann oder für ihre Tochter? Das dumme Kindchen hat sich verliebt. Was ist daran so schlimm? Der Junge, der sie umwirbt, ist doch eigentlich ganz nett. Was spricht dagegen, die weitere Entwicklung in Ruhe abzuwarten?

Nun, ihr Ehemann spricht dagegen, jeden Tag wiederholt er seine Einwände: Sandra sei noch sehr jung, ihr Studium nicht abgeschlossen, man müsse uns dauerhaft trennen, damit das unerfahrene Mädchen nicht „völlig den Kopf verliere". Zur Bezeichnung dieser Katastrophe benutzt er, wie Sandra mir nicht ohne bitteren Spott erzählte, den Ausdruck „prendere una cotta". Damit ist der unkontrollierte Absturz in eine zwar nur kurze, aber umso heftigere, blinde, schwärmerische, besinnungs- und hemmungslos-leidenschaftliche Liebe gemeint.

Doch als ich gestern Abend in Certaldo eintraf, war von all diesen Spannungen kaum etwas zu spüren, nur Sandras Augen verrieten mir, wie sehr sie litt. Um ihr Halt zu geben, Ruhe einzuflößen, die äußere Form zu wahren, befasste ich mich tatsächlich noch einmal mit den ekelhaften Papyri. Bis zum Abendessen saßen wir uns am großen Wohnzimmertisch gegenüber, heuchelten Interesse an den vor uns liegenden Blättern, sahen zwar auch ein paar Mal auf die dämlichen Abbildungen, noch öfter aber einander sehnsüchtig in die Augen. Nie lässt man uns auch nur eine Sekunde lang allein, irgendjemand sitzt immer, lesend oder sinnend, irgendwo in einem Sessel

und führt die Aufsicht – kein Finger berührt einen Finger, kein Arm einen Arm, keine Schulter eine Schulter, nur Augen können Augen streicheln.

Gegen 20 Uhr wurde zu Abend gegessen – ich war eingeladen –, danach kam es zu entspannten, recht vergnüglichen Gesprächen. Alle waren bester Stimmung, der Vater zog sich nicht wie sonst in ferne Privaträume zurück, sondern unterhielt sich angeregt den ganzen Abend hindurch mit mir. Ich gab mir Mühe, bescheiden und nett zu sein, ihn nicht zu reizen, nicht in irgendwelche Fettnäpfchen zu treten, hatte ich doch erlebt, wie empfindlich er reagiert, wenn Marco ihm widerspricht – aber trotz meiner Liebe zu Sandra bin ich in einer einzigen Hinsicht noch nie bereit gewesen, Zugeständnisse zu machen: Wenn mir eine Auffassung, eine Argumentation, ein Urteil falsch zu sein scheint, erhebe ich Einspruch. Übrigens ist mir Sandra, wie ich schon lange weiß, beim Aufdecken von Fehl- oder Vorurteilen weit überlegen, aber hier in Certaldo hat noch niemand ihren Scharfsinn bemerkt, weil sie respektvoll den Mund hält – eigentlich schade.

Auf jeden Fall vertrat ich freundlich, aber bestimmt auch abweichende Meinungen, sooft es mir dafür gute Gründe zu geben schien. Das wurde vom Herrn Doktor mit Geduld hingenommen. Marco gegenüber wäre er vermutlich weniger tolerant gewesen, aber zu einem Sohn ist das Verhältnis wohl immer gespannter als zu einem Außenstehenden. Kurz: wir vertrugen uns recht gut. Besonders für Sandra freute mich das. Allein für sie tue ich ja das alles. Wozu sonst hätte mich Amor in einen Esel verwandelt? Statt mit Mirella in einem zweimotorigen Flugzeug über den gestirnten Nachthimmel zu fliegen oder in ihren schönen Armen zu liegen, tastete ich mich hier freiwillig durch ein Minenfeld. Gottlob wusste niemand, welche anderen Möglichkeiten des Zeitvertreibs ich zur gleichen Stunde gehabt hätte. Hätte man auch nur geahnt, auf was alles ich verzichtete, um Sandra aus zwei Metern Entfernung in die Augen zu sehen – man wäre über meine Anwesenheit entsetzt gewesen.

So aber gab es nur einen einzigen kritischen Augenblick, und auch den erst nach meiner Abfahrt. Wie Sandra mir heute Morgen halb belustigt, halb verzweifelt gestand, stellte der liebe dottore nach meinem Start in die dunkle Nacht der Mamma die bemerkenswerte Frage: „Ich begreife freilich nicht, warum dieser ‚sympathische Junge' nach Certaldo kommt. Wir haben ihm doch wirklich nichts zu bieten." Darauf die Mutter: „Ach, er wird wohl einsam sein und uns deshalb von Zeit zu Zeit besuchen."

32

Obwohl ich von Sandra wiederholt vor den absehbaren Folgen meiner Dickfelligkeit gewarnt worden war, hatte ich meine tiefe Abneigung gegen die fünf dokumentarischen Papyri nicht überwinden können. Sie widerten mich an, und ich brachte es nicht fertig, mich mit ihnen abzuquälen, geschweige denn, sie doch noch auswendig zu lernen.

Heute Morgen musste sich Sandra, der alphabetischen Reihenfolge unserer Namen entsprechend, unmittelbar vor mir dem verfluchten Examen unterziehen. Erneut ging sie mutig, aber wie stets bescheiden und zurückhaltend in den Prüfungsraum, kam nach fast einer Stunde mit der hervorragenden Note 27, die etwa unserem „Gut (plus)" entspricht, wieder heraus, hatte keine Zeit mehr, mich über den Prüfungsin-

halt zu informieren, sondern konnte mir nur noch Glück wünschen. Nach dem Muster des deutschen „Hals- und Beinbruch“ (Fliegerei) oder „Mast- und Schotbruch“ (Segeln) wünscht man sich in Italien „in bocca al lupo: dem Wolf in den Rachen“. Allerdings ist gerade der liebenswerte, gütige Professor Giacometti keinesfalls als „böser Wolf“, sondern als fairer Prüfer bekannt. Insofern fühlte ich mich einigermaßen sicher.

Doch dann trat eine kurze Verzögerung ein – recht pünktlich erschien der Direktor des Instituts für Altertumskunde, ein hochberühmter Horaz-Kommentator, um dem Examen beizuwohnen, vielleicht sogar, um ihm den gebührenden Glanz zu geben. Spätestens in diesem Augenblick bereute ich – wieder einmal – meine unsägliche Bockigkeit. Hätte ich doch nur auf Sandras Warnungen gehört! Aber jetzt war es zu spät, nun nahm das Unheil seinen Lauf.

Durch die geöffnete Tür des Prüfungsraums sah ich die Kommission an jenem langen Tisch sitzen, an dem ich vor vielen Monaten Sandra zum ersten Mal angehimmelt hatte. Das waren noch bessere Zeiten gewesen (wie war das doch gleich mit den Grillen? Vielleicht sollten sie sich doch Liebeslieder zuzirpen). Getrennt von den anderen Herren thronte der Institutsleiter etwas abseits auf einem Ehrenplatz. Sichtlich zufrieden genoss er die Bequemlichkeit eines eilig herbeigeholten Plüschsessels.

Giacometti kam mir durch den großen Raum bis zur Tür entgegen, schüttelte mir die Hand, sprach herzliche Worte der Begrüßung, drehte sich um, ging mir voraus in Richtung vieler auf dem Tisch bereitliegender Photos und Abbildungen und sagte dabei laut: „Die dokumentarischen Papyri ... “, und ich leise, schräg hinter ihm, in sein linkes Ohr: „ ... haben mich leider überhaupt nicht interessiert.“ Er zuckte kaum sichtbar zusammen und fuhr an die Kommission gewandt laut fort: „ ... haben wir ja soeben sehr schön von Signorina Pertini vorgelesen und gedeutet bekommen, sodass wir uns nun einem anderen Kapitel der Überlieferungsgeschichte zuwenden können.“

Sandra und dieser feine Mann, der in meinem Herzen immer einen Ehrenplatz behalten wird, hatten mich vor einer grässlichen Blamage bewahrt. Für so viel Entgegenkommen wollte ich mich erkenntlich zeigen, bemühte mich intensiv, der nun folgenden Prüfung, die bald zu einer lebhaften Diskussion wurde, so viel Schwung und „Pfiff“ wie nur irgend möglich zu geben, stimmte Giacometti durchaus nicht immer vorbehaltlos zu, sondern wagte es bisweilen auch, meinem berühmten Lehrer zu widersprechen. Doch irgendwann einigten wir uns immer auf eine gemeinsame These. An diesen Erörterungen hatten wir beide unsere Freude, die Thematik faszinierte uns, der Ton war so herzlich, wie er es manchmal unter Sammlern ist, die endlich einmal mit jemandem, der sich nicht langweilt, über ihre Liebhaberei reden können. Außerdem habe ich Giacometti seit unserem allerersten Zusammentreffen vor vielen Monaten immer als fürsorglichen, väterlichen Freund erlebt. Trotz seines Weltruhms ist dieser großartige Gelehrte still, bescheiden und jederzeit ansprechbar geblieben, und entsprechend groß ist die Zuneigung, die ich für ihn empfinde. Vielleicht spürt man solche Verbundenheit ja auch in einer Prüfung. Ich hätte ihm sogar, wenn er mich danach gefragt hätte, ganz offen erklärt, warum ich mich nicht mit den dokumentarischen Papyri befasst hatte.

Nach einer Stunde beglückwünschte er mich im Namen der Kommission und schickte mich mit der italienischen Bestnote aus dem Raum: Trenta (30, die höchste

Punktzahl) e lode (und Sonderlob). Draußen wurde ich zunächst von anderen Kandidaten zum Prüfungsverlauf befragt. Sandra wartete im Hintergrund.

Nachdem ich den Kommilitonen erschöpfend Auskunft gegeben hatte, konnte ich zu meiner Traumfrau vordringen, stand etwas mitgenommen vor ihr, müde, aber glücklich. „Welche Note hast du bekommen?“, fragte sie und sah mich dabei mit ihren schönen dunklen Augen und einem etwas spöttischen Lächeln erwartungsvoll an. – „Trenta e lode: Sehr gut mit Sonderlob“, verkündete ich ihr stolz, ja triumphierend, denn ich war ja wie Phoenix aus der Asche zum Licht emporgestiegen.

Belustigt und gleichzeitig doch auch tröstend, weil sie mir eine Illusion nahm, streichelte sie zärtlich meine Hand und sagte: „Questo voto lo danno in Italia a tutti gli stranieri: Diese Note gibt man in Italien allen Ausländern.“ Und ich fürchte, an diesen Worten war viel Wahres.

33

Am Freitag, 5. Juli, 13 Uhr, waren unsere Prüfungen beendet. Wir fühlten uns, Sandra mit ihren wohlverdienten „ventisette“ und ich mit meinen geschenkten „trenta e lode“, erleichtert und bedrückt zugleich, erleichtert, weil wir das schwierige Examen bestanden hatten, bedrückt, weil Sandra nun offenbar endgültig in Certaldo eingesperrt werden sollte. Schon ihr Weg dorthin ähnelte einem Gefangenentransport. Denn die liebe Mamma wollte ihr armes Töchterchen sofort nach der Prüfung persönlich von Florenz nach Certaldo zurückbegleiten und wartete deshalb schon seit dem Vormittag bei den Großeltern auf das Ende des Examens.

Aber zunächst begriff ich das alles nicht, sondern stellte wieder einmal ein paar reichlich dumme Fragen: „Glauben deine Eltern, sie müssten dich an der Tür des Prüfungsraums abholen, weil du nach dem Examen extrem geschwächt sein könntest?“ – Sandra antwortete nicht, schüttelte nur müde den Kopf. – „Fürchten sie, dass du dich, wenn du durchfällst, in den Arno stürzt?“ – Wieder schüttelte Sandra nur traurig den Kopf. – „Bitte sei doch endlich einmal ehrlich! Wenn das alles nicht zutrifft, was soll dieser Riesenaufwand dann?“ – „Sie wollen mich vor dir, dem Herzensbrecher, schützen, wollen verhindern, dass ich mich heute in deine Arme werfe und mit dir durchbrenne“, flüsterte Sandra. War das bitterer Hohn oder meinte sie ernst, was sie da murmelte? Auf jeden Fall ist wohl ziemlich sicher, dass uns jede weitere Sekunde des Zusammenseins von ihren Eltern missgönnt wird. Die Zukunft verspricht also wenig Gutes.

Traurig schlichen wir zur Piazza dell’Unità. Denn meistens fährt Sandra ja von dort zu den Großeltern. In einer Bar wollte ich uns zur Feier des Tages je ein Glas Sekt spendieren, aber es gab nur Ein-Liter-Flaschen, und da wir so viel am helllichten Tag nicht trinken wollten, begnügten wir uns mit je einem Fläschchen Bier. Sandra wurde immer trübsinniger. Sie benahm sich, als wenn wir auf ewig voneinander Abschied nehmen müssten. Also zögerten wir die bittere Trennungsstunde weiter und weiter hinaus, saßen auch um 14 Uhr noch an unserem Platz und starrten bekümmert in die längst geleerten Gläser. Was konnte ich tun, um meine arme Liebste zu trösten, um ihr zu zeigen, dass es aus allen Schwierigkeiten auch immer einen Ausweg gibt?

Endlich kam mir ein brauchbarer Einfall. Zwar hatte Professor Giacometti den heutigen Freitag als letzten Prüfungstag vorgesehen, aber die üblichen tausend kleinen Unterbrechungen und Verzögerungen hatten ihn gezwungen, einige Prüfungen auf den Sonnabend zu verschieben. Leider war erst nach Sandras und meinem Examen gefragt worden, wer bereit sei, sich nicht mehr heute, sondern morgen prüfen zu lassen. Sonst hätten wir dieses Angebot sofort angenommen. So aber hatten sich für diesen späteren Termin vier andere Kandidaten gemeldet.

Und doch war diese Terminverschiebung auch unsere große Chance – plötzlich kam mir die Erleuchtung, aus tiefem Nachdenken fuhr ich auf und fragte: „Warum sollen wir nicht zu den vier Glücklichen gehören?“ Überrascht sah Sandra mich an, verstand mich nicht. Vorsichtig erklärte ich ihr meinen Geistesblitz genauer: „Wenn wir unsere Prüfung wie jene anderen Vier auf morgen verschoben hätten, könnten wir noch viele Stunden länger zusammen sein. Wir müssten nur behaupten, dass Giacometti uns heute nicht mehr prüfen wollte, du müsstest nur eine winzige Lüge über die Lippen bringen. Aber hast du nicht alles Recht dazu? Handelst du nicht in Notwehr? Wäre das nicht die klassische Notlüge?“

Ohne zu antworten starrte Sandra weiter in ihr leeres Bierglas, dachte vielleicht nach, vielleicht auch nicht. Auf jeden Fall murmelte sie schließlich: „Ich gehe jetzt zum Telefon und lüge. Weh mir, wie tief bin ich gesunken!“, stand auf und schlich, immer noch etwas unschlüssig, davon. Ich blieb schuldbewusst zurück, denn ich spürte, dass ihre Klage nicht ironisch, sondern ernst gemeint war.

Zwar blieb ich unbeirrt bei meiner Meinung, dass Sandra alles Recht zu einem solchen Täuschungsmanöver hatte, war aber aus einem anderen Grund deprimiert. Dass sie, um nur wenige Stunden länger mit mir zusammen sein zu können, ein so hohes Risiko einging, ließ mich das Schlimmste befürchten. Sollte uns tatsächlich eine dauerhafte Trennung bevorstehen? Sah Sandra etwa nicht, wie ich immer geglaubt hatte, Gespenster? Waren ihre Ängste begründet?

34

Am Nachmittag musste sie zwar zunächst ihre Mutter durch die Florentiner Geschäfte begleiten, ich hatte ihr aber in der Hoffnung, dass dieser Einkaufsbummel nicht ewig dauern könnte, versprochen, zwischen 17.30 Uhr und 19.00 Uhr in unserer Studenten-Bar an der Piazza San Marco auf sie zu warten. Doch als ich mit dem Bus von meiner Wohnung zu diesem Treffpunkt fuhr, sah ich, dass meine arme Liebste ihr bisschen Freiheit immer noch nicht wiedergewonnen hatte, sondern auf der Via Cavour verzagt hinter ihrer Mutter hertrottete und geistesabwesend in den Schaufenstern auf irgendwelche Auslagen starrte, die sie nicht im Mindesten zu interessieren schienen, obwohl sie ihr von der Mamma mit lebhaften Gesten empfohlen wurden.

Da es bereits ziemlich spät war, konnte ich mir nicht vorstellen, dass Frau Pertini schon um 17.30 Uhr, wie wir gehofft hatten, mit dem Zug nach Certaldo zurückfahren wollte, im Gegenteil: sie schien alle Zeit dieser Welt zu haben. Trotzdem wartete ich brav an der vereinbarten Stelle auf Sandras Kommen und wurde für meine Geduld reich belohnt, denn die streng bewachte Gefangene hatte doch noch die Flucht ergriffen und betrat zu meiner Überraschung um 18.15 Uhr die Bar. Als

sie gesehen hatte, dass die wachsame Löwin unbeirrt an ihrer Seite ausharrte und nicht, wie ersehnt, nach Certaldo zurückfuhr, hatte sie all ihren Mut zusammengenommen und erklärt: „Ich muss unbedingt noch einmal einen Blick auf den ‚Romanzo di Nino' werfen (Ninos-Roman, 1. Jh. v. Chr., nur fragmentarisch auf Papyrus erhalten) und deshalb jetzt zur Universität gehen." Frau Pertini hatte die trotzige Entschiedenheit ihrer Tochter zunächst mit Sprachlosigkeit zur Kenntnis genommen, sie dann aber doch – obwohl sie wusste, dass die Universität um 18 Uhr schließt? – laufen lassen.

Wir sprangen sofort in einen Bus der Linie 17 und fuhren aus dem Stadtzentrum hinaus in den berüchtigten Liebespaar-Park „Cascine". Nie zuvor war Sandra bereit gewesen, diese hübsche, aber verrufene Grünzone mit mir aufzusuchen. Doch in der Stadt konnten wir nicht bleiben, weil dort ja noch die Mamma herumlief. Immerhin entdeckten wir bei unserem langen Spaziergang durch den Park auch einen kleinen Zoo. Sandra freute sich kindlich über die dort eingesperrten zwei Kamele, den Hirsch, das Reh (sie hatte noch nie einen Hirsch oder ein Reh gesehen) und die Wasserböcke – oder wie immer sonst die dort herumstehenden Viecher heißen mögen. Einen Löwen behauptet sie in ihrer Kindheit, als Schausteller durch Certaldo zogen, schon gesehen zu haben.

35

Am Sonnabendmorgen, auf den Sandra und ich ja unser Examen „verschoben" hatten, trafen wir uns schon sehr früh auf der Piazza San Marco, fuhren sofort nach Fiesole hinauf und setzten uns dort wieder einmal auf eine der Bänke des kleinen zauberhaften Parks. Unmittelbar vor uns lag majestätisch die Altstadt von Florenz, dahinter, im Süden, erhoben sich Bergketten, rechts von uns suchte sich der Arno an Perétola vorbei glitzernd seinen Weg zum Meer. Zikaden sangen, die Ölbäume spendeten flirrenden Schatten, ein leichter Wind spielte in ihren Blättern. In der menschenleeren Morgenstille dieses hübschen Plätzchens hätten wir ungestört über die Zukunft sprechen können, waren aber ratlos und schwiegen uns ausdauernd an. Sandra schien jede eigene Initiative verloren zu haben, und auch ich selbst neigte dazu, die Dinge zunächst einmal treiben zu lassen, abzuwarten, nichts zu unternehmen, sondern nur auf die Entscheidungen anderer zu reagieren.

Immerhin gingen wir auch an diesem Tag schließlich noch kurz ins Franziskanerkloster hinauf, betraten die kleine Kirche und wurden von Orgelmusik überrascht. Ein junger Mönch spielte Werke Bachs, offenbar – darin Sandra vergleichbar – auswendig, denn ich konnte nirgendwo vor ihm ein Notenblatt entdecken.

Und so wie mich eine Komposition des von mir seit jeher grenzenlos bewunderten Johann Sebastian schon bei meiner Ankunft in Florenz tief bewegt hatte, so traf uns nun beide, Sandra und mich, ein anderes seiner Werke hier in dem kleinen Klosterkirchlein mitten ins Herz. Denn der tüchtige Organist bot uns strahlend schön die c-Moll-Passacaglia et Fuga BWV 582. Sie wühlte uns auf, denn ihr herrliches Thema im Ostinato-Bass schien uns die „Macht des Schicksals" noch viel eindringlicher zu beschreiben als Verdis großartige Ouvertüre zu *La forza del destino*.

Gegen Mittag begleitete ich Sandra zum üblichen Zug, dem wohlbekannten Dieseltriebwagen. Wir erreichten ihn im letzten Augenblick. Schon bald machte er

sich auf den Weg, blies brummend die vertraute Rußwolke in den geplagten Florentiner Himmel, fuhr an, kurvte klappernd über eine erste Weiche, wurde schneller, überholte sogar einen anfahrenden Fernzug und verschwand kurz darauf in einer leichten Linkskurve. Diesmal trug er mir Sandra unwiderruflicher fort als jemals zuvor.

36

Um mich nach Sandras Abfahrt ein bisschen von Bruno trösten zu lassen, wechselte ich nachmittags an seiner Tankstelle bei der DUCATI das Öl, außerdem wusch ich das Motorrad. Abends um 21 Uhr rief mich Frau Pertini an und lud mich für Sonntagmorgen nach Certaldo ein. Ich versprach, um 11 Uhr anzukommen, und hielt diese Zusage auch genau ein.

Sandra begrüßte mich in einem hellgrauen Kleid, von dem sie weiß, dass ich es besonders hübsch finde. Sie sah wie immer bezaubernd aus. In Certaldo selbst hatte ich als Gastgeschenk zwei Flaschen Sekt gekauft, die ja in Italien nicht so viel kosten wie in Deutschland (weil auch der Wein nicht teuer ist), und überreichte sie der Mutter, die mir freilich für alle Zeiten verbot, Geschenke mitzubringen.

Bis zum Mittagessen lag ich im Liegestuhl und spielte mit Sandras vielen Katzen. Die DUCATI hatte ich in die kühle Garage stellen müssen, weil sie dem dottore so sehr gefällt, dass er sie gegen die Hitze schützen wollte. Manchmal geht er wie unabsichtlich zu ihr und sieht sich jede Einzelheit des schönen Königswellenmotors an. Heute litt er allerdings wieder einmal unter Depressionen, weil der 25-jährige Filius – der, wie ich schon mehrfach beobachten musste, gar nichts sagen darf (wenn er seinem Vater so unverblümt widerspräche wie ich oft meinem engelsgeduldigen Papa, dann bräche hier eine Welt zusammen) – weil sich also nach Meinung des dottore der arme Marco nicht genügend auf ein medizinisches Examen vorbereitete. Erst beim Mittagessen ließ sich Herr Pertini wieder blicken, sagte aber kein einziges Wort.

Doch ihn deshalb für einen rücksichtslosen Haustyrannen zu halten, wäre falsch. Vielmehr leidet er an erheblichen Kreislaufproblemen, vor allem aber an schweren Depressionen, erinnert dagegen sonst in jeder Hinsicht an seine herrliche Tochter, ist sensibel, nobel, zurückhaltend, verletzlich, um seine Familie ungeheuer besorgt, eben kein Dummkopf, und eigentlich ist ja unbestreitbar, dass es für einen klugen Menschen mehr Gründe zum Pessimismus als zum Optimismus gibt. Dass mein Vater und ich so unverbesserliche Frohnaturen sind, muss deshalb noch kein Zeichen von intellektuellem Unvermögen, kann vielmehr auch eine Trotzreaktion sein – wenn schon alles meist schief geht, wollen wir wenigstens die kurzen Pausen zwischen den aufeinander folgenden Katastrophen mit Lachen genießen. Also dieser ‚Babbo' ist mir – da Sandra ihm in der ganzen Familie am stärksten ähnelt – von Grund auf sympathisch, obwohl offenbar gerade er uns tausend Schwierigkeiten macht.

Auch die anderen Angehörigen dieser Großfamilie, einschließlich der oben im Haus wohnenden Tanten, sind höchst achtbare und liebenswerte Menschen. Manchmal fühle ich mich im Kreis dieses Bürgertums wie auf einer einsamen, vom Meer der Moderne umtosten Insel, sehe mich zurückversetzt in eine vergangene Welt. Eine

merkwürdige Stimmung des Niedergangs umgibt mich – aber nicht dieses Haus und die Ideale seiner Bewohner, sondern die Werte draußen brechen zusammen, Anstand, Würde, Treue verschwinden nicht innerhalb, sondern außerhalb dieser Mauern.

Gestern fand ich im Übrigen alles bestätigt, was ich schon bei meinem Abendbesuch vor einer Woche beobachten konnte. Vater Pertini hängt an der Tochter und lebt im Dauerkonflikt mit dem Sohn, ständig gibt es Reibereien, wobei der Vater jeden Widerspruch als Respektlosigkeit ansieht und sich maßlos erregen oder richtiger betrüben kann. Selbst so lächerliche Anlässe wie verschiedene politische Auffassungen genügen den beiden, um sich zu fetzen, wobei jedoch der arme Marco letztlich immer den Kürzeren zieht – das ist ja auch unvermeidlich, wenn er abweichende Auffassungen nicht begründen und mit Nachdruck vertreten darf. Auf jeden Fall hing auch gestern wieder einmal der Haussegen schief.

Das wurde mir spätestens beim Mittagessen in aller – nicht wünschenswerten – Deutlichkeit demonstriert. Sogar die Tischordnung war merkwürdig. An der oberen Schmalseite der langen Tafel, links von mir, saß Marcos Verlobte Giulietta, an der unteren die Mamma, mir gegenüber Herr Pertini, neben ihm Marco. Rechts neben mir blickte Sandra trübsinnig auf ihren Teller. Allein wir beiden saßen also – Ironie des Schicksals? – als Paar am Tisch.

Tief über seinen Teller gebeugt aß der Herr Doktor seine Suppe (statt unserer „pasta"), sah nur mich manchmal von unten her an, sagte aber kein Wort, unterschied sich folglich allein durch sein Schweigen von den erzürnten Helden Homers, denn die blicken zwar genauso „von unten her", also finster, sagen aber immerhin auch irgendetwas – „*ton d' ar' hypodra idon prosephe* ... : den von unten her anblickend sprach an ....", so der Beginn des entsprechenden homerischen Formelverses. Zweifellos war der Platz, auf dem ich hier saß – so unter dem prüfenden Blick des missgelaunten Hausherrn –, der verhassteste an der ganzen Tafel.

Doch die Selbstsicherheit, die ich meinem Papa verdanke, ließ mich mit gutem Appetit essen, während die geplagte Familie unter dem bedrückenden Schweigen ihres Oberhaupts litt, und wohl besonders Sandra fürchtete, das ganze Theater könnte mich endgültig vertreiben. Man suchte verzweifelt Gesprächsthemen, doch ich schloss mich demonstrativ dem Schweigen des Hausherrn an. Das, was er konnte, konnte ich schon lange – wenn er schwieg, konnte ich das mühelos ebenfalls, nichts einfacher als das! Milde lächelnd und völlig zufrieden, weil sowieso immer hungrig, wickelte ich meine Spaghetti auf und aß sie mit Behagen, sie waren ausgezeichnet. Der vorwurfsvolle Zirkus des Hausherrn – hatte er sich wirklich nur über Marco geärgert oder wollte er auch mir zeigen, wie unwillkommen ich ihm war? – ließ mich ziemlich kalt, ich liebte seine großartige Tochter, diese zauberhafte Italienerin an meiner rechten Seite, für sie wäre ich auch durch die Hölle gegangen. Also schwieg ich, ruhig, entspannt, unbeeindruckt, aß meine Spaghetti als der Mann, der sich bisher vergeblich bemüht, das Gruseln zu lernen, beobachtete die Reaktionen der einzelnen Personen aus den Augenwinkeln, gestehe, dass es mir, obwohl ich Sandra bedauerte, doch einiges Vergnügen bereitete, diese Stimmung ihrem Höhepunkt zutreiben zu sehen – man erlebt, wenn man ein bisschen Sinn für die umgebende Welt hat, täglich die schönsten Romansituationen.

Überraschend verließ der dottore ein wenig sein Schneckenhaus, erklärte mir das Rezept eines bestimmten Gerichts, ohne die anderen Anwesenden auch nur eines

Blickes zu würdigen, so, als wenn wir vollkommen allein wären – und vielleicht könnten wir uns wirklich auf einer einsamen Insel noch am ehesten über die Bewertung des menschlichen Daseins einigen. Die gequälte Familie wunderte sich, ich stellte mich dumm, ließ mir aus Freude am Experiment von ihm die Tomaten würzen. Er tat es mit Leichenbittermiene. Ich dankte, aß zufrieden weiter, bin ja immer hungrig.

Nach dem „Festmahl", das in tiefem Schweigen zu Ende ging, wollte er sich wie immer zurückziehen, während ich gerade anfing, eine Geschichte zu erzählen – ich weiß nicht mehr, um was es ging. Er blieb und setzte sich in einen Sessel, was ich völlig übersah. Nach einer Weile machte er sich bemerkbar, und – wie üblich – hatte ich ihn nach fünf Minuten mit der größten Gabe, die mir Gott auf den Lebensweg mitgab, der Geschwätzigkeit, so in ein Gespräch verwickelt, dass er zwei Stunden blieb, wir – die ganze Familie – tranken eine Flasche Sekt, und er war ausgeglichen und zufrieden. Es mag unbescheiden klingen, aber ich hatte den Eindruck, als habe er mich gern. – „Er redet mit niemandem so nett wie mit Sandra und mit dir", sagte mir die Mutter, mit der ich, als wir später allein waren, zwei Stunden lang völlig offen über ihren Mann und seine Art des Umgangs mit den Kindern sprach.

Gegen Abend machten Sandra und ich einen Spaziergang, allerdings nicht allein – Giulietta musste uns begleiten. Doch sie versteht kein Altgriechisch. Also konnte ich Sandra mit unschuldiger Miene das eine oder andere hübsche Liebesgedicht vortragen (für manches, was mir mehr gefällt als antike Rechnungen und Lieferscheine, habe ich eben doch ein recht brauchbares Gedächtnis). Unter solchen „Gesprächen" gingen wir nach Certaldo Alto, also zur hochgelegenen Altstadt, hinauf und fanden dort oben, immer zu dritt, auf der Terrasse einer Bar ein kuscheliges Aussichts-Plätzchen, das uns einen herrlichen Blick auf die Hügelketten der Toskana bot.

Erst gegen 21 Uhr kehrten wir ins Haus zurück. Sandra, die so niedergeschlagen war, dass ich nicht begreife, wie ihren Eltern diese Stimmung entgehen konnte, brachte die Gedecke ins Wohnzimmer, stand längere Zeit untätig und völlig geistesabwesend vor dem Tisch, wusste offenbar nicht mehr, wie Messer und Gabeln liegen sollen.

Und so wurde mir an diesem Abend auch noch klar, dass nicht ich damals in Florenz die Bahnhofsuhren angehalten hatte, sondern sie. Denn um genau 21.12 Uhr blieben, wie sich erst viel später herausstellte, im gesamten Haus die größeren Uhren stehen. Nur unsere Armbanduhren liefen weiter. Im Eingangsbereich trat die Wanduhr, ein Schweizer Chronometer, in den Streik, im ersten Stock die französische Kaminuhr des Onkels und im Obergeschoss die große Standuhr der Tanten. Das alles waren Pendeluhren, und insofern läge die Vermutung nahe, dass sie durch irgendeinen Stoß zum Stillstand kamen, vielleicht durch ein von uns nicht bemerktes leichtes Erdbeben oder auch durch die von einem vorbeifahrenden schweren Lastwagen ausgelösten Erschütterungen. Aber zu meiner Beunruhigung lief auch eine batteriebetriebene pendellose Küchenuhr nicht mehr – auch sie zeigte beharrlich die merkwürdige Ziffernfolge 2112. Was war an ihr magisch? Ich konnte hier, in der chiastischen Stellung baab, nur Sandras klassisch-philologischen Schönheitssinn entdecken. Doch als ich sie kurz vor meiner Abfahrt – der merkwürdige „Zufall" war eben erst ent-

deckt worden – flüsternd fragte: „Warum hast du die Uhren gerade um diese Zeit angehalten?“, wollte oder konnte sie es mir nicht sagen.

An das sehr gute Abendessen schloss sich eine nette Diskussion mit dem Vater an, der sich mit mir über philologische Probleme begeisterte. Sandra saß rechts neben mir und wurde von Augenblick zu Augenblick blasser – ich fürchtete, sie werde einen Schwächeanfall erleiden. Ihr Gesicht war bis auf die rosa Lippen und die tiefschwarzen Augen schneeweiß.

Gegen 23 Uhr tranken wir die zweite Flasche Sekt (ich nur einen Fingerhut voll, bekam stattdessen zwei Tässchen starken Espresso). Kurz darauf schob ich die DUCATI aus der Garage, sie glänzte dunkel im Licht des Vollmonds. Aus dem Tankrucksack holte ich den Pullover, zog den Mantel an, den ich diesmal getragen hatte, und verabschiedete mich. Mutter: „Auf Wiedersehen, komm wieder, wenn du dich einsam fühlst!“ – „Ciao, Sandra“, ein Händedruck. Ein freundliches „Arrivederci“ des Häuptlings.

Und Start in die mondhelle Nacht. Auch die DUCATI schien traurig, sang leise auf den kurvigen Straßen vor sich hin. Ich summte Melodien des 3. Satzes „Adagio molto e mesto“ aus Beethovens erstem Rasumowsky-Quartett in F-Dur (op. 59 Nr. 1). Ankunft in Florenz um 0.30 Uhr.

37

Am Donnerstag der vergangenen Woche hatte mich Mirella aus Sardinien angerufen, um mir für das papyrologische Examen Glück zu wünschen, am Freitagabend erkundigte sie sich mit einem weiteren Anruf nach dem Ausgang dieser meiner ersten und einzigen Prüfung an einer italienischen Universität. Ähnlich wie Sandra blieb sie von meiner hervorragenden Note gänzlich unbeeindruckt, wollte eigentlich nur wissen, ob wir am Wochenende zusammen Motorrad fahren könnten. Ich hatte aber geahnt, dass ich nach Certaldo eingeladen werden sollte, und sie auf den heutigen Montag vertröstet. Die Lehrveranstaltungen sind ja beendet, und ich kann, wenn ich nicht die Bestände irgendeiner Bibliothek benötige, meine Arbeitszeiten so wählen, wie ich will. Schließlich ist es gleichgültig, ob ich den verdammten Indexband während der Woche oder am Wochenende wütend an die Wand werfe.

Also kam Mirella erst am Sonntag mit dem Daddy in der *Aztec* nach Florenz zurück. Noch am gleichen Abend rief sie mich an, erreichte mich aber nicht, weil ich mich auf dem trübsinnigen „Fest“ in Certaldo noch mit dem Abendessen quälte. Um sie nicht wieder zu verärgern, meldete ich mich heute schon in aller Frühe bei ihr und tat wieder einmal etwas Widersinniges, denn ich weinte mich am Telefon bei ihr aus, beklagte mich über meine verzweifelte Lage, beschrieb ihr die grässliche Stimmung an der abendlichen Tafel, schilderte ihr all mein Unglück, benahm mich wie der „unverstandene“ Ehemann, der sich von der Geliebten trösten lassen will. Gott sei Dank hatte Mirella inzwischen ihre Rolle als Kamerad so weit verinnerlicht, dass sie wie Ulli reagierte, denn sie schwankte zwischen Spott und echtem oder gespieltem Mitleid. Auf jeden Fall vereinbarten wir sofort einen weiteren gemeinsamen Ausflug. Ich fand es verlockend, erneut mit ihr zusammen einigermaßen unbeschwert durch die Toskana kurven zu können, mich willkommen zu wissen, mich nicht wie in Certaldo als Eindringling, als Störenfried, als Bedrohung fühlen zu müssen. An dieser

Vorfreude änderte auch der Gedanke an die vielen Missverständnisse und Streitereien nichts, die Mirella und mir fast immer drohen, wenn wir zusammen sind.

Aber gerade in diesem Punkt zeigte sich nun auch Mirellas große weibliche Klugheit. Denn sie begriff sofort, dass sie mich jetzt nicht mit zusätzlichen Problemen belasten, sondern sich, solange ich auf verlorenem Posten um Sandra kämpfe, mit der Rolle der Kameradin oder sogar des Kameraden begnügen sollte. Das tut sie nun und ist mir dadurch zu einer unentbehrlichen Helferin geworden. Sie ist „einfach da", wie man so schön sagt, spricht über Unverbindliches, neuerdings vor allem über Technik, besonders über Flugtechnik, die sie ja bald in den USA studieren wird, will mich schonen, mir also jedes – wie ich wenig zartfühlend gesagt hatte – „Liebesdrama" ersparen. Ich versuche ihr für so viel Selbstlosigkeit dadurch zu danken, dass ich sie so wenig wie möglich an meine Liebe zu „jener anderen" erinnere. Kurz: wir bemühen uns, wieder festen Boden unter die Füße zu bekommen.

Zwei Motorräder haben uns gerettet, haben uns gezeigt, dass wir unsere Freizeit zusammen verbringen können, ohne uns mit Herz-Schmerz-Problemen zu quälen. Für mich jedenfalls sind die Ausflüge mit Mirella Fluchten aus einem unerfreulichen Umfeld in eine bessere Welt. Allerdings erlebte ich auch das Zusammensein mit Sandra schon als einen solchen Ausnahmezustand. Und das beunruhigt mich. Ich kann nur hoffen, dass es außer unbeschwerter Liebe auch unbeschwerte Nicht-Liebe gibt und dass meine Beziehung zu Mirella ein solcher Glücksfall ist, dass uns also „nur" eine innige Freundschaft verbindet. Und wenn nicht, wenn ich doch mehr für Mirella empfände, als ich mir eingestehen will? Dann darf ich mich damit trösten, dass diese Zeit der Unklarheit, der immer wieder hinausgeschobenen Entscheidungen, spätestens mit Mirellas Abreise in die USA enden wird.

Doch genug davon! *Quid sit futurum cras, fuge quaerere* – frag nicht, was morgen sein wird! Heute jedenfalls traf ich mich um 14 Uhr erneut mit meiner schönen Partnerin bei dem völlig verwirrten Bruno. Der arme Kerl begreift meine Irrwege oder besser Irrfahrten nicht mehr. Als ich ihm den gewaltigen Unterschied zwischen „Liebster" und „guter Freundin" zu erklären versuchte, schien er mich noch zu verstehen, aber als ich ihm auch noch begreiflich machen wollte, wer nun was ist, sah ich bald, dass er mir nicht länger folgen konnte. Erst als ich ihn bat, strengstes Stillschweigen zu bewahren, da die eine – die Liebste – von der anderen – der guten Freundin – nichts erfahren dürfe, war seine Welt wieder in Ordnung. Nun sah er sich bestätigt: ich jongliere mit zwei weiblichen Wesen, deren Funktionen austauschbar sind, weil ich offenbar selbst nicht weiß, wer was ist.

Pünktlich kam die „gute Freundin" (oder war es doch die „Liebste"?) zu ihm an die Tankstelle, war mindestens so braungebrannt wie damals nach unserem Sonnenbad auf der unvergesslichen sardischen Terrasse und richtete mir herzliche Grüße von Papa und Mamma, aber auch von der Familie Canu aus, den lieben alten Haushältern. Ich war gerührt. Vielleicht hätte ich mich doch bei ihnen um eine Stelle als Gärtner bewerben sollen.

Wir starteten dann in den schönen Nachmittag, fuhren über Prato nach Pistoia, weiter zum Abetone, kehrten auf der Passhöhe um, bogen in La Lima nach Lucca ab, legten dort eine längere Pause ein, wanderten Arm in Arm durch das herrliche Stadtzentrum und aßen in einem kuscheligen Restaurant zu Abend. Wieder einmal hatte Mirella Klartext gesprochen: „Es ist lächerlich, dass du dein letztes Geld für ein

Abendessen mit mir ausgeben willst, und deshalb hungerst, wenn du allein bist. Ich glaube, wir können endlich offen miteinander reden. Denn wir sind bekanntlich gute Kameraden, sind nicht mehr als das, aber auch nicht weniger, wie wir ja nun beide begriffen haben. Aber ebenso gut, wie wir das verstanden haben, wissen wir auch, dass ich dich ohne Schwierigkeiten einladen kann, du umgekehrt mich aber nicht. Also akzeptier bitte, dass grundsätzlich ich die Kosten unseres Zusammenseins trage, sei locker, nimm die Lage so hin, wie sie ist." – „Und wie ist sie?", fragte ich ironisch. – „Verzweifelt", antwortete Mirella, und versuchte das so gelassen und spöttisch wie möglich zu sagen. Nicht immer können wir also unseren Kummer vergessen.

Dennoch war dieser Ausflug eine wahre Erholung. Zumal nachts gefällt mir das Fahren in Zweierformation entschieden besser als die früheren Alleinfahrten. Es ist schön, in Begleitung, noch dazu in so hübscher, durch die Nacht zu bummeln – da vorn fährt jemand, der dich bei Schwierigkeiten nicht im Stich lassen, sondern geduldig unterstützen wird, und dem umgekehrt auch du in jeder Weise helfen wirst. Weil im Dunkeln das Risiko, sich aus den Augen zu verlieren, größer ist als am Tag, bleiben Mirella und ich bei solchen Nachtfahrten näher beieinander, sodass ich mühelos dem dicht vor mir durch die Kurven wandernden roten Schlusslicht der AERMACCHI folgen kann. Manchmal höre ich – vor allem, wenn Mirella beschleunigt – sogar den charakteristischen, ziemlich harten, trockenen Auspuffton der vor mir fahrenden *Ala verde*.

Gegen 1 Uhr waren wir wieder in Florenz. Ich begleitete Mirella auch diesmal bis zu ihrer Garage. Wir verabschiedeten uns betont kameradschaftlich, wie Sportler, indem wir uns die Hände nicht schüttelten, sondern sie nur kurz ineinander schlugen.

38

Frau Ferrari fuhr am gestrigen Dienstagmorgen, also am 9. Juli, mit den beiden Kindern aufs Land, um der kommenden Hitze zu entgehen. Sie war kaum abgereist, als sich das Wetter änderte. Es regnet fast ununterbrochen, die Temperaturen steigen nicht über 26 Grad, häufig ziehen Gewitter vorbei oder auch über mich Einsamen hinweg. Die Stille im Haus ist so groß, dass ich nachts oft durch lang nachhallenden Donner oder laut auf Dach und Straße herabrauschende Wassermassen geweckt werde.

Sonst aber lebe ich in ungewohnter Ruhe. Herr Ferrari muss arbeiten, verlässt morgens leise – ohne die geringsten Geräusche – schon um 6 Uhr das Haus, kommt abends gegen 21 Uhr zurück, begrüßt mich kurz, sieht noch etwa eine Stunde lang dem Fernsehprogramm zu und geht meist schon um 22 oder 23 Uhr zu Bett, sodass von Neuem vollkommene Stille herrscht. Da ich unbedingt mit der Arbeit am Index vorankommen muss, sind all diese Umstände, vom Wetter über das Alleinsein bis zum Liebeskummer, äußerst günstig – nicht für mich, wohl aber für den verdammten Index.

Immerhin versuchte Mirella mich – oder vielleicht richtiger: uns, sich und mich – auch heute aufzumuntern. Denn sie ärgerte sich über das Mistwetter nicht weniger als ich, wollte unbedingt etwas unternehmen, aber zum Motorradfahren eignete sich dieser Tag ja nun wirklich nicht. Als ich, um sie zu trösten, darauf verwies, dass ich

mich doch irgendwann auch einmal um den verfluchten Index kümmern müsse, wollte sie zu mir in die Wohnung kommen, um mir bei meiner „langweiligen Arbeit“ zu helfen. Schließlich sei sie Gräzistin, habe ihr Studium erfolgreich abgeschlossen, zwar nicht als Spezialistin für antike Philosophie, aber, so setzte sie wenig schmeichelhaft für mich hinzu: „Den Quatsch, den du der armen Akademie zumuten willst, kann ich mit links zusammenschreiben, in kürzerer Zeit und bestimmt besser als du.“

Leider hatte ich daran nicht den geringsten Zweifel, hätte auch gern die Chance genutzt, mir eine zweite Supersekretärin heranzubilden – schon Barbara hatte mir ja in dieser Rolle extrem gut gefallen. Die Sache hatte nur den einen Haken, dass ich jetzt tagsüber völlig allein in dieser Wohnung herumsitze. Was hätte Herr Ferrari gesagt – und was hätte er erst gedacht! –, wenn er bei seiner abendlichen Rückkehr eine solche Sekretärin in meinem Zimmer vorgefunden hätte? Mit aller Wahrscheinlichkeit hätte er meine sublimen Ausführungen über die Begriffe ‚Sekretärin, Kameradin, gute Freundin, Liebste, Geliebte’ noch viel weniger begriffen als Bruno.

Um nicht schon wieder mit Mirella in Streit zu geraten, machte ich ihr den Gegenvorschlag eines gemeinsamen Kinobesuchs. Ohne zu zögern nahm sie meine Einladung an, holte mich mit dem ALFA ab, erlaubte mir sogar, die Kinokarten zu bezahlen, saß während der Vorstellung Arm in Arm – nicht Hand in Hand – mit mir, lehnte sich allmählich sanft an meine rechte Schulter, schlief ein und ließ sich so den ersten Teil eines unsäglich kitschigen Liebesfilms entgehen. Sie ist eben ein Glückskind, und das wird auch daran deutlich, dass sie in meiner Nähe immer so schnell zu tiefer innerer Ruhe findet.

Als nach der ersten Filmhälfte der Kinosaal, wie in Italien üblich, für eine kurze Pause hell erleuchtet wurde, wachte meine schöne Sitznachbarin aus ihrem beneidenswerten Schläfchen auf und sah mich groß an: „Ah, da bist du ja noch! Gefällt dir der Film?“ – „Er ist eine Zumutung. Ich wollte, ich hätte so gut geschlafen wie du.“ – „Dann lass uns jetzt gehen. Ich lade dich zum Essen ein. Wie wir fest vereinbart haben, bist du mein Gast.“

Also flüchteten wir, während das Publikum noch seine Tränen trocknete, in ein nahes Restaurant. Mirella schien ausgeglichen und fröhlich. Sollte dieser Tag tatsächlich ohne Probleme zu Ende gehen? Nein, er dachte gar nicht daran! Denn es kam doch noch zu knisternder Spannung, als Mirella mir Studienpläne des MIT vorlegte und mich fragte, welche Themen denn nun mich besonders interessieren könnten. Irgendetwas habe ich wohl auch zu der mir zugeschobenen Liste gesagt, aber ich weiß nicht mehr, was. Nur Mirellas Gesicht ist mir in Erinnerung geblieben, dieser leere Blick auf Photos des so berühmten und so fernen Instituts.

39

Am Montag hatte ich Sandra eine Karte geschrieben, auf der ich mich mit wenigen förmlichen Worten für den schönen Sonntag bedankte. Gestern, am Donnerstag, stand ich wie üblich um 9 Uhr auf und begann, nachdem ich mein Zimmer in Ordnung gebracht hatte, mit der Arbeit an verschiedenen Texten. Über der Stadt hing eine tiefe, gleichmäßig graue Wolkendecke, die zwar so aussah wie ein deutscher Landregenhimmel, aber ein einziges großes Gewitter zu sein schien, denn alle paar Minuten leuchteten grelle Blitze auf, fast ununterbrochen rollte Donner durch das

Arnotal, hallte nach, wurde vielfältig von den umgebenden Bergketten zurückgeworfen.

Um genau 11.15 Uhr klingelte das Telefon. Sandra meldete sich: „Wie geht es dir, Ben?“ – „Na ja, sagen wir mal so, mir geht’s ganz gut, aber ich sitze hier ohne dich gelangweilt an meinem Tischchen und plage mich mit der Arbeit am verdammten Index ab. Bist du in Florenz? Können wir uns sehen?“ – „Nein, wohl nicht. Ich rufe dich zwar von einem der Telefone in der Biblioteca Nazionale an, bin aber nicht allein nach Florenz gekommen, denn als ich heute Morgen sagte, ich müsse der Bibliothek ein entliehenes Buch zurückgeben, hat meine Mutter mir sofort verboten, ohne sie hierher zu fahren. Sie werde mich begleiten. Nur weil sie bei diesem scheußlichen Wetter nicht bis zur Bibliothek mitgehen wollte, kann ich jetzt wenigstens am Telefon mit dir sprechen.“ – „Und diese strenge Aufsicht willst du dir gefallen lassen? Willst du dich nicht wenigstens kurz mit mir treffen? Wenn deine Eltern verrückt spielen, müssen wir das doch nicht auch tun. Bitte warte am Hauptportal der Kirche Santa Croce auf mich! Ich werde sofort mit dem Bus zu dir kommen.“ Gottlob nahm Sandra meinen Vorschlag an, obwohl wir höchstens eine halbe Stunde zusammen sein konnten. Denn die liebe Mamma wartete nicht etwa Espresso trinkend in einer kuscheligen Bar, sondern betend in der Kirche Santissima Annunziata auf das in die Bibliothek entsandte Töchterchen.

Durch strömenden Regen fuhr ich zur Kirche Santa Croce. An deren Hauptportal begrüßte mich die für kurze Zeit entwichene Gefangene mit der verzweifelten Klage: „Ich wollte dich heute besuchen, aber meine Eltern tun alles, um uns an einem Wiedersehen zu hindern.“ Zunächst war ich sprachlos, wusste nichts zu sagen, umarmte Sandra nur tröstend und hörte mir schweigend ihren Lagebericht an. Dann nahm ich sie an der Hand, versuchte sie mit meinem Regenschirm so gut wie möglich vor den herabrauschenden Wassermassen zu schützen und wanderte so mit ihr ziellos ein Weilchen durch die nässetriefende Innenstadt. Allerdings war das Wetter so grässlich, dass wir uns schließlich doch noch in eine „unserer“ Bars zurückzogen. Bildschön wie immer saß Sandra an meiner Seite, war aber beängstigend blass. Ich bemühte mich geduldig, sie zu beruhigen, wollte erfahren, womit sie denn plötzlich solchen Argwohn erregt haben könnte, aber sie wusste es nicht. Doch eigentlich lag die Erklärung nahe – wenn sie während der vergangenen drei Tage in Certaldo unter den Augen ihrer Eltern auch nur annähernd so gequält herumgeschlichen war wie zum Zeitpunkt meiner Abfahrt am Sonntagabend, dann mussten sogar Blinde sehend werden.

Mir schien diese Entwicklung im Übrigen keineswegs tragisch. Seit ich Sandra zum ersten Mal begegnet bin, habe ich immer mit offenen Karten gespielt. Ich habe sie stets rücksichtsvoll behandelt, habe sie respektiert, brauche mir weder selbst etwas vorzuwerfen noch von anderen etwas vorwerfen zu lassen. Sind unsere Wünsche etwa unbescheiden? Wir möchten uns sehen und besuchen dürfen, möchten Hand in Hand durch Florenz wandern – was ist daran verwerflich? Warum will man uns trennen? Was wirft man uns vor? Meine Wut wuchs. Dieser Angriff schien mir nicht nur unbegründet, sondern auch heimtückisch. Er war eine Attacke aus dem Hinterhalt, ein Überfall ohne vorherige Kriegserklärung, nein schlimmer noch: er glich einem Mord, der auf einem glanzvollen Fest an einem Ahnungslosen verübt wird, ähnelte der Pariser Bluthochzeit, war so abscheulich wie der Verrat an den Hugenotten in der

Bartholomäusnacht. Schließlich war ich von Sandras Familie stets freundlich und auch am Sonntag noch einigermaßen manierlich behandelt worden. Noch vor drei Tagen schien tiefer Friede zu herrschen, und nun plötzlich gehen mir diese Herrschaften an die Gurgel, als hätte ich mit Sandra ein Kind in die Welt gesetzt und wäre beim eiligen Packen meiner Koffer erwischt worden. Erst falsche Freundlichkeit, dann heimtückischer Angriff, immer habe ich solche Arglist gehasst, stand ja schon als Kind im Ruf, eher offen, auch gegen alle Vernunft, einen aussichtslosen Kampf zu beginnen, als meine Ziele mit feiger Hinterlist zu verfolgen. Und so entschied ich mich auch diesmal für die offene Konfrontation: „Ich werde jetzt mit deiner Mutter sprechen, denn ich lasse nicht zu, dass man dich in dieser Weise quält, will wissen, was man dir und mir vorwirft."

40

Inzwischen war eine ganze Stunde vergangen. Schon so lange wartete Frau Pertini in der Kirche Santissima Annunziata auf die Rückkehr des entflohenen Töchterchens. Nun gingen Sandra und ich zusammen zu jener Kirche. Während wir ihren weiten Vorplatz überquerten, wurde ich wieder einmal von meinem Hang zu grotesken Assoziationen geplagt, blickte nachdenklich nach rechts auf Brunelleschis Säulengang des „Spedale degli Innocenti: des Heims der Unschuldigen", sah auf die zehn in die Front des Portikus eingelassenen Terrakotta-Rundbilder des Andrea della Robbia und bewunderte die von ihm in fröhlich leuchtenden Farben dargestellten Wickelkinder, eben „die Innocenti: die Unschuldigen", jene ausgesetzten oder durch sonst irgendein Unglück elternlosen Kleinkinder, die hier, in diesem von den Medici gestifteten Findelhaus, betreut wurden. Was für ein Ort, um über eine offenbar unerwünschte Liebe zu sprechen!

Während ich im Atrium der Kirche hinter einem Pfeiler wartete, betrat Sandra das Hauptschiff und kam bald darauf in Begleitung ihrer Mutter aus dem mit rotem Stoff verhängten Portal zurück. Die liebe Mamma stürmte, ohne mich in meinem Versteck zu bemerken, heftig gestikulierend an mir vorbei, blickte weder nach rechts noch nach links, sondern nur zurück auf die ihr traurig folgende Tochter und fauchte sie an: „Wo ist Ben? Oder willst du etwa behaupten, dass er nicht hier ist oder dass du ihn nicht gesehen oder angerufen hast?"

„Hier bin ich ja schon, bin schon da, wüsste gern, was man mir vorwirft", meldete ich mich und trat mutig hinter dem schützenden Pfeiler hervor. Frau Pertini sah mich groß an, wusste zuerst nichts zu sagen, vergoss ein paar Tränen und seufzte dann: „Oh Ben, was habt ihr beide uns angetan! Was für eine Katastrophe! Ich habe geahnt, dass es so kommen musste! Immer wieder habe ich Sandra gewarnt, immer wieder habe ich sie angefleht: ‚Sprich nicht mit ihm, sieh ihn nicht an, vermeide es, ihm in die Augen zu blicken!' Aber ‚questa miserabile stupidona: dieses elende Riesenschaf' musste sich in dich verlieben. Gibt es nicht Italiener genug, hat sie sich nicht seit Jahren gegen jeden Verehrer gesperrt, hat sie sich nicht wie eine Nonne benommen? Und nun geht sie zum Studium nach Florenz, begegnet dir und verliebt sich so in dich, dass weder gutes Zureden noch Drohungen etwas ausrichten können. Und du, musst du eine ganze Familie ins Unglück stürzen? Habe ich dich nicht damals in Certaldo gebeten, Sandra zu verschonen, einen weiten Bogen um sie zu ma-

chen, weil sie sonst Sympathie für dich empfinden könnte und sich vielleicht am Ende in dich verliebt?“ – „Ach, liebe Signora, ich kann mich zwar nicht an einen solchen Vorfall erinnern, aber eine große Rolle spielt das insofern nicht, als ich Ihnen eine solche Bitte niemals erfüllt hätte. Denn ich habe mich in Ihre herrliche Tochter auf den berühmten ersten Blick verliebt und freue mich unendlich darüber, dass meine Gefühle offenbar erwidert werden. Warum soll diese Liebe ein Unglück sein? Ich habe Ihr Kind immer respektiert, werde das auch weiterhin tun, werde Ihre Tochter mit Sicherheit nicht in irgendein leichtfertiges Abenteuer verwickeln, sondern habe nur den einen bescheidenen Wunsch, jetzt nicht von ihr getrennt zu werden.“ – Sandras Mutter schien gar nicht zugehört zu haben, war in Gedanken ganz woanders, trocknete dann und wann ihre Tränen, murmelte schließlich: „Oh, ich wusste alles, auch, dass sie heute nach Florenz fahren wollte, um dich zu besuchen. Darum bin ich mitgekommen.“

Jetzt packte mich doch noch rasende Wut. Ich spürte sogar, wie sich die Haare auf meinem Hinterkopf aufzurichten begannen. War ich mehr Retriever, als ich vermutet hatte? Zornig fuhr ich die arme Frau an: „Und was wäre an Sandras Besuch verwerflich gewesen? Wir wären, wie schon so oft, Hand in Hand durch Florenz gewandert, hätten Museen oder Bibliotheken besucht und miteinander über Gott und die Welt geredet. Denn Sandra ist viel klüger, als ihre Familie je bemerkt hat. Darum genießt sie es auch, endlich einmal etwas anderes zu hören als Mahnungen, Warnungen, Predigten und die immer gleichen abgedroschenen Gedankengänge, die sich endlos im Kreis drehen.“

Dieser Satz war nicht nur eine Ausgeburt des Zorns, er war auch frech. Und sogleich tat mir die unglückliche Mamma leid. Böse war sie bestimmt nicht, war zwischen die Fronten geraten, musste wieder einmal zwischen Männern vermitteln. Zu Hause standen sich Vater und Sohn oft feindlich gegenüber, jetzt kam ein weiterer Männerkonflikt hinzu, der zwischen ihrem bornierten Ehemann und mir. Und vermutlich kann ich sogar noch bornierter sein als der dottore. Allerdings wird sich das erst noch zeigen müssen. Im Augenblick gab es Wichtigeres zu tun. Es musste irgendein Arrangement gefunden werden, das dieser feinen älteren Dame da vor mir den Seelenfrieden wiedergab: „Liebe Signora, bringen wir doch die Dinge auf den Punkt. Ihre Tochter und ich haben uns ineinander verliebt. Wo ist das Problem? Wir sind beide ledig, könnten eines Tages heiraten. Weshalb die ganze Aufregung?“ – Hätte ich doch nur das nicht gesagt! Denn gerade der Gedanke, dass Sandra und ich eines Tages heiraten könnten, ist offenbar die eigentliche Ursache des ganzen Theaters. Nichts fürchtet die Familie so sehr wie eine solche Ehe, einen Wegzug des geliebten Kindes aus dem marmorglänzenden Florenz in das nebelumdüsterte Land der deutschen Barbaren. Auch deshalb erwartet die Signora, wohl nicht ganz zu Unrecht, bei der Entdeckung unserer „unmöglichen“ Liebe ein Trauerspiel – die gesamte „bestürzende Entwicklung“ werde dann allein ihr zum Vorwurf gemacht werden: „Du hast ihn doch zuerst gesehen, warum hast du nicht Alarm geschlagen, warum hast du nicht gesagt, was du wusstest?“ Und in ihr Taschentuch schluchzend setzte sie hinzu: „Schon als mein Mann dich nur einmal kurz gesehen hat, war er alarmiert, wurde von bösen Vorahnungen gequält, sagte mir tief besorgt noch in der Minute deiner Abfahrt: ‚Vielleicht sollten wir Sandra bis zum Herbst nicht mehr bei den Großeltern wohnen lassen. Wenn sie täglich mit dem Zug zwischen Certaldo und Florenz hin-

und herfahren müsste, hätte sie weniger Zeit für diesen angeblichen deutschen Studienfreund. Denn dieser Junge, der sie da so plötzlich in unserem Haus besucht, ist der klassische Herzensbrecher, ist mit Sicherheit der gefährlichste junge Mann, den ich je in ihrer Nähe gesehen habe. Sie wäre keine Frau, wenn sie sich nicht über kurz oder lang in ihn verliebte, er ist genau das, was man als unwiderstehlich zu bezeichnen pflegt, sieht gut aus, ist intelligent, charmant, fröhlich ...'."

Obwohl Herr Pertini nur einen Teil meiner unzähligen guten, ja, großartigen Eigenschaften richtig erkannt hatte, fühlte ich mich doch hinsichtlich dieser Teilaspekte meines hochkomplexen Wesens einigermaßen angemessen von ihm gewürdigt, denn zumindest in diesen Einzelpunkten traf seine Beschreibung meiner herrlichen Person ja ohne allen Zweifel zu, beruhte auf genauer Beobachtung. – „Als wir dich nur einmal vor der Haustür gesehen hatten", fuhr die Mutter fort, „warnten wir Sandra immer wieder – ohne uns ausdrücklich auf dich zu beziehen – ‚non guardare la bellezza esterna: sieh nicht auf die äußere Schönheit!' Dann sprach ich zum ersten Mal mit dir und von da an hieß unsere Mahnung: ‚Sieh ihn nicht an, sprich nicht mit ihm, schau ihm nicht in die Augen!'

Was sie da sagte, war mir nichts Neues, denn diese Litanei kannte ich ja schon aus Sandras Berichten. Überraschend schien mir nur, dass dieses Elternpaar nicht begriff, wie kontraproduktiv seine Warnungen gewesen waren. Dass sie das Gegenteil dessen bewirken mussten, was sie bewirken sollten, versuchte ich, da mich wieder einmal ein Teufelchen ritt, mit fröhlichem Spott zu zeigen: „Liebe gnädige Frau, ich stehe tief in Ihrer Schuld, sehe ich doch, dass Sie mich Ihrer Tochter immer wieder eindringlich empfohlen haben. Allein Ihnen ist es vermutlich zu verdanken, dass Ihr stolzes und trotziges Kind schließlich doch noch erkannte, wie attraktiv, ja, wie unwiderstehlich ich bin. Zweifellos haben sie mir, als sie ständig auf meine gefährliche Schönheit hinwiesen, damit den denkbar größten Gefallen getan."

Und auch Sandra, die vormals schüchterne, gab endlich einmal Widerworte: „Na ja, diese Predigt habt ihr uns gehalten, als es schon viel zu spät war, als wir uns schon selig ineinander verliebt hatten." Nun wagte sie es also zum ersten Mal, offen für ihre Liebe einzutreten. Darauf hatte ich ja lange genug warten müssen, hätte mich also eigentlich freuen sollen, und doch ärgerte ich mich, ärgerte mich über ihr „zu spät". Was sollte denn das jetzt? Hatte sie sich nicht meinem Werben zunächst mit unglaublicher eigener Kraft widersetzt – und ganz vergeblich (weil wahre Liebe immer erwidert werden muss: *Amor, ch'a nullo amato amar perdona*...)? Meinte sie wirklich, diese alberne Litanei des „Sieh nicht! Sprich nicht! Schau nicht!" hätte sie noch „retten" können, wenn sie ihr nur früh genug vorgeleiert worden wäre? Und wieso glaubte sie überhaupt, sich in dieser Weise rechtfertigen zu müssen? Sandra, noch immer siehst du deine Liebe wie einen Fehltritt, redest daher, als wenn du in einen Abgrund gestolpert wärst, vor dem man dich zu spät gewarnt hat! Solche Ausflüchte hast du nicht nötig, es ist dein unbestreitbares Recht, dich, wann immer und wo immer du willst, in einen ledigen und – wie ich doch hoffe – einigermaßen anständigen jungen Mann zu verlieben.

Auch durch Sandras ungeschickte Entschuldigung ihrer – unglücklichen? – Liebe gereizt ging ich zum Gegenangriff über: Alles Gejammer sei vollkommen unbegründet. Sandra habe sich verliebt, ihre Liebe werde erwidert, also gebe es in dieser einzig wichtigen Hinsicht keinerlei Probleme. Dass dem armen Kind – auch diese

irrsinnige These hatte die Mamma vertreten – durch das sofortige Lebewohl der spätere Abschiedsschmerz erspart werden solle, sei eine mit frommem Augenaufschlag vorgetragene schamlose Lüge. In Wahrheit verberge sich unter diesem Mäntelchen von Scheinheiligkeit unerbittliche Härte.

Schweigen. Sandra lächelte glücklich-verzweifelt, Frau Pertini blickte lange stumm vor sich auf den Boden. „Schade, dass du ein Deutscher bist“, sagte sie schließlich, „denn du bist ein feiner Junge. Du ähnelst im Grunde meinem Mann. Vielleicht mögen wir dich deswegen alle so gern. Schade, dass du ein Deutscher bist.“

Es war lehrreich, einmal in eigener Sache mit einem solchen Vorurteil konfrontiert zu werden, einer vagen allgemeinen Ablehnung, die sich auch nicht durch noch so viele bereitwillig anerkannte gute, ja „einzigartige“ persönliche Eigenschaften aufwiegen lässt. So lernt man es, andere zu begreifen, die sich viel tiefer und gefährlicher in ähnlicher Situation befanden und befinden.

Schließlich machte uns die Mamma den folgenden Vorschlag: „Am kommenden Montag reist Sandra zu Marco, Giulietta und deren Mutter nach Viareggio ans Meer. Fahr dorthin und besuch sie! Alle werden Verständnis für euch haben, und ich werde sie bitten, Stillschweigen zu bewahren. Fahr nicht sonntags hin, denn dann hält sich gewöhnlich auch mein Mann dort auf! Sollte er während der Woche kommen wollen, werde ich euch vorher heimlich anrufen und euch, falls du durch Zufall dort sein solltest, warnen. Tut mir einen Gefallen und seid vorsichtig! Denn wenn die Sache herauskommt, werde ich die Schuld an allem tragen, was bisher geschehen ist. Lass dich, um keinen Verdacht zu erregen, nicht mehr in Certaldo blicken! Die Adresse der Pension in Viareggio wird Sandra dir rechtzeitig mitteilen.“

Dann zog sie, immer noch dann und wann eine Träne vergießend, mit ihrer armen Tochter davon. Sandra war erschreckend blass, ihre Augen blickten dunkler und trauriger denn je in den wirbelnden Regen dieses trostlosen Tages. Nur mit einem schüchternen Winken konnte sie sich von mir verabschieden, ging dann, von ihrer Mutter am Arm gepackt, über die graue, pfützenübersäte, in Nässe versinkende Piazza davon. Ich fuhr nach Haus, setzte mich an mein Tischchen und schrieb einen bitteren Klagebrief an meine immer liebe, hilfsbereite, gütige Mama.

41

Nach all dem Ärger der vergangenen zwei Tage verschlechterte ich selbst meine Lage noch dadurch, dass ich schon am frühen Sonnabendmorgen Trost und Hilfe – nicht Rat – bei Mirella suchte. Rat suchte ich insofern nicht, als ich ihr so gut wie nichts über die genauen Gründe meines Telefonanrufs sagte. Ich wählte bereits um 9 Uhr ihre Nummer, hatte wieder das Hausmädchen am Apparat, sagte nur: „Hier spricht Ben ...“, wurde diesmal nicht mit einem „Ben, wer?“, sondern mit einem freudigen „Ah!“ begrüßt, aber sogleich darauf hingewiesen, dass die dottoressa nicht zu Hause sei, mich aber nach ihrer Rückkehr gewiss sofort zurückrufen werde. Das tat sie auch wirklich, etwa eine halbe Stunde später, halb erfreut, halb alarmiert. Ich stotterte, durch ihre Anteilnahme verunsichert, nur die wenigen Worte: „Ich brauche Ablenkung. Hast du Zeit, könnten wir unsere schönen Spielzeuge ein bisschen bewegen?“ – „Möchtest du Motorrad fahren“, fragte sie zurück, „oder fliegen?“ – Zum er-

sten Mal schloss ich auch das Fliegen nicht ausdrücklich aus: „Vielleicht doch eher am Boden durch die Toskana kurven, oder was schlägst du vor?“ – „Lass uns heute einen Motorrad-Ausflug machen. Wenn du auch morgen Ablenkung brauchst, können wir uns immer noch irgendetwas Vergnügliches einfallen lassen.“ Hier war ich also willkommen, niemand wollte mich vertreiben, alle meine Bitten wurden mir erfüllt, ja übererfüllt – troppa grazia, Sant'Antonio: zu viel des Guten, Heiliger Antonius?

Doch warum sollte ich all diese lieben Angebote nicht annehmen? Weil Sandra sie mir mit Sicherheit zutiefst verübelt hätte? Aber hatte sie mich denn mit Entschlossenheit verteidigt? Hatte sie nicht eher – wenn auch entsetzt – zugesehen, wie der unglückliche Retriever von ihren Eltern mit Fußtritten misshandelt, wie er jaulend aus dem düsteren Haus auf die Straße gejagt wurde? Sollte er sich da überfahren lassen? Hatte der arme Hund nicht alles Recht, irgendwo Zuflucht zu suchen? Verdiente er es nicht schon lange, von gütigerer Hand gestreichelt und gefüttert zu werden? Und wenn es wirklich ein Versuchslabor gab, stand es dann nicht eher in Certaldo als in Florenz?

Schon in einer halben Stunde wollte Mirella mich abholen. Daher beeilte ich mich, schob sofort die DUCATI auf die andere Straßenseite zu Bruno, um zu tanken. Er sah mich groß an, war ein einziges Fragezeichen. „Aber Bruno, was staunst du denn so maßlos? Überrascht es dich, dass ich heute, bei diesem schönen Wetter, einen Ausflug machen möchte?“ Er antwortete mit einer Gegenfrage: „Willst du etwa allein fahren? Wo ist Mirella?“ Auch ihren Vornamen kannte er also schon. Erst mein Hinweis, dass sie gleich kommen werde, konnte ihn beruhigen. Dennoch ersparte er mir nicht die eine oder andere verräterische Bemerkung über die Langweiligkeit des Tankstellendienstes, des Autofahrens, überhaupt des Alleinseins. Während ich ihn noch mit Nachdruck daran erinnerte, dass er keineswegs so allein und verlassen war, wie er jetzt vorgab, hielt der Grund all seiner tiefsinnigen Betrachtungen neben uns, zugegebenermaßen ein guter Grund, denn Mirella und ihre hochglanzpolierte AERMACCHI waren wieder einmal eine Augenweide. Ob sie die *Ala verde* wohl selbst immer so schön putzt oder diese Arbeit einem ihrer vielen Butler oder Dienstmädchen übertragen hat? Doch mit Rücksicht auf ihre Empfindlichkeit bei allen Anspielungen auf ihren familiären Hintergrund beschränkte ich mich auf eine kameradschaftliche Begrüßung. Wieder einmal war ich beim verdammten ‚Kein Finger berührt einen Finger, kein Arm einen Arm ...' angekommen, beobachtete vielleicht gerade deshalb mit Missfallen, wie Mirella sich von Bruno feiern, bedienen, hofieren ließ. Boshaft übertrieb sie ihr Geschäkere, wollte mich provozieren, nahm keinerlei Rücksicht auf meine trübe Stimmung. Aber vielleicht tat sie sogar gut daran. Denn ich hatte sie ja um Ablenkung gebeten, und dieser neue Ärger lenkte mich tatsächlich ab, ließ mich den alten wenigstens für Augenblicke vergessen.

‚Sollten wir uns diesmal sogar schon vor dem Start streiten?', begann ich mich zu fragen. Doch endlich schien Mirella auch für mich ein bisschen Zeit zu haben, denn sie wollte von mir wissen: „Hast du schon eine Vorstellung von der Richtung, in die wir heute fahren wollen?“ – „Nein“, erwiderte ich müde, „heute möchte ich einmal alle Entscheidungen dir überlassen.“ – „Dann folge mir brav! Falls wir uns wider Erwarten verlieren sollten, ist unser erster Treffpunkt der Marktplatz von...“ – sie zögerte, dachte nach – „...von Certaldo.“ – „Nein!“, rief ich, „auf keinen Fall! Da-

hin begleite ich dich nicht!“ – Aber Mirella nahm mein Protestgeschrei gar nicht zur Kenntnis, denn sie war schon gestartet, drehte sich im Fahren nur noch einmal kurz zu mir um und gebot mir mit herrischem Handzeichen, ihr ohne Widerworte zu folgen. So fügte ich mich denn in mein Schicksal, hörte beim Blick auf sie nicht, wie sonst manchmal, irgendeine Opernarie Puccinis, sondern wieder einmal Verdis Ouvertüre zu *La forza del destino* – immerhin nicht auch Bachs *Passacaglia.* Noch bleiben, trotz aller Kränkungen, meine Erinnerungen an Bachs Musik mit Gedanken an Sandra verbunden.

Mirella verließ Florenz auf der Via Senese, begann, als wir die hoch aufragende Certosa von Galluzzo hinter uns gelassen hatten, durch die Kurven der Via Cassia zu toben, war in Hochform, gab mir keinerlei Chance zum Überholen, wartete manchmal wie gelangweilt auf mich, raste aber, sobald ich mich ihr näherte, mit demonstrativer Überlegenheit wieder weit voraus, entwischte mir mit unverhohlener Häme, spielte mit mir Katz und Maus, tanzte mir auf der Nase herum, quälte mich, rächte sich für manche frühere Enttäuschung, freute sich an meinem Leid – denn sie wusste genau, warum ich sie so verzweifelt zu erreichen versuchte, wusste, dass ich sie anflehen wollte, mich nicht auf dem Marktplatz von Certaldo zur Schau zu stellen. Endlich rettete mich jene Baustellenampel, vor der wir schon einmal – gleich bei unserem ersten gemeinsamen Ausflug – nebeneinander gehalten hatten. Sie zeigte Rot, und nie war ich dankbarer für diese Ampelfarbe als jetzt: „Mirella! Mirella!“, bettelte ich sie an, „bitte lass uns nicht nach Certaldo fahren! Ich kenne den Ort, er ist langweilig.“ – „Ach, den Eindruck, dass er dich langweilt, hatte ich bisher aber gar nicht. Doch wenn du wirklich meinst, was du da sagst, werde ich dir zeigen, wie interessant er ist. Immerhin hat Boccaccio dort gelebt.“ Sie war erbarmungslos, genoss ihren teuflischen Einfall, wollte mich in den Staub zwingen, zu ihren Füßen liegend sollte ich um Gnade flehen.

Wer wird die weibliche Seele je verstehen? Was hatte bei Mirella diesen Anfall von Rachsucht ausgelöst? Oder wollte sie sich gar nicht rächen? War sie gekränkt, weil ich ihr meine Probleme nicht eingestanden, weil ich sie nicht um Rat gefragt hatte? Doch war sie überhaupt gereizt, schien sie nicht eher vergnügt? Falls sie aber wirklich fröhlich war, dann hatte diese Fröhlichkeit Züge von Boshaftigkeit. Wie war das alles zu erklären?

Vermutlich hatte Mirella auch ohne meine eingehende Schilderung erkannt, welche Probleme ich mit Sandras Familie hatte, und kämpfte nun mit widerstreitenden Gefühlen. Eigentlich hätte sie sich freuen müssen, wenn Sandras Vater, sooft ich mich seinem Haus oder seiner Tochter näherte, mit Schrot auf mich schoss. Andererseits wollte Mirella doch auch nicht, dass ich verletzt würde. Mit anderen Worten: Einerseits tat ich ihr leid, weil ich unter der Situation litt, andererseits ärgerte sie sich darüber, dass ich für eine andere litt, dass ich litt, weil ich ihre Rivalin liebte – folglich war es nur recht und billig, dass ich für einen solchen Fehler hart bestraft wurde. ‚Aber ist die bisherige Bestrafung nicht schon hart genug?’, schien sie zu überlegen, als sie jetzt nachdenklich zu mir herübersah. „Mirella, nicht Certaldo! Boccaccio interessiert mich kein bisschen”, flehte ich sie an. ‚Soll ich diesen Dummkopf, wenn die Ampel auf Grün springt, noch länger quälen?’, schien sie sich erneut zu fragen, entschied sich dann für ein klares Nein und verkündete mir sichtlich belustigt: „Ich habe Certaldo als unseren ersten Treffpunkt nur deshalb genannt, weil ich dich auch

einmal, wenn ich etwas schneller fahre, in meiner Nähe haben wollte. Und in der Tat bist du mir ja dicht auf den Fersen geblieben. Jetzt bummeln wir nach Poggibonsi und dann sehen wir weiter. Also keine Angst, Boccaccio bleibt dir erspart!“

Nach Mirellas üblem Scherz kehrte wieder Friede zwischen uns ein, wir vertrugen uns gut, sie nahm Rücksicht auf meine bedächtigere Fahrweise, hielt oft, fragte mich in Poggibonsi tatsächlich nach weiteren Zielvorschlägen. Was sollte ich empfehlen? Rechts lag das fatale Certaldo, links das mir wohlbekannte Siena, direkt vor uns San Gimignano. Auch dort war ich schon mehr als einmal gewesen. Also entfaltete ich zum ersten Mal seit langer Zeit wieder eine Straßenkarte und beriet mich mit meiner fröhlichen, ja, geradezu ausgelassenen Reisegefährtin. Irgendwie triumphierte sie ja doch. Noch fideler wäre sie wohl nur gewesen, wenn ich von Herrn Pertini tatsächlich mit Schrot angeschossen oder besser noch von seiner Tochter mit der Nudelrolle verprügelt worden wäre und nun mit einer großen Beule auf dem Kopf herumliefe.

Bald fanden wir ein lohnendes Ziel, fuhren nach Colle Val d’Elsa, dann auf mancherlei Wegen oder eher Irrwegen zunächst durch eine recht liebliche Landschaft, später in zahllosen Kurven durch Wälder immer höher hinauf nach Mensano und schließlich von dort auf einer ebenfalls waldreichen Serpentinenstrecke, die oft weite Ausblicke in einen ziemlich herben Teil der Toskana bot, zum etwa 500 m hoch gelegenen Radicóndoli.

In diesem malerischen alten Städtchen machten wir eine längere Pause, saßen im Schatten einer großen Platane neben unseren Motorrädern auf einer Mauer und ließen die Füße in die Landschaft baumeln. Wir redeten über das, was wir da so vor uns sahen, und vor uns sahen wir eine Menge Berge, viele Wälder und einen verträumten Kirchturm. Immerhin erwiderten wir, indem wir uns halb umdrehten, auch die netten Grüße der Vorübergehenden, die mit kaum verhohlener Neugier vor allem die schöne Mirella bestaunten, denn in Italien sieht man Motorradfahrerinnen noch seltener als in Deutschland. Nach einiger Zeit unterbrachen wir unsere Betrachtung des Panoramas, ließen uns in einem nahen Lebensmittelgeschäft einige Scheiben des herrlichen toskanischen Weißbrots mit Schinken belegen, kehrten zu unserem Platz auf der Mauer zurück, sahen weiter in die Landschaft – Berge, Wälder und ein Kirchturm –, unterhielten uns nun aber nicht mehr, sondern knabberten ausdauernd an unseren Broten. Eigentlich ist Mirella erstaunlich anspruchslos. Die Geduld verliert sie nur, wenn ihre sorgfältig ausgearbeitete Planung durch ihre eigenen Fehler oder das Unvermögen anderer über den Haufen geworfen wird. Doch im Allgemeinen ist sie mit Wenigem zufrieden, arrangiert sich mit nichts.

So bescheiden saß sie auch heute neben mir auf dem Aussichtsmäuerchen. „Ich hätte gar nicht gedacht, dass deine Motorradwanderungen so schön sein können“, gestand sie mir mit sinnendem Blick auf die Landschaft. Es handelte sich, ich wiederhole mich gern, um die schon mehr als einmal gepriesenen Berge, Wälder und den verträumten Kirchturm – oder war der Kirchturm gar nicht verträumt, sondern verschlafen, so verschlafen wie jetzt da neben mir, nach dem Essen ihrer riesigen Weißbrotschnitte, die zauberhafte Mirella? Es ist offenbar mein Schicksal, dass sie immer, wenn sie neben mir sitzt, von bleierner Müdigkeit gepackt wird. Und so nun auch in Radicóndoli. Doch weil sie mich immer so lieb bei allen Schwierigkeiten getröstet hatte, zeigte ich ihr die hinter uns – ebenfalls im großen Schatten der Platane – ste-

hende Parkbank, forderte sie auf, mir dorthin zu folgen, setzte mich an das rechte Ende der dem belebten Ortskern zugewandten Bank und lud sie ein, es sich auf der übrigen Fläche so bequem wie möglich zu machen. Das tat sie mit der größten Unbefangenheit, streckte sich neben mir mit angezogenen Beinen auf dem Rücken aus, legte den Kopf auf meinen linken Oberschenkel und schlief ein. Ich saß unbewegt, verkrampft, verschämt, verzweifelt auf meinem Wachtposten, denn nun lag das Panorama hinter mir, und deshalb sah ich vor mir ein verunsichertes, wenn nicht entrüstetes Publikum toskanischer Ureinwohner vorübertrotten. In die italienischen Badeorte ist ja vielleicht inzwischen eine gewisse Lockerheit eingezogen, aber hier oben in den Bergen hatte man solche Clochards wie Mirella und mich noch nicht gesehen. Hier war die Zeit stehen geblieben. Vielleicht sprach diese Urbevölkerung ja sogar noch Latein. Jedenfalls schienen mir alle vorüberwackelnden alten Mütterchen Ciceros Worte „*O tempora, o mores*: Was für Zeiten, was für Sitten!“ zuzurufen. Und ich bemühte mich, ihnen so gelassen wie möglich mit dem vermutlich frühmittelalterlichen Hexameter zu antworten: „*tempora mutantur, nos et mutamur in illis*: die Zeiten ändern sich und wir verändern uns mit ihnen.“ Und doch – trotz meiner schlagfertigen Antwort – fand ich meine Lage (wie sehr hätte mich Bruno um sie beneidet!) ziemlich peinlich. Nur gut, dass diese Bank nicht unter dem Boccaccio-Denkmal in Certaldo stand.

Nach einem halben Stündchen schlug Mirella die Augen wieder auf, sah mich ein paar Minuten lang fragend von unten an, brauchte einige Zeit, bis sie begriff, dass sie mit dem Kopf auf meinem Bein lag, lächelte vergnügt, als ich der Versuchung, ihr mit dem Zeigefinger sanft die Nasenspitze zu streicheln, nicht länger widerstehen konnte, zog sich an der Rückenlehne der Bank in sitzende Position empor, saß nun am anderen Ende unseres Ruheplätzchens und wusste nichts zu sagen. Denn das Panorama – Berge, Wälder und ein jetzt munter bimmelnder Kirchturm – lag ja nach wie vor hinter uns. Nach einem Weilchen tiefen gemeinsamen Nachdenkens entdeckten wir gottlob vor uns eine kleine rustikale Bar. Sie war unsere Rettung. Denn jetzt fing auch ich an, mit bleierner Müdigkeit zu kämpfen – wir brauchten unbedingt einen Espresso. Allerdings schien der die Bar besitzende Opa noch viel verschlafener zu sein als wir. Dennoch oder vielleicht gerade deswegen verstand er es, seiner uralten Kaffeemaschine ein besonders starkes Gebräu zu entlocken, das uns so weit wieder auf die Beine brachte, dass wir auch noch das nicht allzu weit entfernte, etwa 400 m hoch liegende Massa Maríttima erreichten. Wir besahen den schönen Dom von allen Außen- und Innenseiten, durchwanderten einträchtig und fröhlich die alte Stadtmitte, kletterten schließlich auch noch in die sehenswerte Oberstadt hinauf und kamen so ein weiteres Mal in den Genuss eines großartigen Panoramas.

Denn der Abend war klar, kein Wölkchen trübte den Himmel, kein Dunst beeinträchtigte die Sicht. Und so war vor uns im Westen Elba zu bewundern, umgeben von einer bis zum Horizont im Gegenlicht glänzenden Meeresfläche. „Die Insel scheint ja sehr schön zu sein. Schade, dass wir heute nicht wenigstens noch bis zur Küste bei Follónica fahren können“, sagte ich, „das Meer sieht einladend aus.“ – „Möchtest du nun also doch noch im Mittelmeer baden, eben alles Vernünftige tun, nur nicht gemeinsam mit mir auf Sardinien?“, fragte Mirella. Diese Frage überraschte mich insofern nicht, als ich ja im Zusammensein mit ihr immer mit Streit rechnen muss. Dass er heute so lange auf sich warten ließ, war ja Gott’s Wunder, konnte ja

eigentlich schon gar nicht mehr wahr sein. Also zog ich vorsorglich den Kopf ein und versuchte mich zu verteidigen: „Das Wasser war doch noch so kalt, und jene Bucht in der Nähe deiner Villa ist so grässlich tief. Ich bin kein guter Schwimmer, habe Angst, wenn ich einen solchen Abgrund unter mit spüre.“ – „Warum hast du das nicht gleich gesagt?“ – „Es war mir peinlich, du bist so sportlich, bist auch auf allen anderen Gebieten so tüchtig, ich wollte meine Unfähigkeit nicht eingestehen.“ Mirella schwieg. Kein Streit? Nein, nichts. Nur die versöhnlichen Worte: „Ach, mein Liebling“ – also wieder oder besser immer noch, auch in dieser kritischen Minute, ihr „amore mio“ –, „das hättest du doch nur zu sagen brauchen. Es gibt so viele Sandstrände am Mittelmeer, an denen du baden könntest!“

Sollte dieser Tag mit „Friede, Freude, Eierkuchen“ zu Ende gehen? Nein, er ging nicht mit Eierkuchen zu Ende, sondern mit einer großen Pizza. Wir vertilgten sie, schon wieder ziemlich hungrig, erst in Florenz, also nach unserer Ankunft in der Heimat. Denn unterwegs wollten wir nicht noch einmal von Müdigkeit überrascht werden. Immerhin konnten wir für die Rückfahrt eine direktere, etwas weniger kurvenreiche Verbindung wählen.

Beim – kameradschaftlichen! – Abschied stellte Mirella mich vor die Wahl, sie morgen, am Sonntag, entweder im ALFA zu begleiten oder ganz auf ihre Gesellschaft zu verzichten. „Denn ich habe“, so erklärte sie mir, „morgen leider eine Menge Verpflichtungen, die ich nicht erfüllen kann, wenn ich mit dir Motorrad fahre. Aber wenn du dich, was ich dir sehr rate, dazu entschließen könntest, zu mir in den ALFA zu klettern, werde ich bestimmt auch eine Gelegenheit finden, dich im Meer, im flachen Wasser eines sicheren Sandstrands, baden zu lassen. Wenn du dich also nicht einsam zu Hause langweilen oder allein in der glühend heißen Toskana herumkurven willst, solltest du dein süßes Badehöschen einpacken und morgen um 9 Uhr vor deiner Haustür auf mich warten. Badehandtücher, Sonnencreme“ – ‚ach Gott, die parfümierte Sonnencreme!’, dachte ich – „werde ich mitbringen. Wie immer benötigst du auch deinen Reisepass. Bitte vergiss ihn nicht!“

Sollte ich also zu Hause, bei der Arbeit am Index, oder bei einer trostlosen Alleinfahrt Trübsinn blasen? Nein, das nützte niemandem etwas. „Ich nehme deine nette Einladung gern an. Nichts ist mir lieber, als morgen nicht allein in meiner Studentenbude sitzen zu müssen“, sagte ich, sagte es irgendwie gegen meinen Willen und beobachtete dabei wieder einmal mein eigenes Verhalten mit erstaunter Missbilligung. Auch diesmal wusste ich nicht, was ich tat – nein, viel schlimmer noch: ich tat etwas, obwohl ich wusste, was ich tat.

42

Am Sonntagmorgen holte mich Mirella pünktlich mit dem ALFA ab, hatte eine große Leinentasche mit Badeausrüstung hinter den Sitzen verstaut, fuhr aber nicht, wie ich erwartet hatte, über die Autobahn in Richtung Pisa, sondern zum Flughafen Perétola. „Es hilft nichts, wir müssen heute nicht nur auf die Motorräder, sondern auch auf den ALFA verzichten“, sagte sie fröhlich, „denn ich brauche die *Aztec* noch für einen anderen Zweck als unseren Badeausflug. Du wirst mich doch brav begleiten oder weigerst du dich, noch einmal mein Copilot zu sein?“ – „Ich weiß zwar

nicht, was genau du planst, lasse mich aber gern überraschen, komme also ohne Widerworte mit."

Mirella ging allein zum Kontrollturm, meldete dort ihren Flug an, studierte die Wetterbedingungen und kehrte zu mir zurück. Ich hatte im ALFA auf sie gewartet. Wir nahmen unsere Ausrüstung – Pilotenkoffer und Badehandtücher – aus dem Auto, Mirella verzichtete auf das Theater mit dem Umziehen, tänzelte im Sommerkleidchen vor mir durch den Hangar, blieb manchmal stehen, sah sich auf Zehenspitzen suchend um, fand schließlich ihr Flugzeug unmittelbar hinter dem geschlossenen Hallentor, öffnete das Gepäckfach, warf alle unsere Habe außer den Flugunterlagen hinein, verriegelte das Türchen wieder, hüpfte auf die linke Tragfläche, öffnete beide Cockpittüren, ließ sich von mir den Pilotenkoffer zureichen, verstaute ihn hinter den Pilotensitzen und sprang auf den Hallenboden zurück. Zusammen schoben wir die großen Torflügel des Hangars zur Hälfte auf. Nun stand die schöne *Aztec* weiß glänzend im Morgenlicht. „Können wir beide allein sie denn auf das Vorfeld schieben?", fragte ich zweifelnd. – „Das müssen wir nicht, es gibt da ein Hilfsmittel", sagte Mirella und holte aus einem Winkel hinter dem Halleneingang ein Wägelchen mit zwei langen Deichseln hervor. Die Räder des Gefährts wurden offenbar von einer starken Batterie über Elektromotoren angetrieben. Sportlich wie immer kroch Mirella unter die Flugzeugnase und hängte die eine der Deichseln an der Achse des Bugrads ein, kam behände von dort wieder hervor, ergriff den anderen Auslegerarm, an dem sie den kleinen Wagen in Richtung und Geschwindigkeit lenken konnte, und rief mir zu: „Spring mal auf die Fläche und lös im Cockpit die Parkbremse!" Wie stets gehorchte ich brav, erhielt aber sofort den nächsten Auftrag: „So, nun komm wieder herunter und geh am linken Tragflächenende neben der *Aztec* her, denn da werden wir beim Rollen dem Torpfosten gefährlich nahekommen! Schrei laut und nicht zu spät, wenn du meinst, dass wir anecken könnten!"

Und so rangierten wir unser zweimotoriges Flugzeug geduldig und vorsichtig auf das völlig leere Vorfeld hinaus, zogen klugerweise die Parkbremse wieder an, brachten die kleine Zugmaschine in den Hangar zurück, schlossen und verriegelten dessen Tore wieder und widmeten uns dann der Außenkontrolle der *Aztec*. Diesmal übernahm Mirella die Rolle des Lehrers, denn sie führte die gesamte Außenprüfung mit mir zusammen durch und erklärte mir dabei geduldig jeden ihrer Verfahrensschritte. Laut einer im Cockpit hinterlassenen Nachricht war die *Aztec* von Carlo zu 60% betankt worden. Unsere Sichtkontrolle der geöffneten Tanks schien diesen Wert zu bestätigen. Na, mal sehen, was die Tankinstrumente anzeigen, wenn wir erst bei eingeschalteter Elektrik im Cockpit sitzen.

Und bald kam auch dieser Augenblick. Wir kletterten, jeder über „seine" Tragfläche, auf die Sitze des ersten und zweiten Piloten, führten bei noch geöffneten Türen die verschiedenen Vorflugkontrollen durch und verriegelten die beiden Eingänge erst kurz vor dem Anlassen der Motoren. Wieder gehorchten die beiden großen Lycomings Mirella so brav wie inzwischen auch ihr AERMACCHI-Einzylinder, sprangen schon beim ersten Startversuch schüttelnd an und jagten auch diesmal die übliche Rauchwolke nach hinten über das Vorfeld, wieder wurden wir zu Bahn 23 geschickt, starteten wieder in die gleiche Richtung, flogen erneut nach einer leichten Linkskurve auf das ungefähr 200 km entfernte Elba zu, allerdings heute in nur 5.000 Fuß (1.525 m) Höhe. Bei unserem gemütlichen Badeausflug – bei 60% Leistung der bei-

den Sechszylinder-Motoren waren wir mit ungefähr 280-300 km/h unterwegs – flog Mirella nach Sichtflugregeln, hörte zwar den Funkverkehr des jeweils zuständigen Flugsicherungsbereichs mit, holte wohl auch manchmal die Überflug-Erlaubnis für bestimmte Flugzonen ein, hatte aber doch mehr Zeit für ein Gespräch mit mir als bei unserem ersten gemeinsamen Flug. Wir ersparten uns das Rezitieren melancholischer Gedichte, unterhielten uns vielmehr – wie in Radicóndoli – munter über das, was wir vor und manchmal auch neben uns sahen, nämlich zunächst das Arnotal, dann rechts die Küste und das Meer, etwas später den Canale di Piombino und dahinter Elba. „Du hast gestern von Massa Maríttima aus so sehnsüchtig nach Elba hinübergeblickt, dass ich es dir heute zeigen werde, nicht nur aus der Luft, sondern auch am Boden", erklärte Mirella, ging in den Sinkflug, blieb aber zunächst weiter auf Südkurs, folgte so fast der gesamten Ostküste der Insel, wechselte dann auf Westkurs und schien links am höchsten Berg Elbas vorbei Korsika ansteuern zu wollen. Doch als der 1018 m hohe Monte Capanne ziemlich dicht vor uns lag, kündigte Mirella im Funksprechverkehr ihren Endanflug auf LIRJ – Marina di Campo – Bahn drei vier an und kurvte nach Norden ein. Bald sah ich den Platz vor uns liegen. Hinter einer wunderschönen Meeresbucht erwartete uns zwar eine Beton- oder Asphaltpiste, aber sie schien mir schmal und kurz zu sein, ja, ich hatte sogar den Eindruck, dass sie leicht anstieg, außerdem führte sie – in welcher Entfernung? – auf einen nicht eben flachen Bergrücken zu. Ob die *Aztec* den problemlos übersteigen könnte, wenn wir durchstarten mussten? „Hm, die Runway da vor uns sieht aber klein und eng aus", fasste ich meine Angst in Worte und bekam ein „Du Feigling zu hören, „die Bahn da vorne ist 950 m lang und 23 m breit, da kannst du mit viel größeren Flugzeugen landen als der *Aztec*. Ich kenne den Platz gut. Also beruhige dich!"

Und so flog Mirella denn frohen Muts über leuchtend blaues Meerwasser, einige Bäume, ein Sträßchen und ein fahrendes Auto hinweg die Landebahnschwelle an, setzte nahe hinter ihr die *Aztec* weich und gekonnt auf den Boden Elbas, bremste nach kurzem Ausrollen sanft ab, verließ die Runway nach links, bekam durch Handzeichen eine Parkposition zugewiesen, hielt dort mit schwungvoller Drehung, stellte die Motoren ab und sah mich strahlend an: „Nun also ein schönes Bad für meinen ängstlichen Liebling, ein Bad im Planschbecken der Insel Elba!" Ich versuchte gute Miene zum bösen Spiel zu machen, war aber doch, ähnlich wie bei Kathys Späßen, mehr als nur leicht gekränkt. Dennoch erfüllte ich brav alle meine Copiloten-Pflichten, ging sorgfältig zusammen mit Mirella die Checklist bis zum Ende durch und half ihr zu guter Letzt auch noch, das Cockpit mit der weichen Abdeckplane vor Sonneneinstrahlung zu schützen.

Nach Erledigung der Flugplatzformalitäten ließen wir uns von einem Taxi zum nahen Sandstrand bringen – nie hätte ich mir träumen lassen, dass ich einmal mit einem Flugzeug zu einem Planschbecken geflogen werden würde. Denn die kurze Taxifahrt zählte eigentlich nicht, der Strand von Marina di Campo lag so dicht an unserer Landebahn, dass wir ihn wohl auch zu Fuß hätten erreichen können. Aber man gewöhnt sich schnell an jede Form von Luxus, und so widersprach ich Mirella auch nicht, als sie uns außer all den anderen Annehmlichkeiten auch noch eine Kabine, Liegestühle und einen Sonnenschirm mietete.

Um 12 Uhr tobten wir zum ersten Mal zusammen im Wasser herum. Wie Mirella mit der *Ala verde* Kreise um mich zu fahren pflegt, so schwamm sie nun Kreise

um mich, kürzte allerdings von Zeit zu Zeit ihren weiten Weg dadurch ab, dass sie unter mir hindurchtauchte. Natürlich versäumten wir es auch nicht, uns gegenseitig mit der erotischen Sonnencreme einzureiben. Auf jeden Fall verbrachten wir viele friedliche Stunden zusammen, schwammen, lagen nebeneinander unter dem Sonnenschirm, redeten, dösten oder schliefen ein bisschen, stürzten uns aber meistens bald wieder in die warmen, kaum bewegten Fluten.

Am späten Nachmittag aßen wir in einem nahen Restaurant eine Kleinigkeit. Doch Mirella wollte dort vor allem telefonieren. Sie schien vergeblich auf eine Nachricht zu warten, wiederholte deshalb ihre Anrufe in ziemlich regelmäßigen Abständen, blieb aber fröhlich und guter Dinge. Schließlich, so gegen 19 Uhr, verkündete sie nach einem weiteren Telefonat: „Ich hoffe, dass du nicht todmüde bist, denn wir werden jetzt nach Korsika weiterfliegen. Daddy erwartet uns in Bastia. Er ist mit seiner Yacht von Porto Cervo nach Korsika gesegelt, muss aber die Segelreise wegen dringender Geschäfte für einige Zeit unterbrechen. Du wirst also noch eine weitere Mittelmeerinsel kennenlernen, allerdings fast nur aus der Luft!“

Gegen diese Verlängerung unseres Ausflugs hatte ich nicht das Mindeste einzuwenden. Aber warum fragte Mirella mich, ob ich müde sei? Hoffentlich war sie es nicht – schließlich war sie die Pilotin, nicht ich. Auch gestern in Radicóndoli hatte ja nicht ich geschlafen, sondern sie.

43

Eilig sammelten wir unsere Habe ein, ließen uns mit einem Taxi zum Flugplatz zurückbringen, verabschiedeten uns von der Flugleitung – war es eine? Der Kontrollturm schien mir unbesetzt –, bereiteten die *Aztec* sorgfältig für den kurzen – nur etwa 90 km weiten – Sprung nach Korsika vor und rollten gegen 20.00 Uhr zum Start auf Bahn eins sechs. Ob der Wind gedreht hatte oder wie immer sonst Mirella zu dieser Startrichtung gekommen war, kann ich nicht sagen, doch die von mir gefürchteten Berge lagen so beim Abflug auf jeden Fall in unserem Rücken.

Es war schon ziemlich dunkel, als Mirella die *Aztec*, nicht anders als in Perétola, beleuchtet mit allem, was an Licht zur Verfügung stand, in Startrichtung drehte. Denn wir waren auf der Runway zunächst nach „oben“, nach Norden, in Richtung des Inselinneren gerollt und mussten unser Flugzeug nun mit einer Drehung um 180°, also schlichter gesagt: mit einer Kehrtwendung, in Startposition bringen, da wir ja, wie erwähnt, ungefähr nach Süden (auf 160°) über das Meer hinaus starten durften. Also ein kurzer Blick auf die schon beleuchteten Instrumente. Alles im grünen Bereich, Motoren ausreichend warm, kurze Funkmeldung auf der Platzfrequenz, dass die Piper *Aztec* november five four two niner yankee jetzt auf Bahn 16 starten werde, keine Einwände im Kopfhörer, also wieder einmal volle Leistung der Lycomings und mit 500 PS nach vielleicht 400 m Startstrecke im Steigflug hinaus aufs schon ziemlich dunkle Meer. Nur mein Planschbecken leuchtete noch hellblau, blieb aber rasend schnell hinter uns zurück.

Das Fahrwerk hatte Mirella schon in geringer Höhe eingefahren, flog nun eine leichte Rechtskurve, ging auf Kompasskurs 240°, reduzierte die Motorleistung und ließ sich bald die meiste Arbeit vom Autopiloten abnehmen. Das hatte sie übrigens auf diesem Flug auch vorher getan, denn dass sie nach Sichtflugregeln flog, heißt

nicht, dass sie dabei auf die Unterstützung des Autopiloten verzichtet hätte. Sie hatte sich nur nicht von der Flugsicherung leiten lassen. Doch jetzt, beim Einflug in französisches Staatsgebiet, bat sie um Flugüberwachung. Daher ging es nun auf unserem Sprung nach Korsika in dieser Hinsicht „förmlicher“ zu als vorher beim Bummelflug von Florenz nach Elba. Und LFKB – Poretta bei Bastia – ist ja auch ein großer Flughafen (2.500 m Bahnlänge), da lässt man sich besser nicht sehen, ohne vorher „angeklopft“ zu haben.

Doch noch war es nicht so weit, noch stiegen wir am Monte Capanne vorbei auf 4.500 Fuß (1.370 m). Allmählich blieb der gewaltige Berg rechts hinter uns zurück. Links war die Insel Pianosa zu sehen, dahinter zeichnete sich am Horizont als feiner Umriss die Isola di Montecristo ab. Müde schien die sinkende Sonne über unseren rechten Motor ins Cockpit. Um 20.08 Uhr waren wir in Elba gestartet, schon 9 Minuten später lag Korsika gut sichtbar vor uns, schwebte im dunstigen Gegenlicht als bildfüllender zartblauer Umriss über dem dunklen Wasser. Dessen Farbe änderte sich, als wir der Küste näher kamen, wurde allmählich hellblau. „Auch da unten scheint es breite Sandstrände zu geben, viele schöne Planschbecken für deinen furchtzitternden Liebling“, versuchte ich meine Pilotin zu ärgern, doch sie blieb gelassen: „Sei doch nicht so empfindlich! Aber du hast schon recht, an der Ostküste Korsikas gibt es viele“ – und sie kicherte so vergnügt, dass es auch über den Bordfunk zu hören war – „für das Baden mit Kleinkindern geeignete Sandstrände.“ Doch ich nahm ihr diesen Scherz nicht übel, hatte meine dumme Bemerkung schon längst bereut, fühlte mich schäbig in der Rolle des beleidigten Spielverderbers. Mirella tat doch weiß Gott alles für mich, was wollte ich denn noch? Dass sie so fröhlich war, war doch nur gut. Zerknirscht bemühte mich, ihr die Dankbarkeit zu zeigen, die sie schon lange und immer wieder verdient hätte: „Ach, so habe ich das doch gar nicht gemeint, es tut mir nur leid, dass du dir die Mühe einer Zwischenlandung auf Elba gemacht hast. Du hättest doch auch direkt nach Korsika fliegen und uns da unten ein Plätzchen suchen können. Ob es allerdings so hübsch gewesen wäre wie das auf Elba, wage ich zu bezweifeln.“ – „Vor allem wäre es nicht so schnell zu erreichen gewesen. Auf Elba hätten wir ja zu Fuß an den Strand gehen können. Das wäre in Poretta kaum möglich gewesen, wie du bald sehen wirst. Denn du wirst ja den Platz gleich kennenlernen. Wir sind fast angekommen.“

Mit dieser Ankündigung hatte Mirella insofern recht, als sie schon 12 Minuten nach unserem Start in Marina di Campo um die Anweisungen für das Einflugverfahren in Poretta gebeten und den Sinkflug begonnen hatte. Wir sollten auf Bahn drei vier (also Richtung 340°) landen. Das hatte meine Superpilotin offenbar schon bei unserem Abflug von Elba gewusst, denn sie hatte von Anfang an das NDB (die Funkbake) BP im Süden der Landebahn von Poretta angeflogen. Schräg rechts vor uns kam nun der große Platz unübersehbar näher. Er war mit einer Fülle von weißen, roten, grünen, stillstehenden und in Landerichtung blitzenden Lampen beleuchtet. Rechts unter uns war auch eine nach Südosten fahrende lichterfunkelnde Fähre zu sehen – „sie ist wohl auf dem Weg nach Civitavecchia“, sagte Mirella – und natürlich hatten auch wir selbst unsere gesamte Festbeleuchtung eingeschaltet. Weniger erfreulich fand ich es, dass hinter uns ein weiteres Lichterpaar über den Abendhimmel wanderte. Hoffentlich wollte da nicht auch noch irgendein anderes Flugzeug in Poretta landen. Ich zeigte Mirella den gefährlichen Rivalen, aber sie beruhigte mich:

„Das ist eine in Solenzara gestartete Militärmaschine. Sie hängt ziemlich weit hinter uns mit eingeschalteten Scheinwerfern im Steigflug."

Schon eine Minute später bekamen wir die Erlaubnis zum Endanflug. Zum ersten Mal näherte ich mich in der *Aztec* einem zumindest für diese Bahnrichtung mit ILS (Instrument-Landing-System) ausgerüsteten Platz. Elegant wie immer kurvte Mirella auf 344° ein. Schon lange vorher hatte sie die Frequenz des ILS in die Funkgruppe eingegeben. Nun zeigten unsere Instrumente – zu meiner Freude hatte ja auch ich in diesem Luxusflugzeug eine komplette Blindflugausrüstung vor mir –, dass Mirella zwar auf 344° genau dem Localizer folgte, aber etwas über dem Gleitpfad blieb, sie flog den Platz „steiler" an, als vom ILS vorgegeben. Das durfte sie zwar, erlaubt war das durchaus, war vielleicht sogar ein gewisser Sicherheitsgewinn, dennoch fragte ich sie: „Würde denn dein Autopilot" – den sie schon beim Einkurven in den Endanflug ausgeschaltet hatte – „im Approach-Modus nicht dem ILS folgen?" – „Doch, doch, möchtest du es sehen?" – „Ja bitte, zeig mal, ob er auch das kann!" Daraufhin ließ Mirella die *Aztec* zunächst etwas stärker sinken, bis wir nicht nur dem Localizer folgten, sondern auch auf dem Gleitpfad waren, schaltete dann den Autopiloten im APR-Modus ein, nahm die Hände vom Steuerhorn, die Füße von den Seitenruderpedalen und kümmerte sich nur noch um den „Rest" – und der war ja, wie ich schon einmal geschildert habe, immer noch groß genug. Nur einen Augenblick lang beobachtete ich fasziniert, wie die *Aztec*, von der Automatik gesteuert, dem Leitstrahl des ILS folgte, blickte aber bald wieder gebannt nach vorn auf das schnell näherkommende Lichtermeer der Landebahn und bat meine schöne Begleiterin: „Ach, Mirella, der Autopilot fliegt zwar gut, aber du fliegst noch viel besser. Bitte übernimm wieder!" Sie erfüllte mir lächelnd meinen Wunsch, wusste, dass mein Kompliment ehrlich gemeint war, hatte ja auch inzwischen bemerkt, dass ich mein Urteil einigermaßen begründen konnte und nicht einfach aus Höflichkeit leer daherredete. Denn bei allen Streitereien, bei all meiner Zurückhaltung, die an Undankbarkeit grenzt – dass sie eine glänzende Pilotin ist, habe ich Mirella schon mehr als einmal gesagt.

Um 20.26 Uhr, also nach nur 18 Flugminuten, berührte das Fahrwerk der *Aztec* korsischen Boden. Wenige Minuten später hielten wir mit laufenden Motoren in dem uns zugewiesenen Winkel des Vorfelds neben vier anderen Geschäfts- oder Privatflugzeugen – und vor dem mit einigen anderen Herren zusammensitzenden Daddy. Offenbar hatten die Piloten oder Eigentümer der anderen Maschinen ihn in ihre Herrenrunde aufgenommen, ihm auch einen leichten Campingstuhl zur Verfügung gestellt. Und nun platzte unsere *Aztec* in diese lauschige Versammlung hinein, hätte stören können, wenn sie nicht etwas Besonderes zu bieten gehabt hätte, nämlich die an diesem Abend einzige Pilotin – und was für eine! Anders als bei unserer Rückkehr aus Sardinien war Mirella diesmal bester Laune. Das konnte der sichtlich gerührte, stolze Papa im Licht der untergehenden Sonne schon daran erkennen, dass sie ihm diesmal nicht nur mit der großen Karte, die sie hinter die Frontscheibe oben auf das Instrumentenbrett gelegt hatte, sondern auch – während noch beide Motoren liefen – durch die kleine Öffnung des linken seitlichen Schiebefensters mit der Hand zuwinkte. Auch ich gab schüchterne Zeichen der Begrüßung, die der liebe Daddy freundlich erwiderte. Anders als damals in Perétola sprang er diesmal nicht zu Mirella auf die linke Tragfläche, sondern blieb, sich nur mühsam beherrschend, weiter

in der Gruppe gesetzter Herren stehen – denn niemand saß mehr, alle waren aufgestanden und bewunderten mit offenem Mund die bezaubernde junge Pilotin. Mirella nahm das mit Gelassenheit hin, denn sie musste sich wie immer zunächst ein paar Minuten lang um ihr Flugzeug kümmern (so schnell wie ein Auto lässt sich ein solches Wunderwerk der Technik nicht parken). Doch schon bald öffneten wir die Cockpit-Türen und kletterten gleichzeitig ins Freie – aber ich blieb völlig unbeachtet, denn nun stand Mirella braungebrannt, endlich einmal gut gelaunt, strahlend fröhlich, kurz: bildschön, in ihrem von einer leichten Abendbrise bewegten Sommerkleidchen auf der Tragfläche des Flugzeugs – Aphrodite eben! Die Göttin selbst schien mit ihrem geflügelten Wagen auf Korsika gelandet zu sein. Ach, Mirella, in allem erinnerst du mich an Katharina, Aphrodite am Strand von Lévanto, Aphrodite an der Ostküste Korsikas! Dass sie heute fröhlicher gestimmt war als bei unserem letzten Flug, zeigte sich auch in ihrem weiteren Verhalten, denn sie sprang leichtfüßig nach hinten von der Tragfläche, ging langsam um die *Aztec* herum auf ihren Vater zu, strich dabei liebevoll mit der Hand über den Randbogen der linken Tragfläche, ließ sich zunächst Zeit, lief aber dann plötzlich wie ein Kind auf den strahlenden Papa zu und umarmte ihn, hing diesmal nicht traurig, sondern fröhlich, ja, ausgelassen an seinem Hals. Immerhin erinnerte sie sich irgendwann auch an mich, drehte sich zu mir um und rief ungeduldig: „Nun komm endlich, begrüß Daddy!“

Ich war nicht aus Schüchternheit hinter ihr zurückgeblieben, sondern nur vorsichtiger und bedächtiger mit Hilfe der Trittstufe von meiner rechten Tragfläche heruntergestiegen. Einen tollkühnen Sprung wollte ich auf keinen Fall wagen – mit Sicherheit hätte ich das Pech gehabt, der gesamten feinen Gesellschaft mit einem spektakulären Sturz vor die Füße zu fallen. Das hätten die Herrschaften mir bestimmt von Herzen gegönnt, denn wohl jeder hier – außer vielleicht dem Daddy – fand, dass jenes tolle Mädchen einen weniger langweiligen Copiloten verdient hätte als mich. Doch darüber weiter zu philosophieren, fehlte mir die Kraft, zumal jener Tag ja noch lange nicht zu Ende war. Zunächst mussten wir die Zoll- und Flugplatzformalitäten erledigen, dann saßen wir, freundlich von den anderen Piloten mit weiteren Segeltuchstühlen ausgestattet, noch einige Zeit in der Nähe der *Aztec* und unterhielten uns.

44

Allmählich brach die Nacht herein, der Daddy freute sich sichtlich über Mirellas gute Laune, ließ sich von unserem Tag auf Elba erzählen, wollte wissen, wie wir mit der AERMACCHI zurechtkämen und wo wir denn gestern gewesen seien, berichtete auch selbst von seinem Segeltörn und hatte plötzlich den – wie er meinte – glänzenden Einfall, uns ein generöses Angebot zu machen: „Die beiden von mir angeheuerten Begleiter, sportliche junge Männer, sind hervorragende Segler. Sie sind natürlich nicht begeistert von der Aussicht, hier in Bastia tagelang auf mich warten zu müssen. Sie würden viel lieber so oft und so lange wie möglich auf dem Meer unterwegs sein. Und das ließe sich doch leicht arrangieren. Ich fliege allein nach Florenz zurück, und ihr bringt die Yacht – aber das ist nur ein Vorschlag, ihr könnt auch jedes andere Ziel wählen – um die Nordspitze Korsikas herum nach Ajaccio. Da gibt es einen Flugplatz, ich komme in ein paar Tagen dorthin und löse euch ab oder besser noch: ihr bleibt dann bei mir und begleitet mich, wohin ihr wollt. Denn wenn ihr

euch entschließen könntet, mir endlich einmal ein bisschen Gesellschaft zu leisten, überließe ich euch auch die Wahl aller Fahrtziele. Wie wär's damit?"

Mirella war sofort bereit, diesen Vorschlag anzunehmen, ich dagegen bremste entschieden – der Index, die Stoiker, das Studium! Na, wer kennt meine Ausreden denn noch nicht? Mirella jedenfalls kannte sie schon lange und war wieder einmal nahe daran, mich umzubringen. Entsetzt begann ich den mentalen Kassensturz. Hatte ich, wenn ich hier mit Fußtritten vom Platz gejagt wurde, genug Geld in der Tasche, um mich mit der Fähre und der Eisenbahn nach Florenz durchzuschlagen? Oder musste ich auf Korsika verhungern? Zu guter Letzt entschloss ich mich doch noch, ehrlich – gefährlich ehrlich – zu sein. Denn als der Daddy fortging, um sein Köfferchen in der *Aztec* zu verstauen, und ich einen Augenblick mit Mirella unter vier Augen sprechen konnte, flüsterte ich ihr zu: „Ständig flirtest du in meiner Gegenwart ganz offen nach rechts und nach links, machst jedem Mann, der in deine Nähe kommt, schöne Augen. Das ist zwar dein gutes Recht, aber ich sehe keinen Grund, warum ich dabei sein und das mitansehn müsste. Zieh allein los, bring die beiden Supersportler um ihr bisschen Verstand! Ich fliege auf jeden Fall mit Daddy nach Florenz zurück." – Mirella sah mich schweigend an, ihre Augen waren dunkler als sonst, nur feine Goldringe und schmale blassblaue Bänder umgaben die geweiteten Pupillen. Bedenklich lange erwiderte ich ihren weichen, versonnenen Blick, wich ihm erst nach einer Ewigkeit aus, war verwirrt und schuldbewusst, hörte sie leise fragen: „Du bist doch nicht etwa eifersüchtig, amore mio?" – Ich antwortete nicht, fühlte mich elend. Tröstend nahm sie meine Hand: „Ach, das hättest du doch nur offen zu sagen brauchen. Natürlich bleibe ich bei dir. Ich hatte gehofft, dich durch einen solchen Ausflug ein bisschen von deinem sonstigen Kummer ablenken zu können, aber wenn du nicht segeln möchtest, fliege ich selbstverständlich mit dir nach Florenz zurück."

Als der Daddy vom Beladen des Gepäckfachs – übrigens hatte ich ihm helfen wollen, aber er hatte das abgelehnt – zurückkam, stellte er mit unverhohlener Überraschung fest, dass zwischen seiner launischen Tochter und mir wieder Einvernehmen herrschte, und zwar nicht, weil ich – wie wahrscheinlich er so oft – brav gehorcht, sondern obwohl ich nicht gehorcht hatte. Denn wir erklärten ihm, dass wir ihn nach Florenz begleiten wollten. Es stellte sich also nur noch die Frage nach dem diensttuenden ersten Piloten. Lieb wie immer wollte der professore uns den Vortritt lassen: „Fliegt ihr beiden? Mirella, fliegst du mit Ben?" Doch ich hatte keinerlei Neigung, in seiner Gegenwart den Copiloten zu spielen: „Nein", wehrte ich ab, „ich bin nach diesem anstrengenden Tag viel zu müde für eine so verantwortungsvolle Aufgabe..." – dabei hätte ich ja gar nichts zu tun gehabt – „...und ziehe mich deshalb zu einem Schläfchen in die zweite Reihe zurück." Sprach's, kletterte auf einen der hinteren Ledersessel, sah nach draußen und beobachtete eine kurze Diskussion zwischen Vater und Tochter. Konnten die beiden sich nicht einigen, wer erster, wer zweiter Pilot sein sollte? Doch schon bald hörte ich den Daddy sagen: „Gar kein Problem, mein Kind, ich bin prächtig in Form, bin hellwach und ausgeruht. Nein, das geht in Ordnung so." Mirella dankte ihm für diese Worte mit einem liebevollen Wangenküsschen, er nahm sie einen Augenblick zärtlich in den Arm und machte sich dann auf den Weg von der rechten auf die linke Flugzeugseite. Was beschlossen worden war, begriff ich, als Mirella mit einem „Rutsch mal durch!" zu mir nach hinten kam, während der Daddy auf den Platz des ersten Piloten kletterte. Offenbar hatte er Mirella nicht von ihrem

Pilotensitz verdrängen wollen, war davon ausgegangen, dass sie – mit mir an ihrer Seite – die *Aztec* nach Florenz zurückfliegen wollte, aber sie zog es wohl vor, das in meiner Nähe obligatorische Schläfchen zu halten.

Nun saß also ihr Vater allein da vorn im Cockpit, erinnerte mich an Canu, der auf Sardinien das Luxusauto gefahren und hin und wieder einen schnellen Blick in den Rückspiegel geworfen hatte. In der *Aztec* gab es allerdings einen solchen Spiegel nicht, aber er war auch gar nicht nötig, denn der Daddy hatte anders als sein schüchterner Bediensteter keinerlei Hemmungen, sich des Öfteren zu uns umzudrehen, tat das sogar schon nach der Vorflug-Kontrolle: „Na, Kinder, alles in Ordnung dahinten? Fühlt ihr euch auch wohl? Fehlt euch nichts? Seid ihr angeschnallt? Kann ich jetzt die Motoren anlassen?“ – „Ja, natürlich, Daddy, nur los! Worauf wartest du denn noch?“, antwortete Mirella etwas ungeduldig. Und ich dachte ziemlich schadenfroh: ‚So wie ich heute noch einmal im Planschbecken gespielt habe, so sitzt du, liebe Mirella, jetzt wieder im Kinderwagen.’ Denn der Daddy war in den alten Trott verfallen, hatte frühere Gewohnheiten wiederaufleben lassen, träumte von der Zeit, in der seine Tochter noch als kleines Kind hinter ihm im Flugzeug gesessen hatte, lächelte glücklich bei diesen Erinnerungen, war dankbar für einen Abend, an dem die Zeit rückwärts zu laufen schien. ‚Er müsste ein phantastischer Großvater sein’, dachte ich noch, während ich einschlief.

Ich weiß nicht einmal mehr, ob die *Aztec* in jenem Augenblick schon in der Luft war oder noch am Boden rollte. Nur einzelne Bilder sind mir im Gedächtnis geblieben: Mirella lag in meinem rechten Arm, duftete nach der gefährlichen Sonnencreme, atmete im Schlaf tief und ruhig, aber das konnte ich nur spüren, nicht hören, denn links und rechts vor uns liefen mit dem vertrauten gedämpften Basston die beiden großen Lycomings. Über die weißen Tragflächen huschte im 2-Sekunden-Takt der rote Schein des oberen Drehlichts, unter uns zog zunächst eine dunkle Meeresfläche hindurch, nur wenig später war dann links Elba zu sehen. Oben in den Inselbergen funkelten einsame Lichter. Offenbar flog der Daddy, wenn auch in größerer Höhe, auf dem gleichen Weg nach Florenz zurück, auf dem Mirella und ich gekommen waren.

Auch das Bild unseres einsamen Piloten hat sich mir eingeprägt. Ruhig, gelassen, von Zeit zu Zeit in das kleine, unten am Kopfhörer befestigte Mikrophon sprechend hatte er alles im Griff. Vor ihm leuchteten rötlich die vielen Instrumente der *Aztec*. Eigentlich flog er nicht anders als Mirella, nicht etwa „männlicher“, draufgängerischer, riskanter, mit ruppigeren Steuerbefehlen, sondern genauso elegant und weich wie seine schöne Tochter. Und daher konnten wir auch so gut – trotz einiger Turbulenzen, vor allem über dem Arnotal – unter seiner Obhut schlafen.

Kurz vor unserer Ankunft zeigten sich in unserem Verhalten gewisse Parallelen zum Benehmen der blonden Labradorhündin meines Freundes Jürgen. Ich habe sie oft beim Fliegen – das sie leidenschaftlich liebte, sie sprang schon vor Jürgen auf die Tragfläche seiner Beech Bonanza N 35 und bettelte um Einlass ins Cockpit – also ich habe diese Betty oft bei unseren Flügen beobachtet. Solange wir im Reiseflug unterwegs waren, lag sie tief schlafend auf der hinteren Sitzbank. Doch bei jeder Änderung der Flughöhe oder der Motordrehzahl und deshalb vor allem beim Beginn des Sinkflugs war sie sofort hellwach, setzte sich auf und sah aus dem Fenster. Nicht viel anders reagierten jetzt Mirella und ich. Denn als der Daddy die *Aztec*-Motoren dros-

selte und den Sinkflug in Richtung Florenz einleitete, wachten wir beide auf. Mirella bemerkte, dass sie in meinem Arm lag, lächelte mich an, richtete sich mühsam auf und ergriff zum Ersatz für den verlorenen Arm – ich hatte ihn zurückgezogen – mit größter Selbstverständlichkeit meine Hand. Halten sich Kameraden an den Händen? Ja, manchmal schon, etwa, wenn der eine über einem Abgrund hängt und der andere ihn retten will. Und über einem Abgrund hingen wir ja tatsächlich. Aber wollten wir einander retten oder zusammen abstürzen?

Immerhin überstanden wir auch diesen Tag ohne Streit. Damit ist er nun schon der zweite, der nicht mit Mord und Totschlag endet. Nach der Landung in Florenz kletterten wir zu dritt in den ALFA – ich nach hinten auf die schmale Notsitzbank – und fuhren zu einem Florentiner Nobelrestaurant. Dort spendierte uns der Daddy ein großartiges Abendessen. Für unsere Gesellschaft war er uns heute besonders dankbar, weil seine Frau ihn schon vor zwei Wochen allein gelassen hat, um in den USA ihren schwerkranken Vater zu pflegen.

Zu später Stunde wurde ich von Mirella und ihrem lieben Papa auch noch zu meiner Studentenbude zurückgefahren. Vor meiner Haustür sprang Mirella aus dem ALFA, ich kroch hinter ihr ins Freie, beugte mich noch einmal ins Fahrzeuginnere zurück, bedankte mich erneut beim milde lächelnden Daddy für den schönen Abend und wollte mich nun mit einem Händeschütteln auch von Mirella verabschieden. Doch sie umarmte mich stürmisch und flüsterte mir leise ihr gnädiges Fazit des heutigen Tags ins Ohr: „Du könntest ein so lieber Kerl sein, wenn du nur immer das tätest, was ich dir rate."

45

Am Montagmorgen erhielt ich eine schon am Freitag von Sandra geschriebene und abgeschickte Karte, auf der sie mir die Adresse ihrer Pension in Viareggio oder genauer in Lido di Camaiore mitteilte. Mittags rief mich Mirella an und fragte, ob ich Zeit für eine kleine Motorrad-Rundfahrt hätte. Ich entschuldigte mich mit dem verfluchten Hinweis auf die verfluchte Arbeit am verfluchten Index, machte tausend verzweifelte Klimmzüge und hatte, als Mirella den Motorrad-Ausflug auf den folgenden Dienstag verschieben wollte, sogar die Stirn, einige nur widerwillig von mir eingestandene Halbwahrheiten auch noch schamlos zu verdrehen: „Sandras Mutter hat mich gegen den Willen ihres Mannes für morgen zu einem heimlichen Besuch am Meer eingeladen, und diese Einladung kann ich nicht ausschlagen, obwohl ich mich sehr vor dem finsteren Herrn Pertini fürchte. Aber ich werde ja schon abends wieder flüchten können. Sobald ich zurück bin, rufe ich dich an." Mirella nahm meine Ausreden ohne Kommentar hin, schwieg einen Augenblick und verabschiedete sich dann, nicht einmal spöttisch, mit den besten Wünschen für einen unbeschwerten Aufenthalt am Meer in angenehmer Gesellschaft. Ich fühlte mich elend. Hätte sie mich doch wenigstens beschimpft! Das hätte ich leichter ertragen als so viel Großmut.

Nach einer unruhigen Nacht stand ich schon früh – um 5.45 Uhr – auf, packte eilig ein paar Badesachen in den Tankrucksack der DUCATI und begann gegen 7 Uhr meine Reise ans Meer. Um 8.45 Uhr kam ich über kleinere Straßen – also nicht auf der Autobahn – in Viareggio an, bog dort nach rechts ab und fuhr fröhlichen Herzens

an der Küste entlang nach Nordwesten weiter. ‚Bald wirst du Sandra umarmen können, wirst einen schönen Tag mit ihr am Meer verleben', dachte ich voller Vorfreude, ‚wirst an ihrer Seite faul in der Sonne liegen oder mit ihr übermütig im Wasser herumtoben können und so den Ärger der vergangenen Woche bald vergessen.' Das Wetter war strahlend schön, zu meiner Linken glänzte das Meer in der Morgensonne, und bald erreichte ich mein Ziel, den „Strand von Camaiore", wie der Ortsname übersetzt hieße.

Unter den unmittelbar am Meer liegenden Hotels konnte mir ein Polizist sofort die von Sandra genannte Pension zeigen. Ohne jede böse Vorahnung hielt ich vor dem mondänen Haus, stellte die DUCATI auf den Ständer, nahm den Helm ab und strich mir mit den Fingern durchs Haar, als auch schon Frau Pertini die Flügel der Hoteltür schwungvoll von innen aufstieß, mir entgegenlief und mich ohne jede Begrüßung mit Klagen und Vorwürfen überhäufte: „Oh Ben, was für ein Unglück, was für eine Katastrophe! In welche Schwierigkeiten hast du mein armes Kind und mich gebracht! Ich weiß überhaupt nicht mehr, was ich tun soll. Wenn ich Sandra irgendetwas sage, weint sie. Wenn ich nichts sage, weint sie auch, tagsüber und nachts im Schlaf. Jeder Satz beginnt mit den Worten: ‚Ben meint ... Ben sagt ... wenn Ben entschiede ... wenn Ben hier wäre...'"

Mir verschlug es die Sprache, überrascht schwieg ich. Wie schon früher manchmal packte mich die Signora an den Oberarmen, schüttelte mich ein wenig, seufzte: „Gott sei Dank, dass du da bist!" und machte mir dann einen völlig unerwarteten Vorwurf, griff mich mit Argumenten an, mit denen ich nie und nimmer gerechnet hätte: „Du konntest Sandra schon gestern besuchen! Warum hast du so lange gezögert? Warum bist du nicht eher gekommen? Ich habe dir doch deutlich genug gesagt, dass du dich nur am Sonntag hier nicht blicken lassen sollst. Du hättest schon gestern kommen können! Ist der Weg hierher so schwer zu finden, ist ein kurzer Besuch zu viel verlangt?"

Leider hatten diese wirren Reden der Mamma einen traurigen Grund. Sandra hatte Tag und Nacht geweint, nichts mehr gegessen und sich auch sonst nach dem verdammten Donnerstag so verzweifelt benommen, dass ihre fassungslose Mutter Angst bekommen hatte, meine arme Liebste könnte irgendeine Dummheit begehen. Deshalb ließ sie das gequälte Töchterchen nun schon seit Tagen keine Sekunde mehr aus den Augen. Auch später beobachtete ich das – Sandra brauchte sich nur, um etwas zu holen, allein nach oben in ihr Zimmer zu schleppen und dabei der mütterlichen Aufsicht für einen Augenblick zu entgehen, schon brach Panik aus, schon fragte die Signora in höchster Sorge: „Wo ist Sandra?" und lief hinterher.

Auf jeden Fall waren diese Neuigkeiten mehr, als ich so früh am Morgen verkraften konnte. Denn ich war schon zwei Stunden lang ziemlich schnell die anstrengenden 170 Kilometer über schmale, kurvenreiche Straßen hierher gefahren, hatte bisher nur einen Apfel gegessen, musste mir nun auf nüchternen Magen erneut absurde Vorwürfe anhören, konnte mich daher, während Frau Pertini weiter auf mich einredete, nur noch mit Mühe auf den Beinen halten und wurde wohl auch ziemlich grün im Gesicht, denn die Signora sah mich groß an: „Bist du krank, Ben? Was ist los?" – „Entschuldigen Sie mich bitte einen Augenblick! Es geht mir im Moment nicht besonders gut." – „Hast du ein Magenleiden?" – „Nein, das ist nur ein kurzer Schwächeanfall. Ich reagiere immer so, wenn ich mich ärgere." Mit dieser bissigen

Bemerkung ließ ich mich in einen der vielen vor der Pension stehenden Korbsessel fallen, atmete ein Weilchen tief durch und verabschiedete mich dann für einige Minuten, um auf der anderen Straßenseite in einer Bar mein Hausmittel, einen Magenbitter, zu trinken.

Als ich ins Hotel zurückkehrte, war Sandra immer noch nicht aufgestanden. Müde und von meinem hochprozentigen „Medikament“ leicht benebelt setzte ich mich in der Empfangshalle in einen der bequemen Sessel und wartete. Eine breite, elegant geschwungene Treppe führte vom ersten Stock zu mir ins Foyer herunter. Nach vielleicht zehn Minuten erschien Sandra, von Giulietta gestützt, totenblass auf dem oberen Treppenabsatz, lächelte glücklich, als sie mich sah, winkte mir mit der Hand einen schnellen Gruß zu, suchte dann wie eine Greisin am Geländer Halt und begann vorsichtig, sich Stufe für Stufe, Schritt für Schritt vorantastend, den offenbar schwierigen Abstieg zu mir nach unten. Ich sprang hoch, lief ihr die Treppe hinauf entgegen, umarmte sie und spürte sogar, während ich sie in den Armen hielt, wie schwach sie war. Wieder einmal konnte ich mich nur mühsam beherrschen. Innerhalb weniger Tage war es den angeblich liebenden Eltern mit idiotischen Einfällen gelungen, meine strahlend-fröhliche, immer muntere Sandra in ein Bild des Jammers zu verwandeln. Monatelang war sie fast täglich kilometerweit mit mir durch Florenz gewandert, war ausgelassen und leichtfüßig zum Belvedere, zum Franziskanerkloster in Fiesole, über die endlos vielen Stufen zur Kirche San Miniato al Monte hinaufgesprungen – jetzt konnte sie kaum noch eine Hoteltreppe heruntergehen.

Doch ich sagte nichts von dem, was ich dachte. Es wäre völlig falsch gewesen, Sandra mit einer weiteren Streiterei zu belasten. Viel wichtiger war es, sie zu beruhigen, ihr zu zeigen, dass nichts und niemand – nur sie selbst – mich von ihrer Seite vertreiben konnte. Also nahm ich sie sanft an der Hand und begleitete sie in eine nur wenig entfernte Bar, in der wir den ganzen Vormittag zusammen verbrachten. Diesmal ließ uns die Mutter, anders als in Florenz, sogleich allein weggehen. Sie war sichtlich erleichtert darüber, dass sich ihr Kind wieder einigermaßen „vernünftig“ verhielt, jedenfalls nicht vor einem erneuten Zusammenbruch zu stehen schien.

Nachmittags wanderten wir eine längere Strecke am Meer entlang. Sandra konnte nicht baden, weil sie sich zu schwach fühlte, aber wir konnten immerhin mit den Füßen im Wasser den Strand entlanglaufen. Abends wollte ich, wie angekündigt, nach Florenz zurückfahren. Da ich todmüde war, gingen wir noch einmal in die Bar auf der gegenüberliegenden Straßenseite, ich trank einen Espresso, aber auch der munterte mich nicht sonderlich auf. Außerdem wurde es spät, weil wir uns nicht voneinander trennen konnten und ich die Abfahrt immer weiter hinausschob. Um 24 Uhr saßen wir immer noch in der Bar zusammen. Inzwischen hatte sich auch Frau Pertini zu uns gesellt.

Schon den ganzen Abend hindurch hatte Sandra behauptet, die heutige Nachtfahrt nach Florenz werde überaus gefährlich sein. Jetzt, zur Geisterstunde, wurde sie so unruhig, dass sie schließlich alle ansteckte. Über unsere Köpfe hinweg entschied Frau Pertini, dass ich dazubleiben hätte, besorgte mir umgehend in der Pension ein Zimmer, wir verständigten Herrn Ferrari telefonisch von meinem heutigen Ausbleiben, die DUCATI schlief mit der Decke zugedeckt im Hof der Pension, das Wetter war gut, und so übernachtete ich in Lido di Camaiore.

Am nächsten Morgen berichteten die Zeitungen in großer Aufmachung über einen Massenunfall, der sich gegen 0.55 Uhr auf der Autobahn bei Montecatini in Fahrtrichtung Florenz ereignet hatte. Ein Rollerfahrer und ein Motorradfahrer waren zwischen verkeilten Autos und Lastwagen zu Tode gekommen. Und für die Rückfahrt hatte ich natürlich die Autobahn benutzen wollen, um möglichst schnell und mühelos nach Florenz zurückzukehren. Sandra sah sich also leider in all ihren Ängsten bestätigt, und auch Frau Pertini kritisierte vorsichtig meine häufigen Motorradfahrten, vermied aber sonst jede Polemik.

Sie scheint inzwischen den Ernst der Lage erkannt zu haben, hat eingesehen, dass sie ihrer Tochter zumindest im Augenblick keine weiteren seelischen Belastungen zumuten kann. Also vermied sie alle Diskussionen, sprach weder von sofortiger noch von späterer Trennung, sondern tat das in dieser Lage einzig Vernünftige – sie setzte wie wir alle, wie auch Sandra und ich, auf Zeitgewinn. Dass die ständigen Drohungen, uns auseinanderzureißen, nur Unheil stiften können, müsste ja inzwischen auch der Dümmste begriffen haben. Es ist zu spät für hysterische Reaktionen. Vielleicht hätte das ganze Theater ja noch eine Spur von Sinn gehabt, solange wir uns nicht ineinander verliebt hatten. Damals hätte man uns trennen können, aber diese Zeit ist lange lange vorbei, und insofern sind alle Quälereien, unter denen wir jetzt leiden müssen, die Folge von Fehlinformationen, Fehleinschätzungen, Irrtümern oder auch von schlichter Unkenntnis.

Denn der Nachrichtenaustausch in Sandras Familie ist verheerend schlecht. Die Gründe dafür sind vielfältig, und vielleicht in mancher Hinsicht sogar ehrenwert. Da gibt es diesen depressiven Vater. Er will in seiner Zukunftsplanung nicht gestört werden, jede Unterbrechung des Alltagstrotts erschreckt ihn, das in der Toskana sprichwörtliche „nulla nuova, buona nuova: Wenn es keine Neuigkeit gibt, ist das eine gute Neuigkeit“ könnte von ihm stammen. Also informiert man ihn, um ihm jeden Schock zu ersparen, so wenig wie möglich. Die Kinder verschweigen ihre Probleme, die Mutter berichtet nur das Nötigste. Und dadurch sind wir nun alle in Schwierigkeiten geraten. Denn diese Rettung des Hausfriedens hat einen hohen Preis, weil sie dem Hausherrn jede Möglichkeit nimmt, die Lage richtig zu beurteilen – seine Kenntnisse der seelischen Verfassung seines geliebten Töchterchens sind auf dem Stand des vergangenen Jahres stehen geblieben.

Schon damals hatte er mich ja als gefährlichen Charmeur „entlarvt“. Sandra musste unbedingt vor mir geschützt werden, und unter dieser Voraussetzung wäre es wohl wirklich das Beste gewesen, sofort die Notbremse zu ziehen und das unerfahrene Mädchen in die Wüste zu schicken, jedenfalls mit dieser Entscheidung nicht allzu lange zu warten. Denn bis zum Dezember des vorigen Jahres hätten wir eine Trennung – vielleicht – noch ertragen. Danach war alles „verloren“ – doch Herr Pertini hat das bis heute nicht begriffen, hat nicht erkannt oder will nicht wahrhaben, dass er zu spät reagiert hat. Jedenfalls glaubt er, Sandra noch jetzt, nach dem Ende des Studienjahrs, problemlos in die Verbannung schicken zu können. Von ihrer Liebe, also von den Ereignissen der letzten sechs Monate, weiß er nichts, beharrt, vielleicht nicht einmal unbelehrbar, sondern „nur“ unbelehrt, auf einer – wenn über-

haupt! – vor einem halben Jahr sinnvollen, inzwischen aber nicht nur sinnlosen, sondern geradezu haarsträubend falschen, weil brutalen Forderung.

Dagegen muss seine arme Ehefrau aus unmittelbarer Nähe miterleben, wie ihr Kind leidet. Deshalb empfindet sie das Vorgehen ihres Ehemanns als genau so unsinnig, wie es das angesichts der neuen Lage auch tatsächlich ist. Und Sandra? Sie sieht sich plötzlich vor eine Entscheidung gestellt, die sich mit etwas gutem Willen noch jahrelang hinausschieben ließe. Denn von meinem Klagebrief alarmiert haben meine liebevollen Eltern sofort ein Austauschprogramm entworfen, durch das Sandra und mir auch nach meiner Rückkehr in die Heimat regelmäßige Treffen ermöglicht werden sollen. Sie wollen Sandra alle paar Monate für längere Zeit in ihren Haushalt aufnehmen, ich soll entsprechend oft zu Gegenbesuchen nach Certaldo fahren. Wenn sich also alle Beteiligten auch nur ein bisschen vernünftig verhielten, hätten Sandra und ich nicht den geringsten Grund, uns jetzt mit Trennungsängsten zu quälen oder quälen zu lassen. Im Übrigen ist es absurd, Sandra immer wieder vorzuhalten, sie sei zu jung für jede eigene Entscheidung, und sie im gleichen Atemzug zu einer Entscheidung zu zwingen. Ist denn die Ablehnung eines möglichen Partners keine Entscheidung? Warum lässt man sie nicht mit dieser Frage in Ruhe? So schüchtern und ängstlich, wie sie nun einmal ist, hat sie bestimmt nicht verkündet, dass ich der Mann ihrer Träume bin und dass sie mich schon morgen heiraten will. Noch ist ja nicht einmal auszuschließen, dass sie durch irgendeinen unglücklichen Zufall von meinen Flügen mit Mirella erfährt und mich sofort höchstpersönlich zum Teufel jagt. Wenn also dieses Mädchen noch zu jung ist für eine Partnerwahl, warum zwingt man es dann zu einer Partnerwahl? Warum stellt man Sandra vor die Alternative, sich entweder von mir zu trennen oder mit mir durchzubrennen? Man könnte den Fortgang der Dinge doch geduldig abwarten, könnte dem Töchterchen bedenkenlos erlauben, unter den üblichen strengen Sicherheitsvorkehrungen weiter mit mir Hand in Hand herumzuwandern, zu lachen, zu scherzen und sich zu fragen, ob ich wirklich nur ein oberflächlicher Dummkopf bin oder ob ich nicht doch vielleicht eines fernen Tages ein leidlicher Ehemann sein könnte. Was ist an solcher Gelassenheit falsch, widersinnig, unverantwortlich?

Frau Pertini jedenfalls hat erkannt, dass es zumindest vorläufig kein Zurück mehr gibt. Ihre Resignation kam in dem Sätzchen zum Ausdruck: „Du hast der Löwin ein Junges geraubt.“ Doch auf jede weitere Auseinandersetzung verzichtete sie. Nach den Erfahrungen des vergangenen Donnerstags wäre es auch mehr als töricht von ihr gewesen, erneut irgendein Trauerspiel zu inszenieren. Denn nur, weil Sandra sich diesen Quatsch nicht länger anhören musste, erholte sie sich allmählich – und wohl auch, weil sie sah, dass ich mich von all dem Unsinn nicht beeindrucken ließ. Wer weiß, wie kritisch die Lage hätte werden können, wenn ich (mit Mirella Korsika umsegelnd?) ihre Postkarte nicht bekommen oder, vielleicht mit Grippe im Bett liegend, nicht wenigstens in der Pension angerufen und mein Ausbleiben entschuldigt hätte! Ob sie genug Vertrauen zu mir gehabt hätte, um nach der Szene des Donnerstags mein Fernbleiben nicht für eine Flucht zu halten? Sie selbst hatte den ganzen Auftritt ja als eine Art Weltuntergang erlebt, und dass ich das Riesentheater einigermaßen gelassen hinnahm, musste ich ihr erst an diesen beiden Tagen in vielen Gesprächen zu zeigen versuchen. Also tat ich alles, um die Probleme „klein zu reden“, „den Ball flach zu halten“.

Und auch ich selbst lernte dazu. Nach den Erfahrungen der vergangenen Tage verstand ich endlich, dass Sandra tausend gute Gründe gehabt hatte, mich vor ihrer Familie zu verstecken und dem Ende des Studienjahrs mit Verzweiflung entgegenzusehen. Bei lächerlichen Spannungen irgendwann in Certaldo am Mittagstisch hatte ich mir ja mit dem Vorsatz geschmeichelt, für sie jederzeit durch die Hölle zu gehen. Seit einer Woche weiß ich, dass sie genau das schon seit Monaten für mich getan hat. Jeder meiner Besuche in Certaldo muss qualvoll für sie gewesen sein. Ich stolperte dort wie Dante im Inferno herum, empfand zwar wie er Mitleid für manche verdammte Seele, begriff aber sonst schlicht nichts, weil mir ein begleitender Erklärer wie Vergil fehlte.

Und nicht nur meine Besuche, auch die vielen Tage, die zahlreichen Wochenenden, an denen sie sich in Certaldo Predigten gegen die Liebe oder doch zumindest gegen diese Liebe, gegen ihre Liebe, anhören musste, Stunden, in denen sie sich – jung und unerfahren – immer wieder fragte, ob sie nicht tatsächlich Unrecht tat, wenn sie weiter mit mir zusammenblieb, lange Abende, an denen sie ihre Gefühle vor den argwöhnischen Blicken der Eltern verbergen musste – war nicht jede Minute dieser Zeit ein Gang durch die Hölle? Nur gut, dass ich sie immer behutsam, zärtlich, liebevoll behandelt hatte! Denn in einer Krisensituation wäre sie völlig auf sich allein gestellt gewesen. Während ich mich brieflich bei meinen verständnisvollen Eltern und dem immer hilfsbereiten Jan, hier in Florenz bei Ulli, Sven, Bruno, bei meinen Freunden im Borgo San Frediano, auch bei meinen lieben Vermietern ausweinen konnte, hatte sie keinerlei Rückhalt, am wenigsten in ihrer Familie. So tat sie mir noch im Nachhinein unendlich leid.

Oft saßen wir träumend nebeneinander am Strand. In solchen Augenblicken schien das sanft bewegte Tyrrhenische Meer so ruhig glänzend vor uns zu liegen wie Epikurs *galéne*, die Meeresstille, sein Bild für den Glückszustand der Seele, ihre vollkommene Ruhe, ihre ungestörte Ausgeglichenheit. In einer Krise hatten wir die Größe unserer Gefühle sowohl bei uns selbst wie beim anderen erkannt. Das gab uns eine Ruhe und eine Stärke, wie wir sie noch nie zuvor empfunden hatten. Denn wie sehr Sandra mich liebt, hatte ich nie zuvor wirklich begriffen, nie hatte sie mir ihre wahren Gefühle offenbart, immer hatte sie ihre Liebe hinter fröhlichem Spott, Spielereien und Scherzen versteckt, blieb reserviert, ja, oft kühl. Insofern muss ich für die Extremsituation, in die wir geraten sind, sogar dankbar sein, denn erst sie führte dazu, dass dieses großartige Mädchen sein Versteckspiel aufgab, dass es seinen unsäglichen Stolz überwand und für seine Liebe zu kämpfen begann.

Am nächsten Dienstag, so habe ich Sandra versprochen, werde ich sie wieder besuchen. Um 22 Uhr startete ich zur Rückfahrt. Auch mit dem Wetter hatte ich Glück, denn heute tobt hier ein Gewitter, wie ich es in dieser Stärke auch in Italien nur selten erlebt habe.

47

Gleich in den heutigen Morgenstunden rief ich, während draußen das erwähnte Gewitter tobte, Mirella an. Ich hatte ihr ja versprochen, mich sofort nach meiner Rückkehr bei ihr zu melden, hatte mich aber, weil ich nicht wie geplant am Dienstagabend, sondern erst in der Mittwochnacht nach Florenz zurückgekommen war, mit

diesem Lebenszeichen um mehr als 36 Stunden verspätet. Entsprechend ungnädig begrüßte mich Mirella am Telefon: „Ach, erinnerst du dich doch noch an mich? Hast du die DUCATI einen Tag lang von Viareggio nach Florenz zurückgeschoben oder wo sonst hast du dich so lange herumgetrieben?“ – „Ich bin erst heute Morgen, erst vor ein paar Stunden, kurz vor diesem grässlichen Gewitter, nach Florenz zurückgekommen.“ – „Und wo hast du geschlafen? Auf dem kühlen Sand des Lido oder auf einer Bank der Strandpromenade?“ – Jetzt fing ich an mich zu ärgern. Draußen Gewitter, in der Telefonmuschel Gewitter, das war zu viel. Was erlaubte sich Mirella? Hatte ich die Nacht bei einer Geliebten verbracht, und sie, Mirella, war die betrogene Ehefrau? Ich versuchte mein Glück mit Witzchen: „So gut auf Parkbänken wie du schlafe ich leider nicht. Aber vielleicht nur, weil ich kein so hübsches Kopfkissen hatte wie du in Radicóndoli.“ – „Dein Bein war ziemlich hart.“ – Und wieder einmal machte ich einen reichlich dummen Fehler, denn ich fragte unschuldig: „Aber deins wäre weicher?“ – Mirella schwieg, fragte dann einigermaßen besänftigt: „Konntest du mich nicht anrufen und mir sagen, dass du erst später zurückkommst? Ich habe mir Sorgen gemacht. Es gefällt mir nicht, wenn du allein Motorrad fährst.“ – „Ach Lella, du verhältst dich heute wie eine wütende Ehefrau. Was ist los mit dir? Wer hat dich geärgert?“ – „Bei Montecatini hat sich ein furchtbarer Massenunfall ereignet, und weil du nicht nur nicht schwimmen, sondern auch nicht Motorrad fahren kannst, habe ich mir Sorgen gemacht, habe deshalb auch in deiner Wohnung angerufen, aber niemand hat sich gemeldet.“

Wieder einmal tat sie mir leid, und ich sagte ihr das auch ganz offen: „Ich verdiene deine Zuneigung nicht, und das habe ich dir auch schon oft genug gesagt. Du bist eine so starke Frau, könntest ein so herrliches Leben führen, wenn du nur diese eine Schwäche nicht hättest.“ – „Du hast völlig recht. Ich verstehe das auch nicht. Irgendwann wird dieser Wahnsinn vorübersein.“ – Und so schlossen wir wieder Frieden oder eher Waffenstillstand, denn zu dauerhaften Friedensschlüssen sind wir ja nicht in der Lage. In der Tat kam es schon im Verlauf des weiteren Telefongesprächs erneut zu Spannungen. Mirella hatte mich aufgefordert, etwas genauer über meinen Aufenthalt am Meer zu berichten. Vorsichtig erzählte ich mancherlei Unverbindliches, erwähnte auch, dass meine Eltern Sandra nach Deutschland eingeladen haben – all das nahm Mirella noch einigermaßen gelassen hin, doch dass ich im gleichen Hotel geschlafen hatte wie Sandra, wollte sie mir nicht verzeihen. Ich versuchte mich zu rechtfertigen: „Ich war oben unter dem Dach in einem glühend heißen Kämmerchen eingesperrt, und Sandra schlief an der Seite ihrer Mutter“ – es half nichts, Mirella fand mein Verhalten unentschuldbar: „Aber in Sardinien wolltest du nicht unter demselben Dach wie ich übernachten!“ – „Aber Lella, muss ich dir wirklich den Unterschied erklären? Hättest du an der Seite von Oma Canu in deinem Bettchen gelegen?“ – Sie schwieg, sagte nur noch: „Und nenn mich nicht Lella! Das hast du von meinem Vater gehört. Aber nur er darf mich so nennen, du nicht!“ – und legte auf.

48

Die Stunden des Donnerstags vergingen. Keine Nachricht aus Viareggio, kein heimlicher Anruf Sandras, kein Lebenszeichen von Mirella! War endlich die prob-

lemlose Zeit angebrochen, die ich mir angeblich so sehnlich herbeigewünscht hatte? Warum ließen alle meine Probleme nichts mehr von sich hören? Diese tiefe Stille, dieses Alleinsein mit der Arbeit am Index, dieser Blick auf die stoische Philosophie, dieser Aufenthalt in den Höhen der reinen Geistigkeit – wie unbeschreiblich langweilig war er! Wieder einmal zeigte ich mich undankbar. Nun hatte ich die Ruhe, von der ich immer geträumt hatte, aber sie gefiel mir kein bisschen.

Sollte ich Sandra in Viareggio anrufen? Eine solche Verzweiflungstat hätte das arme Mädchen in größte Schwierigkeiten bringen können. Meine einzige wahre Liebe war unerreichbar. Blieb folglich nur meine „Ablenkung" – ‚was für ein Lump du bist!', dachte ich jedes Mal, wenn ich zum Telefonhörer greifen wollte, um die schmollende Mirella anzurufen. Immer wieder hatte ich sie gebeten, uns nicht ins Unglück zu stürzen, hatte sie angefleht, einen weiten Bogen um mich zu machen, aber mit ihr Motorrad zu fahren oder durch den blauen Himmel Italiens zu fliegen war offenbar etwas ganz anderes, war kein Liebesabenteuer, wäre ja auch dann vergnüglich, wenn sie nicht eine Freundin, sondern ein Freund wäre. ‚Wenn es dir so gleichgültig ist, ob diese Lella, die du nicht Lella nennen darfst, oder einer deiner Freunde dich auf einem Ausflug begleitet, dann ruf doch Ulli an und lass dich von ihm im FIAT durch die Toskana schaukeln!', flüsterte mir hämisch ein inneres Stimmchen zu.

Ratlosigkeit.

Natürlich rief ich weder Ulli noch Sven an, immerhin aber auch nicht Mirella. Mein einziger Trost in dieser verzweifelten Lage war die Hoffnung, dass die beleidigte Kirke vielleicht doch noch vor mir die Nerven verlieren und den ersten Schritt zur Versöhnung tun könnte. Um die Wahrheit zu sagen – in meiner unsäglichen Arroganz rechnete ich fest mit ihrem Einlenken, obwohl ich spürte, dass ich schon lange einen Dämpfer verdiente. ‚Aber Geduld, Geduld!', sagte ich mir, ‚das muss nicht heute, muss nicht sofort sein. Dafür werden sich auch später noch zahlreiche Gelegenheiten finden. Denn Mirella wird in die Vereinigten Staaten davonziehen, Sandra wird in der Schweiz vor dir versteckt werden, also wirst du in Kürze völlig allein sein, und dann wirst du für jede Form von Bußübung, für die Fragmentsammlung, den Index, die stoische Philosophie, das schläfrige Dahindämmern in einer deutschen Kleinstadt, für Sack und Asche, für Tränen und Haareraufen noch mehr als genug Zeit haben. Jetzt dagegen solltest du dich nicht nur an das von dir so oft zitierte „*Quid sit futurum cras, fuge quaerere*: Frag nicht, was morgen sein wird!" des Horaz erinnern, sondern auch an sein „*Carpe diem*: Nutze den Tag!" Befolg also endlich einmal, du jämmerlicher Philosoph, auch selbst die Weisheiten, die du anderen ständig predigst! Bist eben kein Stoiker, sondern Epikureer, und deren Lehre ist ja eigentlich auch ganz sympathisch. Nun tu schon, was naheliegt, hast ja nicht einmal eine Alternative, denn wie du schon selbst richtig gesagt hast, kannst du Sandra nicht anrufen, ohne sie in Schwierigkeiten zu bringen, wirst dich also von Mirella trösten lassen müssen! Und auch deine Arroganz musst du endlich einmal überwinden, gib nach, geh einen Schritt auf Lella zu und ruf sie an!'

Ich folgte meinem klugen inneren Stimmchen, hob im Flur den Hörer des Ferrarischen Telefons ab, setzte einen entschlossenen Strich in die Liste der von mir zu bezahlenden Gespräche und wählte die inzwischen vertraute Nummer. Immerhin hatte ich mit diesem erbärmlichen Schwächeanfall bis zum Freitagabend gewartet. Das

Hausmädchen meldete sich. Eigentlich war mir die Kleine als recht hübsch in Erinnerung geblieben. Wenn Mirella nicht daheim sein sollte, könnte ich vielleicht dieses dienstbare Wesen zum Essen einer billigen Pizza einladen: „Guten Abend, hier spricht Ben, könnte ich vielleicht ...“ – „Ja, gewiss, bitte warten Sie einen Augenblick, die junge Herrin wird gleich hier sein.....“ – Kurz darauf Mirellas Stimme: „Pronto (Hallo), Ben, bist du's? Ich habe leider wenig Zeit, ruf mich in einigen Tagen wieder an, vielleicht am Ende der kommenden Woche! Ciao! Fahr vorsichtig! Grüß Sandra und ihre Eltern von mir! Ich muss jetzt leider dringend das Haus verlassen. Gehab dich wohl!“ Und sie legte auf, hatte mich nicht eine Sekunde zu Wort kommen lassen, ja, ich hatte ihr nicht einmal bestätigen können, dass ich tatsächlich der Ben war, an den sie – immerhin noch – dachte. Wäre ich einer von Daddy's Kunden gewesen, so hätte sie mit ihrer Voreiligkeit ein Millionengeschäft ruinieren können.

Ich versuchte die Abfuhr gelassen hinzunehmen. Das alles geschah mir ganz recht. Im Übrigen hatte ich ja immer noch meinen Weisheitszahn – konnte nicht auch der mich jetzt wieder in Schwierigkeiten bringen, konnte er mich nicht erneut zu Buß und Reu zwingen – halt, war das nicht eine Alt-Arie aus Bachs Matthäuspassion: „Buß und Reu, Buß und Reu knirscht das Sündenherz entzwei“?

Auf jeden Fall war es hier in meiner Studentenbude nicht auszuhalten, auch alleine Motorrad zu fahren hatte ich keine Lust, ein Kinobesuch kam ebenfalls nicht in Frage, also blieb mir nur ein einsamer Spaziergang durch das Stadtzentrum. Da ich nach all dem Ärger auch an leichten Magenschmerzen litt, gönnte ich mir nicht einmal ein sparsames Abendessen, sondern würgte in einer kleinen Bar im Stehen lustlos an einem matschigen Toast herum. Als ich gegen 23 Uhr wieder in meine Wohnung zurückkehrte, hatte mir der schon schlafende Herr Ferrari einen Zettel hinterlegt: „Man bittet Sie, auch falls Sie erst sehr spät nach Hause kommen sollten, die folgende Nummer anzurufen.“ Es war Mirellas Nummer, richtiger: eine der Nummern ihrer Wohnung. Doch nun war ich beleidigt, dachte gar nicht daran, ihrer Bitte zu folgen, legte mich wütend ins Bett – ‚dich falsches Biest werde ich weder heute noch am Ende der kommenden Woche anrufen. Dies ist die goldene Gelegenheit, um endlich Ordnung in unsere Gefühlswelt zu bringen. Denn das Chaos, das du ständig in mir anrichtest, wird uns noch beiden zum Verhängnis werden.' Und ich schaffte es tatsächlich einzuschlafen, ohne der Versuchung eines Rückrufs zu erliegen. Das war insofern verräterisch, als ich, wenn Sandra mich dazu aufgefordert hätte, auch zu Fuß nach Viareggio gegangen wäre.

49

Als ich aber am frühen Sonnabendmorgen aufwachte, bereute ich mehr als alle Fehler, die ich schon begangen hatte, die, die ich noch nicht begangen hatte, und der größte unter ihnen schien mir der zu sein, Mirella gestern nicht doch noch angerufen zu haben. Doch Fehler lassen sich nicht nur beliebig oft wiederholen, sondern auch leicht nachholen – kaum hatte ich die Augen geöffnet, als ich auch schon die Liste meiner Telefonschulden um einen weiteren Strich „bereicherte“ und Mirellas Nummer wählte. Wieder meldete sich das Hausmädchen. Vermutlich war es wirklich so hübsch, wie ich es in Erinnerung hatte, auf jeden Fall sprach es mit niedlichem

Stimmchen, redete allerdings an diesem Morgen etwas wirr daher: „Sind Sie der Herr Rain ... Rain ... ardo ... Rainaldo, ich meine: sind Sie ... ?“ – „Sono il solito Ben: Ich bin der übliche Ben ... “, stotterte ich verunsichert. – „Ah sì, il fidanzato tedesco della signorina: Ah ja, der deutsche Verlobte des Fräuleins!“, begrüßte mich das Mädchen freudig, hatte mich offenbar wiedererkannt. „Sie werden gebeten, auf keinen Fall fortzugehen, sondern vor Ihrer Haustür ... also vor der Haustür da bei Ihnen, nicht der hier, also ich meine: nicht vor unserer Haustür ... auf die Frau Doktor zu warten. Sie ist mit dem Auto zu Ihnen unterwegs und hat es eilig.“ Ich gehorchte ohne Widerworte, kleidete mich schnell an, lief die Treppe hinunter und wartete auf Mirella.

Wie hatte das Hausmädchen mich genannt? War ich wirklich der „deutsche Verlobte des Fräuleins“? Meine steile Karriere führte offenbar in ungeahnte Höhen – nach einer Stunde Flug hatte Mirella mich zu ihrem zweiten Piloten ernannt und nun war ich sogar schon zu ihrem Verlobten aufgestiegen, zumindest in den Augen des Personals. Allerdings muss das italienische „fidanzato: Verlobter“ nicht allzu viel heißen. Es entspricht oft nur unserem „fester Freund“. Aber hübsch war es trotzdem, zeigte es doch, dass Mirella – zumindest in letzter Zeit – kein anderes männliches Wesen so oft in ihr Elternhaus geschleppt hatte wie mich.

Rührseligkeit überkam mich – wie lieb sie sein kann, wenn sie will! Und da hielt sie auch schon mit quietschenden Reifen vor mir, stieß von innen die rechte Autotür auf, ließ mich einsteigen, drehte um und jagte zurück. Ich klammerte mich an allem fest, was irgendwo greifbar war, einmal auch an ihrer Schulter, dann an ihrem Nacken, schließlich fiel ich ihr auf die Oberschenkel – na ja, auf die Mittelkonsole und den Schalthebel zu knallen wäre wohl schlimmer gewesen. „Werde ich entführt?“, wagte ich zu fragen. – „Nein“, antwortete sie, „obwohl du es verdient hättest. Man sollte dich für einige Zeit in einer Höhle der sardischen Barbágia einsperren. Wieso hast du schon unten auf der Straße gewartet?“ – „Weil du es mir befohlen hast. Das Hausmädchen hat mir, als ich vor zwanzig Minuten in deiner Wohnung anrief, aufgetragen, auf keinen Fall etwas anderes zu tun als sofort nach unten vor die Haustür zu gehen.“ – „Ach, Daddy!“, seufzte Mirella, „offenbar war er es, der dir diese Nachricht hinterlassen hat. Denn ich bin immer noch so wütend, dass ich dich heute nicht mitnehmen wollte. Aber Daddy hat mich, als wir schon zusammen im Flugzeug saßen, überredet, dich doch noch zu holen. Dieser heillose Optimist glaubt, dass ich allein nicht so fröhlich sein könnte wie in deiner Gesellschaft.“ – „Aber Mirella“, begann ich die x-ten Friedensverhandlungen, „ist denn das nicht wahr? Könnten wir nicht einen schönen Tag zusammen verbringen, wenn du nicht so impulsiv wärest?“ – Hätte ich doch nur geschwiegen! Denn sie geriet schon wieder in Wut: „Fast zwei Tage lang habe ich vergeblich auf eine Nachricht von dir gewartet. In nur 10 Sekunden hättest du mich über dein Ausbleiben informieren können, und ich hätte mich weiter in Geduld gefasst. Aber nein, weil ich mir Sorgen gemacht habe, bin ich ‚impulsiv’, du Idiot!“ – „Ach Lella, nein, entschuldige, ich meine natürlich: liebe Mirella! Du hast ja ganz recht. Aber du kannst dir gar nicht vorstellen, wie streng ich bewacht wurde. Ich habe verzweifelt nach einer Gelegenheit gesucht, dich zu verständigen, aber es war mir so unmöglich, als wenn ich wirklich in einer Berghöhle der Barbágia gefangen gehalten würde. Doch in Zukunft will ich ganz kameradschaftlich sein, werde versuchen, mich zu bessern. Und ich verstehe ja auch, dass du dich ärgerst. Aber lass uns doch wenigstens heute, in Gegenwart deines Vaters, so

wenig streiten wie möglich! Daddy ist ein feiner Mann und verdient es nicht, dass wir ihm seine wenigen Urlaubstage mit unserem Gezänk vermiesen."

Nach einigem Hin und Her einigten wir uns auf einen Waffenstillstand, waren wieder – wie lange? – ein Herz und eine Seele. Der liebe Daddy sah uns das, als wir über das Vorfeld zu ihm ans Flugzeug kamen, schon aus der Ferne an, ja, er war derart glücklich über seinen Erfolg als Friedensstifter, dass er mich, überwältigt von herzlicher Zuneigung, zu duzen begann: „Na, das ist aber schön, Ben, dass Mirella dich doch noch erreichen konnte! So ein Ausflug in Gesellschaft ist doch immer erfreulicher als allein unterwegs zu sein. Vielleicht wolltet ihr ja heute Motorrad fahren, und ich habe euch den geplanten Ausflug durch meinen Wunsch, nach Bastia zurückzufliegen, ruiniert. Das tut mir natürlich leid. Aber ihr werdet sehen, dass auch ein Tag auf Korsika ganz hübsch sein kann."

Schon wieder fing Mirella an, sich zu ärgern. Denn diese großartige Begrüßung durch ihren Vater hatte ich nicht im Mindesten verdient, hatte, verdammt noch mal, zerknirscht zu sein, sollte dafür, dass ich überhaupt in seiner – vor allem aber ihrer! – Nähe geduldet wurde, dem Himmel auf den Knien danken. Um sie zu beruhigen, tat ich ihr den Gefallen, vollführte den gewünschten Kniefall, redete von „großer Ehre" daher, von „tiefer Verbundenheit, Begeisterung über den herrlichen Ausflug, Vorfreude auf das Wiedersehen mit Korsika, inniger Dankbarkeit für die mir ständig zuteil werdende reiche Belehrung durch den Herrn Professor", betonte auch „die hinreißende Schönheit des Fliegens" – nur meine Hoffnung auf eine Pizza zum Abendessen erwähnte ich nicht. Der Daddy übte sich in Bescheidenheit, wir umtänzelten einander mit Bekundungen der Hochachtung und der Wertschätzung, bis der „impulsiven" Mirella auch dieser Zirkus zu viel wurde: „Könntet ihr endlich aufhören, euch mit Kratzfüßen voreinander zu verneigen? Könntet ihr zur Sache kommen und euch wie normale Menschen benehmen?" Recht hatte sie ja, aber wieder einmal war ihr entgangen, dass letztlich sie es war, die sowohl ihren armen Vater wie mich zu dem ganzen Theater gezwungen hatte. Wären wir allein gewesen, hätten wir uns die Hände geschüttelt und nur schlicht gesagt: „Schön, dass wir uns endlich einmal wiedersehen!"

Um uns nur ja nicht unsere offenbar leicht verbesserte Laune zu verderben, bestimmte der Daddy mit Entschiedenheit, dass „Lella" – als er sie so anredete, sah sie drohend zu mir herüber, ich heuchelte Zerstreutheit, tat so, als hätte ich nichts gehört – dass also Mirella fliegen sollte und dass ich ihr Copilot zu sein hätte. Diese Forderung begründete er nicht ungeschickt mit der Behauptung, das Warten sei anstrengend gewesen und nun wolle er sich auf dem Flug ein bisschen ausruhen.

So wie er uns beim letzten Flug in die Kinderrolle zurückversetzt hatte, so katapultierten wir ihn nun in die Zukunft voraus, behandelten ihn wie unser liebes Opachen, schoben ihm zwischen seitliches Fenster und Nackenstütze des Ledersessels ein hübsches Kissen und legten ihm auf dem Nachbarsitz nicht nur all die Papiere, die er angeblich lesen wollte, sondern auch – bei 30° im Schatten – eine flauschige Decke bereit. Über den Wolken in 3.000 m Höhe könnte es ja kühl sein. Er ließ den ganzen Klamauk mit fragendem Lächeln und geschmeicheltem Staunen über sich ergehen, fühlte sich bei dieser liebevollen Behandlung zweifellos wohl, aber doch auch etwas alarmiert – diese neue Seite, die er da an seiner Tochter entdeckte, beunruhigte ihn. Ähnlich blicken nach einer unerwartet guten Ernte die Anwohner eines Vulkans

auf den gefürchteten Berg. Die Böden in seiner Nähe sind verlockend fruchtbar, aber ob ihre reichen Geschenke nicht vielleicht doch einen hohen Preis haben werden, ob sie nicht die Vorboten einer drohenden Katastrophe sein könnten?

Schon ehe das Töchterchen auf Papas Wunsch den Start verschob, um mich doch noch auf diesem Flug mitzunehmen, hatten die beiden die Außenkontrolle der *Aztec* durchgeführt. Daher konnten wir sofort mit der Vorflugkontrolle beginnen, waren gegen 9.45 Uhr rollbereit, bekamen für den Start wieder die Bahn 23 zugewiesen und flogen schon wenig später, von der Flugsicherung überwacht, in einem diesmal kräftigeren Steigflug auf dem vertrauten Weg zum VOR Elba. Von dort wollte Mirella wie nach unserem Start von Marina di Campo die Funkbake (NDB) BP auf Korsika ansteuern. Im Autopiloten hatte sie eine Reiseflughöhe von 9.500 Fuß (2.900 m) vorprogrammiert.

Das Wetter war heute schlechter als auf unseren bisherigen Flügen: 10 Knoten (18,5 km/h) Wind aus 300° und (immerhin aufreißende) Bewölkung bis 8.000 Fuß (2.440 m). Wolkenuntergrenze 2.500 Fuß (ca. 750 m). Heute war also Blindflugerfahrung gefragt. Nur zweimal hatte ich bisher bei solchen Wetterbedingungen in einem Flugzeug auf dem Platz des zweiten Piloten gesessen, einmal in einer zweimotorigen Dornier DO-28 bei einem Flug von Bielefeld-Windelsbleiche nach München und zurück, ein zweites Mal als Gast eines liebenswerten Oerlinghauser Fabrikanten in einer Piper *Aztec* – also im gleichen Flugzeugtyp wie jetzt hier – auf einem Flug von Windelsbleiche nach Turin. In beiden Fällen hatten Berufspiloten das Firmenflugzeug, bzw. die gemietete *Aztec* geflogen.

Und wie kam Mirella mit diesen Wetterbedingungen zurecht? Sie war völlig unbeeindruckt, ließ die *Aztec* mit Autopilot durch die Wolkendecke steigen, schien die Turbulenzen in den weißen Gebirgen gar nicht wahrzunehmen, beobachtete allenfalls noch sorgfältiger als sonst die Motorinstrumente und die Anzeige der Außentemperatur. Ich sah nach draußen auf die Tragflächen. Eisbildung war nicht zu erkennen, auch die Frontscheibe vereiste nicht. Na, hoffentlich blieb das so. Vorsichtig drehte ich mich zum Daddy um. Auf keinen Fall wollte ich ihm mit einem fragenden Blick irgendwelche Ängste verraten. Er sollte volles Vertrauen zu seinen „beiden" Piloten haben. Und das hatte er auch, denn er schlief friedlich vor sich hin, benutzte dankbar sogar unser Kissen, hatte es sich auf seinem Plätzchen da hinten so richtig gemütlich gemacht.

Je weiter wir nach Süden kamen, desto besser wurde das Wetter. Schon lange flogen wir über der weiß leuchtenden Wolkendecke. Nun riss sie immer öfter auf. In den größer werdenden Löchern war zunächst die italienische Küste um Castiglioncello und Cècina, dann Piombino, kurz darauf Elba, und wenig später das dunkel verschattete Meer zu sehen, manchmal auch das eine oder andere Schiff, meist ein einsames Fischerboot, aber je näher wir unserem Ziel kamen, desto häufiger sahen wir auch große Fähren. Nicht anders als wir hier oben schienen auch sie da unten auf der ziemlich rauen See nach Bastia unterwegs zu sein. Korsika war bei dieser Flughöhe schon von der italienischen Küste aus zu erkennen. Über dem Funkfeuer (VOR) Elba flogen wir die übliche leichte Rechtskurve und nahmen Kurs auf die Funkbake (NDB) BP im Süden von Bastia. Jetzt zogen nur noch wenige Wolken unter uns hindurch, warfen nur noch vereinzelte dunkle Schatten auf die leuchtende Meeresfläche.

Wenn ich sie glänzen sehen wollte, musste ich mich umdrehen, denn die Morgensonne stand ja bei diesem Vormittagsflug noch schräg hinter uns im Südosten.

Bald lag Korsika in voller Schönheit vor uns, strahlte im Sonnenlicht, nur in den hohen Gebirgen des Inselinneren hingen noch Wolkenschleier und ein letzter Schauer schien vom Gebirge herab ausgerechnet auf Poretta zuzuziehen. Doch es sah so aus, als könnten wir vor ihm die Landebahn erreichen und im Sichtflug landen. Besonders wichtig war das nicht, denn der Platz besaß ein Instrumenten-Lande-System und ich hatte ja gesehen, wie souverän Lella – Verzeihung: Mirella! – die *Aztec* auch im Blindflug beherrschte. Im Übrigen ließ sich jetzt beobachten, dass nicht anders als wir so auch der Daddy wie Jürgens Labradorhündin Betty reagierte. Denn Mirella hatte sich schon 60 km vor der korsischen Küste zur Landung in LFKB angemeldet, hatte auch diesmal die Anweisung bekommen, Bahn 34 anzufliegen und wollte deshalb bei der Funkbake (NDB) BP im Süden des Platzes mit ungefähr 3.000 Fuß (915 m) Höhe ankommen. Also ging sie in Absprache mit den verschiedenen Flugkontrollinstanzen sofort in einen leichten Sinkflug, drosselte etwas die Leistung der Lycomings, deren Auspuffklang veränderte sich minimal – und sofort war der Papa hellwach. Doch anders als Betty sah er nicht nur aufmerksam aus dem Seitenfenster, sondern löste den Anschnallgurt, schob seine Papiere zur Seite, rutschte in die Mitte der beiden hinteren Sitze, beugte sich zu uns nach vorn, warf einen ersten kurzen Blick nach links auf sein Töchterchen, einen zweiten nach rechts auf mich, wandte sich aber dann den Instrumenten zu und kontrollierte sie mit angespannter, hochkonzentrierter Miene. Mirella hatte inzwischen die Landeerlaubnis bekommen, hatte sie bestätigt, hatte mit der üblichen eleganten Kurve den Endanflug eingeleitet, blickte nun schnell zur Seite auf ihren neugierigen Vater und fragte: „Wen haben wir denn da? Ist das der neue Bordingenieur oder doch nur ein Passagier? Auf jeden Fall werden alle Passagiere gebeten, sich anzuschnallen! Denn wir landen jetzt.“ Brav gehorchte der gut erzogene Daddy, faltete auch die Decke zusammen, räumte seinen „Altersruhesitz“ sorgfältig auf und sah dann betont gelangweilt über die linke Tragfläche auf die nur scheinbar immer schneller vorbeiziehende korsische Landschaft. Ob er schon jemals in seinem Flugzeug auf einem der hinteren Plätze gesessen hatte?

Beim Endanflug mussten wir einige tiefhängende Wolkenfetzen durchfliegen. Sie griffen wie Hände nach uns. In 2.000 Fuß (610 m) begann es heftig zu regnen, die Sicht verschlechterte sich erheblich, die Landebahn war nicht mehr zu sehen. Mirella flog nach Instrumenten von Hand – also nicht im Approach-Modus mit Autopilot. Die *Aztec* war triefnass, schüttelte sich in Turbulenzen wie ein begossener Pudel. Endlich tauchte schon ziemlich nah vor uns die inzwischen eingeschaltete Beleuchtung der Einflugschneise auf. In ihrer Mitte zeigte uns ein rasender Lichtblitz auch optisch, wohin wir zu fliegen hatten. Wenig später setzte die *Aztec* weich am Beginn der endlos langen, nassen und hoffentlich nicht allzu glatten Landebahn auf. Gemächlich rollte Mirella zur Parkposition, hielt sanft, führte sorgfältig die nach einem Flug fälligen Kontrollen durch und hatte dafür alle Zeit der Welt, denn es regnete immer noch wolkenbruchartig. Geduldig warteten wir das Ende des Schauers ab, unterhielten uns, während der Regen – hoffentlich nicht auch noch Hagel! – auf die Aluminiumhaut der *Aztec* trommelte und freuten uns, der Yacht in knapp einer Flugstunde ihren Kapitän zurückgebracht oder doch fast zurückgebracht zu haben, denn der Hafen von Bastia ist vom Flugplatz ungefähr 20 km entfernt. Er liegt im

Norden von Poretta. Und da der Daddy weder die lange Taxifahrt in tiefer Einsamkeit hinter sich bringen noch sein heute so liebevolles Töchterchen schon so bald wieder aus den Augen verlieren wollte, verkündete er mit großer Geste, erst heute Abend weitersegeln zu wollen. Es sei eine weitere Wetterbesserung vorhergesagt, und insofern sei ein Start in den Abend sowohl für seine Segelei wie für unseren Rückflug nach Florenz nicht nur kein Nach-, sondern sogar ein großer Vorteil, kurz: er lade uns herzlich ein, den Nachmittag mit ihm auf der Yacht zu verbringen und erst gegen 20.00 Uhr nach Florenz zurückzufliegen. Mirella nahm diesen Vorschlag gern an. Allerdings hatte das zur Folge, dass die *Aztec* ein Weilchen auf unsere Rückkehr warten und deswegen sorgfältig geparkt werden musste. Da – wieder einmal – auch Gewitterbildung angekündigt war, verzichteten wir darauf, das Cockpit von außen mit der Abdeckplane vor Sonneneinstrahlung zu schützen und begnügten uns stattdessen damit, innen alle Vorhänge zuzuziehen und hinter der Frontscheibe so etwas wie ein Sonnenschutzsegel aufzuspannen. Doch vor allem bemühten wir uns, die *Aztec* sicher am Boden zu verankern. Zu diesem Zweck kann man Haltegurte unter der Tragfläche einhängen und sie an Gewichten oder an Metallringen, die in den Beton des Vorfelds eingegossen sind, oder bei Graspisten an kräftigen „Heringen“ befestigen.

50

Dass Mirella die Einladung ihres Vaters, den Tag auf der Yacht zu verbringen, gern angenommen hatte, überraschte mich nicht, weil sie ja schon vor einer Woche bereit gewesen wäre, das Schiff für einige Zeit von ihm zu übernehmen und nach Ajaccio zu segeln. Nur in Erinnerung daran hatte der Daddy es gewagt, uns um ein längeres Zusammensein zu bitten. Doch er hoffte wahrscheinlich nicht nur, uns mit diesem Vorschlag eine Freude zu machen, sondern wollte uns wohl so auch an den – wie er inzwischen längst bemerkt hatte – ständig drohenden Streitereien hindern. Wir sollten endlich einmal froh und glücklich sein – ja, in mancher Hinsicht war seine liebe Geste sogar eine versteckte Parteinahme für mich. Er wollte Mirella zeigen, dass man mit mir sanfter umgehen müsse, dass ich doch eigentlich ein ganz netter Kerl sei, dass man mich vielleicht mit Zuckerbrot eher dressieren könnte als mit Peitsche, dass ich es jedenfalls nicht verdiene, dauernd geprügelt zu werden. Während also Mirella den Golden Retriever nicht selten mit einer zusammengefalteten Zeitung schlägt oder ihn doch zumindest mit ihr bedroht, während sie ihn immer gerade dann hochscheucht, wenn er den Kopf auf die Vorderpfoten gelegt hat, um ein bisschen zu träumen, ist ihr Vater bereit, den armen Hund zumindest in Ruhe zu lassen, ja ihn, wenn sich das unglückliche Vieh in seiner Nähe verkriecht, sogar ein wenig hinter den Ohren zu kraulen. Mit anderen Worten: es war nicht zu übersehen, dass der Daddy eine Schwäche für mich hat.

Diese Zuneigung beruht auf Gegenseitigkeit. Wir können über alles miteinander reden, denn der professore ist kein Fachidiot, ist nicht nur umfassend gebildet, sondern auch umfassend interessiert, hört aufmerksam zu, argumentiert glasklar, erträgt geduldig Widerspruch, kurz: er ist eine der eindrucksvollsten Persönlichkeiten, die ich bisher kennengelernt habe. Doch seine größte Stärke ist Offenheit. Er räumt jedem Gegenüber einen Vertrauensvorschuss ein und freut sich, wenn dieses Ver-

trauen mit Vertrauen erwidert und belohnt wird. Auch deshalb reden wir gern und viel miteinander, ja, wir sind manchmal so sehr in unsere Diskussionen vertieft, dass Mirella sich vernachlässigt fühlt. Sie unterbricht dann unsere Gespräche ziemlich brüsk – ja, sie schnauzt ihren Daddy manchmal nicht weniger gereizt an als mich. Vermutlich hat er deshalb so viel Verständnis für mich. Dass er mir nun auch noch seine Yacht zeigen wollte, war zweifellos als besonderer Gunstbeweis gemeint.

Und warum freute ich mich nicht? Ach, das hatte viele Gründe, die ich selbst nicht so recht begreife. Kindheitserinnerungen spielen da sicher eine große Rolle, sie prägen uns ja entscheidend. Meine Beziehung zu Wasser war nie angstfrei. So wie ich alles liebe, was fliegt, was sich durch die Luft bewegt, so ist mir alles unheimlich, was sich im oder unter Wasser abspielt. Ich hatte ja nicht zufällig die „*knodal' en benthessi porphyreas halos*: die Ungeheuer in Tiefen purpurfarbener Salzflut" heraufbeschworen, als ich mich von Mirellas Liebe – oder meiner Liebe zu Mirella? – bedroht fühlte. Erst spät und schlecht hatte ich zitternd und zagend im eiskalten Wasser eines Freibads das Schwimmen gelernt – wenn ich es denn überhaupt je richtig gelernt habe, denn leider ist ja Mirellas Spott über meine verzweifelte Paddelei mehr als berechtigt. Zu allem Übel ähnelt ihr Gelächter auch noch all den bissigen Scherzen, die ich mir von Katharina anhören musste. Auch meine Beziehung zu Kathy, zu jener anderen Sportkanone, hatte ja eigentlich einer Dauerkrise geglichen, und dass ich gerade meinen Besuch in Lévanto als den Höhepunkt in dieser langen Auseinandersetzung empfinde, ist wohl ebenfalls kein Zufall – auch damals hatte mich ja das verfluchte Wasser beim Schwimmen im Meer mit einem mir weit überlegenen Rivalen konfrontiert.

Und noch eine andere Negativerfahrung wiederholte sich hier auf Korsika – die der Tanzparties. Denn ich habe, wie ich schon erwähnte, nie tanzen gelernt, weil in meiner Familie das Geld für einen Tanzkurs nicht aufzutreiben war. Daher führten mich Party-Einladungen immer in eine Umgebung, in der ich mich für einen gesellschaftlichen Mangel entschuldigen musste. Auch in Florenz hatte ich mich ja ausgeschlossen gefühlt, hatte mich vor jener schönen Professorentochter und Valentina geschämt. Und nun brachte mich das Zusammensein mit Mirella ständig in die gleiche Lage. Dauernd sah ich mich durch meine Finanznot und meine Unsportlichkeit bloßgestellt. Würde ich mich jemals heimisch fühlen können – und wollen? – in dieser Welt der Ski, Rennboot, Rolls-Royce fahrenden, Luxusyachten segelnden, Privatflugzeuge fliegenden supersportlichen Schönen und Reichen? Leider gehört ja auch der Daddy zu diesen Leuten, auch er beteiligt sich ja an dem ganzen Affentheater, allerdings ohne dabei besonders glücklich zu wirken. Auf jeden Fall gilt sein eigentliches Interesse der Technik und der Musik. Jenem Jahrmarkt der Eitelkeiten scheint er eher kritisch gegenüberzustehen.

Um es kurz zu machen: manche Umstände erinnerten mich heute so sehr an meine unglückliche Lévanto-Reise zu Katharina, dass mich ein leises Unbehagen, eine böse Vorahnung beim Gedanken an den drohenden Besuch auf Daddy's Yacht beschlich. Sie hieß im Übrigen – na, wie könnte sie schon heißen? Sie hieß *Mirella*! Ein bisschen peinlich war das meiner armen Kameradin schon, und ich verstand ihre Verschämtheit ganz gut. Deshalb nahm ich sie in den Arm und versuchte sie zu trösten: „Gegen die Liebe von Eltern kann und soll man sich nicht wehren. Außerdem ist Mirella doch ein wunderschöner Name – nur Lella wäre noch süßer." Doch sie

dankte mir all meine Nettigkeit nicht, sondern wiederholte das Lévanto-Drehbuch textgetreu, änderte nur die Besetzung. Denn hier in Bastia hieß der Bruderfreund Aldo. Dieser Aldo war einer der von Daddy angeheuerten Supersegler, muskelbepackt, braungebrannt, blond und blauäugig, ein Adonis, den Aphrodite sofort interessant fand. Und auch er war zweifellos kein Kostverächter, sah sofort den Leckerbissen, den sein Dienstherr ihm da als seine Tochter und Namensgeberin des Schiffes mitgebracht hatte, verstand es schon bald, sich ins rechte (Sonnen-) Licht zu setzen, turnte pausenlos vor ihr auf dem Deck herum, kletterte in die Takelage, ließ sich von unten bewundern, schaute siegessicher von oben auf seine potentielle Beute herab, servierte ihr mit strahlendem Lächeln der schönen weißen Zähne – an einem schmerzenden Weisheitszahn litt dieser Kraftprotz bestimmt nicht – einen Drink, berührte dabei wie zufällig ihre Hand, sie zuckte leicht zusammen – die auch mir aus Sardinien vertraute Funkenbildung hatte begonnen. Nachmittags wurde die Lévanto-Tragödie in einer geballten Kurzfassung aufgeführt: Adonis und Aphrodite wollten mit dem Schlauchboot weit aufs Meer hinausfahren, um im dort sauberen – weil ein paar tausend Meter tiefen – Wasser zu baden. Natürlich wurde ich eingeladen, mich an diesem herrlichen Vergnügen zu beteiligen. Von Seiten Mirellas konnte dieser Vorschlag nur pure Scheinheiligkeit sein, denn sie wusste ja, was ich von einem solchen Badeabenteuer hielt.

Hatte ich irgendein Recht, mich zu beklagen? Nein, ich konnte nur bejammern, dass ich noch immer nichts dazugelernt hatte. Wenn ich nicht endlich begriff, dass ich nur ohne Mirella glücklich werden könnte, würde ich mit ihr todunglücklich werden. Denn meine hochromantischen Vorstellungen von der Liebe sind zwar mit großer Wahrscheinlichkeit nirgendwo mehr, mit Sicherheit aber nicht an der Seite dieses Mädchens zu verwirklichen.

Schon die Abfahrt der beiden mit dem Schlauchboot war sehenswert, wiederholte mit umgekehrtem Vorzeichen meine morgendliche Entführung im ALFA, nur war diesmal Mirella das – allerdings überaus vergnügte – Opfer. Denn sie lag dem schönen Sportsfreund schon kurz nach dem Start zu Füßen, da Adonis das Schlauchboot mit dem bulligen Motor so stark beschleunigte, dass Mirella auf dem nassen Gummibord den Halt verlor, zunächst nach innen auf den Bootsboden glitt, dann beim kräftigen Steigen des Bugs weiter nach hinten rutschte und schließlich bittflehend die Knie ihres triumphierenden neuen Spielgefährten umklammerte.

Ich wandte mich ab, tat gelangweilt, blickte auf die schöne Yacht. Fast alle ihre Linien waren leicht gekurvt, nicht nur die des Rumpfs und des Decks, sondern auch die des riesigen Aluminiummasts. Kräftige Wanten und Stage bogen ihn offenbar mit beträchtlicher Spannung nach hinten durch. Nur diese Stahlseile und vielleicht noch der Aluminium-Großbaum boten dem Auge ein paar gerade Linien. Der zum Bug und Heck leicht ansteigende weiße Rumpf war breit und flach und lief in einen schräg nach vorn geneigten Spiegel aus, der blau die sanft nach oben durchgebogene Aufschrift *Mirella* trug und darunter etwas kleiner und geradlinig den Namen des Heimathafens *Porto Cervo*. Die Rumpfproportionen erinnerten an die der neuesten Rennjollen. Wahrscheinlich verhielt sich diese Yacht auch beim Segeln ähnlich wie eine Rennjolle, war in hohem Maß formstabil, hatte, wenn man sie „auf der Kante", also mit stärkerer Krängung, segelte, nur geringen Wasserwiderstand, doch vor allem war sie wohl auf raumen Kursen leicht ins Gleiten zu bringen. Es müsste schon Spaß

machen, mit diesem herrlichen Schiff immer mal wieder auf einer Mittelmeerwelle ein Stückchen zu surfen.

Doch was nützte das alles? Ich stand auf dieser prachtvollen Yacht allein herum und wünschte mich weit fort von hier, nicht einmal zu Sandra nach Viareggio – da erwartete mich ja auch nur Kummer –, sondern nach Florenz zu Bruno oder zum ebenfalls oft Trost spendenden Herrn Ferrari, ja, vielleicht sogar noch weiter weg, zurück nach Deutschland, zu Jan oder zu meinen Eltern. Das zeigte mir zum wiederholten Mal, dass man nicht an Orten – nicht an dem herrlichen Sardinien oder an dem wunderschönen Korsika – hängt, sondern allein an irgendwelchen dort lebenden Menschen. Aber hier in Korsika hatte mich Mirella in schnöder Weise für irgendeinen Dummkopf im Stich gelassen, weil ich ihr ihre sexuellen Wünsche nicht erfüllen wollte, weil ich eine oberflächliche Beziehung ablehnte – und eigentlich sollte ich ihr für diese mir gerade erteilte Lektion dankbar sein. Endlich war klar, dass ich keinerlei Grund hatte, sie wegen ihrer unglücklichen Liebe zu bemitleiden. Denn verstand sie es nicht glänzend, sich zu trösten?

Der Daddy hatte die Entwicklung des Nachmittags bisher als scheinbar neutraler, wenn auch ziemlich trübsinniger Beobachter verfolgt. Jetzt trat er zu mir und reichte mir einen Drink: „Trink das, Ben, auch wenn es dir nicht schmecken sollte! Man muss im Leben oft etwas Bitteres schlucken. Allerdings verstehe ich euch überhaupt nicht, bin mit meinem Latein am Ende – und das kommt eigentlich recht selten vor. Was ist los? Ich begreife eure Beziehung nicht, und für einen Vater ist das ein beunruhigender Zustand. Liebt Mirella dich, liebst du sie?“

Also versuchte ich ihm unsere verfahrene Lage zu erklären, soweit ich sie selbst verstanden habe oder verstanden zu haben glaube. Geduldig hörte er mir zu. Um Worte ringend bemühte ich mich, ihm eine einigermaßen sinnvolle Antwort zu geben: „Sie möchten wissen, ob Mirella mich liebt? Vermutlich schon, aber da ich mich immer gegen jede über eine „reine“ Freundschaft hinausgehende Beziehung zu ihr gewehrt habe, kann ich Ihnen nicht einmal auf diese scheinbar einfache Frage eine klare Antwort geben. Wegen eines anderen Mädchens habe ich Mirella nie umworben, sondern immer mit der größten Zurückhaltung behandelt, habe mich stets bemüht, in ihr nicht mehr als eine Freundin, besser noch eine Kameradin zu sehen und ihr auch nie einen anderen Eindruck von unserer Beziehung zu geben, denn ich bin zwar sehr gern mir ihr zusammen, bin deshalb auch manchmal für Augenblicke Hand in Hand mit ihr gegangen, habe sie aber nicht ein einziges Mal geküsst, denn ich möchte sie auf keinen Fall mit einer kurzen, oberflächlichen Beziehung enttäuschen, da sie ein großartiges Mädchen ist, das unbedingte Ehrlichkeit verdient. Und das sage ich nicht etwa so leicht dahin. Vielmehr ist genau das der Grund all unserer Probleme. Denn ich predige ihr zwar tagtäglich, dass uns eine leichtfertige Liebesbeziehung unglücklich machen würde, aber wir haben beide nicht die Kraft, uns endgültig voneinander zu trennen oder uns doch wenigstens auf Dauer aus dem Weg zu gehen, nein, unbelehrbar balancieren wir weiter als „gute Freunde“ zusammen auf einem schwankenden Hochseil herum. Aber sind wir nur gute Freunde? Als ich Mirella eben mit diesem Aldo flirten sah, war ich maßlos eifersüchtig. Liebe ich sie also doch? Ich weiß es nicht, und gerade meine Unentschlossenheit, meine ständige Ratlosigkeit ist die Ursache aller Spannungen zwischen uns. Mirella sieht in mir wohl doch mehr als nur einen Kameraden, möchte geliebt werden, aber sie überfordert

mich mit diesem Wunsch. Denn sie ist mir in jeder Hinsicht überlegen, würde sich bald mit mir langweilen, macht sich Illusionen über ein Leben mit mir. Und auch das sage ich nicht so leicht dahin. Denn es geht um langfristige Entscheidungen – ich bin nicht bereit, mich auf eine Liebe einzulassen, von der ich weiß, dass sie eine Episode bleiben wird. Lella ..." – und nun nannte ich sie zu allem Übel auch noch bei ihrem Kosenamen – „ ... ist mir zu schade für irgendwelche Spielereien, für eine vorübergehende Affäre, ist deshalb auch zu schade für diesen dämlichen Aldo. Vielleicht liebe ich sie ja doch. Wenn wir selbst wüssten, was wir wollen, würden wir Ihnen nicht mit unserem dauernden Gezänk auf die Nerven gehen. Seien Sie aber sicher, dass ich Ihre herrliche Tochter immer mit dem größten Anstand, mit der größten Rücksicht, ja, leider fast zu liebevoll behandelt habe und dass ich sie auch in Zukunft so behandeln werde. Solange sie noch in Florenz oder doch zumindest in Europa sein wird, werde ich wohl nie die Kraft haben, den Kontakt zu ihr abzubrechen. Aber bald wird ja der Atlantik zwischen ihr und mir liegen, und dann werden wir vielleicht endlich vernünftig werden. Eine andere Möglichkeit wäre die, dass Sie mich jetzt, solange Mirella noch nicht zurück ist, vom Schiff jagen und mir für alle Zeiten Ihr Haus verbieten. Das könnte uns eine große Hilfe sein, könnte uns wahrscheinlich vielen weiteren Kummer ersparen. Denn der augenblickliche Zustand erinnert an einen „Stall" (überzogener Flugzustand mit Strömungsabriss) in großer Höhe. Das Flugzeug ist völlig intakt, alle Ruder funktionieren, bleiben aber ohne Wirkung, der Aufschlag wird nicht mehr lange auf sich warten lassen."

„Jedenfalls wirst du jetzt", bekam ich zur Antwort, „noch nicht mit dem Fallschirm abspringen, und ich werde dich auch nicht mit dem Schleudersitz aussteigen lassen. Du bleibst! Du und Mirella, ihr braucht Zeit. Sie hat einen Narren an dir gefressen. Warum sollen wir nicht warten, bis sie selbst zu der Einsicht kommt, dass du kein geeigneter Partner für sie bist? Soweit ich verstehe, spielst du mit offenen Karten. Sie wird lernen müssen, einmal einem jungen Mann zu begegnen, der ihr nicht sofort zu Füßen liegt. Ist vielleicht ganz gut so! Du hast sie ja selbst mit dem Weiberhelden Aldo gesehen ..." – und jetzt endlich lächelte der Daddy wieder.

Gerührt gestand ich ihm sogar, dass ich, als Mirella mich so schmählich allein ließ, die größte Lust gehabt hätte, „mit einer der da drüben liegenden Fähren" nach Livorno und von dort mit dem Zug nach Florenz zurückzufahren. Er antwortete mir wie immer mit glasklaren Argumenten: „Einerseits verstehe ich das vollkommen, andererseits hast du keinerlei Recht, eingeschnappt zu sein. Wenn du Mirella immer wieder vor einer Beziehung mit dir gewarnt hast, kannst du ihr jetzt nicht vorwerfen, dass sie mit Aldo zum Schwimmen – und im Übrigen ja nur zum Schwimmen – gefahren ist. Also lass bitte alle melodramatischen Auftritte!" – Er schwieg ein Weilchen, sah aufs Meer hinaus und sagte dann: „Gut, ich will versuchen, das alles zu glauben. Dennoch bleibt eure Fähigkeit phänomenal, ein kurz vor der Scheidung stehendes Ehepaar zu spielen. Nach Jahren einer tiefen Liebe und vielen bitteren Enttäuschungen könntet ihr euch nicht überzeugender streiten. Und du behauptest, ihr hättet euch bisher nur für Augenblicke an der Hand gehalten? Wie ist das möglich? Wie können sich zwei Menschen so quälen, die sich so lieben? Oder nicht lieben? Oder von denen nur der eine den anderen liebt? Es muss furchtbar sein, so starke Gefühle nicht erwidert zu sehen." – Erneut schwieg er ein Weilchen und murmelte dann: „Sie will sich begreiflicherweise für deine Sturheit rächen. Aber hätte sie dich

deswegen so sehr mit Aldo provozieren müssen?“ – Was sollte ich sagen? Ich schwieg.

Er blickte nicht länger aufs Meer, sondern drehte sich zu mir um: „Und nun zu deinem Beispiel des „Stall“. Ein solcher Strömungsabriss führt gar nicht so zwangsläufig zum Absturz, wie du glaubst. Insofern kannst du sogar für deine Gratwanderung mit Mirella etwas aus deinem Beispiel lernen – auch in schwierigster Lage darf man niemals aufgeben. Ich bin einmal bei einem Testflug mit einem ziemlich schweren und kräftigen einmotorigen Flugzeug ins Flachtrudeln geraten. Wie ein Blatt taumelte die Maschine steuerlos in engen und flachen Drehungen dem Boden entgegen. Da ich einen Fallschirm trug, wollte ich „aussteigen“, löste die Gurte, schob die Cockpithaube zurück, musste aber bald feststellen, dass ich nicht die geringste Chance hatte, mich aus dem Sitz zu befreien. Die Kreiselkräfte drückten mich erbarmungslos in ihn hinein, und über mir, am halbrunden oberen Träger der Frontscheibe, fehlte ein simpler Griff, an dem ich mich hätte hochziehen können. Man hatte die paar Dollar für einen Aluminiumbügel und zwei Schrauben gespart. Immerhin hatte das Flachtrudeln in größerer Höhe eingesetzt, und so versuchte ich mich mit dem letzten Verfahren zu retten, das mir noch einfiel – jedes Mal, wenn mir bei den rasenden Drehungen des Flugzeugs die Sonne ins Gesicht schien, gab ich kurz Vollgas. Man kann durch solches rhythmisches Gasgeben an der immer gleichen Stelle versuchen, die engen Kreise zur Ellipse auszuweiten, und je länger man ein Stückchen ‚geradeaus’ fliegt, desto größer wird die Chance, dass die Ruder wieder angeströmt werden und Wirkung zeigen. In der Tat konnte ich mich und das Flugzeug auf diese Weise retten. Natürlich habe ich, kaum gelandet, sofort angeordnet, dass der von mir so bitter vermisste Griff in alle von uns hergestellten Flugzeuge dieses Typs – wir produzieren ihn in Lizenz – eingebaut wird.“

So plaudernd, in Ruhesesseln an Deck sitzend oder liegend und verschiedene Drinks durchprobierend, warteten wir eher ungeduldig auf die Rückkehr der Schiffspatronin. Schließlich kam das Schlauchboot zurückgerast, Mirella ließ sich von Aldo an der Hüfte aus dem Boot auf die Badeleiter am Heck der *Mirella* heben und kam dann – bildschön! Wie könnte es anders sein! – über das Teakholzdeck zu den beiden alten Herren, die von ihr in so infamer Weise mit einem albernen Schönling betrogen worden waren. Ein Blick zur Seite auf den Daddy zeigte mir, dass er tatsächlich, wie auch immer das zu erklären sein mochte, fast ebenso beleidigt aus der Wäsche sah wie ich. Auch Mirella bemerkte das mit Erstaunen: „Was ist los? Habt ihr euch gestritten?“ – „Nein, wir haben uns, so allein gelassen, nur ein bisschen gelangweilt“, murmelte ihr heute überraschend mutiger Papa. – „Das verstehe ich nicht“, giftete das Töchterchen zurück, „ihr quatscht doch sonst so pausenlos, dass man euch, wenn man auch selbst einmal zu Wort kommen will, mit Gewalt auseinanderreißen muss.“ – „Außerdem haben wir über einige wichtige Probleme gesprochen, die wir nicht lösen konnten. Und so etwas stimmt immer nachdenklich.“ – „Welche Probleme denn?“ – Und nun erlebte ich, dass auch der Daddy schamlos lügen konnte: „Ach, es ging um hydrodynamische Fragen der Kielgestaltung und um die Aerodynamik von Segeln.“ Doch Mirella – sie ist eben eine Frau und besitzt die Klugheit aller weiblichen Wesen – sah, dass er log, ahnte auch, warum er log, ließ aber Gnade vor Recht ergehen, schüttelte nur leicht den Kopf und stieg nach unten in ihre Kabine, um sich umzuziehen.

51

Sie kam in einem hocheleganten weißen Hosenanzug zurück, konnte also offenbar auch auf der Yacht über einen größeren Kleidervorrat verfügen. „Wollen wir bei Alberto essen?“, fragte der Daddy und nannte so, mit dem Vornamen, vermutlich einen auch Mirella bekannten Meisterkoch. „Möchtet ihr, dass ich uns ein Taxi rufen lasse?“ – Wieder einmal wussten wir, sein Töchterchen und ich, nicht, was wir wollten, sahen uns an. Eigentlich war es jetzt um 18.30 Uhr für ein Abendessen noch zu früh. Sollten wir zwar das Taxi rufen lassen, damit aber nicht zum Essen, sondern nach Poretta fahren, um nach Florenz zurückzufliegen? Sollten wir eine Kleinigkeit auf der Yacht essen – vielleicht sogar mit Aldo zusammen? Nein, das fehlte ja noch! Was sollten wir tun?

Auch die sonst so entschiedene Mirella zögerte, wusste nichts zu sagen, wollte mit versöhnlicher Geste schließlich mir die Entscheidung überlassen. Doch ich hatte ebenso wenig wie sie einen brauchbaren Einfall, sah ratlos auf den Daddy – in jenem Augenblick schien er mir all mein Mitgefühl zu verdienen. Wieder einmal hatten wir seine Nerven strapaziert, wieder einmal musste er uns missvergnügt erleben. Sollten wir tatsächlich jetzt den Rückflug beginnen? Sollte er mit dem Eindruck zurückbleiben, seine Tochter sei kreuzunglücklich, weil sie nicht wusste, wie sie ihre „Eheprobleme“ – nun hatte ja auch der Daddy unseren Konflikt so charakterisiert – bewältigen könnte? Sollte er, wenn seine Yacht mit einer sanften ablandigen Brise unter Segeln aus dem Hafen glitt, sein Kind todtraurig auf der Kaimauer zurückbleiben sehen? Nein, so wollte ich mich nicht von ihm verabschieden, für eine solche Trennung fehlte mir die Kraft. Vor unserer Abreise mussten Mirella und ich ihm zumindest für ein oder zwei Stunden ein Bild der Eintracht und des ungetrübten Wohlbefindens vorspiegeln. Auf keinen Fall sollte er den Eindruck haben, seine Tochter in der Gesellschaft eines arroganten, kaltherzigen Schnösels zurückzulassen. Also schlug ich einen Spaziergang durch den Hafen zur nahen Stadt vor. Wir könnten ja irgendwo eine Pizza essen – das war die Pizza, die ich mir schon vor dem Abflug gewünscht, aber nicht erwähnt hatte. Allerdings ging der liebe Daddy nun mit einer gewissen Selbstverständlichkeit davon aus, dass er auf diese Weise ausgeladen werden sollte, dass ich also nur, um mit Mirella allein zu sein, auf das Abendessen bei „Alberto“ verzichten wollte. Daher bat ich ihn ausdrücklich, uns zu begleiten. Auch Mirella hing sich an seinen Arm und bemühte sich, ihn zum Mitkommen zu bewegen. Ihre Bitten waren ehrlich, denn nichts fürchteten wir an jenem Abend mehr, als alleingelassen zu werden und uns wieder in die Haare zu geraten – auch diesen Dauerkonflikt kannte ich ja aus Lévanto, auch er war nichts anderes als die Wiederholung des mir nur allzu vertrauten Drehbuchs.

Endlich schien der Daddy begriffen zu haben, worum es uns ging, und trottete brav an unserer Seite aus dem kleinen Yachthafen in die nicht allzu weit entfernte Altstadt. Mirella lief fröhlich neben ihm her, schien bestens gelaunt, scherzte, versuchte alles, um ihn ein bisschen aufzuheitern. Zu dieser Inszenierung gehörte auch eine Demonstration unserer Eintracht, unserer – kameradschaftlichen? – Zuneigung. Also wanderten wir zunächst Arm in Arm, später Hand in Hand vor ihm her, schließlich führte Mirella ihn an ihrer rechten, mich, den Golden Retriever, an ihrer linken Hand und tobte mit uns so übermütig durch die schmalen Gässchen der korsi-

schen Stadt, dass wir Mühe hatten, ihr zu folgen. Allmählich hellte sich die Miene ihres Vaters auf. Ob er glauben konnte, was ich ihm an diesem Nachmittag über die rätselhafte Nicht-Beziehung zwischen seiner Tochter und mir gesagt hatte?

Und dann aßen wir eine Pizza, saßen – Daddy rechts von Mirella, ich zu ihrer Linken – am runden Tischchen eines malerischen kleinen Gasthauses, vor uns brannte eine Kerze, tiefer Friede herrschte, glücklich knabberte ich an der nun schon so lange ersehnten Pizza, als Mirella plötzlich ihren sichtlich erschrockenen Vater fragte: „Und was waren das für Probleme, über die ihr während meiner Abwesenheit gesprochen habt und die euch so die Laune verdorben haben, dass ihr erst jetzt wieder einigermaßen genießbar seid?“ – Selbstsicherheit mimend log der gequälte Daddy: „Das sagte ich doch schon, wir unterhielten uns über die Hydrodynamik der verschiedenen Kielformen.“ – „Und was sind die unlösbaren Probleme einer Kielform?“ – Der Herr Professor lehnte sich zurück, sah auf der Suche nach Inspiration an die Lokaldecke, setzte zu einem längeren Vortrag an, atmete tief durch, doch Mirella holte ihn stracks auf den Boden der Tatsachen zurück: „Du willst mir doch nicht ernsthaft einen Vortrag über Hydrodynamik halten?“ – „Ach, Lella, nein ... ich wünschte mir, es ginge um die Hydrodynamik ... aber um die geht es ja leider nicht ... oder eben nicht so sehr ... oder eigentlich gar nicht ... nein, du müsstest dringend mit deiner Mutter sprechen, aber sie wird erst in ein paar Wochen aus Amerika zurückkommen, das hat sie mir jedenfalls heute am Telefon gesagt, ihr Vater ist immer noch nicht wieder auf den Beinen ... na ja ... tja ... hm ... na schön ... also sagen wir mal so: ich weiß nicht, was ich mit euch beiden machen soll, mit dir und mit Ben ... solange ihr nicht zusammen seid, seid ihr unglücklich, aber wenn ihr zusammen seid, seid ihr ja noch viel unglücklicher!“ – Mirella schwieg. – „Du hast mir versprochen, am MIT zu studieren, aber wenn du das nicht willst, bleibst du eben hier in Europa“, versuchte ihr weichherziger Vater sie zu trösten. – Auch dazu äußerte sich Mirella nicht. – Also nahm er einen letzten Anlauf und schlug vor: „Vielleicht sollte man euch doch nicht durch den ganzen Atlantik trennen, sondern weiter auf Zeitgewinn setzen. Ihr braucht Zeit, viel Zeit, braucht Ruhe und Geduld, um endlich zu begreifen, was ihr wollt. Du gehst an das MIT, und den Ben schicke ich nach Yale. Von mir aus kann er da auch sein bisheriges Studium fortsetzen. Die machen ja fast alles in Yale, auch Classics. Auf jeden Fall ist das eine hervorragende Universität, liegt bei New Haven, also ziemlich nah an Boston, es gibt da auch einen Flugplatz, ihr könnt euch sehen, sooft ihr wollt, und könnt auch auseinanderlaufen, sooft ihr wollt. Soll ich das für euch arrangieren?“

Es war klar, niemals könnte dieser Papa den Schiedsrichter zwischen Mirella und mir spielen. Denn er war kein bisschen unparteiisch, sondern vertrat mit bewundernswerter Unbefangenheit die wahren oder vermeintlichen Interessen seiner Tochter. Sie brauchte mehr Zeit, wollte sich noch nicht von mir trennen, wollte ihre kriselnde „Scheinehe“ noch einige Zeit weiterführen? Na schön, dann musste man ihr eben diesen Wunsch erfüllen. Wenn Mirella ihre Leidenschaft für die Entenjagd entdeckt hätte, aber ständig daneben schösse, dann wäre der arme Canu unausweichlich dazu verurteilt, heimlich im Taucheranzug unter der Wasseroberfläche des bejagten Teichs irgendeine unglückliche Ente so lange an den Füßen festzuhalten, bis Mirella sie endlich träfe. Hier am Abendtisch war ich die Ente, wurde mit Selbstver-

ständlichkeit nach Yale geschickt, dort an den Füßen festgehalten und zum Abschuss freigegeben.

Doch einzige Antwort auf diesen rührenden Vorschlag eines rührenden Vaters war eine einsame Träne. Mit hängendem Kopf saß Mirella vor ihrem Teller, sah nach unten auf den Tisch, und eine „furtiva lagrima: eine verstohlene Träne“ tropfte von ihrer Nasenspitze mitten auf die vor ihr stehende, bisher kaum angerührte Pizza.

Daddy und ich waren bestürzt und verzweifelt, jeder griff nach einer Hand der trauernden Aphrodite, ich nach ihrer linken mit der Gabel, Daddy nach der rechten mit dem Messer. Doch sie riss sich los und stürmte davon, um sich auf der Toilette entweder auszuweinen oder ihr Make-up zu restaurieren. Wir beiden Alten, wir *senes severiores*, wir grimmigen Greise, blieben zerknirscht zurück, schämten uns, ihr den fröhlichen Badeausflug mit Adonis missgönnt, sie als ewige Spielverderber mit unseren unsinnigen Bedenken und Diskussionen bekümmert zu haben. Ich gab dem Daddy die Schuld für den verpatzten Abend, weil er nicht den Mut gehabt hatte, mit der erforderlichen Scheinheiligkeit über Hydrodynamik zu sprechen, Daddy seinerseits gab mir die Schuld am Unglück seiner Tochter, weil er sie, gleichgültig, ob sie nun mit mir zusammen war oder nicht, allzu oft weinen sah. Immerhin machte er, als sie zu uns an den Tisch zurückkam, endlich einmal einen brauchbaren Vorschlag: „Heute Abend fliegt ihr, so geknickt, wie ihr seid, auf keinen Fall nach Florenz zurück! Ich werde in Bastia bleiben, und ihr werdet auf der Yacht übernachten. Du, Mirella schläfst mit mir zusammen in meiner Kajüte, damit Ben nicht wieder vor Eifersucht platzt“ – bei diesen klaren Worten ihres Vaters lächelte Mirella endlich wieder – „und Ben, dieser Trottel, bekommt eine der Einzelkabinen. Jetzt gehen wir zurück aufs Schiff und machen es uns noch ein Weilchen an Deck bequem.“

Und so wurden die letzten Stunden dieses Tages doch noch ruhig und friedlich. Wir lagen nebeneinander auf Liegen, Mirella hielt meine Hand, mit dem Daddy redeten wir wenig, miteinander noch weniger, blickten halb eingeschlafen auf die Lichter des Hafens und der Stadt, ließen uns von den sanften Bewegungen der Yacht wiegen und hörten den schwachen Wellen zu, die glucksend und gluckernd am eleganten Rumpf entlangliefen. Begleitet wurden diese dunklen Geräusche des Wassers von einer Fülle höherer Töne. Denn nah und fern klingelten, klickerten, klirrten und klimperten ständig die Riggs der auch im Hafen leicht in ihrer Verankerung hin- und herschwingenden Segelschiffe. Auch unsere eigene Takelage schwieg nicht, sondern machte sich dann und wann durch einen tiefen Seufzer, noch öfter aber mit einem hellen Glockenton bemerkbar. Die Stahlseile des laufenden Guts lassen sich ja nie so straff durchsetzen, dass nicht doch hin und wieder irgendein Block an den Mast oder den Baum anschlüge und so dessen Aluminium zum Klingen brächte. Und auch der Daddy beteiligte sich an diesem vielstimmigen Konzert. Denn bisweilen ließ er leise die Eiswürfel in seinem Glas klirren.

52

In meiner Kabine hatte er mir auch einen weißen Bademantel, kurze weiße Hosen und ein leichtes weißes Hemd bereitlegen lassen, „damit du dich hier bei mir auch wirklich zu Hause fühlst.“ So yachtgerecht angezogen kam ich am Sonntagmorgen an Deck und fand Vater und Tochter schon beim Frühstück. Auch für mich lag

ein Gedeck bereit. Ich hatte ziemlich lange geschlafen und entschuldigte mich wohlerzogen für mein Spätaufstehen. Doch die beiden wollten meine Artigkeiten nicht hören, freuten sich vielmehr, dass ich so gut geschlafen hatte, schienen überhaupt bester Laune zu sein. Vielleicht hatten sie sich ja endlich einmal gründlich ausgesprochen. Da die meisten Väter nicht allzu gern mit ihren Töchtern über deren Liebeskummer zu reden pflegen, beginnt der Dialog zwischen Vater und Tochter ja oft erst in einer Notlage, und so hatte wohl auch der Daddy erst in der vergangenen Nacht begriffen, dass seine Meinung gefragt war. Immerhin war er nun der lateinischen Maxime des „*audiatur et altera pars*: man soll auch die andere Partei hören" gefolgt und kannte seitdem nicht nur meine, sondern auch Mirellas Sicht der Dinge – wenn man da von „Sicht" sprechen kann, denn eigentlich sehen wir so gut wie nichts, laufen eher blind durch die Gegend.

Auf jeden Fall wurde ich herzlich am Frühstückstisch begrüßt. Es herrschte eitel Sonnenschein, nicht nur im übertragenen Sinn. Denn das Wetter hatte sich entschieden gebessert, war strahlend schön. „Was habt ihr denn heute vor?", fragte der Daddy mit Blick auf das glänzende Meer. „Wollt ihr wirklich an diesem herrlichen Morgen nach Florenz zurückfliegen? Und wenn ja, was macht ihr da? Die Stadt ist glühend heiß. Wollt ihr unbedingt Motorrad fahren? Aber das könnt ihr doch immer noch tun. Das muss doch nicht heute sein." – Mir schien seine Frage ein deutlicher Hinweis darauf, dass er um bessere Vorschläge gebeten werden wollte. Also tat ich ihm den Gefallen, fragte ihn bereitwillig um Rat. Denn ich hatte tatsächlich wenig Lust, sofort nach Florenz zurückzufliegen. Daddy's Gesellschaft war angenehm, ich fühlte mich in seiner Nähe wohl, und das konnte ja auch nicht überraschen, da immer zu spüren war, wie sehr er Mirella und mich glücklich sehen wollte. Also erkundigte ich mich nach Alternativen: „Welche anderen Möglichkeiten, den Tag zusammen zu verbringen, gäbe es denn? Wenn Sie heute weitersegeln, was machen wir dann noch hier? Ein Abschied ist immer traurig. Nach einer Trennung sollte man versuchen, sich irgendwie abzulenken. Und der Rückflug wäre eine solche Ablenkung." – „Ich habe dir doch gesagt, Daddy, dass Ben unheilbar sentimental ist. Mit solchen Gedanken quält er sich und mich", stellte Mirella fest. Sie sagte das nicht einmal spöttisch, sondern mit der ruhigen Gelassenheit eines Arztes, der im Kollegenkreis eine bestimmte Diagnose vertreten hat und sich nun bestätigt sieht. Im Übrigen zeigten ihre Worte, dass die beiden tatsächlich die halbe Nacht miteinander geredet hatten. – Ihr Vater tat so, als habe er sie nicht gehört, fuhr ruhig in seinen Überlegungen fort: „Es gibt noch viele andere Möglichkeiten. Ich nenne nur die wichtigsten. Ich segele tatsächlich weiter. Ihr aber fliegt nicht sofort nach Florenz zurück, sondern bleibt noch in Korsika, vielleicht hier in Bastia." – „Das ist nicht auszuhalten", unterbrach ich ihn, „wo ist da die Ablenkung?" – „Ja, richtig, die muss ja auch noch her. Fliegt nach Ajaccio! Lella, zeig Ben dieses hübsche Städtchen an der Westküste! Überquer aber nicht das Inselinnere, sondern folg der Küste, das wäre ja auch landschaftlich ein schöner Flug! Oder ihr könntet von hier an der Ostküste entlang nach Sardinien, nach Olbia, fliegen. Wenn wir sofort Canu anrufen, wird er euch abholen. Um 12 Uhr könntet ihr im Ferienhaus sein. Dass es schön ist, wisst ihr ja." – Leider war ihm anzusehen, dass ihm keiner seiner eigenen Vorschläge gefiel. Dass sie viel Geld kosteten, schien keine Rolle zu spielen, war nicht der wahre Grund seines spürbaren Trübsinns. Nein, er wollte sich noch nicht von Mirella trennen. Also fragte ich ihn in aller

Unschuld: „Möchten Sie, dass Mirella noch ein paar Tage bei Ihnen bleibt und Ihnen Gesellschaft leistet? Ich könnte mit einer der vielen Fähren und mit der Eisenbahn nach Florenz zurückfahren. Auf mich brauchen Sie keine Rücksicht zu nehmen.“ – Und schon wieder hatte ich einen Fehler gemacht, denn Mirella fragte nur scheinbar gleichmütig: „So schnell gibst du mich also auf, trittst mich so gelassen an den schönen Aldo ab?“ – Auch diese Bemerkung zeigte, dass Papa und Tochter „die hydrodynamischen Probleme der Kielformen“ ziemlich gründlich besprochen hatten. In der Tat bemühte sich der alarmierte Daddy sofort, den entstehenden Brand zu löschen: „Also, dass ihr beide euch trennt, kommt gar nicht in Frage! Was schlägst denn du vor, Lella?“ – Aber noch ehe sie antworten konnte, bot ich todesmutig ein weiteres großes Opfer an: „Gut, wenn wir anders nicht zusammenbleiben können, beteilige ich mich an der Segelreise. Allerdings tut es mir ein bisschen leid um die schöne *Aztec*, denn sie wird tagelang ungeschützt im Freien herumstehen müssen.“ – „Na ja, das muss sie aushalten“, sagte der Daddy, „nein, das wäre nicht das Problem. Aber Lella, nun schweig doch nicht so beharrlich! Welche Vorstellungen hast denn du?“ – Und nun gab Mirella eine Antwort, die ihren alten Papa restlos glücklich machte, denn er strahlte hochzufrieden, als sie sagte: „Als Vater musst du dich um deine Kinder und um deren Wünsche kümmern, und die Kinder wollen, dass du Zeit für sie hast. Selbst wenn du mit uns zusammen nach Ajaccio oder nach Olbia fliegst – nie könnten wir drei in Ruhe miteinander reden. Auch beim Segeln hätten wir nur wenig Zeit füreinander, denn irgendwann packt dich ja immer der Ehrgeiz und du willst sehen, wie viele Knoten deine Yacht läuft, ehe ihr der Mast wegfliegt. Ich höre schon dein ständiges Geschrei, wenn irgendein Segel killt oder eine Wende nicht schnell genug ausgeführt wird. Bei einer solchen Fahrt hätte ich zwar den braungebrannten Muskelmann Aldo ständig vor Augen, aber Ben würde dein Extremsegeln vermutlich nicht überleben ... e siccome mi sono un po’ affezionato anche a lui, la sua morte mi dispiacerebbe: und weil ich auch ihn ein bisschen lieb gewonnen habe, täte mir sein Tod leid.“ – So kann man das auch sagen. Ihr Papa lächelte: „Was schlägst du also vor?“ – „Wir bleiben bis heute Abend zusammen, dann fährst du mit der Yacht weiter, und Ben und ich fliegen nach Florenz zurück. Und in den Stunden, die wir zusammen verbringen, setzen wir uns hier in der Nähe irgendwo ans Meer, sonnen uns, schwimmen ein bisschen, ersparen uns allen Stress. Du kannst dir nicht vorstellen, wie schön es war, in Marina di Campo ohne allen Ehrgeiz am Strand zu faulenzen oder dann und wann ein Weilchen im warmen Wasser herumzupaddeln.“ – Na, hoffentlich übertrieb sie da die „Schönheit“ nicht, und auch ihr „paddeln“ klang ein bisschen verdächtig.

Doch der Daddy war selig, erklärte sich mit allen Vorschlägen des Töchterchens einverstanden, strahlte so, als wenn er bei einer Hochseeregatta den denkbar größten Blumentopf gewonnen hätte: Lella wollte, dass er bei ihr blieb – was konnte er sich Schöneres wünschen!

Also ließ er sie auch über alle Einzelheiten des Tagesgeschehens entscheiden. Und sie übernahm gern die Regie. Zunächst bekam ich wieder einmal ein Mini-Badehöschen geschenkt, musste mich umziehen und noch auf der Yacht mit Sonnencreme einreiben lassen. In dieser Zeit wurde das Schlauchboot mit allem Badezubehör bepackt. Als sämtliche Vorbereitungen abgeschlossen waren, warteten wir im Boot auf den Daddy. Schließlich kam er, fast so ein Muskelprotz wie Aldo, trug aber

außer der Badehose auch eine Schwimmweste und verlangte ultimativ, dass auch wir während der Schlauchbootfahrt Rettungswesten trügen. Mirella lächelte leise, ihr Papa bemühte sich sichtlich darum, ernst zu bleiben – die beiden hatten offenbar nicht nur die halbe, sondern die ganze Nacht miteinander gequatscht.

Mit dem Schlauchboot fuhren wir aus dem Hafen hinaus auf das offene Meer, kurvten nach Süden und folgten in ruhiger Fahrt so lange der nahen Küste, bis breite Sandstrände in Sicht kamen. Vorsichtig steuerte der Daddy an sie heran, durchquerte die schwache Brandung und ließ uns die letzten Meter paddeln. Schließlich sprangen wir ins flache Wasser, zogen das Schlauchboot so weit auf den breiten Sandstrand, dass es uns nicht davonschwimmen konnte, spannten den mitgenommenen Sonnenschirm auf, breiteten unsere Badehandtücher aus und machten es uns zwischen den anderen Badegästen bequem, die sich das alles mit unaufdringlichem Interesse und großer Gelassenheit angesehen hatten.

„Komm, Ben“, rief mich Daddy, „sitz da nicht so faul herum! Wir tummeln uns jetzt ein bisschen im Meer.“ Und dann gab er mir Schwimmunterricht, mit einer so natürlichen Herzlichkeit, dass sein Unterricht eine Freude war. Zweifellos wollte er Mirella zeigen, dass man auch einen Hund wie den Retriever geduldig an Wasser gewöhnen muss. Um mir die größte Angst zu nehmen, hatte er alle erforderlichen Hilfsmittel wie Schnorchel, Taucherbrille, Schwimmflossen, vor allem aber eine Engelsgeduld mitgebracht. Er zeigte mir, wie man sich in Rückenlage treiben lässt, immer wieder spürte ich seine kontrollierende Hand unter meinem Rücken und hörte seine Mahnung: „Gestreckt bleiben, Ben, lass den Rücken nicht durchhängen!“ Sooft ich mich unter dem Sonnenschirm auf dem Badehandtuch ausruhte, tobte er mit Mirella im Meer herum, packte sie manchmal in der Hüfte, hob sie mühelos aus dem Wasser und hielt sie sich lachend über den Kopf – die beiden hätten auch im Zirkus auftreten können. Doch bald hörten sie wieder auf herumzuspielen und scheuchten mich ins Wasser zurück. Der Unterricht wurde fortgesetzt. Vor allem musste ich üben, mich ohne Angst treiben zu lassen.

Irgendwann sagte Mirella leise zu mir: „Man sieht, dass er sich immer mehr als ein einziges Kind, dass er sich auch einen Sohn gewünscht hat.“ – Ich widersprach ihr nicht, wiederholte nur, was ich schon so oft gedacht hatte: „Auf jeden Fall wäre er ein wunderbarer Großvater.“

Unsere hervorragende Organisatorin hatte auch daran gedacht, Getränke und etwas Essbares in das Boot zu packen. Wir konnten also den ganzen Tag dort am Strand verbringen, ohne zu verhungern oder zu verdursten. Erst gegen 17.00 Uhr kehrten wir zur Yacht zurück. Gegen 18.00 Uhr kam der Augenblick des Abschieds, unten am Kai fuhr das Taxi vor, das uns nach Poretta zurückbringen sollte.

Nun zeigte sich ein entscheidender Nachteil dieses herrlichen Tags – er machte uns den Abschied noch viel schwerer, als er es schon am Morgen gewesen wäre. Diesmal weinte Mirella mehr als nur eine einzige Träne, hing an Papas Hals und schluchzte. Allzu häufig schien das noch nicht vorgekommen zu sein, denn der Daddy war ernstlich besorgt: „Sollen wir zusammen nach Florenz zurückfliegen? Kinder brauchen ihren Vater, Kinder wollen, dass er Zeit für sie hat – hast du mir damit sagen wollen, dass ich dich begleiten soll? Lella, soll ich bei dir bleiben? Sag die Wahrheit!“ – Doch sie schüttelte den Kopf: „Ich werde deine Hilfe in diesem Jahr noch mehr als einmal brauchen! Dann werde ich es dir offen sagen. Ganz be-

stimmt! Versprochen!“ Sie gab ihm noch ein liebevolles Küsschen und riss mich dann nur umso energischer von ihm fort, nicht einmal die Hand konnte ich ihm geben. Er beugte sich über die Reling und rief mir zu: „Ciao, Ben! Buon viaggio: Ciao, Ben! Gute Reise!“ – Ich konnte ihm nur mit einem kurzen „Arrivederci, professore! E grazie di tutto: Auf Wiedersehen, Herr Professor! Und Dank für alles!“ antworten, konnte ihm auch nur hastig mit der linken Hand zuwinken, denn an der rechten wurde ich schon von seiner verzweifelt gegen den Abschiedsschmerz kämpfenden Tochter ins Taxi gezerrt.

53

Unser Fahrer wusste offenbar schon, dass wir zum Flughafen Poretta gebracht werden wollten, denn er fuhr ohne Rückfrage oder Kommentar durch die Stadt in Richtung Süden. Mirella hatte ihr Handtäschchen geöffnet, trocknete mit einem kleinen bestickten Taschentuch ihre Tränen, öffnete einen Make-up-Spiegel und besah sich mit Missfallen ihr verheultes Gesicht. Ich versuchte sie zu trösten: „Du bist auch so die schönste Frau auf Korsika!“, aber sie bemerkte das Hintertürchen, das ich mir offengelassen hatte: „Wenn wir die italienische Küste überfliegen, möchte ich diesen Satz, auf das ganze europäische Festland ausgedehnt, ein weiteres Mal von dir hören.“ Jetzt fehlte nur noch, dass wir fast in Sichtweite ihres Vaters unverdrossen wieder anfingen, uns zu fetzen. Kaum hatte ich meinen Rivalen Aldo mit einigem Glück „ausgebootet“, da begann schon sie, über ihre Rivalin Sandra wenig Freundliches zu denken.

Inzwischen hatte sie ihr Täschchen wieder geschlossen, die Hände gefaltet und in den Schoß gelegt. Nach den vergangenen beiden Tagen war es nun auch egal, ob ich sie an der Hand hielt oder nicht. Nur in Florenz sollte ich besser nicht Hand in Hand mit ihr herumlaufen, aber hier in der Fremde konnte ich das doch eigentlich risikolos tun. Also nahm ich zart ihre Linke zwischen meine beiden Hände, lehnte mich zurück und dachte Unsinn, großen Unsinn, ungefähr dieser Art: Hatte ich je einen lieberen Menschen als den Daddy kennengelernt, hatte er mich nicht wie einen Sohn behandelt? Aber hing er nicht auch unsäglich an diesem Mädchen, das da so traurig neben mir saß? Wie würde er sich verhalten, wenn ich sein Kind unabsichtlich oder schlimmer noch absichtlich kränkte, wenn es mich weinend anklagte? Würde er das geduldig hinnehmen? Ich war ja schon auf der sardischen Terrasse ins Grübeln geraten, hatte an die berüchtigte lupara, die „Wolfsflinte“, gedacht. Die aus den abgesägten Läufen einer solchen Schrotflinte abgefeuerten Schüsse haben zwar eine hohe Streuung, treffen aber ein nahes Ziel mit verheerender Wirkung. Deswegen wird die lupara von den sizilianischen Hirten gegen Wölfe, noch weit öfter aber von der Mafia zum „regolamento di conti: zur Begleichung von Rechnungen“ eingesetzt. Und Mirella selbst – wie ernst war ihr Wunsch gemeint, mich für ein Weilchen im finstersten Inneren Sardiniens, in der Barbágia, gefangen zu halten? War diese Drohung wirklich nur ein Scherz? Wenn ich sie tief verletzte, brauchte sie sich ja nicht einmal an den Daddy mit der Bitte um Rache zu wenden, sie brauchte nur der mamma Canu lange genug in der Küche etwas vorzuheulen, dann würden auch die beiden Alten in jahrhundertealter Loyalität alles für sie tun. Schließlich hatten sie sie mehr als zwanzig Jahre lang in den Sommerferien wie ein eigenes Kind umsorgt.

Und ich selbst, fand ich das alles eigentlich so völlig falsch? Verhielte ich mich im Krisenfall nicht ähnlich? Gibt es so starke Bindungen wirklich nur in der „archaischen“ Gesellschaft, ist nicht in Wahrheit die frühere Geschichte ständig in uns und um uns herum präsent?

Sanft streichelte ich Mirellas Hand, sah im Vorbeifahren nach rechts aus dem Fenster auf eine Großbaustelle. Offenbar wurden dort Beton-Brückenpfeiler gegossen – im Vordergrund Lellas süßes Profil, dahinter der in die Verschalungen stürzende Beton, dieses Nebeneinander verleitete mich zu der fast unbewussten Frage: „Wenn ich dich schwer kränken sollte, würdest du mich dann in einen solchen Pfeiler einbetonieren lassen?“ – Mirella sah mich längere Zeit verständnislos an, blickte dann wieder nach draußen auf die Baustelle und sagte todernst: „Aber natürlich! Das machen wir in Italien immer so mit treulosen Liebhabern. Das wäre das Mindeste, was dich erwartet.“ – Das Taxi, das im Stau gehalten hatte, fuhr wieder an. Ich war verunsichert. Hatte sie nur gescherzt oder war das eine ernst gemeinte Drohung? Eine Weile ließ sie mich schmoren, dann gab sie ihren Worten einen Anstrich von Komik, ohne mich wirklich zu überzeugen: „Da haben wir, Daddy und ich, uns einen ganzen Tag lang bemüht, dir die Angst vor dem Wasser zu nehmen, und nun fürchtest du dich vor ihm zwar etwas weniger, dafür aber umso mehr vor uns. Ach, wo sind sie geblieben, diese Deutschen, vor denen die ganze Welt gezittert hat?“

54

Viele Kilometer weit fuhr unser Taxi am dunkel glänzenden Meer entlang. Erst nach 35 Minuten kamen wir, auch weil wir einige Zeit im Stau gestanden hatten, bei den Flughafen-Gebäuden an. Immer noch Hand in Hand passierten wir die Ausweiskontrolle, wanderten danach einträchtig zu jenem Flughafenbereich, den nur Flugzeugbesatzungen betreten dürfen, und erlebten dort beim Wetterdienst eine unangenehme Überraschung. Nach Aussage der netten französischen „Wetterfrösche“ war das Wetter keineswegs überall so schön wie auf Korsika. Besorgt warnten sie uns: Unser Rückflug nach Florenz könne schwierig werden, da von Norden eine kräftige Schlechtwetterfront heranziehe. Nach den neuesten Meldungen habe sie die Toskana schon erreicht und besonders über dem dortigen Apennin zu heftigen Gewittern geführt. Unser Heimatflugplatz Perétola könne aber zurzeit noch angeflogen werden. Auf Grund dieser Warnungen berechnete Mirella unsere Spritmenge neu und beschloss, sie so zu erhöhen, dass wir, falls auch Pisa gesperrt werden sollte, umkehren und nicht nur bis nach Korsika, sondern sogar bis nach Sardinien vor der Unwetterfront flüchten könnten.

Angesichts der neuen Lage bemühten wir uns, so schnell wie möglich in die Luft zu kommen. Doch so ganz einfach war das nicht. Die *Aztec* stand ziemlich weit entfernt in einem etwas abgelegenen Winkel des Vorfelds. Schon die Fußwanderung zu ihr – immer noch gingen wir Hand in Hand – kostete uns eine Menge Zeit. Umso eiliger krochen wir unter die Tragflächen, lösten die Haltegurte, säuberten mit einem Spray und einem weichen Tuch die Frontscheibe des Cockpits, außerdem die Lande- und Rollscheinwerfer, führten die Vorflugkontrolle durch – nicht überhastet, sondern bedachtsam und sorgfältig –, starteten die Motoren und rollten 100 m weit zur Tankstation für Flugbenzin, um nachzutanken. Unerbittlich tickten die Cockpituhren die

Zuluzeit herunter, zeigten 17.26 Uhr, als wir endlich um die Erlaubnis zum Rollen bitten konnten. Das entsprach 19.26 Uhr Ortszeit. Auch diesmal wurden wir angewiesen, auf Bahn 34 zu starten. Um 19.33 Uhr konnten wir um die Starterlaubnis bitten. Wir bekamen sie sofort.

Zur Bestätigung wiederholte Mirella sie, kurvte auf die breite und endlos lange Startbahn ein, tippte kurz auf die Bremse, hielt noch einmal, sprach weiter mit dem Kontrollturm, warf einen langen Blick auf die Instrumente, schob dann sanft die „Gashebel" der beiden Lycomings nach vorn und ließ die *Aztec* nach kurzer Startstrecke zum zweiten Mal kraftvoll in den korsischen Himmel steigen, steuerte aber anders, als ich erwartet hatte, nicht sofort mit einer steilen Rechtskurve das VOR Elba an, sondern reduzierte die Motorleistung, korrigierte den Kurs nur leicht nach rechts auf 19° und ließ die *Aztec* auch nur langsam Höhe gewinnen. Ob das eine Vorgabe der Flugsicherung war oder ob sie selbst dieses Abflugverfahren gewählt hatte, weiß ich nicht – auf jeden Fall brachte es uns schon wenig später die *Mirella* in Sicht. Sie lief mit hoher Fahrt auf Halbwindkurs, kein Segel killte, der Trimm, das sah man auch aus der Luft, war perfekt, die Krängung so stark, dass ich durch das wunderschön transparente Wasser bis hinunter auf den schmalen Kiel sehen konnte. Er endete in einem tropfenförmigen Bleigewicht – wer weiß, wie lange der Daddy über die hydrodynamischen Probleme dieser Kielform nachgedacht hatte. Manchmal tauchte der Bug der *Mirella* in eine der großen Wellen ein und durchschnitt sie in einer weißen Gischtwolke, warf die gewaltigen Wassermassen spielerisch, ja fast übermütig nach hinten. Passende Filmmusik zu diesem herrlichen Anblick wäre Vivaldis 1. Satz (Allegro) des Concerto in g-Moll RV 156 gewesen.

Das Wetter war hervorragend. Ich konnte mir gar nicht vorstellen, dass es anderswo so extrem schlecht sein sollte. Denn während wir uns auf Nordkurs der Yacht näherten, stand die Abendsonne noch ziemlich hoch als roter Ball über unserem linken Motor, die Berge Korsikas verebbten links vor uns in einer langen Kette zarter Blautöne, das Meer auf unserer rechten Seite war allerdings schon ziemlich dunkel, und darum leuchteten der weiße Rumpf der *Mirella* und ihre Schönwetter-Besegelung im letzten Licht des Tages nur umso strahlender. Denn der Daddy „prügelte" sein Schiff trotz des starken Windes noch mit einer Genua, dem größten Vorsegel, durch die raue See. Ich Feigling hätte vermutlich schon das kleinste, die Sturmfock, gesetzt. Also hatte der Herr Professor den von seinem Töchterchen vorausgesagten Test wohl schon begonnen, wollte möglichst bald wissen, wann seiner Rennyacht die Segel und vielleicht auch der Mast und der Großbaum davonflögen.

Mirella umkurvte Papas schönes Spielzeug in einem Vollkreis, bemühte sich auch auf verschiedenen Frequenzen, mit dem Daddy zu sprechen, gab aber diese vergeblichen Versuche bald auf, verabschiedete sich von der Yacht mit einem Flügelwackeln und steuerte etwas enttäuscht auf Ostkurs das VOR Elba an. Die Sonne schien nun, allerdings schon ziemlich müde, von hinten auf unsere Instrumente. Elba lag im Abendlicht vor uns, links hinter uns blieb die Nordspitze Korsikas zurück. Wir waren inzwischen auf 8.000 Fuß (2.440 m) geklettert. Um 19.48 Uhr erreichten wir etwa in der Mitte zwischen Korsika und Elba unsere geplante Reiseflughöhe von 9.500 Fuß (2.900 m). Heftige Turbulenzen begannen uns kräftig durchzuschütteln. Der Monte Capanne lag tief unter uns, Elba war völlig wolkenfrei, links in der Ferne, schon etwas hinter uns, war die Insel Capraia zu erkennen, rechts die Insel Pianosa. Leider

war ausgerechnet in Richtung Florenz am wenigsten zu sehen. Die italienische Küste versteckte sich im Dunst und zu allem Übel verschlechterte sich die Sicht auch noch ständig. Die Außentemperatur, die bisher bei –5° gelegen hatte, fiel noch etwas weiter. Mirella holte irgendeine Überfluggenehmigung ein, wohl für den Bereich von Grosseto. Die Turbulenzen nahmen zu. Wir durchflogen sie mit leicht reduzierter Motorleistung und etwas verringerter Geschwindigkeit und sahen uns dabei ziemlich irritiert um. Vor uns – wir waren noch auf 101° zum VOR Elba, also ungefähr nach Osten unterwegs – lag eine geschlossene Wolkendecke. Sie erreichte zwar in Küstennähe mit einer Obergrenze von etwa 8.000 Fuß (2.440 m) nicht unsere Flughöhe, aber hinter ihr im Landesinneren türmten sich gewaltige, ungefähr 33.000 Fuß (ca. 10.000 m) hohe Wolkengebirge auf. Vom letzten Licht der Abendsonne wurden sie rosig angehaucht, wirkten aber dadurch kein bisschen weniger bedrohlich. „Was sollen wir tun?“, fragte Mirella, „wir können jetzt nicht querbeet nach Perétola fliegen. Der Platz hat nicht einmal ein VOR-DME.“ – „Wenn Pisa ein Instrumenten-Lande-System (ILS) hat“, antwortete ich, „sollten wir dort landen und eine Wetterbesserung abwarten.“ – „Das kann ewig dauern. Wir müssten in Pisa übernachten.“ – ‚Oh Gott’, dachte ich, ‚auch das noch!’, sagte aber nichts dergleichen, sondern antwortete hastig: „Es fahren doch so viele Züge von Pisa nach Florenz, dass wir nicht auf Hotelsuche zu gehen brauchen. Wir kehren heute mit der Eisenbahn nach Florenz zurück und kommen morgen wieder her, um die *Aztec* nach Hause zu fliegen. Ich begleite dich.“ – Mirella schwieg, überlegte. Die Zeit verging, das VOR Elba kam näher, wir mussten uns entscheiden. „Wir könnten auch – aber du bist die Pilotin, ich weiß nicht, ob dieser Vorschlag durchführbar ist – wir könnten also auch“, begann ich erneut, „Kurs auf Pisa nehmen, über dem Wasser in den Sinkflug gehen und hier draußen die Wolkendecke nach unten durchstoßen (sie hatte sich inzwischen weit aufs Meer hinausgeschoben). Bei einem Navigationsfehler knallen wir dann wenigstens nicht gegen einen Berg, sondern können uns vielleicht sogar am ILS von Pisa orientieren und einen Scheinanflug auf die dortige Bahn 04 R(ight) machen. Wenn wir dann erfahren, dass die Wolkenuntergrenze, die an der Küste bei 2.500 Fuß (ca. 760 m) liegen soll – aber das lassen wir uns sicherheitshalber noch einmal bestätigen –, auch in Richtung Florenz nicht unter diese Höhe absinkt, wenn uns also in 2.000 Fuß (610 m) noch genügend Sicht bleibt, überfliegen wir den Flugplatz Pisa und tasten uns im Sichtflug am Arno entlang nach Perétola zurück.“ – „Gut“, meinte Mirella, „das leuchtet mir ein, das versuchen wir!“ – Also änderten wir um 20.07 Uhr über Piombino unseren Kurs auf 347° und flogen das 35.6 nm (66 km) entfernte Pisa an. Mirella begann eine längere, mir nur zum Teil verständliche Diskussion mit verschiedenen Funkleitstellen, erhielt offenbar die erforderlichen Genehmigungen und ging um 20.08 Uhr parallel zur Küste in den Sinkflug auf 2.000 Fuß. Die Leistung der Motoren reduzierte sie noch etwas mehr und schaltete bei beiden auch die Vergaservorwärmung ein. Nun klangen die Lycomings weicher, sanfter. Wie eine große Schneefläche kam die Wolkendecke auf uns zu, bei 7.000 Fuß tauchten wir in sie ein. Bald begann die ausgekühlte *Aztec* zu vereisen, zunächst leicht, dann stärker. Mirella schaltete den Autopiloten aus und flog „von Hand“. „Wie stark die Eisbildung ist“, so erklärte sie mir den Verzicht auf die Automatik, „spürt man am besten, wenn man selbst steuert. All das kannst du lernen, wenn du mich in die USA begleitest. Denn Daddy ließe dich dort auch zum Piloten ausbilden.“ Na ja, was sollte ich dazu noch

sagen? Ich schwieg, starrte nach draußen, aber außer blendendem Nebel war in der weißen Waschküche nichts zu sehen. Je tiefer wir sanken, desto dunkler wurde es. Die Instrumentenbeleuchtung hatten wir schon lange eingeschaltet. Außerdem wiesen heute einige weitere brennende Lämpchen darauf hin, dass die Propeller-, Tragflächen- und Leitwerks-Enteisung arbeitete. Nach 12 Minuten, die mir endlos lang erschienen, konnten wir durch ein Wolkenloch in 2.700 Fuß (ca. 820 m) Höhe, ungefähr 10 km vor Pisa, kurz die Küste und den lichterfunkelnden Hafen von Livorno sehen, aber nur für einen Augenblick, dann verschluckte uns die weiße Watte wieder. Nun schaltete Mirella auch die Landescheinwerfer ein, nicht um zu sehen, sondern um gesehen zu werden, denn uns störte das grelle Licht eher, da es – von der weißen Nebelwand reflektiert – unangenehm blendete. Kaum eine Minute später, in 2.300 Fuß (700 m) Höhe und 4 km vom Flugplatz Pisa entfernt, durchstießen wir endgültig die Wolkendecke. Es war fast nachtdunkel, regnete stark, kräftige Böen schüttelten uns durch, rechts vor uns war die beleuchtete Landebahn 04 R des Flugplatzes Pisa zu sehen. Mirella flog eine Rechtskurve und folgte der Einflugrichtung, als ob sie tatsächlich landen wollte, blieb aber beharrlich auf 2.000 Fuß (610 m) Höhe. Ziemlich dicht vor der Bahn bekam sie offenbar die Genehmigung, nach Florenz weiterzufliegen, durfte nach rechts wegkurven, um so den Monte Pisano mit ausreichendem Abstand südlich passieren zu können. Immerhin war die Sicht so gut, dass wir ihn deutlich als finstere Silhouette erkennen und mit dem nötigen Respekt links liegen lassen konnten. Nun folgte Mirella in 2.000 Fuß (610 m) Höhe im Sichtflug dem Arno, natürlich nur der ungefähren Talrichtung und nicht etwa jeder Flusskrümmung. Es regnete in Strömen. Um 20.32 Uhr wurde es etwas heller, die Sicht besserte sich ein wenig, vielleicht gab es ja da vor uns sogar so etwas wie ein Wolkenloch. Eine Minute später meldeten wir uns zur Landung in Perétola an, sollten Bahn 05 anfliegen. Wir waren nun nur noch 30 km von Florenz entfernt, die Sicht besserte sich weiter, allerdings mussten wir hin und wieder tief hängende Wolkenfetzen durchfliegen – und dann, im letzten Augenblick, unmittelbar vor der Landung, wurde das Wetter doch noch richtig schlecht, der Regen und die Turbulenzen nahmen stark zu, Blitze blendeten uns, erleuchteten taghell die weißen Tragflächen der *Aztec*, ließen unsere Landescheinwerfer so dunkel wie Petroleumfunzeln aussehen. Um 20.39 Uhr erhielten wir die Landeerlaubnis. Die Bahn 05 lag beleuchtet, allerdings leicht schräg vor uns. Um sie anfliegen zu können, mussten wir noch etwas nach rechts ausholen und dann nach links einkurven. Nun zeigte sich, dass wir mit erheblichem Seitenwind zu kämpfen hatten, denn unser triefnasses Flugzeug flog stark schiebend – mit weit nach links in den Wind gedrehter Nase – auf die Florentiner Piste zu. Außerdem waren wir aus Angst vor Bodenhindernissen zu hoch angekommen. Deshalb verlängerte Mirella den Endanflug, indem sie ihn als S flog – nur ja nicht auch noch in Richtung des Monte Morello durchstarten müssen! Denn schon die Hügel dicht hinter dem Platz waren im wirbelnden Grau des Gewitterregens kaum noch zu erkennen. Um 20.46 Uhr, nach aufregenden 73 Flugminuten, setzte die *Aztec* in Perétola auf, wurde von Mirella vorsichtig abgebremst und rollte dann langsam durch die Pfützen der Landebahn und des Taxiway zu unserer üblichen Parkposition. Jetzt, wo die Motoren nur leise, fast im Leerlauf liefen, hörten wir auch den Donner. Blitze umzuckten uns pausenlos, wolkenbruchartiger Regen trommelte auf die Blechhaut der *Aztec*. Zum Glück würde unser treuer Vogel ja nun bald in der trockenen Halle ste-

hen. Der für uns zuständige Mann der Florentiner Flugsicherung hatte übrigens nach dem Ausrollen unseres Flugzeugs sein englisches „Two niner yankee“ zugunsten eines italienischen Stoßseufzers aufgegeben: „Oh Mirella, meno male che ce l'hai fatta sana e salva: Oh Mirella, nur gut, dass du es gesund und munter geschafft hast!“ – Mirellas Antwort zeigte, dass sie den Mann im Tower an der Stimme erkannt hatte, denn sie antwortete: „Ciao, Franco, grazie. Non era, infatti, tanto facile: Ciao, Franco, danke. Das war in der Tat nicht so ganz leicht.“

Mit Hilfe herbeigeeilter Flugplatzbediensteter brachten wir die *Aztec* so schnell wie möglich an ihren üblichen Standort in der Halle. Dabei blieben wir sogar einigermaßen trocken, weil man uns Regenjacken zugeworfen hatte. Noch vor Erledigung des fliegerischen Papierkrams rief Mirella in der Florentiner Wohnung an, um dort die Nachricht zu hinterlassen, dass wir wohlbehalten in Florenz gelandet seien. Denn ihr Vater würde sich bestimmt telefonisch nach uns erkundigen. Wir beendeten den trotz aller Aufregungen herrlichen Tag bei einer großen Pizza, gottlob diesmal ohne die Träne eines schönen, klugen und lieben Mädchens. Denn mein Geständnis, Sandra für den kommenden Dienstag einen weiteren Besuch in Viareggio versprochen zu haben, nahm Mirella mit Fassung auf, auch weil ich ihr schwor, sie auf jeden Fall zu benachrichtigen, wenn ich nicht noch am gleichen Abend zurückkehren sollte.

55

Auch am Montag beruhigte sich das Wetter noch nicht, es war so schlecht, dass ich fürchtete, meinen zweiten Besuch bei Sandra verschieben zu müssen. Denn mit dem Zug nach Lido di Camaiore zu fahren erwog ich keinen Augenblick. Dabei wäre eine solche Reise wahrscheinlich gar nicht so umständlich gewesen, wie ich sie mir vorstellte. Immerhin war Sandra, als ich sie am Montagabend anrief, ziemlich sicher, dass eine Wetterbesserung eintreten werde, jedenfalls habe der Fernseh-Meteorologe das behauptet. Und tatsächlich! Als ich am Dienstag schon um 5.30 Uhr aus dem Bett sprang und die Fensterläden aufstieß, blendete mich strahlender Sonnenschein.

Eilig packte ich die wenigen Sachen, die mir für einen Badetag am Meer erforderlich schienen, in den Tankrucksack der DUCATI und begann um 7 Uhr meine Fahrt ans Meer. Zunächst war ich fröhlich und guter Dinge, doch als ich auf der Autobahn bei Migliarino, kurz vor Viareggio, an einer Großtankstelle einen Capuccino trinken wollte, entdeckte ich beim Absteigen vom Motorrad, dass die Batterie übergekocht war. Ein Teil der Säure war an die hinteren Federbeine, die Kette, die Schwingenholme, kurz: über das gesamte Rahmenheck gespritzt. Der Lack nahm das zwar überhaupt nicht übel, da die Säure an der von mir aufgetragenen Wachsschicht abperlte, aber auf dem Chrom des Schalldämpfers und auf dem Aluminium der Federbeine waren kleine Oberflächenschäden – graue Punkte – zu erkennen, die ich auch durch Polieren nicht entfernen konnte. Dass ich mich ärgerte, ist klar.

Eine halbe Stunde benötigte ich, um die Säure vorsichtig vom Lack abzuwischen, trank dann noch den schon bestellten Capuccino, kam um 9.30 Uhr vor der Pension an, brachte die DUCATI sofort in den Hof an den gewohnten Platz, deckte sie mit ihrer Decke zu und klingelte nach dieser gewissenhaften Versorgung meines „Pferdes“ an der Hintertür. Giulietta öffnete mir, wie immer gut gelaunt und munter. Auch Frau Pertini ließ sich bald blicken. Während wir noch miteinander sprachen,

erschien in einem bezaubernden Kleid und schöner denn je auch Sandra, begrüßte mich aber unter den Augen der zahlreichen Pensionsgäste nur schüchtern. Ich lud die Signora zu einem Gespräch in eine nahe Bar ein, Sandra begleitete uns. Doch wir saßen nur für ein paar Minuten zu dritt an einem Tischchen, dann übergab ich Frau Pertini (sie war erst eine halbe Stunde vor mir angekommen) einen an sie gerichteten, von mir übersetzten Brief meiner Mutter, bat sie, dieses Schreiben durchzulesen, wir seien in einer Stunde zurück, und ging mit der stillen, träumerisch versonnenen Sandra zu einem Spaziergang fort. In jenem Brief wandte sich Mama direkt an Frau Pertini, betonte (was wohl niemand, wenn ich es behauptete, je so recht geglaubt hatte), dass meine Eltern Sandra schon lange aus vielen Briefen kannten, dass sie sie ins Herz geschlossen hatten und dass ihnen deshalb jedes Verständnis für all die Vorwürfe, die wir uns wegen unserer Liebe anhören müssten, fehle. Denn meine Eltern waren ja auch über die berüchtigte Donnerstagsszene bestens informiert, da ich ihnen sofort einen ausführlichen Bericht geschickt hatte, in dem ich mich bitter über die mir angedrohte Trennung von Sandra beklagte.

Allerdings will ich hier nicht den falschen Eindruck erwecken, in jeder Hinsicht ehrlich gewesen zu sein, denn meine Freundschaft mit Mirella habe ich nicht nur – wie leicht begreiflich – Sandra, sondern bisher auch meinen Eltern eisern verschwiegen. Immerhin hatte diese wohlbedachte Zurückhaltung nun den Vorteil, dass meine Mutter ihren Standpunkt mit Nachdruck, ohne jede Verunsicherung durch eigene Zweifel, vertreten konnte, und das tat sie auch in aller Offenheit: Es sei unsinnig, jetzt auf die arme Sandra Druck auszuüben. Man solle die weitere Entwicklung in Ruhe abwarten. Zurzeit gebe es nichts, was sofort entschieden werden müsse. Vor allem gebe es keinen Grund, sich von elterlicher Seite derart „brutal“ – sie hatte das wirklich so ungeschminkt formuliert, manchmal fehlt ihr für diplomatische Ziselierungen die Langmut – in unsere Angelegenheiten einzumischen. Schließlich hätten Sandra und ich ja zunächst nur den bescheidenen Wunsch, nicht für längere Zeit getrennt zu werden.

Beharrlich wies meine Mutter auch auf das sofort von meiner Familie entworfene Austauschprogramm hin. Bei Sandras regelmäßigen Deutschlandreisen und bei meinen Gegenbesuchen in Certaldo werde sich ja zeigen, ob unsere Zuneigung dauerhaft sei. Doch Frau Pertini nahm Mamas großartigen Vorschlag mit Entsetzen auf, wiederholte unbelehrbar die mir bereits zur Genüge bekannte Litanei: „Für einen Besuch bei deinen Eltern ist Sandra noch viel zu jung, und umgekehrt ist es so gut wie ausgeschlossen, dass dich mein Mann nach Certaldo einlädt. Denn er geht weiterhin davon aus, dass es sich bei Sandras ‚Sympathie’ für dich nur um eine ärgerliche Gefühlsverirrung handelt.“

Es ist nicht zu bestreiten – Herr Pertini hat keine allzu hohe Meinung von mir. Natürlich ist das sein gutes Recht. Dennoch wüsste ich gern, wie er sein Verdikt begründet. Ich selbst könnte zweifellos eine Menge an überzeugenden Argumenten gegen mich vorbringen, denn ich kenne mich ein wenig. Aber er? Wie will er seine Ablehnung begründen? Er kennt mich doch kein bisschen. Schließlich sind wir uns bisher nur ein paar Mal begegnet, und von jenen kurzen Augenblicken müsste man ja auch noch die endlos langen Minuten abziehen, in denen er mir schweigend – *hypodra idon*: finster blickend – gegenübersaß. Und macht er nicht selbst den größten Fehler? Er ist es doch, der voreilige, unüberlegte, hastige und deshalb hysterische

Entscheidungen fällt, weil er die weitere Entwicklung nicht geduldig abwarten will. Den erstbesten Jungen, in den Sandra sich verliebt, betrachtet er als ihren zukünftigen Ehepartner. Ein Zaudern des armen Mädchens, ein Überlegen, ein Zurück darf es nicht geben. Wenn Sandra auch nur den Anschein erweckt, mich „nett“ zu finden, sieht er darin sofort eine Entscheidung fürs Leben, und deshalb lässt sein archaisches Denken alle Vermittlungsversuche meiner Eltern ins Leere laufen, hier reden Taube miteinander, beide Familien gehen von völlig verschiedenen Voraussetzungen aus. Sollte Sandra meinen Eltern gestehen: „Ich liebe Ben“, würden sie antworten: „Das freut uns! Ihr werdet ja in den nächsten Jahren regelmäßig zusammen sein und vielleicht sogar irgendwann heiraten wollen. Dann werdet ihr hoffentlich wissen, was ihr tut.“ Sandras Vater dagegen wiederholt nur ständig auf Verdacht, zur vorbeugenden Gefahrenabwehr: „Diesen Jungen heiratest du auf keinen Fall! Trenn dich sofort von ihm!“

Immerhin ließ sich seine Ehefrau – sie ist in der Gegenwart angekommen und wie die ganze Veronesi-Familie weltoffen und geistig beweglich – im Laufe des Tages vom Schreiben meiner Mutter sichtlich beeinflussen. Und letztlich hat sie wohl auch schon längst unsere Partei ergriffen, nicht anders als die Tanten, die mich zwar wie ihr böses Brüderchen, Sandras Vater, nicht zu mögen scheinen, ihre „kleine“ Nichte aber unglücklich sehen und ihr deshalb, wo immer sie können, zu helfen versuchen. Doch am weitesten wagt sich bisher Frau Pertini vor. Sie begann abends damit, uns eine bestimmte Taktik regelrecht einzubläuen, tat das bis zur letzten Minute, bis zur Abfahrt ihres Zuges, stand in Viareggio bei hereinbrechender Dunkelheit mit erhobenem Zeigefinger auf dem Bahnsteig und schrieb mir in allen Einzelheiten vor, wann und mit welcher Begründung ich hin und wieder nach Certaldo kommen könnte, schärfte mir aber auch immer wieder ein, nur ja nicht offen über zukünftige Treffen mit Sandra zu sprechen.

Abgesehen von solchen Diskussionen war die Lage recht erträglich. Ich durfte stundenlang mit meiner schönen Liebsten allein herumwandern, sie ging immer Hand in Hand mit mir, hatte auch, sooft wir nebeneinander in einer Schaukel vor der Pension saßen, den unglaublichen Mut, den Kopf an meine Schulter zu lehnen, ja, sie wagte es sogar, mir am Strand den Rücken mit Sonnenschutzöl einzureiben.

56

Noch am Dienstagabend fuhr Frau Pertini wieder nach Certaldo zurück, blieb also nur für jenen einen Tag bei uns am Meer. Zwei Stunden dieser kurzen „Erholungszeit“ opferte sie für endlose Telefongespräche, um mir ein erschwingliches Zimmer in Lido di Camaiore zu suchen. Denn ich wollte mich weder von ihr einladen lassen noch selbst den hohen Preis für Vollpension bezahlen. Allerdings wurden auch für schlichte Zimmerchen stolze Summen gefordert. Deshalb war ich wild entschlossen, täglich zwischen Florenz und dem Lido hin- und herzufahren. Doch die Mamma wollte das mit allen Mitteln verhindern, da sie die Liebe ihres Kindes eben doch richtig beurteilt und weiß, dass Sandra sich jeden Morgen und jeden Abend wegen meiner Motorradfahrerei zu Tode geängstigt hätte.

Schließlich ließ sich die Pensionswirtin dazu bewegen, mich preisgünstig in einer bescheidenen Dachkammer unterzubringen, sodass ich auch diesmal im gleichen

Haus wie Sandra wohnte. Aber Frau Pertini war immer noch nicht mit ihren vielen guten Taten zufrieden, sondern schenkte mir für die Fahrten auf dem Motorrad, da ich nachts meist fror, auch noch einen kuscheligen gelben Pullover, wusch mir außerdem, während ich mit Sandra am Strand herumwanderte, ein Hemd, bügelte eine meiner arg zerknitterten Strandhosen und bezahlte ohne mein Wissen vor ihrer Abreise auch noch alle von mir an jenem Tag in der Pension eingenommenen Mahlzeiten.

Um Mitternacht des ersten Tages – Sandra war schon ins Bett abkommandiert worden – schlich ich nachts aus der Pension in eine nahe Telefonzelle und diktierte dem um diese Zeit noch erstaunlich munteren Hausmädchen der abwesenden Mirella – wo war sie? – die Nachricht: „Ben bleibt einige Tage in Lido di Camaiore. Wie lange, weiß er noch nicht. Sobald er zurück ist, meldet er sich." Brav erfüllte mir die Kammerzofe sogar die Bitte, die diktierte Meldung noch einmal zu wiederholen und las mir mit niedlichem Stimmchen kommentarlos und ohne jeden falschen Zungenschlag all das Geschwätz noch einmal vor: „Ben resterà per alcuni giorni a Lido di Camaiore ....." Was konnte ich noch mehr tun? Wieder begann ich eine Gewissensprüfung, fragte mich, ob mein Balanceakt noch zu vertreten war. Die Antwort war ein eindeutiges Nein. Allerdings erkannte ich bei genauerer Selbstprüfung auch ein klares Indiz meiner Liebe zu Sandra: Wenn ich mit ihr zusammen war, konnte ich Mirella vergessen, umgekehrt vergaß ich aber beim Zusammensein mit Mirella nie Sandra. Auch beim sonntäglichen Gewitterflug hatte mich der Gedanke gequält: ‚Wenn du jetzt hier gegen den Monte Morello fliegst und dir den Hals brichst, wird Sandra ein Leben lang glauben, dass du sie mit Mirella betrogen hast.' – ‚Aber', so hatte ich mich sogleich zu beruhigen versucht, ‚das wäre für Sandra doch vielleicht sogar tröstlich, denn wenn sie dich für einen Lumpen hielte, ertrüge sie deinen Verlust bestimmt leichter, als wenn sie der Meinung wäre, in dir einen treuen, unersetzlichen Partner verloren zu haben.'

57

Abgesehen von solchen nächtlichen Exkursionen zur Telefonzelle verliefen die Tage in schöner Eintönigkeit. Allerdings habe ich mich ein paar Mal über Marco geärgert. Ihm hatte die Mamma offenbar für die Zeit ihrer Abwesenheit die Aufsicht über Sandra und mich übertragen. Er tat seine Pflicht mit großer Strenge, behandelte die „kleine" Schwester ohne alle Rücksicht auf meine Anwesenheit wie ein Schulkind und mich wie einen ziemlich unwillkommenen Störenfried.

Das war sogar bis zu einem gewissen Grad verständlich. Denn dass ich der Familie erhebliche Schwierigkeiten bereite, dass seine Mutter oft verzweifelt mit ihrer weinenden, auch gesundheitlich angeschlagenen Tochter diskutiert, dass der Babbo wohl nicht nur, wie ich stets vermutet hatte, wegen der Widerworte seines bockigen Sohnes, sondern auch wegen der Anwesenheit eines lästigen Eindringlings so deprimiert herumschleicht, das alles ist ja kaum zu bestreiten. Auslöser des entnervenden Trauerspiels bin zweifellos ich. Wenn es mich nicht gäbe, könnte Ruhe herrschen – dieser Gedanke liegt zumindest nahe. Schließlich kann ich nicht verlangen, dass sich auch Marco den Kopf über meine Beziehung zu Sandra zerbricht. Da er gegen seine Verlobung mit Giulietta nie Einwände gehört hat, nimmt er wahrscheinlich an, dass

in meinem Fall die Situation grundlegend anders ist, dass sein Vater zu Recht gegen Sandras Zusammensein mit mir schwerwiegende Bedenken hat. Doch an der Diskussion beteiligt ist er bestimmt nicht, weiß wohl nur vom Hörensagen, was vorgeht. Denn wenn Herr Pertini mit seiner Frau derartige Probleme bespricht, sind die Kinder entweder nicht anwesend oder sie haben zu schweigen, dürfen den Mund nicht einmal zu einem Seufzer öffnen. Dass wie in meiner Familie der gesamte Nachwuchs bei solchen Gelegenheiten „seinen Senf dazugibt", ist in Certaldo unvorstellbar.

Und deshalb darf Marco zwar im Kreis der „Erwachsenen" auf keinen Fall mitreden, durfte aber sehr wohl Sandra und mir auf die Nerven gehen. Denn für uns war er die von höherer Stelle als „der große Bruder" eingesetzte Aufsichtsperson. Als Sandra am Strand ein Sonnenbad nahm und dabei den Kopf auf meinen linken Oberschenkel legte, fuhr er sie an: „So benimmt man sich nicht!" Sandra war erschrocken, ich entsprechend wütend. Wir mussten in gebührendem Abstand nebeneinander sitzen oder liegen. Immerhin durften sich unsere Hände berühren, und so beschränkte sich Sandra darauf, ihre Hand auf meine zu legen und sie kaum sichtbar mit einem Finger zu streicheln. Kurz: wir wurden derart streng beaufsichtigt, dass ich manches Mal die Mamma herbeisehnte. Sooft wir abends zur gegenüberliegenden Bar gehen wollten, rief Marco hinter uns her: „Sandra, dass du keinen Espresso trinkst, der belastet deinen Kreislauf!" Natürlich tranken wir trotzdem Espresso, denn Sandra wird ja wohl noch selbst am besten wissen, wie sie sich fühlt. Doch einmal kam Marco sogar an unseren Tisch, kontrollierte die Tasse und stellte richtig fest: „Aha, du hast Kaffee getrunken!" Am meisten ärgerte mich in solchen Augenblicken, dass seine arme Schwester ihn ernst nahm und sich einschüchtern ließ wie ein Hund, dem Prügel angedroht werden.

58

Am Mittwoch überließ Herr Giusti, Giuliettas Vater, uns „ragazzi" (Kindern, Jugendlichen, das Wort stammt aus dem Arabischen) seinen FIAT 1300, wir fuhren nach Portovénere bei La Spezia und besichtigten dort auch in einem Boot eine Felsgrotte, die wie ein gewaltiger, bis zu halber Höhe mit Meerwasser gefüllter Dom aussah. Auf einer völlig transparenten Wasserfläche schwebend bewunderten wir riesige Gewölbe über uns, aber noch viel mehr tief unter uns auf dem Meeresgrund. Denn während die oberen Bereiche des Felsdoms in einem dämmrigen Halbdunkel lagen, wurde das völlig durchsichtige, von vielerlei Fischen durchzogene Wasser in der Tiefe, weil sich der Höhleneingang dort weiter als über der Wasseroberfläche öffnet, strahlend vom Tageslicht durchleuchtet.

Sonst herrschte, ohne weitere Ausflüge, das übliche schöne Badeleben. Die DUCATI stand zugedeckt im Hof und erwartete treu die Abfahrt ihres Herrchens. Sandra und ich genossen es, viele Stunden zusammen zu sein. Ständig bemühte ich mich, sie aufzumuntern – meine Eltern würden uns sicher auch in Zukunft regelmäßige Treffen ermöglichen. Am letzten gemeinsamen Abend gingen wir wie üblich in Lido di Camaiore auf der Promenade spazieren. Sandra war niedergeschlagen. Die Straße ist mit kleinen Rasenflächen eingerahmt. „Komm", sagte ich, indem ich vor einem solchen dürftigen Grasstückchen stehenblieb, „suchen wir uns zur Ermutigung und als Glücksbringer je ein vierblättriges Kleeblatt!" – „Ach, das ist ganz aussichtslos", ant-

wortete Sandra traurig, „sie sind so selten! Ich habe sie schon oft gesucht und nie eins gefunden.“ Doch ich berief mich auf meine reiche Lebenserfahrung: „Wenn du glaubst, dass keins da ist, brauchst du sie gar nicht erst zu suchen. Du findest sie nur, wenn du überzeugt bist, dass eins vor dir auf dich wartet“, bückte mich und entdeckte sofort ein vierblättriges Prachtexemplar.

Sandra war sprachlos, sah mich lange mit ihren wunderschönen dunklen Augen an, blieb aber weiter untätig und musste daher nachdrücklich von mir aufgefordert werden: „Nicht staunen, suchen! Ich gebe dir zwar dies hier, aber ich denke, dass auch für dich eins da ist, denn nur, wenn du es selbst findest, bringt es dir wirklich Glück.“ Und – was für ein hübsches kleines Wunder! – Sandra fand ebenfalls eins, nicht ganz so groß wie meins, aber genauso vollkommen symmetrisch, und sie fand es wie ich auf Anhieb, während weitere tatsächlich nicht da waren. Die beiden – man sage ruhig: albernen – Kleeblätter waren vielleicht die größte Freude für uns in jenen Tagen.

Um 0.15 Uhr verabschiedete ich mich von Sandra, kurvte über kleinere Straßen – Viareggio, Lucca, Fucécchio, Émpoli – nach Florenz zurück, kam um 2.30 Uhr zu Hause an, las die Post, ging erst um 4 Uhr zu Bett, stand aber schon um 9 Uhr wieder auf und hänge jetzt entsprechend müde hier am Tisch herum. Mit dem Wetter hatte ich wieder einmal großes Glück. Denn als ich heute Nacht – richtiger: heute Morgen – nach Florenz zurückfuhr, war es noch gut, schlug aber schon wenig später mit Blitz und Donner in einen Dauerwolkenbruch um, der auch jetzt noch den Himmel über Florenz verfinstert. Einschläfernd rauschen gewaltige Wassermassen auf Dach, Bäume und Straße herab, nur leuchtende Blitze und lang nachhallender Donner halten mich einigermaßen wach. Jetzt um 16.15 Uhr ist es so dunkel wie sonst spätabends. Ich bin todmüde und werde bald schlafen gehen.

59

Denn Mirella, die ich gleich heute Morgen anrief, um ihr ein Treffen vorzuschlagen (auch deshalb war ich schon so früh – um 9 Uhr! – aufgestanden), wollte mich nicht sehen, ja, sie ließ mich kaum zu Wort kommen. Wieder einmal hatte ich das Pech, sowohl draußen vor dem Zimmerfenster wie drinnen, in der Hörmuschel des Telefons, ein Gewitter über mich ergehen lassen zu müssen. Dabei war ich, als ich Mirellas Nummer wählte, noch hochzufrieden mit mir gewesen, hatte Lob erwartet, weil ich ihr doch diesmal so lieb, gehorsam und wohlerzogen aus Lido di Camaiore eine Nachricht über mein Ausbleiben geschickt hatte. Denn die Kammerzofe hatte brav ihre Pflicht getan und meine Meldung im genauen Wortlaut an die Adressatin weitergeleitet. Dem Hausmädchen war also nichts vorzuwerfen, nein, diesmal war die Nachricht selbst der Skandal, auch wenn Mirella das nicht begründen konnte. Sie war ja nur mein Kamerad oder höchstens meine Kameradin – was konnte sie also gegen meine „Weibergeschichten“ einzuwenden haben? Eben nichts, und das wusste sie auch. Mit Logik war da nichts zu machen. Also gab sie alles vernünftige Argumentieren auf und argumentierte unvernünftig. Und allein unvernünftige Argumente sind in unserem Fall ja noch überzeugend: „Wie sehr du dich von jener anmaßenden Familie erniedrigen lässt! Wie tief du dich vor eingebildeten Provinzlern in den Staub wirfst, um Gnade bettelst, um Erbarmen flehst! Man muss sich

schämen für dich! Ein Feigling bist du, glaubst vielleicht, den Beschützer dieser verträumten dummen Gans mit ihrem ewig traurigen Gesicht spielen zu können, meinst, endlich einmal jemanden gefunden zu haben, der noch schwächer ist als du, den du behüten und umsorgen kannst. Aber wahrscheinlich irrst du dich gewaltig. Wenn ich in Amerika bin, wirst du mir noch manche bittere Träne nachweinen, weil du dich diesem scheinbar so ätherischen Wesen bedingungslos ausgeliefert hast. Denn ich bin mir ziemlich sicher oder hoffe doch zumindest, dass sie dich so richtig fertigmachen wird! Auf jeden Fall sehe ich, dass du nicht nur den Index, die Fragmentsammlung, die Stoiker, das Studium vernachlässigen konntest, sondern es sogar geschafft hast, gegen den energischen Widerstand ihres Vaters vier Tage lang mit ihr zusammen zu sein. Und vermutlich wieder einmal unter demselben Dach. Was für eine erstaunliche Leistung von jemandem, dem alle Mädchen gleichgültig zu sein scheinen, der an einer sexuellen Neurose leidet, der völlig verklemmt irgendwelchen idiotischen Träumereien nachhängt. Du kotzt mich an, du romantischer Trottel! Warum musste ich dir begegnen und auch noch so viel Zeit für dich opfern! Aber damit ist jetzt Schluss. Addio! Mich siehst du nicht wieder.“ – „Ma Mirella, ma cara Lella, ti prego, ma che dici .... aber Mirella, aber liebe Lella, ich bitte dich, was sagst du denn da ...?“, versuchte ich sie zu beruhigen, ja, ich bemühte mich sogar, wenn auch ziemlich hilflos, um Gegenargumente: „…was wirfst du, Katharina, nein, entschuldige Lella, nein, auch das nicht, verzeih mir bitte, Mirella, ... was wirfst du, oh beleidigte Göttin Aphrodite, mir vor? Ich habe doch immer versucht, mich anständig zu verhalten, versuche es auch jetzt noch, habe nur die eine Schwäche, mich nicht so ganz leicht entscheiden zu können, weil ich alle weiblichen Wesen so überaus süß, so zart, so bezaubernd, so attraktiv, aber auch so schutzbedürftig finde, dass ich immer danach strebe, sie ritterlich, rücksichtsvoll, mit Hochachtung, mit dem größten Respekt und nie leichtfertig zu behandeln – so wie eben auch dich. Und das wäre eine sexuelle Neurose?“ – Aber Mirella antwortete nur: „Scórdati di me: Vergiss mich!“ und legte auf.

60

Also verkroch ich mich am Sonnabend in der ungemütlichen Studentenbude in das noch ungemütlichere Bett, konnte aber nicht einschlafen, sondern wartete sehnsüchtig auf ein Klingeln des Telefons. Doch niemand rief an. Tiefe Stille herrschte drinnen im Haus, während draußen immerhin das Gewitter munter weitertobte. Da Mirella weder an jenem trübsinnigen Sonnabend noch am folgenden Sonntag etwas von sich hören ließ, ging ich davon aus, dass sie sich diesmal wirklich endgültig von mir trennen wollte. Das war auch insofern ärgerlich, als sich das Wetter besserte. Wir hätten Motorrad fahren, *Aztec* fliegen, durch fremde Städte wandern oder – falls es doch wieder zu regnen anfing – zunächst in einem Kino einen Film verschlafen und danach zusammen eine Pizza essen können. All diese kleinen Freuden ruinierte Lella durch ihre Engherzigkeit, wollte plötzlich nicht mehr die geduldige Kameradin, die Trösterin in Not und Elend, sondern die Ehefrau sein, und nicht einmal die betrogene Ehefrau, sondern – zumindest für einige Zeit – die einzige Frau in meinem Leben. Obwohl mir dieser Wunsch irgendwie berechtigt erschien, konnte und wollte ich ihn

ihr dennoch nicht erfüllen. Also bemühte ich mich, ihren Befehl zu befolgen und sie zu vergessen.

Diesen Entschluss verband ich mit dem guten Vorsatz – mit guten Vorsätzen ist bekanntlich der Weg zur Hölle gepflastert –, endlich einmal wieder am Index zu arbeiten. Dass ich mir durch diese heroische Absicht den Verzicht auf die bisher von Mirella gebotene Ablenkung doppelt schwer machte, brauche ich wohl nicht zu betonen. Und so kann es auch nicht überraschen, dass ich mich sofort in die verrücktesten Widersprüche verstrickte. Denn am Montagmorgen begann ich, tagsüber in der Institutsbibliothek herumzusitzen. Das hatte mehrere Gründe, zunächst einen schlichten, einfachen, praktischen: Seit Sonntag hause ich hier in der Wohnung für drei Wochen allein, da Herr Ferrari seiner Familie in die Ferien nachgereist ist. Er verabschiedete sich schon am Vorabend von mir, verließ am Sonntag in aller Frühe leise das Haus und wusste wohl sehr gut, warum er sich so heimlich davonschlich, denn er hatte mir den Kühlschrank abgestellt, hatte ihn leergeräumt und sogar das Stromkabel aus der Steckdose gezogen. Daher kann ich nun immer nur für eine einzige Mahlzeit Lebensmittel einkaufen. Weil es unter solchen Umständen das Bequemste ist, den Tag in der Innenstadt zu verbringen, verlegte ich meine Tätigkeit von der Studentenbude in die Institutsbibliothek und glaubte sogar für kurze Zeit selbst an das Märchen, von einem abgestellten Kühlschrank aus der Wohnung ins Institut vertrieben worden zu sein. Doch in Wahrheit wollte ich Stärke demonstrieren, wollte telefonisch nicht erreichbar sein, wollte Mirella beweisen, dass ich sie tatsächlich vergessen könnte. Immer wieder malte ich mir aus, wie bitter sie ihre Entscheidung bereuen und wie sehr sie sich quälen würde, wenn sie tagelang am Telefon weder von irgendeinem Mitglied der Ferrari-Familie noch von mir eine Antwort bekam! Aber sogar meine angebliche Stärke war eigentlich erbärmliche Schwäche. Denn ich blieb dem Telefon nicht selbstbewusst und entschlossen fern, sondern feige und verzagt, wagte mich nicht in seine Nähe, weil ich befürchtete, der bezaubernden Mirella, falls sie mich doch noch anrufen sollte, jedes von ihr gewünschte Zugeständnis zu machen. Auch diesen K(r)ampf erlebte ich ja nicht zum ersten Mal, hatte ihn schon einmal in einem Catull-Gedicht wiedergefunden:

Miser Catulle, desinas ineptire
Et, quod vides perisse, perditum ducas.

Armer Catull, hör auf, verrückt zu spielen
Und gib, was du verloren siehst, verloren!

Mich so in meinem Schmerz suhlend vertrödelte ich eine Menge Zeit, langweilte mich im Institut vor der aufgeschlagenen Fragmentsammlung, sah oft sehnsüchtig aus dem Fenster in den strahlenden Sommerhimmel – wie herrlich man bei diesem Wetter da oben herumkurven könnte! –, versuchte zwar auch dann und wann, der stoischen Philosophie irgendeinen Sinn abzugewinnen, dachte aber meistens an Sandra und Mirella oder an Mirella und Sandra, bald an beide gleichzeitig, bald an jede einzeln, wusste die eine unerreichbar fern in Viareggio, vermutete die andere erreichbar nah in Florenz und hoffte inständig, sie hier im Institut zu treffen. Wenn Mirella mich schon nicht anrief – aber dass sie das tun konnte, verhinderte ich ja müh-

sam selbst – … und dennoch: wenn sie mich schon nicht anrief, warum kam sie dann nicht wenigstens zufällig in die Bibliothek?

Doch nichts geschah, nur Gewissensbisse quälten mich – hatte ich nicht der unglücklichen Sandra in ganz ähnlicher Weise nachgestellt wie jetzt der armen Mirella? Musste ich nicht dankbar dafür sein, dass sie endlich die einzig richtige Entscheidung getroffen hatte? Doch wieso war ihre Entscheidung richtig? Was war denn an der bisherigen Situation auszusetzen gewesen? War es meine Schuld, dass Mirella meine löbliche Zurückhaltung, diese bewundernswerte Selbstkontrolle, als Krankheit ansah, dass sie sie für eine sexuelle Neurose hielt? Hatte sie nicht durch ihren Anspruch auf meine ausschließliche, ungeteilte, bedingungslose Liebe einen traumhaft schönen Schwebezustand zerstört?

Immerhin schien sie diesmal konsequent zu sein, konsequenter jedenfalls als ich, denn ich wusste überhaupt nicht mehr, was ich wollte, mied zwar einerseits das Telefon, indem ich weiterhin in die Institutsbibliothek flüchtete, begann andererseits aber an jedem Morgen „unsere“ Bar aufzusuchen, entschuldigte das zwar vor mir selbst mit ihrer Nähe zum Institut, konnte aber auf diese Weise nicht erklären, warum ich jeden Tag zur immer gleichen Zeit dorthin ging, nämlich zu jener Stunde, zu der ich früher Mirella unterrichtet hatte. Mit beängstigender Regelmäßigkeit wurde ich um 11 Uhr von einer qualvollen Unruhe erfasst, ließ in der Bibliothek alles stehen und liegen und eilte mit langen Schritten zu jenem Tischchen, an dem ich die ungnädige Aphrodite so oft mit meiner schlechten Didaktik gepeinigt hatte.

Am Montagmorgen um 11.15 Uhr saß ich zum ersten Mal dort, pünktlich zur Unterrichtszeit, sah suchend auf die Piazza, litt unter widersprüchlichen Gefühlen, wusste, dass ich etwas Falsches tat, wünschte mir, vergeblich zu warten, und war doch enttäuscht, als ich feststellen musste, dass mir dieser Wunsch in Erfüllung gegangen war, dass ich tatsächlich vergeblich gewartet hatte. Schon lange hatte ich meine Capuccino-Tasse geleert. Hefeteilchen hatte ich mir nicht bestellt, da mich die übliche Finanznot zur Sparsamkeit zwang, ja, ich fragte mich sogar, ob ich nicht über Mirellas Fernbleiben nur deshalb enttäuscht war, weil sie mich nicht länger durchfütterte und mich auch nicht mehr für mein Herumsitzen mit 800 Lire Unterrichtshonorar belohnte. Das gleiche Drama – Komödie oder Tragödie? – wiederholte sich am Dienstag, es wiederholte sich am Mittwoch, es wiederholte sich aber nicht mehr am Donnerstag, denn an jenem vierten Tag erschien, genau um 11.15 Uhr, Mirella auf der Bildfläche.

61

Und ich hatte sie nicht einmal kommen sehen. Gerade an jenem Morgen saß ich mit dem Rücken zur Tür, hatte es aufgegeben, die weite Piazza durch die große Glasscheibe des Barraums nach bekannten Gesichtern abzusuchen. Es liefen sowieso nur noch Touristen durch die Stadt. Hier im historischen Zentrum irgendeine vertraute Florentiner Gestalt zu entdecken war so gut wie unmöglich. Also warf ich einen langen trübsinnigen Blick in die ausgelegten Zeitungen und versuchte mich auf diese preisgünstige Weise über das Weltgeschehen zu informieren. Denn meine Kassenlage hatte sich nicht gebessert. Daher hatte ich mir, obwohl ich elend hungrig war, auch an diesem Morgen keine Hefeteilchen gegönnt.

Umso überraschter war ich, als mir der Kellner das übliche Tellerchen mit nicht nur zwei, sondern sogar drei verführerisch duftenden Schnecken und Hörnchen an den Tisch brachte. Ich wies ihn darauf hin, dass er sich geirrt haben müsse, weil ich nichts Derartiges bestellt hätte. Doch er antwortete lächelnd: „La Sua bellissima amica è arrivata, eccola là dietro alla cassa: Ihre hinreißend schöne Freundin ist gekommen, sehen Sie, dahinten an der Kasse!“ Schmunzelnd fügte er hinzu, dass er uns auch gleich die beiden üblichen Capuccini bringen werde. Ich drehte mich um. Mirella stand tatsächlich an der Kasse, hatte bezahlt, war aber unschlüssig, ob sie sich zu mir an den Tisch wagen oder nicht doch in sicherer Entfernung bleiben sollte. Kaum je hatte ich sie so ernst gesehen wie an jenem Morgen, nicht einmal, als sie auf die vor ihr stehende Pizza geweint hatte. Sie fürchtete sich doch nicht etwa vor mir? Das hätte ja wirklich noch gefehlt! Denn keine Rolle ist mir so fremd wie die eines idiotischen Machos, vor dem ein Mädchen Angst haben müsste. Da spiele ich doch lieber den „unmännlichen“ Schwächling. Mirella darf mich beleidigen, kränken, verhöhnen, verlachen, sie könnte sich auch mit ihren kleinen Fäusten auf mich stürzen, um mich zu verprügeln – niemals würde ich ihr irgendeinen verbalen oder körperlichen Angriff mit gleicher Münze heimzahlen. Im Gegenteil, ein Mädchen, das mich angiftet, erscheint mir so süß und hilflos wie eine fauchende Katze. Auch diese herrlichen kleinen Biester sind ja nicht nur schön, wenn sie schnurren, sondern auch, wenn sie wütend fauchen. Warum sollte ich also diesem lieben Mädchen dahinten eine Szene machen? Hatte Mirella nicht vielleicht sogar recht mit ihrer Kritik? Sollte ich mich für ihre Vorwürfe rächen? Reicht es nicht, dass wir uns ständig mit einer unbegreiflichen Form von Zu- und Abneigung, von Suche und Flucht quälen?

All das ging mir in Sekundenbruchteilen durch den Kopf. Sofort stand ich auf, ging zu Mirella, nahm sie sanft in den Arm und flüsterte mehr, als ich sagte: „Schön, dass du doch noch gekommen bist. Ich habe hier jeden Tag auf dich gewartet. Wir müssen uns darüber klar sein, dass wir uns erst voneinander losreißen können, wenn ein ganzes Meer, wenn der riesige Atlantik uns trennt. Erst dann wird sich zeigen, ob ich dich vergessen kann. Jetzt jedenfalls kann und will ich das noch nicht, was aber nicht heißt, dass ich eine Liebesbeziehung mit dir anfangen will. Betrachte mein Verhalten, wie du willst, von mir aus auch als Krankheit, nenn es Neurose oder Psychose oder wie sonst immer du möchtest, aber hör auf, mir das Leben mit einem Anspruch schwer zu machen, den du nicht rechtfertigen kannst und den ich dir nicht erfüllen werde. Unser Zusammensein ist ein äußerst labiler Gleichgewichtszustand, den ich sogar schön finde. Vielleicht bin ich ja wirklich krank. Aber in der Kunst, in der Malerei, in der Musik und Literatur, überall gibt es Beispiele dafür, dass das, was nicht „da ist“, auch das, was nicht geschieht, viel größere Wirkung entfaltet als das, was sich platt und grob konkretisiert. Immerhin entstand angeblich auch die gesamte großartige *Divina Commedia* durch Dantes unerfüllte Liebe zur unerreichbaren Beatrice.“

Mirella hatte schweigend zugehört. Ich nahm sie an der Hand und führte sie an das Tischchen, auf dem jetzt außer meinen Hefeteilchen auch zwei Tassen Capuccino standen. Aphrodite wirkte nachdenklich, träumerisch, geistesabwesend, setzte sich auf den Stuhl, den ich ihr mit ritterlicher Geste zurechtgerückt hatte, stützte die Ellenbogen auf den Tisch und den Kopf in die Hände, sah durch das große Fenster auf die sonnenbeschienene Piazza und schwieg. Ob sie wohl in Dantes Fußstapfen

treten wollte und ich so die Chance bekam, als Beatus oder von mir aus auch als Felix in irgendeinem Paradies zu landen? Na, das wohl kaum, eher in der Hölle – oder im Betonpfeiler? Sie schwieg beängstigend lange – ach ja, das *cum tacet, clamat* habe ich ja heute auch noch nicht zitiert. Gut, das kann ich schnell nachholen: Indem sie schwieg, schrie sie. Verzweifelt nahm ich schließlich ihre Hand: „Bitte, sei nicht traurig, sag doch etwas, beschimpf mich, nenn mich einen Lumpen, einen Schwächling, einen Versager, beleidige mich, so sehr du willst!“ – Schließlich murmelte sie doch etwas: „Leider bist du all das nicht, sondern nur ein elender Prinzipienreiter, ein unsäglicher, ein entnervender Moralist, ein idiotischer Träumer … aber lassen wir das! Wir wollen Frieden schließen und die wenigen uns verbleibenden Tage in distanzierter Nähe, so wie du es dir gewünscht hast, verbringen.“ – „Und wirst du es ertragen, wenn ich weiterhin der albernen Gans Sandra ‚con quel suo eterno musone: mit ihrer ewig langen Schnauze’, wie du es formuliert hast, nachlaufe? Kannst du das versprechen?“ – „Jedenfalls will ich es versuchen. Allzu lange werde ich ja nicht mehr in Italien sein, werde also nicht aus unmittelbarer Nähe miterleben müssen, wie du dich, obwohl tausendfach gewarnt, ins Unglück stürzt.“

Wieder einmal schlossen wir also einen Waffenstillstand, gewannen nach wenigen Minuten des Zusammensitzens an dem vertrauten Tischchen unseren Lebensmut zurück, waren wieder fröhlich und unbefangen, hatten das labile Gleichgewicht unserer Nicht-Beziehung behutsam wiederhergestellt, hatten das Kartenhaus unserer Nicht-Liebe vorsichtig noch einmal aufgebaut und hoffen nun, dass es nicht allzu schnell wieder in sich zusammenbricht.

62

Damit ich nicht immer in Certaldo als Waisenkind auftreten muss, bat ich nach meinem zweiten Besuch in Viareggio meine Mama dringend, mit Frau Pertini noch einmal von Mutter zu Mutter zu sprechen, und zwar in einem auf Französisch verfassten und direkt an die Signora gerichteten Brief, da ich die Rolle des Übersetzers nicht noch ein weiteres Mal übernehmen könne. Denn schon jetzt werde mir hier unterstellt, alle Fäden in der Hand zu halten. Diesen Verdacht äußerte Sandras Vater sogar ganz unverblümt. Als seine Frau ihm vorsichtig vom ersten Schreiben meiner Mutter berichtete, kommentierte er diese Neuigkeit mit der abfälligen Bemerkung: „Ich glaube nicht, dass die Eltern dieses Jungen aus eigenem Antrieb handeln. Vielmehr bewegen sie sich wie Marionetten an den von ihm gezogenen Strippen.“

Auch seine Frau bezweifelt, dass meine Eltern über alles, was ich tue, genau unterrichtet sind. Sooft ich das selbstsicher behaupte, schweigt sie zwar für einen Augenblick, glaubt mir aber dann mit der Ankündigung drohen zu können: „.....wenn deine Mutter hier ist, werde ich sie einmal fragen, ob wirklich...“ Doch mich lassen solche bissigen Bemerkungen ziemlich kalt, weil ich meinen Eltern tatsächlich fast nie etwas Wichtiges verheimlicht habe. Allein meine Nicht-Beziehung zu Mirella ist auch in dieser Hinsicht die große Ausnahme. Aber soll ich meine arme Mutter mit dem Geständnis peinigen, dass ich nicht selten mit einer jungen Pilotin im Privatflugzeug über dem Mittelmeer herumkurve? Ich finde, das muss sie nicht unbedingt wissen. Übrigens könnte ich mit meinem Vater eher als mit meiner Mutter über Mirella sprechen. Denn Mama würde vermutlich auf „Lella“ so allergisch reagieren wie frü-

her auf Katharina. Papa dagegen ist ein unverbesserlicher Optimist und nähme mit Sicherheit auch zu diesem „Problem“ gelassen Stellung. Da er aber niemals eines meiner Schreiben vor meiner Mutter verstecken würde, kann ich nicht brieflich mit ihm über Sandras schöne Rivalin reden. Aber unter vier Augen könnte ich ihn jederzeit um Rat fragen. Schon immer hat er mir ja geduldig zugehört, hat nie herumgeschrieen, sich nicht aufgeregt, sondern stets versucht zu trösten, zu helfen, zu ermutigen, und insofern war sein Verhältnis zu uns Kindern immer ungetrübt und vertrauensvoll.

Meine Mutter hat dagegen, ähnlich wie ich selbst, einen starken Hang, „Sentimentalitäten“ tragisch zu nehmen. Deshalb möchte ich ihr überflüssige Sorgen ersparen. Das heißt aber nicht, dass ich nicht jederzeit mit ihrer Unterstützung rechnen könnte. Nie würde sie mir ihre Hilfe verweigern mit Sätzen wie: „Das hast du deiner eigenen Dummheit zu verdanken. Sieh zu, wie du klarkommst!“ Nein, im Gegenteil, ob wir Kinder nun unsere Notlage selbst verschuldet haben oder nicht, immer ist Mama für uns da, geht für uns auf die Barrikaden, würde ihren Nachwuchs mit Todesmut bis zum letzten Blutstropfen verteidigen. Zumal bei jedem ungerechtfertigten Angriff auf ihre Kinder verwandelt sie sich in eine zornbebende Furie. Deswegen war ich – an den Strippen der Marionette „Mama“ ziehend – sicher, dass sie mir alle meine Bitten erfüllen würde, nämlich in einem auf Französisch verfassten, direkt an Frau Pertini gesandten Schreiben wörtlich aus meinen ersten Briefen über Sandra zu zitieren und auch sonst deutlich zu zeigen, wie genau sie über die Lage in Certaldo informiert ist. Sorgfältig belieferte ich sie mit dem neuesten Material über den Pertini-Clan, berichtete ihr unter anderem auch, dass Herr Pertini zur Zeit vier Amseln betreut, bat schließlich auch meinen herzensguten Papa um ein kurzes Grußwort, zog also auch an den Fäden der Marionette „Papa“. All diese Hilferufe musste ich aussenden, weil ich ja eine Person fast ohne familiären Hintergrund bin. Zwar habe ich Sandra viele Photos meiner Verwandten geschenkt, um ihr so wenigstens einen flüchtigen Eindruck von meiner Familie zu geben, aber sie hat sie wohl nicht im Kreis ihrer Lieben herumgereicht. Wundert das noch jemanden?

63

Schon am vergangenen Donnerstag, als ich mich mit Mirella aussöhnte, hatten wir für den gestrigen Sonnabend einen Motorrad-Ausflug vereinbart. Pünktlich um 13 Uhr kam sie mit der wie immer hochglanzpolierten AERMACCHI zu Brunos Tankstelle. Wir fuhren dann einträchtig, ohne Renneinlagen, ohne Streit über die Ziele oder die Streckenwahl, bis weit in die Südtoskana. Deren Landschaft kannte ich kaum, fand sie zwar reizvoll, aber über weite Strecken auch ziemlich herb. Am deutlichsten in Erinnerung geblieben ist mir der dunkle Vulkankegel des alles überragenden, 1.736 m hohen Monte Amiata. Am frühen Nachmittag wanderten wir – Hand in Hand und Eis leckend – eine Stunde lang durch das malerische Stadtzentrum von Arcidosso, kurvten dann über ein winziges Sträßchen in Richtung Siena zurück, besichtigten ausgiebig das hochgelegene, für seinen „Brunello“-Wein berühmte Montalcino, blickten von einem bei der Madonna-del-Soccorso-Kirche liegenden Platz auf ein großartiges Panorama, hielten ein weiteres Mal bei der sehenswerten Abtei Sant’ Ántimo, erreichten wenig später die Nationalstraße 2, kamen auf ihr nach Siena und

aßen, wie immer auf Mirellas Kosten, in einer zwischen Siena und Monteriggioni an der Straße gelegenen Bauernkneipe hervorragend zu Abend. Die dort aufgetragenen typisch toskanischen Speisen hätten jedem Luxus-Restaurant zur Ehre gereicht. Müde und zufrieden bummelten wir danach auf der vertrauten Via Cassia durch eine milde Sommernacht nach Florenz zurück, immer einträchtig, immer bemüht um Harmonie, Einvernehmen, Frieden.

Heute, am Sonntag, wollte Mirella mir etwas Neues bieten und lockte mich zu einem noblen Strandbad in Forte dei Marmi, um mir Segelunterricht zu geben. Offenbar hatte sie zu einigen dortigen Seglern so gute Beziehungen, dass man ihr ohne Weiteres einen *Flying-Dutchman* (FD) lieh, eine 6.05 m lange, 1.80 m breite Zweimann-Gleitjolle mit 15 qm Segelfläche. Neueste Vermessungsaufkleber zeigten, dass das schöne Boot auch bei Wettfahrten eingesetzt wurde. Ohne Mirella zu verraten, dass ich von allen Wassersportarten das Jollensegeln noch am besten kenne, folgte ich bei jedem Handgriff brav ihrem Vorbild, ließ mir eine orangerot leuchtende Schwimmweste anlegen und hörte mir auch geduldig sämtliche Erklärungen an, die sie mir gab. Denn auf dem Meer war ich noch nie gesegelt. Allerdings schien mir hier in Forte nicht das Meer das größte Problem zu sein, sondern der breite, flach abfallende Sandstrand. Wie sollte man über ihn hinweg ein Boot in tieferes Wasser segeln? Nun, so ganz einfach war das zwar nicht, aber mit einiger Erfahrung doch auch nicht verzweifelt schwierig. Wir setzten im Flachwasser die Segel, ließen sie in der auflandigen Brise killen, indem wir darauf achteten, dass die Schoten frei waren, nicht ausrauschen konnten und griffbereit lagen, und zogen den *Flying-Dutchman* dann mit fast vollständig hochgeholtem Schwert und Ruderblatt am Bug in die Brandung hinaus. Wäre das Ruderblatt nicht schwenkbar, sondern feststehend gewesen, hätte einer von uns bei ausreichender Wassertiefe auch noch versuchen müssen, den Ruderkopf in die Beschläge am wild in der Brandung herumtanzenden Heck des *Flying-Dutchman* einzuhängen. Doch diese schwierige Übung, bei der wir leicht den hochglänzenden Mahagoni-Spiegel des edlen Bootes hätten beschädigen können, blieb uns durch das schwenkbare Ruderblatt erspart. Langsam und oft von Wellen überspült tasteten wir uns voran, bis wir den Boden unter den Füßen verloren. Das geschah recht bald, da die Schwimmwesten viel Auftrieb hatten und der große, immer stärker von den Wellen hoch- und zurückgeschleuderte *Flying-Dutchman* erhebliche Kräfte entfaltete – also warfen wir uns auf Kommando von der Luvseite ins Boot, wahrscheinlich nicht in der elegantesten Weise, denn wir rutschten auf dem Bauch, mit den Beinen strampelnd, über die Bordwand ins Bootsinnere, versuchten uns so schnell wie möglich zu berappeln, stießen mit den Köpfen zusammen, hatten keine Zeit, uns zu beklagen, sahen, dass der *Flying-Dutchman* den Bug aus dem Wind drehen wollte und, von den Brandungswellen immer mehr seitlich erfasst, zu kentern drohte, hielten endlich Fockschot, Großschot und Ruderpinne in den Händen, konnten die Segel dichtholen, senkten hektisch das Ruderblatt und zunächst nur teilweise auch das Schwert – das Boot stabilisierte sich unter Segeldruck, begann zu krängen, nahm Fahrt auf, legte bald weiter an Geschwindigkeit zu und schoss wenig später auf Halbwindkurs kraftvoll durch die letzten großen Brandungswellen hinaus in tieferes Wasser. Da draußen war es dann so schnell, dass wir es mühelos mit den eingebauten Elvström-Lenzventilen leersegeln konnten, denn natürlich hatte es in der Brandung ziemlich viel Wasser „geschluckt“.

Fünf Stunden lang haben wir uns dann auf verschiedenen Kursen und in verschiedenen Rollen herrlich vergnügt. Denn Mirella merkte – leicht verärgert – bald, dass sie mir etwas zeigen wollte, was ich vielleicht doch besser kenne, als sie vermutet hatte. Also wechselten wir uns bald an der Pinne und der Vorschot ab. Nur auf das Segeln im Trapez und mit Spinnaker verzichteten wir, mussten wir verzichten, weil wir die entsprechende Ausrüstung nicht mitgenommen hatten.

Bald begriffen wir, dass wir den Start einfacher hätten haben können. Am späten Nachmittag übten wir ihn auch in jener leichteren Form. Nun setzte sich Mirella schon im Flachwasser ins Boot, hielt Pinne und Großschot startbereit in den Händen, ließ Fock und Großsegel killen, während ich den *Flying-Dutchman* genau gegen den Wind am Bug in die Brandung hinauszog. Sobald ich den Boden unter den Füßen verlor, senkte Mirella Schwert und Ruderblatt, holte, während sich das Boot unter dem Einfluss der Brandung quer zum Wind zu stellen begann, die Großschot dicht und hoffte, während der *Flying-Dutchman* wie immer schnell Fahrt aufnahm, dass ich den auf der Luvseite über Bord hängenden, am Mastschuh befestigten Tampen ergreifen und mich an Bord hieven könnte. Zu unserer Freude klappte das jedes Mal ohne größere Schwierigkeiten. Dass wir bei unserem ersten Startversuch ungeschickter verfahren waren, hatte einleuchtende Gründe. Mirella hielt mich auch beim Segeln für unerfahren und wollte mich nicht überfordern. Und ich war so sehr daran gewöhnt, mich allein arrangieren zu müssen, dass ich an eine Aufgabenteilung gar nicht gedacht hatte. Denn ich war fast immer nur Finn-Dinghy gesegelt. Diesem herrlichsten aller Bootstypen, einer Einhandjolle (4.50 m lang, 1.51 m breit, 10 qm Segelfläche am unverstagten Mast), gehört meine ganze Zuneigung. Nichts ist schöner, als ein „Finn“ zu segeln.

Nicht ganz so schwierig wie die Starts waren die Landungen. Völlig unproblematisch waren sie aber trotzdem nicht. Denn wenn wir nicht mit dem Schwert und dem Ruderblatt aufsetzen wollten, mussten wir beide über dem Strand irgendwann – und nicht zu spät – hochziehen. Dabei bestand die Gefahr, dass der *Flying-Dutchman* in der Brandung querschlug. Aber alles ging gut, unser braves Boot hätte sich auf Vorwindkurs sogar schwungvoll bis zum ersten Liegestuhl auf den Strand segeln lassen – doch wir sprangen natürlich immer rechtzeitig ins flache Wasser, damit der schöne Rumpf nicht durch Bodenberührung verkratzt wurde.

Übrigens verfolgten mich an diesem Segelnachmittag wieder einmal musikalische Erinnerungen. Vor allem quälte mich beharrlich Vivaldis 1. Satz (Allegro non molto) des Concerto in d-Moll RV 128. In ständiger Wiederholung glaubte ich entweder den ganzen Satz oder doch zumindest sein Thema zu hören. Oft hoffte ich, diese Melodie vergessen oder erfolgreich aus meinem Kopf verbannt zu haben. Doch irgendwann, wenn ich auf das flimmernde Meer, die strahlenden Segel oder das braungebrannte Mädchen an meiner Seite sah, erklang sie erneut. Ich war hilflos, jene Musik ließ mich nicht los, alle Gegenwehr war vergeblich.

Mirellas Freunde verabschiedeten uns rührend. Völlig ausgehungert aßen wir in den Bergen bei Lucca zu Abend – wie schon des Öfteren in einem Gartenrestaurant bei Kerzenlicht. Alles reichlich romantisch, zu romantisch. Vielleicht sollte ich doch einmal so offen mit Papa sprechen, wie Mirella das mit ihrem Daddy getan hat. Aber hat ihr dieses Gespräch irgendwie weitergeholfen?

In tiefer Nacht kamen wir in Florenz an. Zum Abschied bemerkte Mirella leichthin (alles, was ihr wichtig ist, sagt sie mir in letzter Zeit wie beiläufig): „Vielleicht solltest du dir doch einmal auf einer Karte Boston ansehen. Es liegt am Meer. Warum interessieren dich alle schönen Seiten des Lebens nur so begrenzt?“ – „Ach, Lella, das wird auch so eine Neurose sein“, antwortete ich leise. Denn schließlich läuft es ja auf dasselbe hinaus, ob sie mich für ganz oder nur für halb verrückt hält.

64

Am Dienstag wollte ich frühmorgens aus dem Haus gehen, verschloss hinter mir die Wohnungstür und zog gerade den Schlüssel ab, als in der Wohnung das Telefon klingelte – sofort ließ ich den Film rückwärts laufen: Schlüssel zurück ins Schloss, Tür aufgerissen, einige schnelle Schritte in den Flur hinein und entschlossener Griff zum Telefon. Sandra meldete sich: „Ich bin zusammen mit Mamma in Florenz. Willst du in die Stadt kommen? Dann könnten wir ein bisschen zusammen sein.“

Natürlich wollte ich, fuhr eilig ins Zentrum, traf Mutter und Tochter am Anfang der Via Cavour in der Nähe des Doms und begleitete sie dann durch verschiedene Buchhandlungen. Denn Sandra und Marco benötigten Fachliteratur, die an jenem Dienstag gekauft werden sollte – jedenfalls war das der offizielle, von Frau Pertini in Certaldo verkündete Grund ihrer Fahrt nach Florenz. Doch heimlich handelte sie nach der Devise: „Wenn du, Sandra, die Woche hindurch brav bist, dann fahre ich am Dienstag mit dir nach Florenz, um Bücher zu kaufen – also, dann kannst du einen ganzen Tag lang mit Ben zusammen sein.“

Dass die Einkäufe in Florenz so gemeint waren, gab sie offen zu. Nur gut, dass unser Treffen nicht morgens an den wenigen Sekunden gescheitert war! Außer Büchern kauften wir auch edle Teller für den Pertini-Haushalt. Noch im Geschäft versprach mir die Signora: „Da dir dieses Porzellan zu gefallen scheint, werde ich es dir zur Hochzeit schenken, sei es nun, dass du ein hässlicheres oder auch ein noch schöneres Mädchen oder eben irgendwann einmal dieses heiratest.“ Auch durch solche Anspielungen verrät sie, dass sie zwar, nicht anders als ihr Ehemann, schon jetzt weit vorausdenkt, uns aber deswegen nicht eine Minute lang mit grundsätzlichen Einwänden, mit Vorbehalten oder anderem Psychoterror quälen will – offenbar war sie sich sicher, dass die Teller, bei meiner Hochzeit an mich verschenkt, in Sandras Haushalt landen würden. Entsprechend widerwillig befolgt sie die strengen Auflagen ihres Mannes, umgeht sie, wo und wie sie kann, beurteilt die Liebe ihrer Tochter richtig, sieht nicht den mindesten Grund, warum Sandra nicht mit mir, diesem „hübschen und lieben Jungen“, eines Tages glücklich werden sollte. Wir könnten also fröhlich in die Zukunft blicken, wenn nicht ständig wie ein dunkler Schatten der schwarze Pessimismus des besserwisserischen Vaters über uns hinge. Denn nach wie vor wartet Herr Pertini ungeduldig auf den Tag meiner Abreise. Sobald ich Italien verlassen habe, wird sich, so glaubt er, das Problem „Ben“ wie von selbst erledigen.

Mittags fuhren wir mit einem Taxi zu den Großeltern. An jener Wohnung war ich oft wie ein Dieb vorbeigeschlichen, hatte Sandra nur bis in die Nähe des Hauses begleiten dürfen, musste aus der Ferne zu erkennen versuchen, ob sie den Eingang unbehelligt erreichen, die Haustür ungestört öffnen und – nach einem schüchternen

Abschiedswinken – sicher wieder hinter sich zudrücken konnte. Diesmal war endlich alles anders. Ich war zum Essen eingeladen und ging Hand in Hand mit ihr zum ersten Mal in dieses Haus hinein.

Die Großeltern begrüßten uns herzlich, hatten den Tisch festlich gedeckt, waren aber noch damit beschäftigt, in der Küche riesige Koteletts – die berühmten bistecche fiorentine – zu braten. Flüsternd gestand mir Frau Pertini, sie habe ihren Eltern, da sie nicht wisse, wie sie diese Nachricht aufnehmen würden, bisher verschwiegen, dass Sandra von meiner Familie nach Deutschland eingeladen worden sei. Offenbar teilte sie den alten Herrschaften diese Neuigkeit dann aber doch mit, da aus der Küche viele „Ahs“ und „Ohs“ zu hören waren. Dass nonno Beppe allerdings von dem, was er da hörte, sonderlich überrascht war, kann ich mir nicht vorstellen. Denn von der gesamten Sippe schien er mir als einziger schon früh begriffen zu haben, dass seine Enkelin sich verliebt hat, und dass ich Sandra nun auch meinen Eltern vorstellen will, freute ihn sichtlich. Da nonna Ada sowieso immer fröhlich ist, fast nie irgendwo Probleme sieht, war vermutlich auch für Frau Pertini das Zusammensein mit ihren unkomplizierten Eltern eine kurze Zeit der Erholung, des Aufatmens. Endlich einmal Personen, die in der angeblichen „Katastrophe“ dieser Liebe etwas Erfreuliches, ja sogar einen Glücksfall sahen! Denn die lieben Großeltern Veronesi feierten uns als „ein ganz süßes Pärchen“, behandelten uns mit jener Zärtlichkeit, die alte Leute für brave Enkel empfinden, zumal für die, die ständig von ihnen betreut werden.

Der Gedanke, dass Sandra viele Tage ihres weiteren Studiums in der heiteren Gesellschaft dieser unverzagten Alten und nicht in der Düsternis ihres Elternhauses verbringen wird, war mir ein großer Trost. Denn hier wird sie ermutigt werden, wird nicht in endloser Wiederholung die Litanei vom schnellen Dahinsiechen ihrer eigenen und meiner Liebe zu hören bekommen. Dagegen ist in Certaldo ständig vom baldigen Ende unserer Romanze die Rede – bei jeder Gelegenheit werden wir darauf hingewiesen, dass die Lebenserfahrung vieler Generationen die Richtigkeit des sprichwörtlichen „Aus den Augen, aus dem Sinn“ immer wieder bestätigt habe. Leider gibt es den entsprechenden tristen Spruch in der Fassung „Fern von den Augen, fern vom Herzen“ auch im Italienischen, und dass er uns in Certaldo bei den Mahlzeiten noch nicht, hübsch auf Tischkärtchen geschrieben, vor die Nase gestellt wurde, grenzt an ein Wunder. Er sähe doch, zumal zwischen gemalten kleinen Blumen, niedlich aus:

(Blümchen) Lontan dagli occhi, lontan dal cuore (Blümchen).

Gottlob war hier in Florenz von solchem Pessimismus nichts zu spüren. Unsere lieben Gastgeber sahen wie immer voll Zuversicht in die Zukunft. Und dass ich seine Enkelin so leicht vergessen könnte, glaubt nonno Beppe, der Frauenkenner, sowieso nicht. Denn Sandra war zwar schon immer ein bezauberndes Mädchen, ist aber jetzt zu so hinreißender Schönheit aufgeblüht, dass sogar ihre blinde Familie den Wandel nicht länger übersehen kann. Erstens ist es ja sowieso ein bekanntes Phänomen – ein Mädchen, das liebt, blüht auf wie eine Blume. Zweitens bin ich insofern nicht unbeteiligt, als ich Sandra immer offen sagte: „Dies gefällt mir, jenes nicht.“ Rührend vertrauensvoll widersetzte sie sich meinen Bitten nie.

Als ich ihr sagte, sie sehe besonders hübsch aus, wenn sie sich in einer bestimmten Weise kämme, folgte sie ganz einfach diesem Rat. Sie besitzt eine Unmenge grüner Kleider, deren Farben mir grässlich zu sein scheinen, der Familie aber offenbar nicht. Ich machte kein Hehl aus meiner Kritik an diesen Grüntönen, bat sie schlicht, mich am besten ganz mit Grün zu verschonen, begründete allerdings meine Ablehnung auch: „Allein die Reflexe dieser Farbe lassen deine schöne Haut krank erscheinen." Empfehlung meinerseits: Schwarz, weiß, gelb, rohseidefarben, helles Grau und ähnliche Farbtöne, auch ein mildes dunkles Rot. Nur kein Grün! Auch in dieser Hinsicht konnte ich sie überzeugen. Seit ich sie hinterhältig auf eine Waage lockte und seit sie wegen unserer unwillkommenen Liebe unendlichen Ärger über sich ergehen lassen musste, hat sie noch etwas weiter abgenommen, wiegt jetzt 51 kg – und so hatte die deprimierende Streiterei sogar eine erfreuliche Nebenwirkung, denn sie verhalf ihr zu einer phantastischen Figur.

Also, ich rühme mich, sofort gesehen zu haben, was für ein herrliches Mädchen sie ist, während die eigene Familie das erst in jüngster Zeit entdeckt. Vor allem die Mutter ist jetzt sichtlich stolz auf ihre schöne Tochter. Familienmitglieder, die Sandra längere Zeit nicht gesehen haben, äußern ihre Bewunderung mit entzückten Ausrufen: „Liebes Kind, wie siehst du prächtig aus – und so strahlend!" Besonders Onkel und Großväter nehmen sie dann liebevoll in die Arme und verteilen mit unverkennbarer Freude herzliche Begrüßungs-Küsschen. In solchen Augenblicken heuchelt die Mamma zwar bescheidene Gleichgültigkeit, beobachtet aber gern mit leichtem Lächeln mein eifersüchtiges Gesicht.

Übrigens erstaunt Sandra ihre Verwandtschaft nun auch durch ein verändertes Auftreten. Sie ist unbefangener, freier, selbstbewusster geworden, hat den Mut, ihre witzigen Einfälle auszusprechen, ist viel heiterer als je zuvor. Da sie im Grunde seit ihrer Geburt auf dem Land lebt und nur die dortige Denkart kennt, hat sie wohl auch über die große weite Welt einiges erst von mir erfahren. Sogar das hat die Mutter begriffen. Auch der Herr Doktor scheint nun die Enge zu bemerken, in der die Tochter aufgewachsen ist. Denn leider wirbele ich ja das Leben dieser bedauernswerten Familie gründlich durcheinander – und insofern wundert es mich nicht, dass der frische Wind, der dort zu wehen anfing, den armen Leuten zunächst als Zugluft erschien. Nichts als gegeben, als unabänderlich hinzunehmen, bei jeder Kleinigkeit zu fragen: „Warum so, wieso nicht anders?", lernte ich ja bereits als Kind von meinem Vater.

Allerdings ist mir Sandra, wie ich schon bei unseren ersten Gesprächen erkannte, auch in dieser Beziehung weit überlegen – an geistiger Unabhängigkeit ist sie kaum zu übertreffen. Denn obwohl ihr diese Haltung niemals antrainiert wurde, entlarvt sie doch auf Anhieb alles „Frag-würdige", sie besitzt geradezu einen sechsten Sinn für das, was in Frage zu stellen, was „fraglich" ist. Nicht selten berufen sich die Mitglieder ihrer Familie auf irgendeine Konvention. Allein Sandra bemerkt dann, oft noch vor mir, deren Unhaltbarkeit, sieht mich plötzlich fragend an. „Willst du diesen Unsinn unwidersprochen lassen?", heißt dieser Blick. Sie selbst würde Behauptungen ihrer Verwandten wohl – noch – nicht *ad absurdum* führen, aber ich darf das, ja, wenn es um uns beide geht, erwartet sie es zwingend von mir. Wenn ich dann eine solche „Binsenwahrheit" mit allem erforderlichen Takt zerpflücke, wenn sich ein

scheinbar überzeugendes Argument als nicht stichhaltig erweist, wenn deutlich wird, dass niemand nachgedacht hat, herrscht tiefes Schweigen und Ratlosigkeit.

Doch zurück zu unserem Treffen in Florenz! In Gesellschaft der zu bezaubernder Schönheit aufgeblühten Sandra durfte ich den ganzen Tag verbringen, natürlich – wie kann es in Italien anders sein! – immer in Gegenwart ihrer Mutter. Dieses System, das mir anfangs so sehr missfiel und mir auch im Augenblick noch ziemlich lästig ist, wird mir in Zukunft bei der Bewachung meiner Liebsten, die mir gerade an dem betreffenden Dienstag von Neuem völlig den Kopf verdrehte, eine große Hilfe sein.

Immerhin war die Mamma sogar so nett, mit uns zum Piazzale Michelangelo hinaufzufahren, dem berühmten, einen weiten Blick auf Florenz bietenden Treffpunkt der Verliebten – Sandra und ich kannten ihn allerdings nur zu gut von unseren zahlreichen früheren Besuchen. Dort spendierte ich jedem von uns ein großes Eis. Das Wetter war noch schön, der Sommerabend zauberhaft mild, doch gegen 21 Uhr begann es zu regnen, um 21.30 Uhr folgte schließlich der bittere Abschied am Zug.

65

Am Nachmittag des folgenden Mittwochs fuhr ich, wie verabredet, nach Certaldo, wo ich nett aufgenommen wurde. Sandras Vater kam erst abends von seinen ärztlichen Hausbesuchen zurück, blieb aber bis Mitternacht mit uns zusammen. Ich hatte reichlich Zeit, auch über persönliche Angelegenheiten mit ihm zu sprechen. Und wieder ging er davon aus, dass Sandra und ich irgendwann heiraten wollen und dass dieser Wunsch uns in eine Katastrophe führen wird.

Zwar wusste ich schon seit Langem, dass Gymnasiallehrer in Italien schlecht bezahlt werden, wurde aber trotzdem von der Bemerkung überrascht: „Falls du meiner Tochter den Kopf noch weiter verdrehst und sie dich wirklich eines Tages gegen meinen Willen heiratet, wie willst du denn dann als Alleinverdiener eine Familie ernähren? Sandra könnte dich Ärmsten in Deutschland doch niemals finanziell unterstützen.“ Erst mit einiger Verzögerung begriff ich, dass Herr Pertini trotz seiner mitleidsvollen Formulierung nicht für „mich Ärmsten“, sondern für seine Tochter fürchtete. Er sah sie an der Seite eines, wie er meinte, Hungerleiders elend dahinvegetieren, weil er davon ausging, dass deutsche Lehrer ebenso wenig verdienen wie italienische. Deshalb ließ ihn sein Pessimismus folgern: ‚Da Sandra dort in der Fremde nicht als Lehrerin tätig sein kann, wird sie mit ihren Kindern auf das eine dürftige Gehalt eines armen Schluckers angewiesen sein, wird ein beengtes Leben mit ständigen Geldsorgen führen müssen. Also soll sie vom Schicksal durch die Begegnung mit diesem Fremden, die sie für einen Glücksfall hält, in Wahrheit für ihre hochmütige Zurückweisung aller bescheideneren, weniger großspurigen italienischen Verehrer bestraft werden, soll aus dem reichen Florenz, dessen Marmorkirchen golden im Sonnenlicht leuchten, in den Nebel nordischer Wälder verbannt werden, um dort mit ihren frierenden, schreienden, nackten Kindern in einer verräucherten Köhlerhütte zu hausen.’

So reich an alten Märchenmotiven dachte ich mir Herrn Pertinis Ängste, irrte mich allerdings insofern, als ich ihm Vorbehalte gegen die Berufsgruppe der Köhler unterstellte – das war ungerecht, wie ich später erfuhr. Denn irgendwann wurde mir

aus dem ferneren Bekanntenkreis des dottore zugetuschelt, dass er oft tief aufseufzend murmelte: „Meglio ogni carbonaio di Gambassi: besser jeder Köhler aus Gambassi!“ – besser als wer? Besser als ich, als Sandras Märchenprinz.

Doch wie gesagt, an jenem Abend wusste ich das noch nicht, ahnte nicht, dass ich auf verlorenem Posten kämpfte, versuchte mich zu wehren, bemühte mich zu zeigen, dass deutsche Lehrkräfte zwar nicht in Geld schwimmen, aber doch als Einzelverdiener ihre Familien ohne Not ernähren können. Denn die Lehrtätigkeit, so betonte ich, sei in meiner Heimat ein ernstzunehmender Männerberuf. Diese Behauptung schien Herrn Pertini zu überraschen, jedenfalls hatte ich, wie schon so oft, den Eindruck, keinen Glauben zu finden, begann deshalb die Geduld zu verlieren, weil ich mein Studienfach und damit auch mich selbst unterbewertet fühlte, holte gereizt zum Rundumschlag aus und sagte verärgert: „Auch mein Interesse an der Klassischen Philologie könnte mich niemals veranlassen, jahrzehntelang im Elend zu leben, zumal die von Ihnen vorausgesetzte erbärmliche Bezahlung ja nicht nur eine Beleidigung, sondern auch eine schreiende Ungerechtigkeit ist. Schließlich erfordert das Lehramtsstudium zumindest in Deutschland den gleichen Aufwand wie alle anderen akademischen Ausbildungen – die auf diesem Gebiet verlangten Leistungen sind keineswegs geringer als im Medizinstudium.“

Auf diese gezielte Provokation reagierte der dottore nur mit einem müden Lächeln. Daher beschränkte ich mich nun, etwas besänftigt, darauf, grundsätzlicher zu argumentieren. Wenn sich jedes x-beliebige Unternehmen bei der Anschaffung einer Maschine fragen dürfe, ob sich die Investition rentieren werde, dann habe auch jeder Studienanfänger das Recht, sich diese Frage zu stellen: ‚Werden sich all die hohen Ausbildungsleistungen – Grundschule, höhere Schule, Studium, Referendariat – irgendwann bezahlt machen? In welchem Beruf wird sich der investierte Aufwand an Arbeit, Zeit und Geld am meisten lohnen?’ Die Antwort sei klar – sicher nicht im Beruf eines Gymnasiallehrers. Bei dieser Berufswahl müsse man leider immer zu einem gewissen Einkommensverzicht bereit sein. Aber so schlecht wie offenbar in Italien würden die Lehrer in Deutschland (noch?) nicht bezahlt.

Ich schwieg einen Augenblick, überlegte, fragte mich – sagte aber kein Sterbenswörtchen –, ob ich nicht wirklich einen unentschuldbaren Fehler begangen hatte, als ich mich für das Philologiestudium entschied. Wenn ich Zahnmedizin studiert und Papas Praxis übernommen hätte, wenn ich als Ingenieur, Jurist oder Wirtschaftswissenschaftler irgendwann einmal neben Mirella in der New-Yorcker-Konzernzentrale säße – immer wäre die Rendite meiner Ausbildungskosten höher als an einer deutschen Schule.

Übrigens hatte auch Mirellas Vater so argumentiert, war wie so oft entwaffnend ehrlich, hatte zunächst die Kosten für das Lehramtsstudium seiner Tochter spöttisch als „weggeworfenes Geld“ bezeichnet, da die damit zu erzielende Rendite – ihr späteres Lehrereinkommen – ja erbärmlich schlecht sei, und hatte dann auch seinen Wunsch, mich „einzukaufen“ (es ging noch um ein Ingenieurstudium am MIT, nicht um „Classics“ in Yale), mit einer charmant vorgetragenen Wirtschaftlichkeitsberechnung begründet: „Mir ist klar, dass du dich vor Mirella fürchtest und sie deswegen nicht nach Amerika begleiten willst....“ – ich versuchte ihm zu widersprechen, aber er winkte energisch ab – „....du fürchtest dich vor Mirella, und vermutlich zu Recht. Falls du aber wirklich das von mir angebotene Stipendium aus Bescheidenheit

nicht annehmen willst, solltest du wissen, dass ich noch nie Geld angelegt habe, das nicht eine vertretbare Rendite abgeworfen hätte. Das gilt auch für deine Ausbildungskosten."

Was er da sagte, war nett. Gerührt schwieg ich, war aber sicher, dass sein Urteil nicht objektiv war. Denn er hätte sofort an der vertretbaren Rendite seines in mich investierten Geldes gezweifelt, wenn er auch nur ein einziges Mal hätte miterleben müssen, wie seine temperamentvolle Tochter – auch das wäre ihr ja zuzutrauen – mit Tellern nach mir wirft.

Doch im Prinzip, ohne die in meinem Fall unvermeidlichen persönlichen Implikationen, halte ich ein derart „berechnendes Denken" für legitim – wenn ich davon ausgehen muss, meine Familie nicht ohne Mitarbeit meiner Ehefrau ernähren zu können, kann ich mir das Studium, das Abitur, ja sogar den Hauptschulabschluss sparen. Denn eine solche Misere kann ich auch ohne alle Ausbildung haben.

Wer also – auf welchem Gebiet auch immer – über gut ausgebildete Mitarbeiter verfügen will, soll sie gefälligst auch anständig bezahlen. Denn andernfalls werden nach den vielbeschworenen Gesetzen des Marktes alle, die noch über einen Funken Verstand verfügen, in jene Berufe abwandern, in denen sich die Ausbildungskosten rentieren. Auch eine Flucht ins Ausland könnte irgendwann beginnen – nur weg von hier! Rette sich, wer kann! Schließlich werden anderswo Arbeitsbedingungen und Gehälter geboten, von denen wir in Deutschland nur träumen können („und wenn du", fragte mich leise ein inneres Stimmchen, „so denkst, lieber Ben, warum gehst du dann nicht mit Mirella nach Cambridge?").

Doch von all dem sagte ich nichts, musste vorsichtig formulieren. Denn das Haus war ja voller Lehrpersonal. Aber all diese Lehrkräfte sind Frauen, nämlich außer der künftigen Lehrerin Sandra auch ihre Mutter und ihre drei im Haus lebenden Tanten. Die beiden alten Damen unter dem Dach sind unverheiratet, müssen also nur für sich selbst sorgen, die Frau des Onkels und Mamma Pertini sind Zweitverdienerinnen.

Also entsprachen die Befürchtungen des Babbo zweifellos in allen Punkten der italienischen Lebenswirklichkeit. Und deshalb ließ er sich von meinen Gegenargumenten auch nicht überzeugen.

66

Während des Abendessens, gegen 21 Uhr, hatte es zu regnen begonnen, aber um Mitternacht, als ich die DUCATI startete, um nach Florenz zurückzukehren, war das Wetter wieder besser. Mir gefallen diese späten Heimfahrten. Besonders schön sind sie bei Vollmond. Denn dann ist die Landschaft fast so gut sichtbar wie am Tag.

In jener Mittwochnacht jagten weiß vom Mond durchleuchtete Wolkenfetzen über den Sternenhimmel und vor mir, über dem fernen Apennin, flackerten in abziehenden Gewittern noch letzte Blitze auf. Schlanke schwarze Zypressen säumten meinen Weg. Hinter ihnen versteckten sich hier und da einsame Bauernhöfe, die ihre Lage nur durch das trübe Licht schwacher Lampen und das Bellen oder Heulen von Hunden verrieten. An die Hitze des längst vergangenen Tages erinnerte in manchen Wäldern noch ein warmer Lufthauch, während sich in den Tälern, über Wiesen und Bächen, schon kühle nächtliche Nebel bildeten. Es herrschte keinerlei Verkehr. Ich

ließ die DUCATI im 3. Gang zwischen 50 und 60 km/h dahinbummeln, der Motor lief unangestrengt weich, das Scheinwerferlicht war fast entbehrlich, eigentlich benötigte ich es nicht, so hell war die Nacht. An schönen Aussichtspunkten legte ich längere Pausen ein, um die tiefe Stille zu genießen, die merkwürdigerweise erst durch das Zirpen der Grillen hörbar wird.

Zweierlei lässt mich, wie leider nur allzu oft, auch in derartigen Augenblicken an Mirella denken – das von ihr verzauberte Mondlicht und die beim Fahren oft spürbaren starken Temperaturunterschiede zwischen freiem Gelände und Waldgebieten. Denn im Innern der Wälder empfängt mich manchmal sogar in tiefer Nacht noch kuschelige Wärme, und das ruft in mir fliegerische Erinnerungen wach, die eigentlich nichts oder doch nur wenig mit Lella zu tun haben. Abendliche Kühle über Wiesen und Feldern, aus den Wäldern noch aufsteigende Warmluft – das ergibt die sogenannte Umkehrthermik. Sie verhalf mir einmal in Oerlinghausen zu einem herrlichen Abendflug in einem doppelsitzigen Segelflugzeug, einer Ka 7 *Rhönadler*. Nach dem Ausklinken flogen Hans, einer meiner besten Freunde, und ich mit unserem großen Vogel direkt zu den Höhen des Teutoburger Waldes und dann sehr langsam, ohne Steigen oder Sinken, beträchtliche Zeit über dem Bergkamm auf und ab (geringstes Sinken der Ka 7 0,89 m/s bei 67 km/h). Denn während sich der Oerlinghauser Sand schon abgekühlt hatte, gab der Wald noch in einer sanft aufsteigenden Luftströmung die tagsüber gespeicherte Wärme ab, und zwar ganz gleichmäßig, gerade stark genug, um die Ka 7 ohne Höhenverlust in der Luft zu halten. Niemals wieder habe ich einen so ruhigen Segelflug erlebt.

Und wenn nun statt des guten Hänschens die liebe Mirella, genannt Lella, da vorne vor mir im Cockpit der Ka 7 säße? Könnte ich, wenn ich schon Sandra nicht nach Deutschland mitnehmen darf, nicht wenigstens Mirella in mein Elternhaus einladen, könnte ich ihr nicht den bescheidenen Wunsch erfüllen, mit mir zusammen einen Segelflugkurs in Oerlinghausen zu absolvieren? Verdient sie nicht ein kleines Zeichen meines Dankes für das, was sie in den vergangenen Monaten für mich getan hat? Ob ich doch mit Papa sprechen sollte? Er hat ja für alles Verständnis, würde Mirellas Aufenthalt mit der ihm eigenen Planungswut perfekt organisieren und bestimmt auch die *Aztec* gebührend bewundern. Denn ich bin sicher, dass der Daddy sie uns für 14 Tage zur Verfügung stellen würde. Wir könnten mit dem schönen Flugzeug – in 4 Stunden? – nach Windelsbleiche fliegen und es dort vielleicht sogar für zwei Wochen in einer der Hallen unterbringen. Und Mama? Was würde sie sagen? Ich glaube, sie würde mich aus dem Haus werfen, wenn ich ihr mit einem solchen Vorschlag käme. Also vergiss Mirella oder wenigstens diesen Einfall oder besser noch: vergiss beide!

67

Seit einigen Tagen verhilft mir Florenz zu einer weiteren neuen Erfahrung – gleich am Morgen, wenn ich die Augen aufschlage, sehe ich die Lampe an der Decke hin- und herpendeln und spüre das Bett unter mir schaukeln. Fast jeden zweiten Tag, ziemlich pünktlich gegen 7 Uhr, setzen längere Erdbeben ein. Sie sind besonders in den oberen Stockwerken der Gebäude zu spüren, die Deckenlampen beginnen hin- und herzuschwingen, Gläser, Porzellangeschirr und Fensterscheiben klirren, die Be-

völkerung stürzt, soweit sie wach ist, in Panik auf die Straße und wagt sich erst nach geraumer Zeit wieder in die Häuser zurück.

Ich hätte im Ernstfall nicht die geringste Chance – noch ehe ich die Zimmertür erreicht hätte, wäre das Haus schon unter mir zusammengebrochen. Denn ich wohne ja ganz oben im vierten Stock und schlafe zu allem Übel meist auch noch zu so früher Stunde. Nur beim letzten Mal war ich wach. Die im Abstand von fünf Minuten auftretenden Erdstöße dauerten jeweils eine Minute und waren eine ganz leichte Wellenbewegung, die, wie gesagt, die Fensterscheiben und meine auf einer Marmorplatte stehenden Gläser klirren, außerdem die Lampe an der Zimmerdecke sachte hin- und herpendeln ließ.

Obwohl Florenz meines Wissens nie erdbebengefährdet war, erzeugt ein solches Schwanken des Bodens doch ein beklemmendes Angstgefühl. Übrigens sind die Erschütterungen in ganz Oberitalien zu spüren, und wenn ich mich recht erinnere, stürzten in Parma oder Piacenza auch Putzstücke vom Domturm herab. In Pisa liefen Tausende von Menschen auf die Piazza dei miracoli (diesen schönen Namen – „Platz der Wunder“ – trägt der Domplatz), um zu sehen, ob der schiefe Turm noch steht. Er stand noch.

68

Um Sandra den ganzen Tag hindurch bei der kursorischen *Odyssee*-Lektüre zu unterstützen, sollte ich, so war es vereinbart, am heutigen Sonnabend schon morgens nach Certaldo kommen, aber um 8 Uhr rief Sandra mich enttäuscht an, denn sie hatte den Auftrag, mich wieder auszuladen. Ihre Mutter leide seit einiger Zeit an Zahnschmerzen. Da die sich verschlimmert hätten, solle ich den Besuch besser auf ein anderes Mal verschieben.

Da ich nach der Absage nicht den ganzen Tag traurig zu Hause herumsitzen wollte, rief ich schon um 9 Uhr Mirella an und fragte sie, ob sie mich auf einem Motorradausflug begleiten könnte. Sie zögerte einen Augenblick, wohl auch, weil sie nicht die Lückenbüßerin spielen wollte. Denn als sie gestern mir die genau gleiche Frage gestellt hatte, hatte ich eine Menge an windigen Ausreden erfunden, hatte mich jedenfalls gehütet, den tatsächlichen Grund meiner Ablehnung, die Einladung nach Certaldo, zu nennen. Deshalb glaubte ich, heute gegensteuern, in die andere Richtung übertreiben zu können, und bemühte mich, meinen Sinneswandel mit möglichst schmeichelhaften Argumenten zu erklären: „Ich habe mich verzweifelt um Fortschritte bei der Arbeit am Index bemüht, kann mich aber nicht konzentrieren, muss ständig an dich denken, wäre gern, solange uns das noch möglich ist, mit dir zusammen, möchte keinen der wenigen Tage, die uns noch bleiben, verschenken. Hast du etwas Zeit für mich? Ein Nachmittagsausflug würde genügen.“ – Aber Mirella ist ein intelligentes Mädchen und antwortete mit einer gescheiten Gegenfrage: „Darfst du dich wieder einmal in Certaldo, bei jenem Übervater, nicht sehen lassen? Oder hat die Signorina Pertini doch noch bemerkt, wie schamlos du sie betrügst?“ – Ich verlor die Geduld: „Na schön, ich sehe, dass du nicht mitkommen willst. Das verstehe ich gut, weil ich dir ja leider in den letzten Wochen nur allzu oft auf die Nerven gegangen bin.“ Mein scheinbar harmloses Weil-Sätzchen war ein prächtiges Beispiel für höchste Streitkultur, denn in freundlicher Verpackung enthielt es gleich drei Boshei-

ten: Erstens den Vorwurf „unser Zusammensein nervt dich“, zweitens die bissige Feststellung „wir waren zu oft zusammen“, drittens die Drohung „das wird sich in Zukunft ändern“. Bewundernswert, wie geschliffen ich meine aufkeimende Wut da in Worte gefasst hatte! – Doch Mirella blieb nicht nur unbeeindruckt, sondern lachte sogar. „Wie eklig du werden kannst! Schade, dass du dich vor mir so viel weniger fürchtest als vor jener albernen Dorfprinzessin. Zu ihr wärst du nicht so frech. Gut, ich komme gegen 12 Uhr zu Bruno. Vielleicht sollten wir ja doch einmal nach Certaldo fahren, damit jener Papa, wenn er dich in meiner Begleitung sieht, endlich sein Töchterchen mit guten Gründen vor dir warnen kann.“ Sie war klug genug, meine Antwort nicht abzuwarten, sondern aufzulegen. Denn sie hatte zwar in jeder Hinsicht recht, aber es ließ sich trotzdem nicht ausschließen, dass unser Geplänkel am Ende in einen üblen Streit ausgeartet wäre.

Doch als sie tatsächlich um 12 Uhr an Brunos Tankstelle hielt, hatten wir uns so weit wieder beruhigt, dass wir einigermaßen gesittet miteinander umgehen konnten. Nur die Entscheidung für irgendein Ziel fiel uns so schwer wie eh und je. Aus unerfindlichen Gründen neige ich ja stets dazu, nachmittags der Sonne entgegenzufahren, also nicht mit ihr im Rücken in den Apennin hinaufzuklettern. Das liegt vielleicht zum Teil daran, dass ich an der Porta Romana wohne und, wie mehrfach erwähnt, die Stadt am schnellsten nach Süden verlassen kann. Auch Certaldo liegt ja südlich von Florenz. Doch heute wollte ich mich dort auf keinen Fall sehen lassen. Deshalb fuhren Mirella und ich am Arno entlang nach Westen, kurvten hinter Émpoli aus dem Flusstal nach San Miniato hinauf, besichtigten das hübsche Städtchen und ruhten uns auf unserer Fußwanderung durch den Ort irgendwann auch in einer Bar bei einem Espresso aus.

Leider litt Mirella wieder einmal an einem ihrer Anfälle von Rachsucht, wollte mich auch heute ärgern: „Weißt du, dass dieses Städtchen früher ‚San Miniato al Tedesco’ hieß? Ins Deutsche kann ich dir das nur schwer übersetzen. Das ‚al Tedesco’ soll darauf zurückzuführen sein, dass der Ort, vielleicht schon seit ottonischer Zeit, Sitz kaiserlicher Stellvertreter war. Mit dem Zusatz bedeutet der Name also ungefähr so viel wie: ‚San Miniato beim (Sitz des) Deutschen’.“ Dass sie mir das alles so lieb erklärte, fand ich noch ganz rührend. Doch dann sah sie mich strahlend an und fügte hinzu: „Und weißt du auch, dass man diesen uralten Namensbestandteil nach dem Zweiten Weltkrieg hochoffiziell gestrichen hat, weil ihr Deutschen solche Barbaren seid, dass man sich für jenes „al Tedesco“ im Städtenamen schämte? Man strich es, weil man nicht länger an euch und eure Gräueltaten erinnert werden wollte. Und eigentlich ist daran ja auch nichts Ungewöhnliches. Man hütet sich ja auch sonst, den Teufel leichtfertig zu nennen.“ – ‚Wie bissig sie sein kann!’, dachte ich und fragte laut: „Warum erfindest du solche Horrorgeschichten? Was habe ich dir heute getan, dass du mich so kränken willst?“ – „Ich will dich nicht kränken, ich sage dir die reine Wahrheit, und ich sage sie dir deshalb, weil du ein hochromantischer Trottel bist. Treudoof gehst du auf alle Leute zu, glaubst, dass jedermann dich liebt, weil du ein so süßes Kerlchen bist, aber in ganz Italien bin ich, amore mio, der einzige Mensch, der dich liebt, und wahrscheinlich liebe ich dich auch nur, weil ich eine halbe Amerikanerin bin. Denn wir Amerikaner“ – zum ersten Mal bezeichnete sie sich so, nie zuvor hatte sie etwas Derartiges gesagt, noch nie hatte ich sie als Amerikanerin gesehen – „denn wir Amerikaner blicken ungern zurück, ziehen es vor, nach vorn zu

schauen und die Zukunft zu gestalten. Auch deshalb kehre ich gern zum Studium in meine zweite Heimat zurück. Und auch du würdest dort vielleicht auf weniger Vorurteile stoßen als hier im verwüsteten Europa.“ – Also ein neues Argument zugunsten von Cambridge, Boston, Yale … gar nicht so dumm und herzbewegend lieb. Aber musste Lella deshalb Gruselmärchen erfinden? ‚Ich werde dir beweisen’, dachte ich, ‚dass ich nicht der gutgläubige Einfaltspinsel bin, für den du mich hältst, indem ich zunächst einmal dich selbst widerlege.’ Mit einem höflichen „Guten Abend“ wandte ich mich an die älteren Herrschaften am Nachbartisch, war nett und vertrauensvoll, ging wie immer treuherzig davon aus, dass alle mich lieben müssen, weil ich ein so süßes Kerlchen bin: „Entschuldigen Sie, ich habe gehört, dass dieser schöne Ort früher San Miniato al Tedesco hieß und dass der Zusatz al Tedesco nach dem zweiten Weltkrieg gestrichen wurde. Trifft das zu?“ – Die armen Leute begannen sich zu winden, waren verlegen, hatten die richtige Vermutung, dass der Deutsche, der gestrichen worden war, persönlich neben ihnen saß. Mirella lächelte belustigt, tat gleichgültig, beobachtete mich aber gespannt. Was würden die Alten sagen und wie würde ich reagieren? Schließlich wurde mir alles bestätigt, was Mirella gesagt hatte. Vielleicht handelt es sich ja nur um ein Gerücht, aber – ob nun wahr oder falsch – auf jeden Fall wurde mir wiederholt, dass eine Namensänderung erfolgt ist und dass sie so begründet wird, wie Mirella mir berichtet hatte. Sie selbst war wieder einmal zwischen widerstreitenden Gefühlen hin- und hergerissen. Einerseits triumphierte sie, andererseits tat ich ihr leid. Ich selbst mimte Gelassenheit, dachte aber an Frau Pertinis „Schade, dass du ein Deutscher bist!“ Doch wenn die Amerikaner in die Zukunft blicken können, können wir das auch. Sandra und ich sind jung. Wir werden versuchen, uns unsere eigene Welt aufzubauen.

Auf der Rückfahrt im Abendlicht begann meine DUCATI mit einem Klingeln oder hellen Klappern zu nerven, das sich anhörte, als ob eine Schraube im Motor herumflöge. Schließlich lokalisierte ich mittels Kopfstands auf der Maschine und Ohr am Motor die Geräuschquelle in der Nähe des Zylinderkopfes, gab Mirella ein Zeichen und hielt in einer Parkbucht. Nach dem Motto „Nimm die einfachsten Kontrollen zuerst vor!“ rüttelte ich zunächst am Auspuffrohr – und fand damit sofort die Ursache des Geklirrs, denn ich hielt sie sogleich in der behandschuhten Hand. Die verrippte runde Verschraubung, die das Auspuffrohr im Aluminiumzylinderkopf hält, hatte sich so weit gelöst, dass sich das Rohr bewegen konnte. Wenn es nun bei bestimmten Drehzahlen zu schwingen begann, schlug es in der oberen Verschraubung leicht hin und her und erzeugte so den hohen metallischen Klingelton. Ich zog die Ringschraube, so gut ich konnte, provisorisch mit der Hand an, da mir das zum dauerhaften Festziehen benötigte Spezialwerkzeug nicht zur Verfügung stand, startete den Motor wieder, wir fuhren weiter, doch nach wenigen Kilometern begann das Geklirr erneut, weil sich die Verschraubung wieder löste.

So kamen wir bis Empoli, suchten in Busonis Geburtsort eine Stunde lang vergeblich eine DUCATI-Werkstatt, gaben dann das erfolglose Herumgekurve auf und fuhren zu einer GILERA-Vertretung. Dort speichte ein Mechanikermeister das Rad einer 500-ccm-GILERA-*Saturno* ein. Wir sahen uns interessiert die in der Werkstatt stehenden Motorräder an, ohne ihn bei seiner Arbeit zu stören. Nach einiger Zeit fragte er uns selbst, ob er uns helfen könne. Ich schilderte ihm mein Problem, erkundigte mich, ob er über das erforderliche Spezialwerkzeug verfüge. Er verneinte lächelnd

und zeigte mir dann, dass er sich selbst ein viel besseres Hilfsmittel gebaut hatte. Denn am Ende eines Metallstabes hatte er eine breite Kette eingehängt, deren Glieder genau in die Verrippung der Verschraubung passten. Dadurch wurde die beim Anziehen oder Lösen auf die einzelnen Gussrippen einwirkende Kraft schonend auf eine Vielzahl von Rippen verteilt. In der Tat funktionierte das kleine Meisterstück hervorragend. Geld wollte der feine Mann nicht annehmen, ich steckte ihm aber 100 Lire in eine erreichbare Tasche.

Nach Beseitigung dieses kleinen Problems fuhren wir zufrieden weiter, aßen am Stadtrand von Florenz eine Pizza und nahmen erst gegen 23 Uhr vor Mirellas Haustür friedlich und ein bisschen traurig voneinander Abschied. Morgen wollen wir, wenn das Wetter gut bleibt, ein weiteres Mal in der Toskana herumkurven. Vielleicht werden wir noch einmal zum Segeln nach Forte dei Marmi fahren.

69

Leider beginnen nun meine Eltern, mein sauer verdientes Geld mit vollen Händen aus dem Fenster zu werfen. Denn natürlich fühle ich mich verpflichtet, ihnen die von mir durch meine vielen Sonderwünsche verursachten Kosten zu ersetzen.

Unglücklicherweise hatte ich ja meine Mutter gebeten, sich noch einmal ohne meine sprachliche Vermittlung an Frau Pertini zu wenden, möglichst mit einem auf Französisch verfassten Brief. Eingeschüchtert von der Bedeutung dieses Schreibens für das Lebensglück ihres verhätschelten Lieblings hatte Mama nun nicht etwa ihr eigenes Französisch aus der jahrelangen Versenkung geholt, sondern ein Übersetzungsbüro eingeschaltet, und zwar in Gestalt einer auch mir bekannten ältlichen, zerknitterten, die Welt durch kleine Brillengläser scharf und missbilligend musternden Dame, die vielleicht irgendwelche Rechnungen ins Französische hätte übersetzen können, aber mit Mamas Überlegungen zur leidenschaftlichen Liebe „ihrer gequälten Kinder“ völlig überfordert war.

Jedenfalls wurden die vier von Herrn Pertini sorgfältig gepflegten Amseln, die meine gehorsame Mutter, meinen Wünschen entsprechend, in ihren Brief aufgenommen hatte, in der französischen Version zu dem hochromantischen, wenn auch leicht verrückten Vergleich: „Wie eine Amsel flog Ihre Tochter meinem lieben Sohn in die weit geöffneten Arme ...“ Auch als Hirsch trat die arme Sandra auf, denn ihr Mantel mit Pelzbesatz verwandelte sie im Französischen in einen Hirsch, der mit hocherhobenen „Hörnern“ – also nicht einmal das richtige „ramure: Geweih“ war verwendet worden – stolz aus dem Wald trat. Nur gut, dass nicht von mir die Rede war, denn die Hörner hätte ich außerordentlich übel genommen.

Fassungslos blickte meine erwartungsfrohe Mutter auf dieses Machwerk und die beigelegte Rechnung – die geforderte Summe von 28.00 DM entsprach fast einer halben Monatsmiete meines Florentiner Zimmers. Immerhin enthielt sie auch die Gebühr – 0,50 DM – für einen Stempelaufdruck, mit dem die Richtigkeit der absurden Übersetzung bescheinigt wurde. Doch ohne zu protestieren oder sich auf einen Streit einzulassen, bezahlten meine Eltern den hohen Betrag. Denn gütig wie immer empfanden sie Mitleid, rätselten, ob die alte Dame sich angesichts des zu übersetzenden Liebesleid-und-Liebesglück-Textes zu wilden Phantastereien hatte hinreißen lassen oder schon gar nicht mehr wusste, um was es ging.

Nur gut, dass meine Mama die französische Fassung kontrollieren konnte und zunächst mit Entsetzen, dann mit Gekicher erkannte, welchen haarsträubenden Unsinn sie da in Händen hielt! Zweifellos hätte sich Sandras Vater, wenn dieser Brief nach Certaldo geschickt worden wäre, in all seinen Vorurteilen bestätigt gefunden – die Mutter dieses „ungewöhnlichen" Jungen war ja noch viel „ungewöhnlicher" als der Knabe selbst. Da es schlimmer gar nicht mehr kommen konnte, entschloss sich Mama nun endlich, den von mir erbetenen Brief an die fernen und abweisenden Pertini selbst auf Französisch zu verfassen.

Während sie noch am Bleistift kaute, versuchte mein Vater mich zu trösten, indem er seine geballte Lebensweisheit in einer brisanten Mischung aus Ökonomie und Tiefsinn auf mich losließ: „Umsonst ist der Tod! ... Ich freue mich, dass Dir für Sandra kein Opfer zu groß zu sein scheint (28 DM sind allerdings eine horrende Summe!)... Es ist Dir gewiss dienlich, wenn Du nicht immer nur an Dich denken kannst, sondern auch die Sorge für einen anderen Menschen mitzutragen hast... , Opfer müssen gebracht werden', sagte schon Lilienthal, ehe er sich bei seinen Flugversuchen den Hals brach. So schlimm wird es bei Dir, mein Junge, ja hoffentlich nicht werden, aber der Satz mit den Opfern wird in Zukunft auch für Dich Gültigkeit haben, und ich begrüße das sehr, um Dich mehr und mehr reifen zu sehen – also 28 DM sind zunächst einmal pfutsch ... !"

70

Bis zum 15. August muss ich wieder einmal einen Bericht für die Stiftung schreiben. Da der letzte erst ein paar Monate zurückliegt, weiß ich nicht, was ich an neuen bedeutenden Einsichten verkünden soll. Von meiner Schwäche für herrliche Italienerinnen wollen die grimmigen Greise, die *senes severiores*, vermutlich nichts wissen. Da ich aber ständig nur an Sandra und Mirella oder an Mirella und Sandra oder ... na ja, das sagte ich ja alles schon ... denke, warte ich bisher vergeblich auf brauchbare Einfälle. Im Übrigen ist es mir noch nie gelungen, einen solchen Bericht pünktlich abzuliefern. Es damit allzu genau zu nehmen, scheint mir in meiner gegenwärtigen Lage auch ein bisschen albern.

Vielleicht wäre es ja, da die meisten dieser Berichte bestenfalls den Charakter eines Bildungsromans, noch öfter aber märchenhafte Züge haben, tatsächlich das Redlichste, einmal ganz unverhohlen ein Märchen einzusenden: „Es war einmal ein Königssohn, der auszog, den Stein der Weisen zu finden, doch beim tiefen Blick in die Augen vieler schöner Königstöchter vergaß er sich selbst, die ganze Welt um sich herum und auch, weshalb er in die Fremde gezogen war." Aber ich fürchte, dass der Vertrauensdozent für so viel Ehrlichkeit wenig Verständnis haben und antworten könnte: „Als Frau Stiftung, seine böse Stiefmutter, das erfuhr, sprach sie: ‚Warte, pflichtvergessener Knabe, ich werde dich – denn du bist schließlich auch Latinist – *mores* lehren'."

Meine Mutter habe ich heute gebeten, die Zusammenarbeit mit der Dolmetscherin und notfalls auch den Briefwechsel mit Frau Pertini einzustellen. Denn für den Preis sechs solcher falschen Übersetzungen kann Mama ja persönlich nach Italien kommen, mit Sandras Eltern sprechen und wieder zurückfahren. Abends rief mich mein Vater an. Er wollte mich trösten und ermutigen. Endlich konnte ich ein-

mal ohne die sonst unvermeidliche Verzögerung von einigen Tagen mit ihm reden. Allerdings dachte ich, während er noch mit mir sprach, auch daran, dass dies Telefonat ihn viel Geld kostete – aber das sollte Papa als Familienvater nicht so sehr bedenken: „Opfer müssen ...“ – und so weiter, schließlich hatte er dazu ja selbst in seinem letzten Brief alles Nötige gesagt. Ihm am Telefon von Mirella zu erzählen hatte ich nicht den Mut. Er schien mir schon mit der einen meiner beiden Beziehungen, der Liebesbeziehung, überfordert zu sein, da wollte ich ihm nicht auch noch eine Diskussion über die andere, die Nicht-Liebes-Beziehung, zumuten.

71

Am Sonntagmorgen fuhr ich mit Mirella ein zweites Mal nach Forte dei Marmi. Obwohl wir den ganzen Tag segeln wollten, benutzten wir für diesen Ausflug nicht, wie es vernünftig gewesen wäre, ihren ALFA, sondern bummelten mit den Motorrädern über Landstraßen zu Lellas Sportsfreunden. Offenbar hatten sie, von ihr telefonisch benachrichtigt, unser Kommen erwartet, konnten uns allerdings diesmal nur einen unvermessenen älteren *Flying-Dutchman* leihen, weil das Prachtexemplar, das wir letztes Mal gesegelt hatten, heute bei einer Regatta eingesetzt werden sollte, und zwar hier vor der Küste. Denn mit schöner Regelmäßigkeit treten die Segler der verschiedenen Strandbäder, zu denen auch einige bekannte Experten gehören, gegeneinander an, nicht in hochoffiziellen, sondern in „hausgemachten“ Rennen. Immerhin werden an die Sieger sogar kleine Pokale verteilt. Dennoch geht es bei diesen Vergleichsrennen unter Freunden – auch Kinder und Jugendliche nehmen teil, Gäste mit eigenem Boot sind ebenfalls willkommen – meistens ziemlich locker zu, jedenfalls nicht so verkrampft wie bei vielen „wirklichen“ Segelwettfahrten, bei denen ja immer mit einer ganzen Serie von Protesten und Gegenprotesten zu rechnen ist.

Schon die links herum (im Gegenuhrzeigersinn) zu umrundende Dreiecksbahn war kein regelkonformer Olympiakurs, denn sie führte nach dem Start nicht gegen den Wind weit aufs Meer hinaus, sondern zunächst die Küste entlang. Wenn man bei der ersten Tonne am nordwestlichen Ende dieser Halbwindstrecke angekommen war, musste man gegen den Wind kreuzen, um die zweite Tonne zu erreichen. Sie war nur wenig vom Strand entfernt, damit besorgte Eltern ihre mitsegelnden Kinder ohne Schwierigkeiten im Auge behalten konnten. Von dieser „draußen“ liegenden zweiten Tonne fuhr man raumschots zum Startpunkt, also in Richtung des Strands, zurück, umrundete die dort liegende dritte Tonne, folgte dann wieder der Küste nach Nordwesten zur ersten Tonne, kreuzte erneut gegen den Wind zur zweiten Tonne, umrundete sie und durfte dann vor dem Wind auf die Liegestühle am Strand zusegeln. Denn vor ihnen, parallel zum Strand und etwas außerhalb der Brandungswellen, lag zwischen zwei Bojen die gedachte Ziellinie.

So weit die Theorie. Und nun die Praxis. Sie betraf auch uns. Denn schon wenige Minuten nach unserer Ankunft wurden wir dringend aufgefordert, uns an diesem herrlichen Vergnügen zu beteiligen. Und sofort verwandelte sich Mirella aus einem weiblichen Wesen in eine Kampfmaschine, entdeckte ihren Ehrgeiz, erwies sich als würdige Tochter ihres Vaters, wollte offenbar nun ebenfalls wissen, wann einem Boot der Mast wegfliegt, schnauzte mich schon beim Auftakeln des *Flying-Dutchman* an, kommandierte herum, war mit keinem meiner Handgriffe zufrieden, me-

ckerte pausenlos, trieb mich an, gab ständig neue Befehle: „Beweg dich, tu was, träum nicht, die Regatta beginnt gleich, konzentrier dich, starr der Blondine da drüben nicht dauernd auf den Hintern, setz das Fockfall anständig durch und stell dir die Ringe der Trapezdrähte auf die richtige Höhe ein!“ – „Aber Mirella“, versuchte ich mich zu wehren, „soll ich etwa ins Trapez gehen? So etwas Grausiges habe ich doch noch nie getan! Ich weiß auch gar nicht, wie man einen Spinnaker fährt. Nicht einmal den Spi-Baum kann ich einhängen. Ich bin doch noch nie als Vorschoter, sondern immer nur allein gesegelt, beherrsche nur die Technik des Finn-Segelns, und auch die nur ein bisschen ….“ – als ich an meine Kaffeefahrten mit dem geliebten Finn dachte, brach mir die Stimme. Doch Mirella war unerbittlich, hatte sich zum ungünstigsten Zeitpunkt aus einer Kameradin nicht nur in einen Kameraden, sondern sogar in einen Feldwebel verwandelt: „Du gehst ins Trapez, aus und basta! Ich will diese Regatta gewinnen, auch wenn du dabei ersäufst! Leg den Trapezgürtel an! Wie mager du noch immer bist! Da fütter’ ich dich Tag für Tag, und du nimmst kein bisschen zu. Wenn du schwerer wärst, wärst du bei Starkwind als Vorschoter im Trapez viel besser zu gebrauchen.“ – ‚Ach, deswegen bin ich so oft zum Essen eingeladen worden’, dachte ich, ‚und deswegen reichte der Hänsel des Märchens, klüger als ich, der Hexe immer nur einen Hühnerknochen und nie den Finger oder sogar die ganze Hand ...’ Und was hatte Mirella da außerdem gesagt? „Wieso Starkwind ...?“, fragte ich erschrocken, „ ... herrschen da draußen etwa mehr als drei Windstärken?“ – „Aber sicher, sieh doch hin, die See wird immer rauer, laut Wettervorhersage zieht ein Sturm auf. Du wirst ja sehen, was für ein toller Spaß das sein wird, wenn du im Trapez über die Wellen dahinfliegst.“ – Ob Mirella das alles so ganz ernst meinte, weiß ich nicht. Manchmal hatte ich den Eindruck, dass sie mich nur ein bisschen ärgern wollte, dann wieder bezweifelte ich nicht, dass sie von maßlosem Ehrgeiz gepackt worden war.

Und dann segelten wir los, und alles ging schief, was schief gehen konnte. Zumal der Spinnaker war eine Plage. Zunächst setzte ich ihn in sich verdreht als „Eieruhr“, dann stand er ein Weilchen recht gut, aber wir überfuhren ihn beim Einholen, und schließlich wären wir auch noch fast gekentert, als ich bei zunehmendem Wind mit den nackten Füßen von der glatten Scheuerleiste, der Oberkante der Bordwand, abrutschte, völlig den Halt verlor und kläglich gegen Großbaum und Schwertkasten prallte. Und so kamen wir denn nicht als erste, sondern weit abgeschlagen als letzte ins Ziel. Mirella war stinksauer, verwandelte sich wieder einmal in eine der antiken Rachegöttinnen, fauchte mich an, beherrschte sich nur mühsam, zischelte mir Verwünschungen zu, ließ mich allein, zog sich in die Bar des Strandbads zurück und fand dort die Lösung ihrer Probleme – nicht beim Alkohol, sondern in Gestalt eines zweiten Adonis. Dieser hier hieß nicht Aldo, sondern Renzo wie Manzonis Held in den „Promessi sposi“ (Die Verloben). Er war bereit, sie an meiner Stelle bei der zweiten Wettfahrt zu begleiten, und machte seine Sache gut. Denn diesmal, mit dem tüchtigen Vorschoter Renzo, kam Mirella als zweite ins Ziel. Die beiden feierten ihre tolle Leistung, indem sie sich gegenseitig beglückwünschten und abknutschten. „Großartig, Mirella, wie eng du“ – und zur Belohnung für diese tolle Leistung bekam sie ein Küsschen – „die Tonne umrundet hast.“ – „Ja, aber wenn du“ – und Gegenküsschen – „den Spi nicht so schnell gesetzt hättest, wäre …“, na ja, was wäre schon passiert? Wen interessierte das! Jedenfalls hatte ich in diesem Liegestuhl nun schon

lange genug allein herumgesessen und wollte endlich nach Florenz zurückfahren. Irgendein belegtes Brötchen zum Abendessen könnte ich mir ja hoffentlich noch leisten, vielleicht etwas außerhalb von Forte, denn in diesem Nest schienen mir auch solche Kleinigkeiten unverhältnismäßig teuer. Gottlob war ich ja mit der DUCATI und nicht mit Mirellas ALFA gekommen.

Also verkündete ich ihr großmütig: „Wenn du Renzos Einladung annehmen und noch mit ihm in die Disco gehen willst, tu dir keinen Zwang an, Mirella! Nachdem ich hier schon den ganzen Nachmittag allein herumgesessen habe, kann ich auch allein zurückfahren." – Doch Mirella tat so, als hätte sie die ganze Polemik gar nicht gehört: „Ich komme jetzt. Sieh mal, was ich gewonnen habe! Kannst du den im Tankrucksack der DUCATI unterbringen?" – Und sie gab mir einen winzigen Silberpokal, den sie als Ehrenpreis für den zweiten Platz bekommen hatte, ein elendes, unscheinbares, ja, hässliches Töpfchen. Und wieder einmal war ich betroffen, ja, beschämt, fühlte mich als Spielverderber, weil ich ihr eine unschuldige kleine Freude zunächst durch meine Unfähigkeit vermasselt und dann auch noch missgönnt hatte. Ständig gehen wir aufeinander zu und fliehen wieder voreinander, auch sie ist immer auf dem Punkt, mich zu verlassen, behauptet zwar, mich zu lieben, ist aber jederzeit in der Lage, mir untreu zu sein oder zu werden. Ein so höllisches Wechselbad der Gefühle ertrüge ich niemals ein Leben lang.

Immerhin wurde ich auch diesmal zum Essen eingeladen. Doch wir waren verunsichert, hatten kaum Hunger und stocherten schweigend in den wenigen bestellten Speisen herum. Nicht einmal zu einer offenen Aussprache sind wir fähig, fürchten jedes ehrliche Wort. Mirella schien mir niedergeschlagen, tat mir leid. Ich versuchte sie aufzumuntern, nahm vorsichtig das von ihr bei der Regatta gewonnene Silbertöpfchen aus dem Tankrucksack der DUCATI, stellte es vor uns auf den – wieder einmal von einer Kerze beleuchteten – Tisch, bewunderte es, als sähe ich es zum ersten Mal, lobte überschwänglich Mirellas Steuermannskunst, versprach ihr eine entschiedene Verbesserung meiner Vorschoter-Technik, ja, ich entschuldigte mich schließlich sogar ausdrücklich für meine Unfähigkeit: „Mein Versagen hat dich vermutlich den Gesamtsieg gekostet. Du hättest schon in der ersten Wettfahrt mit Renzo segeln sollen." Doch je mehr ich Lella aufzumuntern versuchte, desto trauriger wurde sie. Es war mein Edelmut, der sie bedrückte, und je deutlicher mir das wurde, desto fleißiger quälte ich sie mit Entschuldigungen, Selbstbezichtigungen, Reuebekundungen – alle Vorwürfe, die ich gegen mich selbst richtete, trafen nicht mich, sondern sie, trafen sie mitten ins Herz. Und so verabschiedete sie mich denn, als wir gegen 22 Uhr wieder in Florenz ankamen, mit den Worten: „Wie lieb du bist, obwohl ich dich so schlecht behandelt habe!" Allerdings überlegte sie dann einen Augenblick und setzte nachdenklich hinzu: „.... oder weil ich dich so schlecht behandelt habe?" Sinnend sah sie mich an, und ich fühlte mich, wie der, der andern eine Grube gräbt und selbst hineinfällt. Denn wenn sie durch meinen „tück'schen Frieden" zu der Überzeugung kommt, dass ich immer, wenn sie mich besonders schlecht behandelt, besonders lieb zu ihr bin, dann gnade mir Gott!

Auch Sandra rief mich am späten Sonntagabend noch an: Es gehe ihrer Mamma wieder besser, wir sollten doch bitte morgen so früh wie möglich mit der Vorbereitung auf das Examen beginnen. Ein bisschen hatte ich den Verdacht, dass ich am Wochenende nicht willkommen gewesen war, weil ich dann im Familienkreis noch

stärker gestört hätte als sowieso schon. Das verstehe ich sogar – wenn jemand mich für ein Problem hält, will er dieses Problem nicht unbedingt auch noch am Sonnabend oder Sonntag vor sich am Tisch sitzen sehen.

72

Am Montag fuhr ich schon gegen 8 Uhr mit der DUCATI über Empoli nach Certaldo. Bei meiner Ankunft – diesmal hatte ich mir das Tor von außen selbst geöffnet und war mit der DUCATI bis unmittelbar vor die Garage gefahren – begrüßte mich Sandra überglücklich, die übrige Familie immerhin nett. Sofort begannen wir, wie ich es versprochen hatte, mit der Lektüre der *Odyssee*, und da Sandra jenes großartige Werk noch nie in der Originalsprache gelesen hatte, bereitete ihr der jahrtausendealte Text beträchtliche Schwierigkeiten. Nach dem Mittagessen, das einigermaßen entspannt verlief, wurde sie wieder einmal zur Mittagsruhe ins Bett geschickt. Denn weil sich auch die anderen Familienmitglieder zurückziehen wollten und deshalb niemand auf uns aufpassen konnte, musste sie um diese Uhrzeit oben unter dem Dach in ihrem Zimmerchen bei den Tanten entweder schlafen oder lesen oder Däumchen drehen. Schaden kann ihr das allerdings nicht, im Gegenteil – vielleicht ist ja all der Psychoterror, dem sie in Certaldo ausgesetzt ist, allein durch solche kurzen Atempausen zu ertragen.

In tiefer Einsamkeit zurückgelassen versuchte ich zunächst, am Wohnzimmertisch mit Sandras Schreibmaschine den Semesterbericht für die Stiftung zu schreiben, gab dieses aussichtslose Unternehmen aber bald auf. Denn die italienischen Schreibmaschinen haben eine andere Tastaturbelegung als die deutschen, und da ich im Zehnfingersystem tippe, verschrieb ich mich dauernd. Entmutigt zog ich mich nach draußen in den Garten zurück, suchte mir gelangweilt einen Liegestuhl und bemühte mich, meinen Eltern auf den Knien mit einem elend stumpfen Bleistift einen lesbaren Brief zu schreiben. Also Klartext – ich war in einer saudummen Lage, fühlte mich unwillkommen, vermisste Florenz. Hier in der Provinz, in diesem gottverlassenen Nest, spielte sich rein gar nichts ab, und wenn, dann bemerkte ich es nicht, denn ich konnte ja nur selten in dem an sich recht hübschen Städtchen herumwandern.

Derart missgelaunt hörte ich in meinem Liegestuhl aus irgendeinem Nachbarhaus in einer hinreißend schönen Aufnahme (der Callas?) die einzige mir aus Catalanis Oper *La Wally* bekannte Arie „Ebben? Ne andrò lontana: Nun gut, ich werde weit davonziehn.“ Unter anderem klagt Wally:

O della madre mia casa gioconda,
La Wally ne andrà da te, da te lontana assai,
E forse a te, e forse a te non farà mai più ritorno,
Ne più la rivedrai!
Mai più ... mai più ...
Ne andrò sola e lontana
Come l’eco della pia campana,
Là, tra la neve bianca!

Oh fröhliches Haus meiner Mutter,
die Wally wird fortgehn von dir, von dir sehr weit,
und vielleicht zu dir, und vielleicht zu dir wird sie nie mehr zurückkehrn,
und nie mehr wirst du sie wiedersehn!
Nie mehr ... nie mehr ...
Fortgehen werde ich allein und weit
wie das Echo der frommen Glocke,
dorthin, mitten hinein in den weißen Schnee!

Allerdings zieht die vom Vater verstoßene Wally mit dem falschen Mann hoch hinauf in die verschneiten Berge. Mit dem richtigen hätte das ganz kuschelig werden können, und insofern hoffe ich doch, dass Sandras Situation in einem solchen Fall angenehmer wäre als die der armen Opernheldin. Und auch Sandras „Haus der Mutter" ist nicht eben eine „casa gioconda, ein fröhliches Haus". Wie immer stand in diesen Räumen die Zeit still, nichts ereignete sich, die wertvollen Stunden verrannen mir noch langsamer als während meiner Besuche in meinem Elternhaus. Hier in Certaldo konnte ich in tiefer Ruhe beobachten, wie jedes einzelne Staubkorn im Salon nicht etwa herabfiel, sondern auf zahllosen Umwegen zögerlich, unentschlossen, gemächlich, oft im flimmernden Licht längere Pausen einlegend, nicht selten sogar wieder nach oben umkehrend, schließlich doch noch schläfrig niedersank.

Solcher Leerlauf bringt mich zum Wahnsinn, nur mit großer Mühe gelang es mir, meine wachsende Nervosität zu verbergen. Ständig verfolgte mich der Gedanke, dass ich für jede Minute, die ich hier wartend herumsaß, später mit doppelter Arbeit büßen muss.

Gewiss werden sich alle Gutmenschen wieder einmal entrüsten: „Wie undankbar – du hattest doch noch Sandra ...!" Aber ich hatte sie nicht immer – wie zum Beispiel in jener Mittagspause – und wenn ich sie hatte, dann hatte ich sie nicht so, wie ich sie gern hätte. Dauernd quälte mich innere Unruhe. Denn nichts geht mir mehr auf die Nerven als geregelter Tageslauf, ewiges Gleichmaß, Verrinnen der Zeit ohne Aufgabe und mit der Vorstellung, dass ich Besseres nicht nur tun könnte, sondern sogar tun müsste. Nein, meine ständige Unrast wurde dort in Certaldo nicht geringer, sondern eher noch größer.

Leider war Sandra wieder einmal mühelos in der Lage, mir tief ins Herz zu blicken, denn obwohl ich ihr meine Gefühle zu verbergen suchte, sagte sie nach dem Essen, ehe sie nach oben zu ihren Tanten in die Dachwohnung abkommandiert wurde: „Du erinnerst mich an einen Adler, den man in einen winzigen Käfig gesperrt hat."

73

Immerhin durften wir gegen 16 Uhr unsere Homer-Lektüre fortsetzen. Mit Überraschung stellte ich fest, dass Sandra die *Odyssee* am Nachmittag noch viel weniger verstand als schon am Vormittag. War sie nach dem Mittagsschläfchen noch nicht wieder richtig aufgewacht? Oder hatte dieser Wahnsinn Methode?

Sicher ist, dass Frau Pertini schon nach kurzer Zeit in die aufgestellte Falle ging, wenn es denn eine war – bei Sandra weiß ich nie, ob sie raffiniert genug für ei-

nen so geschickten Schachzug wäre. Wie auch immer – mit wachsender Besorgnis beobachtete die Mamma, dass ihr Kind offensichtlich nicht die blasseste Ahnung von einer Sache hatte, über die schon bald ein Examen anstand. Also kam sie am späten Nachmittag zu uns in den Garten, wo wir, auf einer Bank nebeneinander sitzend, bei sinkender Sonne unseren griechischen Text lasen, und erkundigte sich, ob ich eine ganze Woche bleiben könne, ob mir das trotz des Semesterberichts und der Arbeit für die Akademie möglich sei, und ich behauptete, dass es in dieser Hinsicht keine Schwierigkeiten gebe, obwohl das eine fromme Lüge war. Denn eine solche Unterbrechung meiner üblichen Arbeit muss mich später, bei meiner Rückkehr nach Florenz, erheblich unter Zeitdruck setzen.

Auf jeden Fall schien sich die liebe Mamma über meine Bereitschaft zum Bleiben zu freuen: „Es ist schön, dass du Sandra ein paar Tage lang bei der Examensvorbereitung unterstützen willst. Leider kann ich dich hier im Haus nicht unterbringen, da alle Gästezimmer belegt sind, aber es wird sich ja wohl in einem der hiesigen Hotels ein Zimmer für dich finden lassen. Bist du denn mit einem Hotelaufenthalt einverstanden?“ – „Aber sicher, ich freue mich sehr über Ihren Vorschlag“, antwortete ich ehrlichen Herzens, denn nichts war mir willkommener als die Aussicht, wenigstens nachts aus dem düsteren Pertini-Haus in die neutrale Umgebung eines Hotels flüchten zu können. Und so kehrte die Signora voll Zuversicht in die Wohnung zurück, um die verschiedenen Gästehäuser des kleinen Städtchens anzurufen. Immer wieder konnten wir sie, da sämtliche Türen zum Garten wie meist an den Sommerabenden offenstanden, wählen und sprechen hören – also so ganz einfach schien die Zimmersuche nicht zu sein. Sandra hatte sich zurückgelehnt, saß kerzengerade, hielt mit beiden Händen ihr Buch in Augenhöhe, starrte regungslos auf den Text, war unkonzentriert, verstand die *Odyssee* überhaupt nicht mehr, sondern versuchte, da sie den Kopf nicht bewegen wollte, wenigstens nach Art ihrer vielen Katzen die Ohren in Richtung der Telefongespräche zu drehen.

Wieder einmal tat sie mir leid. Wir saßen im milden Abendlicht völlig allein unter der Linde. Niemand sonst war in unserer Nähe, niemand beobachtete uns. Vor mir wollte sie also ihre Gefühle verbergen. Warum? Ein Rest von Scheu erschwert uns immer noch das Leben. Das galt auch für mich selbst. Denn ich begriff zwar schon beim ersten unauffälligen Blick auf Sandra, wie sie sich fühlte, sagte aber nichts, war auch selbst nicht ehrlich, denn ich gestand ihr nicht, wie sehr ich mich vor einem solchen Aufenthalt fürchtete. Es war ja klar, dass die Mamma allein, ohne Rücksprache mit dem Hausherrn, eine gewagte Entscheidung getroffen hatte. Wie würde der überraschte dottore die neue Lage aufnehmen? Doch diese Frage schien sich nicht zu stellen, denn nach fast einer Stunde vergeblicher Suche kam Frau Pertini wieder zu uns in den Garten und teilte uns mit, sie habe leider kein Zimmer für mich bekommen können.

Sandra starrte mit leerem Blick noch unbewegter als zuvor in ihren Text, sah nicht auf, blickte nicht zur Seite, beachtete ihre Mutter gar nicht, zeigte keinerlei Regung – und doch fürchtete ich, sie könnte zu weinen beginnen. Die arme Mamma litt sichtlich bei diesem Anblick. Ich selbst schwankte zwischen Enttäuschung und Erleichterung. Doch während einen Augenblick lang die Welt stillzustehen schien, klingelte drinnen im Vorraum das Telefon. Die Signora ließ uns erneut allein, kam aber bald darauf fröhlich zu uns in den Garten zurück und verkündete zufrieden, ei-

nes der kleineren Hotels habe sich soeben telefonisch entschuldigt. Man habe nicht sofort verstanden, dass Herr Dr. Pertini für einen seiner Besucher ein Zimmer benötige. Selbstverständlich stehe für Gäste des dottore ein Raum zur Verfügung.

Tatsächlich wurde ich dann in jenem hübschen Hotel ungemein hochachtungsvoll und zuvorkommend behandelt, bekam für den recht geringen Preis (900 Lire pro Nacht) ein ruhiges Zimmer zum Hof hin, unmittelbar am Fuß des Certaldo Alto tragenden Hügels. Allerdings war ich auf einen längeren Aufenthalt nicht vorbereitet, hatte weder einen Rasierapparat noch eine Zahnbürste oder einen Schlafanzug mitgenommen. Doch auch dagegen fand sich bald Abhilfe. Denn am Mittwochmorgen sollte Marco mit dem neuen Auto der Pertini, einem weißen FIAT 1100 D, die Großeltern aus Florenz zu einem mehrtägigen Besuch (es ist die Zeit der *feriae Augusti*, des ferragosto, einer traditionellen Ferienperiode um Mariae Himmelfahrt, also um den 15. August) nach Certaldo holen. Also setzte er mich vor meiner Haustür ab und fuhr zu den Großeltern weiter. Ich rannte nach oben in die Wohnung, rief in höchster Eile Mirella an, erreichte sie nicht selbst, sondern nur ihre Zofe, hinterließ eine kurze Nachricht, packte alles, was ich für den Hotelaufenthalt in Certaldo brauchte, in eine schwarze Aktentasche (die ich, weil ich sie heute Nacht auf der DUCATI nicht heimbefördern konnte, bei Pertinis zurückließ) und wartete dann unten auf der Straße auf Marcos Rückkehr. Er hatte am Poggetto die munteren Großeltern hinten ins Auto geladen, hielt bald wieder vor mir und brachte uns pünktlich zum Mittagessen nach Certaldo zurück.

74

Doch ich habe vorgegriffen, muss zunächst noch über den Tag meiner Ankunft in Certaldo berichten. Jener Montag war für mich der Beginn einer bitteren Leidenszeit. Denn ich wusste, dass ich einigen Angehörigen des Pertini-Clans, um es vorsichtig zu sagen, nur wenig willkommen war.

Eigentlich ist ja auch Sandras Mutter als Angehörige der weltoffenen Veronesi-Familie in dieser festgefügten Clique ein Fremdkörper, hat hineingeheiratet in eine geschlossene Gesellschaft. Denn hier, in diesem Haus des alten dottor Amerigo, leben immer noch vier seiner Kinder, nämlich Sandras Vater, dessen im ersten Stock wohnender, verheirateter, aber kinderloser Bruder Aldo (der Herr mit dem Hündchen) und schließlich noch die beiden unter dem Dach residierenden unverheirateten Schwestern Livia und Allegretta.

Diese Großfamilie hielt, wie ich aus Sandras seltenen Erzählungen wusste, eisern zusammen. Sooft irgendein Familienmitglied in Not geriet, kamen die anderen zuverlässig zu Hilfe. Das war im Übrigen bei den Veronesi nicht anders – ganz allgemein hatte ja in der Vergangenheit die Familie Funktionen, die dann später zumindest zum Teil der moderne Sozialstaat übernahm. Allerdings setzt gegenseitige Anteilnahme auch gegenseitige Einmischung voraus. Es ist ja klar, dass nicht geholfen werden kann, wo über die Probleme nicht auch geredet wird. Und insofern ist der einzelne Angehörige eines solchen Familienverbands in seinen Entscheidungen nicht völlig frei, kann nicht einfach tun oder lassen, was ihm passt. Denn irgendwie ist ihm – auch aufgrund jahrhundertealter Tradition – bewusst, dass er bei all seinen Entscheidungen die Verwandtschaft mit ins Spiel bringt, weil sie sich für jede seiner

Handlungen mitverantwortlich fühlen muss. Denn in einem konservativen Umfeld wird von ihr erwartet, dass sie für seine Fehler haftet und ihm bei Unglücksfällen hilft.

Da auf diese Weise die Großfamilie hart in die Pflicht genommen wird, da sie solidarisch zu sein hat, kann sie zu Recht vom einzelnen Mitglied verlangen, dass es sich ihr gegenüber ebenfalls solidarisch verhält, also auf die Gefühle, die Ansichten, auch das Ansehen der ganzen Gruppe Rücksicht nimmt. Folglich ist mit einer solchen Einbindung in eine große Gemeinschaft ein erheblicher Verlust an individueller Freiheit verbunden – das einzelne Familienmitglied ist in allen wichtigen Fragen zu langen Erklärungen, zum Bemühen um Verständnis, ja um Einverständnis gezwungen.

So abstrakt beschrieben wirkt ein derartiges Beziehungsgeflecht wie ein komplexes System aus vielfachen Zwängen. Doch aus der Nähe gesehen zeigt es durchaus liebenswerte Züge, die ich allerdings erst allmählich – sehr allmählich – unter großer Selbstverleugnung zu entdecken beginne.

Da leben also vier Geschwister im gleichen Haus, ein fünfter Bruder, ebenfalls Arzt, wohnt in einer nur wenig entfernten Straße. Vier weitere Amerigo-Kinder sind in so „ferne“ Städte wie Siena, Florenz und Novara verschlagen worden. Und nun komme ich aus Deutschland daher, wirke offenbar wie ein Außerirdischer, will vielleicht dem Babbo eines Tages die geliebte Tochter entführen – alle Alarmglocken werden geläutet: einer der Brüder befindet sich in Gefahr! Sogleich schließt sich die Pertini-Geschwistergruppe – oder soll ich sagen: –truppe? – zu einer waffenstarrenden Abwehrfront zusammen.

Noch am gelassensten reagierte Onkel Aldo. Mit ihm hatte ich mich ja schon bei einem meiner ersten Besuche längere Zeit unterhalten und mich eigentlich auch ganz gut mit ihm vertragen. Onkel Aldo ist ein einfacher, offener, zuversichtlicher, ja mutiger Mann, und insofern in vieler Hinsicht das Gegenteil des hochempfindlichen Babbo. Seine Ehefrau, Tante Carla, sieht die Welt ebenfalls ohne Misstrauen, beide sagen, was sie denken, und sie denken weder etwas Hintersinniges noch etwas Böses. Schon bald schlossen sie mich ins Herz.

Anders schien das bei Sandras Tanten Allegretta und Livia zu sein. Sie sind, wie gesagt, Lehrerinnen, die eine schon pensioniert, die andere kurz vor ihrer Pensionierung. Wenn ich mich recht erinnere, hatte ich sie bisher nur ein- oder zweimal aus der Ferne gesehen. Dabei war mir ihre außerordentliche Ähnlichkeit mit dem Babbo, mit zio Aldo und auch mit Sandra aufgefallen. Allerdings waren sie, vielleicht auch aus religiösen Gründen, gegen mich – „diesen Lutheraner“ – voreingenommen. Wohl auch deshalb ließen sie sich bei meinen Besuchen nie im Erdgeschoss blicken, sondern verschanzten sich oben in ihrer Akropolis, standen, wenn ich kam, verborgen hinter den Fensterläden, den „persiane“, und versuchten sich auf diese Weise ein Urteil über mich zu bilden. Das fiel allerdings wenig freundlich aus, denn sie kamen zu allem Übel auch noch – ich hoffe, nur aufgrund ihrer eingeschränkten Sicht – zu der Meinung, ich sei hässlich.

Demnach hätten sie mich eigentlich zum Teufel wünschen können, wenn – ja, wenn die Beziehungen in einer solchen Großfamilie nicht so hochkomplex und eng wären. Denn die Tanten lieben Sandra, und Sandra liebt mich. Und so geraten auch die beiden alten Damen in einen Konflikt, wissen nicht, was sie tun sollen. Könnte

ich ihnen Sandras Lebensglück garantieren, so täten sie alles für mich. Und ihre Hilfe wäre wertvoll, denn sie sind bewundernswerte Persönlichkeiten.

Zwar blieben sie unverheiratet, haben aber liebevoll Kinder – „fremde“ Kinder – großgezogen. Tante Allegretta betreute schon als Heranwachsende, als Amerigos älteste Tochter, nach dem Tod der Mutter alle ihre jüngeren Geschwister, auch den Babbo, Amerigos zweitjüngstes Kind. Später nahm sie gemeinsam mit zia Livia die kleinen Kinder eines Bruders, einen Jungen und ein Mädchen, bei sich auf und umsorgte sie mit großer Hingabe bis zu Abitur und Studium. Diese Ziehkinder hatten ebenfalls die Mutter verloren, sind Sandra ungefähr gleichaltrig und wuchsen zusammen mit ihr in nonno Amerigos düsterem Haus auf. Zurzeit studieren sie in Pisa und Florenz. Das Mädchen, Sandras Cousine und langjährige Spielgefährtin Gianna, lernte ich in jenen Tagen meines Aufenthalts noch kennen, da sie wie ihr Bruder regelmäßig zu Besuch nach Certaldo kommt und dann bei ihren Ersatzmüttern wohnt.

Auch Sandra geht dort oben unter dem Dach ständig ein und aus, da sie immer noch bei zia Alle und zia Livia im kleinen Schlafzimmer ihrer Kinderzeit schläft. Denn die beiden Tanten standen und stehen morgens lange vor der Mamma auf. Deshalb kümmerten sie sich seit jeher zu so früher Stunde um Sandra. Zia Allegretta nahm die kleine Vierjährige, die von der Mutter nicht anders untergebracht werden konnte, mit sich in die zu unterrichtende Schulklasse. Später sorgten die beiden Frühaufsteherinnen dafür, dass ihre kleine Nichte nach einem geruhsamen Morgenkaffee, wohlversorgt und ohne Eile, den Zug nach Émpoli erreichte. Entsprechend tief ist Sandras Zuneigung zu diesen feinen Pertini-Frauen.

Auch hier stellt sich mir also die immer gleiche Frage – wie lässt sich ein empfindsames Mädchen aus einem solchen Beziehungsgeflecht ohne Verletzungen, ohne Schmerz, sanft herauslösen, oder umgekehrt – wie kann ich mich einfügen? Eigentlich ist klar, was zu tun wäre. Ein nur scheinbar gewagter Vergleich kann alles Wesentliche verdeutlichen: Wenn Sandras Katzen mich feindselig umschlichen (was sie gottlob nicht tun), wenn sie mich ständig anfauchten, kratzten, bissen, wenn sogar Sandra selbst dieses Verhalten boshaft und ärgerlich fände, dürfte ich dann diese Quälgeister, Sandras Lieblinge, mit Fußtritten verjagen? Nein und wieder nein! Ein solcher Mangel an Selbstbeherrschung wäre, weil vor allem Sandra unter ihm litte, unentschuldbar. Vielmehr müsste ich die angriffslustigen Mistviecher weiterhin lieb, gütig und duldsam ertragen, müsste mich mit Langmut von ihnen misshandeln lassen.

Und genau diese Schlussfolgerung gilt auch für mein Verhalten zu den Tanten. Theoretisch komme ich also wieder einmal der stoischen Weisheit äußerst nahe, tauche sozusagen kurz aus dem tiefen Wasser der Unweisheit auf, schnappe nach Luft – und werde dann leider doch dicht unter der Wasseroberfläche ertrinken, denn ich ärgerte mich in jenen Tagen oft unsäglich, ja manchmal verzweifelte ich.

75

Gründe für mein Unbehagen gab es genug. So äußerte der liebe Babbo, als er von der Initiative seiner Frau hörte, Zweifel, ob er diese Zeit überleben werde. Obwohl ich das am Montag noch nicht wusste, spürte ich seine Ablehnung doch deutlich.

Normalerweise wäre ich unter solchen Umständen keine Minute geblieben, dazu bin ich viel zu stolz. Vielmehr hätte ich, wenn schon nicht mit der Faust auf den Tisch geschlagen (vielleicht auch das), dann doch wenigstens mit einer mehr oder minder fadenscheinigen Entschuldigung das Weite gesucht und mich nie wieder blicken lassen. Aber dies hier war kein Normalfall. Es ging um Sandra. Also blieb ich, schlich manchmal, wenn es mir gar zu arg wurde, heimlich in die Garage, schaltete deren Neonbeleuchtung ein und besah mir die DUCATI, die vor dem dunklen Hintergrund des Garageninneren rot, silbern und schwarz glänzte.

Augenblicke großer Spannung waren Tag für Tag die Mahlzeiten. Jedermann fragte sich, welche Laune der gute Papa wohl diesmal haben werde. Aber es geschah nichts Unerfreuliches. Er behandelte mich immer nett. Dennoch blieb stets spürbar, dass wir uns beide um Gelassenheit, um ungezwungenes Benehmen bemühen mussten, er nicht weniger als ich, allerdings war er insofern im Vorteil, als er über Beruhigungsmittel verfügte und sie auch fleißig schluckte, während ich ohne solche Hilfen auskommen musste. Auch zu Sandra war er immer lieb, und wenn einer von uns beiden etwa schwieg, sprach er ihn an und erzählte irgendetwas, was uns aufheitern sollte, und brav heiterten wir uns auf.

Die ersten drei Tage meines Aufenthalts waren die schlimmsten, auch für Mamma Pertini, weil sie unter dieser Situation vermutlich am meisten litt. Am Mittwochmorgen, als ich mit Marco die Großeltern abholte, in Florenz aus dem Auto gestiegen und oben in meinem Zimmer angekommen war, hatte ich einen solchen Grad von Nervenzerrüttung erreicht, dass ich einen Augenblick lang erwog, nicht nach Certaldo zurückzukehren, sondern mich in meiner Wohnung zu verbarrikadieren und meine gesamte im Pertini-Haus zurückgelassene Habe – auch die DUCATI – verloren zu geben. Vielleicht könnte ich Sandra ja irgendwann heimlich in Florenz wiedersehen.

Doch dieser Schwächeanfall ging schnell vorüber. Es ließ sich ja nicht ausschließen, dass genau solche irren Gedanken durch all den Stress provoziert werden sollten. Und nun verlor ich tatsächlich den Mut, begann ausgerechnet zum ungünstigsten Zeitpunkt das Gruseln zu lernen! Dabei wurde nichts weiter von mir verlangt, als so ungerührt, so taub und bräsig wie ein großer Sack deutscher Export-Kartoffeln auf meinem Stuhl am Essenstisch auszuharren.

76

Gott sei Dank trat durch die Ankunft der Großeltern am Mittwoch ein erheblicher Stimmungsumschwung ein. Sie ergriffen die Partei ihrer Tochter, der Mamma, und damit auch Sandras und meine, verstärkten also unser Heer. Ich war jedes Mal dankbar, wenn der greise Großvater (83 Jahre, las gewöhnlich von morgens bis abends irgendetwas, viele Tageszeitungen, aber auch moderne Literatur, dann wieder E.A.Poe, schließlich eine umfangreiche Michelangelo-Biographie) – wenn also der feine alte Herr gegen Mitternacht zum Abschied sagte: „Buona notte, caro: Gute Nacht, Lieber“ – mit einer recht persönlichen, eher unter Verwandten üblichen Anrede. Die Großmutter war immer guter Laune und voller netter Einfälle. Bei den Mahlzeiten wurden so die Spannungen etwas abgebaut. Außerdem fühlte ich mich

am Mittwoch auch deshalb ein bisschen wohler, weil ich mich mittags zum ersten Mal wieder rasieren konnte.

Abends schien sich allerdings erneut eine Krisensituation anzubahnen – der Vater lud Sandra und mich ein, ihn bei seinen Arztbesuchen aufs Land zu begleiten, da er zwei besonders schöne Plätze aufsuchen müsse. An sich war daran nichts Unerfreuliches. Doch Sandra sollte den kleinen FIAT *Seicento* fahren, den ihr Vater nach dem Kauf des *Millecento* weiterhin für seine Arztbesuche benutzen will. Unter seiner Aufsicht ein Auto zu fahren ist aber für sie ein Albtraum, da er sie während des Fahrens unaufhörlich kritisiert. Bitter beklagte sie sich: „Ich werde dadurch so unsicher, dass ich Fehler über Fehler mache." Denn sie habe, so behauptete sie, keinerlei Begabung zum Autofahren. Gefragt, wie viele Kilometer sie denn schon am Lenkrad zurückgelegt habe, antwortete sie: „Vielleicht 100, nicht mehr." Sie habe solche Angst!

Was konnte ich tun? Ziemlich hilflos versuchte ich, sie mit gutem Zuspruch zu beruhigen, zu ermutigen. Sie solle nur immer daran denken, dass ich ja bei ihr sei. Doch was half ihr das? Vor allem auf gerader Strecke pflegte der Babbo die Geduld mit ihrem Fahrstil zu verlieren, trieb sie an, schneller zu fahren. Sie befolgte dann brav seine Anweisung, nahm aber bald, von Angst gepackt, das Gas wieder zurück, wurde langsamer und langsamer, was meistens mit der Frage quittiert wurde, ob sie schon wieder „un osso di formica: einen Ameisenknochen" vor sich auf der Straße entdeckt habe. Also riet ich ihr, so schnell zu fahren, dass ihr Herr Papa schon aus Angst den Mund halten werde. Doch sie hörte gar nicht zu, zerknüllte mit wachsender Nervosität ein Taschentuch, sah ängstlich auf das unschuldig dreinblickende Auto. Die verfluchte Fahrstunde ließ noch auf sich warten, da uns zunächst ein großer Feldstecher ausgehändigt werden sollte, damit wir die Landschaft gebührend bewundern könnten.

Endlich traf der Häuptling ein, Sandra kletterte umständlich hinter das Lenkrad, sah nach unten auf die Pedalerie – sie war noch da, wo sie auch beim letzten Mal gewesen war –, umfasste prüfend das Lenkrad, verstellte erst den Sitz, dann auch die Spiegel, nahm den Schalthebel in die Hand und ließ ihn wieder los – auch er befand sich noch da, wo er hingehörte –, beugte sich nach vorn und blickte aus der Nähe auf das einzige Instrument des *Seicento*, einen runden Tachometer. Was sie nun dort mit prüfendem Blick ablesen wollte, kann ich nicht sagen – das Auto stand still, nicht einmal der Motor lief, die Tachonadel lehnte sich unten links auf einen kleinen Stift, bewegte sich nicht, schlief einen tiefen Schlaf. Während ich mich hinten auf der Sitzbank zusammenzufalten versuchte, fragte ich mich, ob ich ihr nicht eine Checklist vorlesen müsste. Mein Gerechtigkeitsgefühl verlangte das. Denn ich hatte ja Mirella immer wirksam unterstützt, wie konnte ich da Sandra im Stich lassen?

Inzwischen nahm vorn rechts ziemlich mühsam auch der Babbo Platz. Da er Sandra nach ihrer letzten Fahrt angekündigt hatte, er werde sie in die Fahrschule zurückschicken, war zu befürchten, dass er bald die Ruhe verlieren, sein armes Töchterchen dauernd kritisieren und schließlich in die übliche vorwurfsvolle Betrübnis verfallen würde. So nahm ich denn das Risiko auf mich, ihn zu reizen, sagte in Form von Witzchen und Vergleichen meine Meinung, erzählte aus meiner Zeit als Fahranfänger: Ratschläge zum Einkuppeln hätten von einem bestimmten Tag an keinen Sinn mehr, so etwas lerne man allein durch Fahrpraxis. Auch sonst hätte ich noch nie

etwas durch Hinweise anderer gelernt. Das war zwar eine Lüge, aber Sandras Vater begriff auch so: „Schon gut, ich werde in Zukunft meine wertvollen Ratschläge für mich behalten."

Endlich von männlicher Bevormundung ungestört fuhr Sandra mit schweißnassen, leise auf dem weißen Plastiklenkrad quietschenden Händen, unter Aufbietung ihres ganzen Mutes los, und gar nicht schlecht, mit feinem Sinn für Motordrehzahl und Verkehrssituation – also, das Auto bewegte sich, bewegte sich sogar, wie gewünscht, nach vorn und holperte über meist scheußliche, staubige Schotterstrecken zu jenen einsamen Bauernhöfen, die der Babbo als Arzt aufsuchen musste.

Während der jeweiligen Visite warteten wir im Freien, besahen mit oder ohne Fernglas die Toskana, die in weiten Wellen und mit feinen, filigranen Zypressenreihen vor uns lag, und besprachen dabei eilig unser Liebesleid. Auch die Rückfahrt bewältigten wir ohne Missstimmungen. Dem Himmel dankbar, sichtlich erleichtert, entstieg mein armer Liebling der vierräderigen Folterkammer. Es gab also tatsächlich für jeden von uns beiden einen Armesünderstuhl – meiner stand im Salon an der Tafel, ihrer besaß sogar, wie manche Babystühlchen, ein kleines Plastiklenkrad.

77

An jenem Abend gab man uns auch die Erlaubnis, ohne Begleitung nach Certaldo Alto hinaufzuklettern und dort eine schöne Ausstellung im alten Palazzo Pretorio zu besuchen. Von dessen hinterem Befestigungsturm bot sich uns ein weiter Blick auf die weich gerundete toskanische Hügellandschaft in der Umgebung des Städtchens. Auch der Apennin war in der Ferne sichtbar.

Überrascht und dankbar fanden wir uns für ein paar Stunden ohne Aufsicht wieder. Nach langer Zeit hatte ich endlich auch wieder den Mut – oder soll ich sagen: die Dreistigkeit –, mit Sandra über Musik zu sprechen, schwärmte ihr wieder einmal von Bachs Musik vor, versuchte ihr zu begründen, warum mich der Blick von jenem Turm auf die nahen, im Abendlicht lange Schatten werfenden Hügel und die ferne Gebirgskette des Apennin an das Allegro des d-Moll-Violinkonzerts BWV 1052 denken ließ. Aber sie kannte es nicht oder zumindest nicht gut genug, und meine Begründungsversuche waren nicht stichhaltig, vielleicht sogar unsinnig.

Übrigens erlebte ich Sandra bisher noch nicht ein einziges Mal in Certaldo an ihrem Klavier. Ihr Instrument steht im ersten Stock des Hauses in einem ziemlich großen Raum mit schöner Holzdecke. Dort wohnten in jenen Tagen die Großeltern. Sie in ihrer Ruhe zu stören, also in ihrer Anwesenheit zu musizieren, fehlte uns der Mut. Hätten wir uns aber allein in ein so abgelegenes Zimmer verkrochen, wäre das wohl kaum gern gesehen worden. Denn es wäre zwar im ganzen Haus deutlich zu hören gewesen, dass und wann Klavier gespielt wurde, aber jede Unterbrechung, etwa zur Notensuche – schließlich kann Sandra nicht die gesamte Klavierliteratur im Kopf haben –, hätte vermutlich Besorgnisse ausgelöst. Möglich, dass wir uns das nur einbildeten, doch Klavier zu spielen und bei jeder noch so kurzen Pause annehmen zu müssen, dass alle Hausbewohner gerade in diesen wenigen Augenblicken der Stille die Ohren spitzen und aufmerksam zuhören, war keine verlockende Vorstellung. Zweifellos kann auch ein Klavier schreien, wenn es schweigt: *cum tacet, clamat* – wo gilt dieser Beispielsatz für das *cum coincidens* eigentlich nicht?

Immerhin ließ man uns bei Spaziergängen allmählich ungewohnt viel Freiheit. So durften wir an einem anderen Abend erneut allein herumwandern und stiegen noch einmal nach Certaldo Alto hinauf. Diesmal besichtigten wir das Haus Boccaccios, der in Certaldo zwar nicht geboren zu sein scheint, sicher aber in jenem Städtchen gelebt hat und schließlich 1375 in seinem dortigen Haus gestorben ist.

78

Am Donnerstag, einem hohen katholischen Feiertag (Mariae Himmelfahrt), versammelte sich eine Fülle von Gästen im Erdgeschoss, und auch die beiden Tanten stiegen schon in der Frühe aus ihrer Dachwohnung in die Niederungen des Festtagsbetriebs herab, kamen in den Garten und konnten in der milden Morgensonne ihr Interesse an dem von Sandra eingefangenen grünen Marsmännchen nicht verhehlen.

Ich hatte im Übrigen richtig geurteilt – die Pertini-Schwestern ähneln nicht nur einander stark, sondern auch dem Onkel Aldo, dem Babbo und folglich auch Sandra, sind schöne alte Damen, mit mittelblondem, jetzt ergrautem Haar, schmalem Gesicht, kleiner gerader Nase, schöngeschnittenem Mund und blauen Augen – sie sind die lebendig gewordenen Steinfiguren der deutschen oder französischen Gotik (Uta von Naumburg, lächelnder Engel in Reims). Vor allem die jüngere, zia Livia, wirkte weich und feminin. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass sie unbelehrbar auf irgendeinem Vorurteil beharrt, nutzte also die Gelegenheit, mit ihr ein endloses Gespräch zu beginnen, erörterte die Probleme der Schule im Allgemeinen, Besonderen, ganz Besonderen, dann wieder Allgemeineren, unter diesem Aspekt und unter jenem und schließlich unter diesem und jenem.

Frau Pertini leise in Sandras Ohr: „Sieh dir deinen Micio (Miezekater) an, jetzt macht er wieder hohe Politik. Wer ihn nicht kennt, kann wirklich nicht bemerken, wie sehr er sich langweilt, nein, wer ihn so sieht, könnte glauben, dass ihn das ganze Zeug tatsächlich interessiert.“ Kluge Frau! Erfolg meiner Bemühungen: Als Sandra ein paar Stunden später oben bei den Tanten zu ihrem Zimmerchen ging, lief zia Livia hinter ihr her, rief sie: „Sandra, Sandra!“, bat sie stehenzubleiben und begeisterte sich: „Nein, wie gebildet dieser junge Mann doch ist, diese umfassende Kultur, die er besitzt!“ Doch viel erfreulicher fand ich, dass ich endlich auch für hübsch erklärt wurde.

Abends gingen wir zusammen mit Giulietta und Marco ins Kino und amüsierten uns köstlich – jedenfalls Sandra und ich – über einen traurigen Film, da er so misslungen war, dass er nur durch Gekicher erträglich wurde. Insofern erinnerte er mich an die von Sven für Valentina inszenierten Trauerspiele.

79

Marco beginnt jetzt, Sandra einigermaßen höflich zu behandeln – wenn auch vielleicht nur in meiner Anwesenheit. Denn ich habe ihm deutlich zu verstehen gegeben, dass es mich ärgert, wenn er sie herumkommandiert. Seitdem bemüht er sich um einen weniger rauen Umgangston. Gewöhnlich gehen Sandra und ich Hand in

Hand. Auch wenn wir arbeiten, halte ich ihr Händchen, nur vor ihrem Vater hat sie Scheu, jedenfalls vermeidet sie in seiner Anwesenheit Zärtlichkeiten.

Am Donnerstagnachmittag unternahmen wir, Giulietta mit ihrer Mutter, Marco, Sandra und ich, einen Ausflug mit dem neuen großen Pertini-FIAT. In einem Restaurant an der Straße nach Volterra, hinter Gambassi oben in den Bergen, aßen wir zu Abend, während aus Westen eine Schlechtwetterfront heranzog. Die Wolken übersprangen jeweils einen Bergrücken und füllten zunächst das unter ihm liegende Tal, bis es überlief und ihnen so den Weg über den nächsten Kamm freigab. Bei Einbruch der Dunkelheit erreichten sie schließlich auch den Fuß jenes Bergs, auf dem wir an unserem Tisch saßen, zogen von unten den Hang zu uns herauf und hüllten uns wenig später in dichten Nebel. Nun würde sich zeigen, wie gut die Elektrik des neuen FIAT war, denn er war bald, ebenso wie die übrigen Gegenstände ringsum – Stühle, Veranda, Bäume –, nur noch als gespenstischer, nässetriefender Schatten zu erkennen. Dennoch sprang er bereitwillig an und brachte uns in vorsichtigem „Sinkflug“ nach unten ins Elsatal zurück. Die Wolkenuntergrenze durchstießen wir erst kurz vor Certaldo. Es regnete in Strömen. Die gelben Lichter einer langen Straße unten im Ort sahen aus wie die Landebahnbefeuerung eines von uns angeflogenen Flugplatzes.

An jenem Nachmittag sagte mir Sandra, sie werde sich auf keinen Fall an regelmäßigen Treffen mit mir hindern lassen, auch wenn alle Welt sich ihr in den Weg stellen sollte. Seitdem bin ich wunschlos glücklich, kehrte etwas ruhiger in ihr Elternhaus zurück, ja, die letzten drei Tage meines Aufenthalts wurden durch Sandras wenige Worte sogar noch richtig schön. Leider ist es ja nicht so, dass ihr Versprechen überflüssig wäre, denn ich konnte schließlich zu jeder Stunde meines Certaldo-Aufenthalts an mir selbst beobachten, welchen Druck ihr Vater ausüben und welche Wirkung er damit erzielen kann.

Und dabei war Herr Pertini seit Montag immer – jedenfalls im größeren Kreis – „gut“ gelaunt, auch wenn’s schwerfiel – neuer Rekord! Die Familie blühte auf, alle waren mir dankbar. Manchmal sprachen wir stundenlang über die verschiedensten Probleme, wobei auch nonno Beppe fleißig mitmischte. Am Mittwochabend kam übrigens Sandras oben erwähnte Cousine Gianna aus Florenz nach Certaldo, ein liebes Mädchen unseres Alters, das viel Verständnis für uns und unsere Lage zeigte.

Freudig wurde sie in unsere „Kindergruppe“ aufgenommen, jeden Tag machten wir einen Ausflug, jeden Abend gingen wir fünf zusammen ins Kino. In dieser noch vergrößerten Gemeinschaft junger Leute fühlte ich mich endlich gut aufgehoben. Der übrige Pertini-Clan schien sich zumindest vorläufig damit abgefunden zu haben, dass Sandra und ich uns im Augenblick – noch? – nicht auseinanderreißen lassen. Trotz aller Einschränkungen, die wir uns auferlegen müssen, ist wohl unübersehbar, wie sehr wir aneinander hängen.

80

Am Samstagabend gab es ein schweres Unwetter. Schon bald fiel in der ganzen Stadt der Strom aus. Dennoch lagen die Straßen nicht im Dunkeln, sondern wurden taghell durch zahllose Blitze erleuchtet. Nur selten verstummte für einen Augenblick das ohrenbetäubende Krachen des Donners. Dann hörten wir die gewaltigen Was-

sermassen eines Wolkenbruchs auf Linde, Garten und Straße herabrauschen, hofften, das Schlimmste überstanden zu haben, auch die elektrischen Lampen im Haus flackerten kurz auf, doch wenig später begann der Weltuntergang von Neuem, der Strom fiel abermals aus, und wir saßen wieder bei Kerzenschein um den großen Tisch des Salons.

Diese Schlechtwetterfront hatte, bevor sie uns erreichte, als Wirbelsturm an der Küste Millionenschäden angerichtet, Tische und Stühle durch die Luft und Segelboote auf Hausdächer geschleudert, auch Eisenbahnlinien und Straßen unterbrochen. Ihre kläglichen Reste tobten sich dann in der Nacht bei uns als eines der schlimmsten Gewitter aus, das ich je erlebt habe. Danach sank die Lufttemperatur so stark, dass ich jetzt meinen geschenkten gelben Pullover trage. Frau Pertini hat ihn mir gewaschen, ebenso wie – ohne mein Wissen – ein Paar weiße Söckchen und ein Nylonhemd.

Am Sonntagmorgen bezahlte ich für die sechs Hotelübernachtungen 5.400 Lire. Wenig später rief Frau Pertini den Wirt an und bat ihn, keinesfalls Geld von mir anzunehmen, die Rechnung werde sie bezahlen. Daraufhin wollte mir der Hotelinhaber meine Lire wiedergeben, ebenso wie Frau Pertini später selbst, aber ich wehrte mich entschieden. Gegessen hatte ich morgens, mittags und abends bei der Mamma, wobei ihre Absicht, mich zu mästen, jederzeit deutlich war. Von Hühnern und Fasanen bekam ich grundsätzlich die Brust, obwohl es immerhin acht Personen am Tisch gab, von denen sieben distinguierter waren als ich.

Den letzten Ausflug machten wir – die beiden Paare und Gianna – am Sonntagnachmittag. Wir fuhren nach Volterra. Dort – und leider nicht nur dort – herrschte eine grässliche Kälte, meine Hände waren schon nach kurzer Zeit blaugefroren. Vom (in Luftlinie 32 km entfernten) Meer heulte ein eisiger Sturm um die alten Gemäuer. Er trug so viel Salz mit sich, dass es sich als feiner weißer Belag auf meinen Brillengläsern niederschlug.

Trotz des ungemütlichen Wetters stand mein Entschluss fest, an diesem Abend nach Florenz zurückzufahren. Als der Babbo davon hörte, soll er gesagt haben: „Schade, ich habe mich in seiner Gesellschaft wohlgefühlt, denn er ist ein netter Junge. Noch netter wäre er, wenn er ein Freund meines Sohnes wäre und mir nicht eines Tages die Tochter wegnähme.“ Also immer dasselbe Klagelied. Unbeirrt geht er davon aus, dass Sandra mir „zum Opfer fallen“, dass sie mich heiraten wird. Niemand ist so sicher wie er, dass unsere Romanze dieses „schreckliche Ende“ nehmen wird. Und dabei beruft sich doch gerade er dauernd auf das „Aus den Augen, aus dem Sinn“ – wo ist da die Logik? Auf jeden Fall bin ich ihm als möglicher Ehepartner seiner Tochter weiterhin höchst unwillkommen. Selbst wenn ich mit leuchtendem Heiligenschein vor ihm an der Tafel säße, fände er etwas an mir auszusetzen. Vermutlich würde er behaupten, in unerträglicher Weise von meinem Strahlenkranz geblendet zu werden.

Nach dem Abendessen saßen viele Familienmitglieder noch am Tisch, die übrigen standen irgendwo im Salon herum und unterhielten sich. Ich hatte mich in eine stille Ecke des Raums verkrochen und träumte in einem Sessel vor mich hin. Da verließ Sandra, die am Tisch noch ein Weilchen mit ihrem Vater gesprochen hatte, ihren Platz, kam zu mir, setzte sich neben mich auf die Sessellehne und legte mir den Arm um die Schulter – alle Gespräche im Raum verstummten, es war so still, dass man

das Fallen einer Stecknadel hätte hören können, jeder im Salon verstand Sandras Geste, so fein sie auch war, in ihrer ganzen Tragweite. Immerhin überwanden die Anwesenden ihre Überraschung bald so weit, dass sie mit geheuchelter Unbefangenheit wieder miteinander reden konnten.

Abgefahren bin ich bei schneidender Kälte nachts um 1.15 Uhr, also eigentlich heute Morgen. Zunächst hatte man mich noch zurückhalten wollen, dann aber angesichts meiner Entschiedenheit nachgegeben und mich so warm wie möglich eingepackt. Die DUCATI lief hervorragend, und wir waren schon nach 55 Minuten in Florenz. Ich kenne inzwischen die Strecke über Empoli gut, es herrschte keinerlei Verkehr, und so ist die recht hohe Durchschnittsgeschwindigkeit von 77 km/h auf kurviger Landstraße nicht besonders überraschend. In nächster Zeit werde ich mich nun mit meinen eigenen Arbeiten außerordentlich beeilen müssen. Heute in einer Woche fährt Sandra höchst widerwillig für zwei Wochen mit ihren Eltern an den von Florenz 400 km entfernten Gardasee – und ist damit unerreichbar für mich.

Leider geht es mir gesundheitlich nicht besonders gut. Offenbar sind auch Depressionen ansteckend. Denn jetzt leide ich unter ihnen, während Sandras Vater sich erholt zu haben scheint.

81

Wie gesagt kam ich heute erst in den Morgenstunden aus Certaldo nach Florenz zurück, stand aber schon bald wieder auf und klammere mich nun zu ungewohnt früher Stunde trotz meiner bleiernen Müdigkeit an das elende Tischchen, um unzählige drängende und vorwurfsvolle briefliche Fragen meines – wie so oft – unerträglich pedantischen Vaters zu beantworten. Mühsam begann ich ihm eine einigermaßen zurückhaltende Antwort zu schreiben, verlor aber bald, wohl auch wegen meiner tiefen Erschöpfung, die Geduld. Denn mein Brieflein rutschte nach einer noch recht freundlichen Einleitung in die gereizten Sätze ab: „Ich habe keine blasse Ahnung, ob Sandra und ihre Mutter – jetzt habt Ihr ja beide offiziell eingeladen – im Oktober mit uns kommen werden. Fest steht allein, dass wir Sandra nur zusammen mit Frau Pertini, niemals ohne sie mitnehmen könnten. Doch wie auch immer, erzwingen kann ich eine Antwort nicht, kann die weitere Entwicklung nur gottergeben abwarten, kann Euch also Eure ständig wiederholten Fragen nicht beantworten, kann nur darauf hinweisen, dass es zu gar nichts führt, wenn Ihr Euch täglich über diese Ungewissheit bei mir beschwert. Wie ich schon mehrfach betonte: Ob die beiden mit uns kommen oder nicht – ICH WEISS ES NICHT UND KANN ES AUCH VORLÄUFIG NICHT ERFAHREN! Noch einmal dasselbe: Der Grund ist nicht der, dass ich es wüsste und Euch aus Faulheit nicht schriebe – ich habe vielmehr nicht die geringste Ahnung, wie die gestrengen Herrschaften Pertini sich entscheiden werden. Gewiss wird sich diese Angelegenheit erst im Augenblick unserer Abfahrt klären, also am Ende der ersten Oktoberwoche, wenn Sandras Eltern Euch kennengelernt haben. Doch so ärgerlich das auch sein mag, auf keinen Fall kann ich mich jetzt bei jedem meiner Besuche erkundigen, ob der Pertini-Clan endlich wider alles Erwarten, nach langem Grübeln, sorgfältigem Abwägen des Pro und Contra, Einholen von Orakeln, Befragen kirchlicher Institutionen, Sitzung des Familienrats (Onkel, Tanten, Großväter, keinesfalls werden die Kinder beteiligt) zu irgendeinem Ent-

schluss gekommen ist. Wer rät mir denn dauernd zu Geduld – das seid doch Ihr! Und schließlich – ganze Ministerien handeln hier, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, nach dem Grundsatz, dass sich Anfragen von selbst erledigen, wenn man sie nur lange genug nicht beantwortet. Wie kann es da überraschen, dass auch ein so mächtiger Mann wie Babbo Pertini seine Entscheidungen auf den St. Nimmerleinstag verschiebt? Auch das Problem der törichten Liebe seiner Tochter wird sich, so hofft er, von selbst erledigen, wenn man es nur lange genug nicht zur Kenntnis nimmt. Kurz: ich bitte Euch herzlich, ein Nachsehen mit mir zu haben und den Druck, unter dem ich hier stehe, nicht auch noch von Eurer Seite zu erhöhen."

Jetzt sitze ich also, wie gesagt, hier an meinem Tischchen, sehe müde aus dem Fenster auf das herbstliche Florenz und frage mich, ob ich dieses bissige Schreiben wirklich abschicken soll. Eigentlich verdient Papa eine so harte Antwort nicht, denn er hat ja meine miese Laune nur verstärkt, nicht verursacht. Allerdings hat er – was bei ihm als Zahnarzt nicht vorkommen sollte – mit seinen bohrenden Fragen bei mir einen lebenden Nerv getroffen. Entsprechend hysterisch reagierte ich. Denn ich habe nicht nur eine Woche lang in Certaldo unter erheblichem Druck gestanden und bin eben erst entkräftet von dort nach Florenz zurückgekehrt, sondern fand zu allem Übel im Briefkasten der hiesigen, immer noch menschenleeren Wohnung bei meiner Ankunft nicht nur jenen einen Brief, sondern auch noch weitere Schreiben Papas vor, in denen er genau das tat, was ich, seit ich Sandra kenne, tagtäglich erlebe – er nahm sie gegen mich als das unglückliche, gequälte, mir wehrlos ausgelieferte Kind in Schutz, mahnte mich, sie endlich zärtlich und liebevoll zu behandeln. Ich solle aufhören, sie umzuerziehen. Doch ich entsinne mich nicht, jemals gesagt zu haben, dass sie mich, wie er mir vorwirft, „fürchten und lieben" soll. Offenbar vergeblich hatte ich ihm in einem meiner letzten Briefe zu erklären versucht, dass Sandra sich gern von mir beraten lässt, dass sie Kleider trägt, die ich hübsch finde, eine Frisur wählt, die mir gefällt, und dass sie auch deshalb heute die bezaubernde junge Frau ist, die sie ist, und nicht mehr das unsichere kleine Schulmädchen, als das ich sie kennenlernte und als das ihr Vater sie am liebsten noch immer sähe. Warum soll es verwerflich sein, sie auch in Äußerlichkeiten zu beraten? Glaubt mein Vater im Ernst, Sandra sei unglücklich darüber, jetzt beim Blick in den Spiegel festzustellen, dass sie tatsächlich eine Schönheit ist? Als sie mir damals, zu Beginn des Studienjahrs, in ihrer Nonnenkleidung zum ersten Mal begegnete, wusste sie das jedenfalls noch nicht. Nun bemerkt sie, dass sie nicht nur von mir, sondern von jedermann bewundert wird.

Im Übrigen könnte Papa mein Verhalten in einem anderen Punkt noch viel härter kritisieren. Seit ich Sandra kenne, habe ich mit ihr über schwierige wissenschaftliche, philosophische, religiöse, künstlerische und technische Probleme gesprochen, über Fragestellungen, von denen sie bisweilen noch nie etwas gehört hatte. Langweilte ich sie also, zwang ich sie, sich mit Dingen zu befassen, die sie keinesfalls interessieren konnten? Galt nicht auch für diesen Bereich Papas tadelnde Frage: „Warum bist Du nicht mit ihr so, wie sie ist, zufrieden?"

Gegenfrage: Wie ist sie? Sie ist weder dumm noch denkfaul, sondern überaus klug. Schon in den ersten Briefen, in denen ich sie erwähnte, hatte ich das doch auch betont, hatte kleinlaut eingeräumt, dass sie mir an Verstand weit überlegen ist. Weshalb sollte ich sie also als weibliches Dummchen behandeln? Das wäre die übliche männliche Arroganz gewesen. In Wahrheit war es von Anfang an meine verdammte

Pflicht und Schuldigkeit, sie als Partnerin meiner dürftigen geistigen Klimmzüge ernst zu nehmen, ihr zu zeigen, auf welchen Ästen man als intellektueller Affe herumturnen kann, und dann ohne Neid zuzusehen, wie sie schon nach kurzer Zeit eleganter von Baum zu Baum sprang, als ich das je gekonnt habe.

Doch ich glaube, der Versuch, das alles meinem Vater zu erklären, wird vergeblich bleiben. Ich sehe, dass jedermann mich und meine Liebe zu Sandra mit Argwohn betrachtet. Jetzt will mir also auch noch meine eigene Familie mit solchem Hickhack, mit Zweifeln an meiner Lauterkeit, meiner Reife, meiner Liebe, meinem Verantwortungsgefühl auf die Nerven gehen, will mir ausgerechnet zu einem Zeitpunkt in den Rücken fallen, an dem ich nach all den Kämpfen, schlaflosen Nächten, Sorgen und bitteren Stunden der Selbsterniedrigung den gesundheitlichen und psychischen Tiefpunkt zu erreichen scheine – und entsprechend melodramatisch endet mein Brief an den einen der beiden misshandelten und bekümmerten alten Herren, an meinen herzensguten Vater: „Wenn mein Abstieg in dieser Weise weitergeht, dann kannst Du einen Leichenwagen nach Florenz schicken und selbst zu Hause bleiben."

Aber Papa wird diesen Satz schon richtig als die ironische Übertreibung verstehen, als die er – vielleicht – gemeint ist.

82

Gestern, am Mittwoch, sandte ich hoffentlich rechtzeitig, nämlich drei Tage vor seinem Geburtstag, einen liebevollen Glückwunschbrief an meinen alten Vater, gratulierte ihm, stellte ihm ein kleines, leider etwas verspätet eintreffendes Geschenk in Aussicht, dankte ihm ferner – vielleicht etwas scheinheilig – herzlich für seine zahllosen Ermahnungen, betonte allerdings auch, dass sie niemals den Sinn haben könnten, den sie haben sollen. Mit Anweisungen, Aufrufen, Belehrungen, Mahnworten sei ja noch nie eine Paarbeziehung von außen zu steuern, zu regeln, zu heilen gewesen.

Doch jede weitere Diskussion ersparte ich ihm und mir, bemühte mich vielmehr, seine Standpauken, seinen beschwörend erhobenen Zeigefinger und die vielen teils von Sophokles-, teils von Bibelzitaten begleiteten Ratschläge mit Geduld zu ertragen – ja, ich verzichtete sogar darauf, ihn an das bissige „Auch Ratschläge sind Schläge" zu erinnern, will ihn nicht mit Widerworten ängstigen, sondern bemühe mich, ihn zu beruhigen, antworte stereotyp: „Ja, lieber Papa, alles, was Du mir predigst, habe ich verstanden, will auch immer ganz lieb und brav sein", denke mir zwar beim Schreiben das herrliche „... wenn ich kann" des Florentiner Heiligen hinzu, lasse es mir aber nicht in die Feder fließen.

Denn die gesammelten Kanzelreden meines alten Herrn zeigen ja vor allem, wie sehr er sich um das Glück der süßen, hilflosen, schutzbedürftigen Sandra sorgt. Und das freut mich. Allerdings unterschätzt er die Krallen dieser zarten weiblichen Schönheit erheblich. Denn Sandra wäre die letzte Frau, die sich demütigen, kränken, auch nur eine einzige Sekunde lang rücksichtslos behandeln oder sogar tyrannisieren ließe. Ihre kompromisslose Auffassung von unserer Liebe lässt sich am besten mit der in Italien sprichwörtlichen Wendung beschreiben: „o la va o la spacca", frei übersetzt: „Entweder das Ding läuft oder es fliegt auseinander." Für irgendein gequältes Arrangement wäre sich Sandra viel zu schade. Sollte ihre bedingungslose Liebe und

Treue nicht bedingungslos und treu erwidert werden, so nähme sie das nicht einen einzigen Augenblick lang hin, sondern würde die Beziehung sofort beenden, auch durch Messerstich in die Brust des perfiden Partners. Das wäre folglich meine Brust – vielleicht sollte Papa sich doch auch ein bisschen um mich sorgen. Nur gut, dass ich ihm meine Nicht-Beziehung zu Mirella bisher verschwiegen habe. Denn wenn er wüsste, dass ich zwischen der Mündung einer lupara und der Spitze eines Dolches hin- und hertorkele, nähme er meine Aufforderung, nicht selbst zu kommen, sondern einen Leichenwagen zu schicken, vielleicht sogar ernst. Dabei wäre doch, wenn Mirella mich im Betonpfeiler verschwinden ließe, die Entsendung eines Leichenwagens gar nicht nötig. Um im Übrigen diese Gefahr möglichst noch abzuwenden, versuchte ich Lella sofort nach meiner Rückkehr telefonisch zu erreichen, doch das übliche Hausmädchen sagte mir, die „dottoressa" sei verreist, werde sich aber „trotz allem vielleicht irgendwann noch einmal" mit mir in Verbindung setzen. Ob die Kleine selbst so bissig formulierte oder einen auswendig gelernten Text Mirellas herunterbetete, weiß ich nicht, hatte auch nicht die Kraft, länger darüber nachzudenken.

83

Auch am gestrigen Sonnabend besuchte ich Sandra in Certaldo. Dieser Aufenthalt war viel angenehmer als meine früheren Besuche, da ich jetzt doch irgendwie zur Familie gerechnet werde. Sandras Vater war sichtlich um mein Wohlbefinden bemüht, behandelte mich lieb und nett, vermied bei unseren Gesprächen jeden Misston, vielleicht nicht so sehr, weil er sein Herz für mich entdeckt hätte, sondern wohl eher, weil er in den vergangenen Wochen trotz Sandras Zurückhaltung spüren konnte, wie sehr sie an mir hängt.

Offenbar hat er – um bei meinen einleuchtenden Katzen-Beispielen zu bleiben – begriffen, dass er auch dieses Fundtier nicht aus dem Haus jagen kann, ohne das Töchterchen zu betrüben. Und da der zugelaufene exotische Kater nicht kratzt, sondern höflich schnurrt, wird man ihn so lange streicheln und füttern müssen, bis er freiwillig davonzieht, bis er hoffentlich in seiner fernen Heimat irgendeiner heimischen Mieze nachsteigt und sich nie wieder in Certaldo blicken lässt.

Mich mit einer von Sandras vielen Katzen zu vergleichen ist durchaus nicht so abwegig, wie es scheinen könnte, sondern erleichtert das Verständnis der Vater-Tochter-Beziehung erheblich. Wie nämlich ein Blick auf Sandras Zoo zeigt, kann nicht nur der Vater die Tochter, sondern auch umgekehrt die Tochter den Vater – allerdings eher ungewollt – beträchtlich unter Druck setzen. Zwar hat Sandra im Allgemeinen keinen Grund, traurig zu sein, sitzt dem Babbo also nur selten niedergeschlagen an der Tafel gegenüber – aber wehe, sie tut es! Dann ist er wehrlos, unternimmt, was er kann, um ihr zu helfen oder sie zu trösten. Und eben das lässt sich an Sandras Katzen studieren, denn deren Zahl stieg stetig an – zeitweilig hatte sie sechs solche Lieblinge. Immer, wenn sie ihren Vater um die Aufnahme irgendeines weiteren Tiers anbettelte, gab er nach, während die Mamma den Standpunkt der Vernunft zu vertreten versuchte (wohlgemerkt – versuchte! Denn wenn Vater und Tochter sich einig sind, hat sie keine Chance).

Nur in einer einzigen Situation ist der Babbo hilflos, kann nichts für Sandra tun, fürchtet deshalb auch nichts mehr als derartige Vorkommnisse, hat sogar eine

feststehende Wendung geprägt für ihre Miene in solchen Augenblicken – „la faccia da gatto morto: das Gesicht wie beim Tod einer Katze“. Nichts trifft ihn härter als dieser Ausdruck der Verzweiflung in ihrem expressiven Gesicht, und da sie ihn damit in diesen Tagen bei einigen wenigen Gelegenheiten – etwa wenn er von unserer ungewissen Zukunft sprach oder wenn ich nachts abreiste – tief erschreckte, ist er behutsamer, fast ängstlich geworden. Dabei nimmt Sandra sogar größte Rücksicht auf ihn, versucht sich mit aller Kraft zu beherrschen, kontrolliert sich eisern, doch manchmal, für den Bruchteil einer Sekunde, gelingt ihr das nicht – all ihre Trauer, ihre Angst, das gesamte Elend wird dann in ihrem Gesicht so deutlich wie in Munchs Bild „Der Schrei“. Vielleicht auch deshalb vermeidet ihr Vater mehr denn je jede offene Aussprache mit ihr. Zwar glaubt er immer noch, alles besser zu wissen, will aber auf keinen Fall sehen, wie sie unter seinen – wie er meint, richtigen – Entscheidungen leidet. Stets schickt er die Mamma vor, sie muss uns seinen Tiefsinn – Trübsinn – verkünden. Er selbst dagegen bemüht sich jetzt im Zusammensein mit uns um größtmögliche Harmonie.

84

Inzwischen habe ich auch Sandras Tanten besser kennengelernt. Zia Livia ist tatsächlich so fein und empfindsam, wie ich vermutet hatte. Außerdem ist sie zu jeder Heuchelei unfähig, verrät vielmehr ihre Gedanken so offen und arglos wie ein junges Mädchen. Daher kann ich sie gar nicht anders als ritterlich behandeln, habe sie ins Herz geschlossen, weiß, dass sie bereit ist, Sandra und mich in jeder Weise zu unterstützen.

Schon seit Mariae Himmelfahrt besuchen wir die beiden alten Damen mindestens einmal täglich am späten Nachmittag oben unter dem Dach in ihrem kleinen Wohnzimmer. Auf einem hohen Lehnstuhl thront dort dann auch die kraftvolle, von Sandra zia Alle genannte Tante Allegretta. Schon bald bekam ich den Eindruck, dass sie beim Tod des alten Amerigo, ihres Vaters, dessen Nachfolge angetreten hat. Denn in den Augen der anderen Pertini-Kinder scheint sie zum Familienoberhaupt aufgestiegen zu sein. Das wäre ja auch nicht überraschend, da sie alle ihre Geschwister wie eine Mutter großgezogen hat und wohl auch durch diese Jugenderfahrung zu jener starken Persönlichkeit gereift ist, die ein Fremder wie ich als ruhig, kritisch, distanziert erlebt, während zia Livia vermutlich so mädchenhaft geblieben ist, weil sie von der älteren Schwester immer noch bemuttert wird. Denn im Haushalt der beiden hat zia Alle stets, auch beim täglichen Kleinkram, das letzte Wort.

Doch Tante Allegrettas große Leistungen liegen in der Vergangenheit. In mancher schweren Krise hielt sie den Pertini-Clan zusammen und bewies dabei oft mehr Mut als die Amerigo-Söhne. Entsprechend machtvoll, wenn auch unauffällig, wacht sie weiterhin über das Schicksal der Gesamtfamilie. Sandra hängt sehr an dieser energischen Frau, bereitete mich aber auch von der ersten Stunde an darauf vor, dass deren Zuneigung zu mir – anders als die der Tante Livia – immer Grenzen haben werde: „In zia Alles Herz ist nur Platz für Pertini-Kinder. Sie wird dich akzeptieren, weil ich dich liebe, aber du wirst ein Außenstehender bleiben wie meine Mutter, wie Giulietta, wie alle anderen angeheirateten Familienmitglieder.“ Mit dieser pessimistischen Voraussage wird Sandra vermutlich recht behalten.

Immerhin werden wir stets, wenn wir die vielen Treppen bis oben unter das Dach hinaufgestiegen sind, herzlich aufgenommen. Auch gestern saßen wir in der Mitte des kleinen Salons am runden Tisch und bewunderten die Aussicht. Das eine der beiden Fenster jenes Eckraums ist nach vorne auf Straße und Eisenbahnlinie, das andere nach Süden, auf den Garten, gerichtet. Dieses seitliche Fenster erlaubte es den Tanten, mich unauffällig zu beobachten, sooft ich mit der DUCATI ankam. Doch es bietet noch etwas viel Besseres, nämlich einen schönen Blick auf San Gimignano. Dessen hochgelegene Altstadt zeichnete sich gestern im letzten Abendlicht als ferne zartrosa Silhouette über den schon dunklen Baumkronen des Viale Matteotti ab. Zwar scheint der Viale in Richtung jenes Städtchens zu führen, aber dieser Eindruck trügt, man muss vielmehr an der nahen, ebenfalls vom Fenster aus sichtbaren Kreuzung nach rechts abbiegen, erst die Bahnlinie, später auch die Elsa überqueren und dann einen langen Berghang hinaufklettern, auf einer Straße, die ich schon einmal beschrieben habe. Sie besteht fast nur aus Kurven.

Deshalb verbindet Sandra mit ihr ausschließlich – im Wortsinn – „üble“ Erinnerungen. Denn sie vertrug als Kind das Autofahren überhaupt nicht. Bereits nach wenigen Kurven fühlte sie sich schlecht, und manchmal genügte schon ein leichter Benzingeruch im noch stehenden Fahrzeug, um bei ihr Übelkeit auszulösen. Doch unglücklicherweise wohnte ihre Klavierlehrerin in San Gimignano, und das ist von Certaldo aus kaum anders als auf dieser Straße zu erreichen. Folglich wurde Sandra mit dem Auto zum Klavierunterricht gefahren und erschien daher stets in erbärmlichem Zustand bei ihrer Lehrerin.

Aus dem nach vorn gerichteten Fenster sieht man quer vor sich die von Rosskastanien gesäumte Allee, dahinter eine parallel zu ihr verlaufende Reihe großer Platanen und unter ihnen die Gleise der Bahnlinie, rechts auch den Bahnhof, weiter links einige abgestellte Güterwagen und über die Baumwipfel hinweg am westlichen Horizont jene fernen, gestern im schwachen Abendlicht schon dunkelblau verschatteten Berge, auf denen Gambassi liegt. Darüber leuchtete der Himmel noch hellgelb, die Sonne war aber schon untergegangen. Trotzdem schalteten wir die elektrische Beleuchtung nicht ein, sondern blickten hinaus in die Abenddämmerung, sprachen im Halbdunkel miteinander.

Schließlich stand zia Livia auf, Sandra folgte ihr, beide betätigten sich in der Küche, und es verbreitete sich Kaffeeduft. Ich unterhielt mich indessen mit zia Alle. Es mag sein, dass sie nur Blutsverwandte als „verwandt“ ansieht, doch das heißt nicht, dass sie mich nicht herzlich und ohne Vorbehalte aufnahm. Ihre Einstellung ist ziemlich eindeutig: Sandra hat eine Wahl getroffen, schwerwiegende Fehler sind an mir nicht zu entdecken, also kann man die Liebe der Nichte billigen. Da zia Alle nicht nur stark, sondern auch mutig ist, findet sie es letztlich richtig, dass Sandra ihre Wünsche mit Nachdruck vertritt, sich also auch gegen ihren Vater durchzusetzen versucht. Auf dieser Grundlage fanden Tante Allegretta und ich schnell eine Möglichkeit, vertrauensvoll miteinander umzugehen. Die beiden alten Damen sind, wie gesagt, vor allem an Sandras Lebensglück interessiert. Sie unterscheiden sich in ihrem Verhalten nur insofern, als zia Alle die Wahl ihrer Nichte als deren freie Entscheidung respektiert, zia Livia sie dagegen begrüßt.

Auf jeden Fall herrschen dort oben unter dem Dach stets Gelassenheit und Friede, wir gehen gern hinauf, sitzen meist, wie auch gestern, in der Abenddämme-

rung mit den Tanten zusammen, unterhalten uns – wobei zia Alle eher zuhört – über alles Mögliche, trinken duftenden Espresso, knabbern (ziemlich trockene) Kekse, genießen den weiten Ausblick und versuchen, unsere manchmal gequälten Herzen beim langsamen Ticken der zwischen den Fenstern in der Zimmerecke stehenden großen Standuhr zu beruhigen.

85

Heute, am Sonntag, sitze ich hier allein und verlassen in meiner trostlosen Bude und langweile mich zu Tode. Sandra ist mit ihren Eltern für zwei Wochen an den Gardasee gereist, Mirella hat nach dem kurzen und bissigen Text, den sie mir von ihrer Zofe verlesen ließ, nichts mehr von sich hören lassen. Sie hatte mir ja angekündigt oder richtiger: von dem niedlichen Stimmchen des Hausmädchens ankündigen lassen, dass sie sich „trotz allem irgendwann noch einmal" mit mir in Verbindung setzen werde – „trotz allem", was sollte das heißen? Nun, jenes „alles" waren wohl die fünf Tage, die ich in Certaldo verbracht hatte. Zweifellos hatte Mirella mir übelgenommen, dass ich ausgerechnet am feierlichen Ferragosto bei Sandra geblieben war. Dass ich im Hotel schlafen musste, mich also während der lauschigen Sommernächte nicht unter demselben Dach wie die „Dorfprinzessin" aufhalten durfte, konnte sie ja nicht wissen. Dieses ständige „Da capo", all die Wiederholungen der von meinen Freundinnen heraufbeschworenen alten und doch immer neuen Konflikte, fand ich unsäglich strapaziös, ärgerte mich sowohl über die Abreise Sandras – hätte sie sich gegen diese Zumutung ihres Vaters nicht wehren können? – als auch über Mirellas kleinliche Eifersucht. Was hatte ich ihr getan? Welches Recht hatte sie, mir einen fünftägigen Aufenthalt in der toskanischen Provinz vorzuwerfen?

Am besten war es wohl, sie das selbst zu fragen, sie also anzurufen und die Lage mit einem Rundumschlag zu klären. Also setzte ich einen weiteren kräftigen Strich in die Liste der von mir zu bezahlenden Telefongespräche und wählte, äußerst mies gelaunt, Mirellas Nummer. Heute wollte ich mich endlich einmal hemmungslos mit ihr streiten, wollte alles erreichbare Porzellan zerschlagen, wollte diesmal nicht, obwohl von ihr schlecht behandelt, lieb sein, sondern toben, mich gehen lassen, die offene Konfrontation suchen. Wieder meldete sich das hübsche Stimmchen der Kammerzofe: „Pronto, chi parla?" – Wütend fuhr ich sie an: „Sono Ben, quel povero disgraziato che viene continuamente maltrattato come un cane dalla Sua padrona: Ich bin Ben, jener arme Unglückliche, der ständig von Ihrer Herrin wie ein Hund misshandelt wird." Um jeden Preis wollte ich Streit anfangen, auch mit dem bedauernswerten Dienstmädchen. Das verschreckte Kind schwieg, die Leitung knackte – war aufgelegt worden? Noch wütender als vorher protestierte ich: „Ehi, pronto, ma mi sente qualcuno in quella maledetta casa? Heh, hallo, ja hört mich denn wer in jenem verfluchten Haus?" – „Ja, *ich* höre dich, du Berserker! Was ist denn in dich gefahren", meldete sich Mirella, „warum schreist du das arme Mädchen an? Die zartbesaitete Kleine ist völlig verschüchtert." – „Ah, das tut mir leid. Bitte richte ihr von mir aus, dass ich nicht dich, da du ja nie Zeit für mich hast, sondern sie ins Kino und später zum Essen einladen werde." – „Na schön, ich sehe, dass du noch ganz der Alte bist, dass du während meiner Abwesenheit nichts dazugelernt hast. Das wundert mich nicht, denn du bist bekanntlich beratungsresistent. Nur meine Mutter will das

noch nicht wahrhaben und möchte dich sehen. Ich habe sie heute mit der *Aztec* aus Rom abgeholt. Sie ist soeben aus Amerika zurückgekommen und will noch heute mit uns sprechen, obwohl sie noch nicht einmal meinen Vater gesehen hat – er musste nach Frankreich fliegen. Also noch einmal: du wirst dringend gebeten, um 17.00 Uhr bei uns zum Tee zu erscheinen.“ – Ich schwieg betroffen. Was sollte denn das jetzt? – „Benny, hast du mich gehört, hast du verstanden? Mom bittet dich zum Tee, und ich bitte dich, mir den Gefallen zu tun und zu kommen. Bitte nimm die Einladung an!“ – „Ja, natürlich werde ich sie annehmen. Hast du eine Vorstellung, warum mir diese große Ehre zuteilwird?“ – Doch Mirella musste gestehen, dass sie von den Hintergründen der Teezeremonie nicht die blasseste Ahnung hatte. Auch als sie mich, wie versprochen, gegen 16.30 Uhr mit dem ALFA abholte, wusste sie noch nichts Genaueres, rätselte nach wie vor über die Motive der Teestunde.

Ich beichtete ihr, dass ich an Ferragosto in Certaldo in einem Hotel übernachtet hatte, tagsüber aber Gast im Pertini-Haus gewesen war. Sie schien das mit Gleichmut hinzunehmen: „Unsere Scheidung“, meinte sie, „steht ja nun dicht bevor, und es wird Zeit, dass wir lernen, getrennte Wege zu gehen. Oder hast du deine Pläne doch noch geändert und begleitest mich nach Cambridge?“ – Ach Gott, was für eine Frage! Und ich hatte einen Augenblick lang gedacht, dass sie sich tatsächlich mit der gegebenen – verzweifelten – Lage abgefunden hätte. Betroffen schwieg ich, doch sie schien gar keine Antwort erwartet zu haben, erzählte von ihrem heutigen Flug nach Rom, hielt irgendwann wie selbstverständlich vor einem Blumengeschäft, bat mich, im Auto sitzen zu bleiben, „damit es nicht gestohlen wird“, kaufte Blumen, warf sie hinten in den ALFA und kommentierte das mit der lässigen Bemerkung: „Da hast du die Blumen, die du meiner lieben Mamma überreichen wirst.“ Sie war hocheffizient heute, alles, was sie tat, musste schnell und konzentriert erledigt werden. In den beiden vergangenen Wochen hatte sie den Daddy in verschiedenen Flugzeugen, nicht nur in der *Aztec*, durch halb Europa begleitet, war viele Stunden als Pilotin unterwegs gewesen, und ihr heutiges Verhalten war so etwas wie ein Nachklang der in dieser Zeit verinnerlichten fliegerischen Disziplin.

Und nun also das so ganz andere, geruhsame Teestündchen mit der Mom! Brav überreichte ich meine Blumen, erkundigte mich wohlerzogen nach dem Befinden des kranken, aber, wie ich erfuhr, gottlob wieder einigermaßen genesenen Herrn Papa und wurde schließlich zusammen mit Mirella zum von uns beiden mit Spannung erwarteten Gespräch an das mit einem edlen Teekännchen und allerlei Gebäck gedeckte Tischchen gebeten. Die Mom sprach italienisch mit mir, weil Mirella etwas boshaft gesagt hatte, mein Englisch sei noch viel schlechter als mein Italienisch. Das war zwar richtig, aber sie hätte schließlich auch genauso gut sagen können, mein Italienisch sei viel besser als mein Englisch.

Doch im Vergleich zum Inhalt des Gesprächs sind das alles Quisquilien, soll heißen: unwichtige Kleinigkeiten. Denn die liebe Mom, eine schöne Frau, begann mir mit etwas geistesabwesendem Gesicht, sanft lächelnd und recht leise sprechend, ohne sich im Mindesten aufzuregen, mit olympischer Ruhe, eine „predicozza“ zu halten. Mit diesem Wort bezeichnen die Italiener eine besserwisserische, mit erhobenem Zeigefinger vorgetragene Moralpredigt: „Liebe Kinder, Daddy hat mich, wie ihr wisst, fast täglich in Amerika angerufen und mich dabei in letzter Zeit mehrfach gebeten, doch unbedingt so bald wie möglich mit euch zu sprechen. Offenbar braucht

Mirella meine Hilfe, denn sie ist in einer schwierigen Lage, liebt schon seit längerer Zeit irgendeinen Jungen, dem sie verzweifelt treu zu bleiben versucht. Doch du, lieber Ben, willst dich mit ihrer Entscheidung nicht abfinden, hoffst noch, sie für dich gewinnen zu können, erreichst aber auf diese Weise nur, dass ihr weder getrennt noch vereint glücklich werden könnt.“ – „Mom, die Situation ist etwas anders ...“, versuchte die arme Mirella ihre Mutter zu korrigieren, doch die fuhr unbeirrt fort: „Bitte, Kind, unterbrich mich nicht! Hier müssen grundsätzliche Fragen gestellt und beantwortet werden, damit endlich einmal Klarheit herrscht. Nicht wahr, Ben, Sie sind (nach dem freundlichen „Du“ der Einleitung siezte sie mich also plötzlich wieder) damit einverstanden, dass ich offen mit Ihnen rede. Was ich Ihnen sagen möchte, ist dies: Sie müssen jene andere Liebe Mirellas respektieren. Wenn Sie sie wirklich so sehr lieben, wie mir mein Mann berichtet hat, dann dürfen Sie meine Tochter nicht dadurch unglücklich machen, dass Sie sich in eine andere, ältere Beziehung eindrän....“ – „Ich bitte dich, Mom, sei doch bitte still, bitte sprich doch erst mit mir, ehe du Ben solche Vorwürfe machst, er ist doch an meinem Kummer ganz unschuldig...“ – „Nein, genau das glaube ich nicht. Er hätte die Pflicht, deine Gefühle für jenen anderen, wer auch immer das sein mag – liebst du Gary? –, er müsste auf deine Gefühle Rücksicht nehmen und aufhören, dich zu umwerben, zu umgarnen, zu verwirren, herauszufordern, er müsste endlich den beharrlichen Versuch, dich zu einer leichtfertigen Beziehung zu verführen, aufgeben. Das erfordert schon der schlichte menschliche Anstand. Und er ist doch kein übler Junge, scheint aus gutem Haus zu ...“ – „Wenn ich gewusst hätte, dass du uns eine solche Predigt halten willst, hätte ich Ben nicht überredet, heute zu uns zu kommen. Es ist alles ganz anders, als du glaubst.“ – Mirella schien ziemlich verzweifelt, und so fühlte ich mich denn bemüßigt, ihr zu Hilfe zu eilen: „Liebe gnädige Frau, ihre Argumente sind richtig und doch auch falsch. Wenn ich jemanden liebe, will ich natürlich sein Bestes. Davon gehen ja auch Sie aus. Aber was ist dieses Beste? Wenn ich glaube, dass die von mir geliebte Person in ihrer Partnerwahl einen Fehler gemacht hat, dass ich sie eher glücklich machen könnte als jener andere“ – und ohne dass die Mom es sehen konnte, lächelte ich die verstörte Lella augenzwinkernd an – „als jener alberne, dämliche Gary, wenn ich das fest glaube, dann bin ich doch geradezu verpflichtet, das geliebte Mädchen vor jenem anderen zu retten. Es gibt doch auch die moralische Pflicht, jemanden, der sich in einen Abgrund stürzen will, zurückzureißen, oder etwa nicht?“ – Die arme Mom war überfordert, wollte antworten, doch jetzt endlich zog Mirella wie in einem führerlos dahinrasenden Zug die Notbremse, und was für eine! Alle Passagiere wurden von den Sitzen gerissen und durch das Abteil geschleudert, als sie sagte: „Wir haben gar keinen anderen Partner, lieben in blinder Leidenschaft nur einander, einen Gary kenne ich gar nicht, liebe allein Ben, und darum darfst du ihm auch keinen Vorwurf machen. Ich will diese Diskussion nicht länger hören, Schluss, aus, basta, es reicht! Wenn wir schon selbst nicht wissen, was wir wollen, wissen andere es erst recht nicht.“

Diesem letzten Argument ließ sich nur schwer widersprechen, und so gab nun auch diese Mutter den Versuch, ihre Tochter vor mir zu retten, mit resignierendem Lächeln auf. Wir redeten über Unverbindliches, blieben noch ein Stündchen zusammen, dann ergriff Mirella die Flucht, zog mich demonstrativ an der Hand fort, nannte mich zum ersten Mal in Gegenwart anderer – und ausgerechnet in der ihrer Mutter –

„amore mio“, forderte mich mit den Worten auf sie zu begleiten: „Komm, amore mio, wir gehen jetzt ins Kino. Ich liebe nur dich, keinen Gary.“ Und leise setzte sie, nur für mich hörbar, hinzu: „Aber du Dummkopf liebst die elende, unerträglich trübsinnige Sandra! Also werde ich mich weiter bemühen müssen, dich vor ihr zu retten. Denn dazu bin ich ja, wie du gerade eben selbst richtig gesagt hast, moralisch verpflichtet.“

Als wir dann vor der Wohnungstür im Hausflur standen, überkam uns größte, völlig unangebrachte, ja hysterische Heiterkeit. Mirella umarmte mich und hing kichernd – oder schluchzend? – an meinem Hals. Die Mom hatte wohl, von der Sorge um ihren kranken Vater entnervt, einiges, was ihr der Daddy bei seinen Anrufen gesagt hatte, gründlich missverstanden. „Vielleicht hat sich aber auch“, so versuchte ich Mirella den Irrtum zu erklären, „das Überseekabel der Telefonleitung irgendwo in der Tiefe des Atlantiks verdreht oder der Plus- und der Minuspol waren zeitweise vertauscht. Vielleicht ist ja unsere Lage allein durch einen solchen Übertragungsfehler auf den Kopf gestellt worden.“

86

Sandra war, wie gesagt, an den Gardasee gereist. Vielleicht war sie aber auch dorthin verschleppt worden. Auf jeden Fall hatte sie sich nicht mit aller Kraft gegen ihre Entführung gewehrt, und deshalb glaubte ich, mir ebenfalls die ein oder andere Eskapade erlauben zu dürfen, und willigte sofort ein, als Mirella mich am Sonntagabend vor meiner Haustür – sie hatte mich nach dem Kinobesuch und einem anschließenden ausgiebigen Abendessen noch mit dem ALFA bis zum Viale Petrarca zurückgebracht –, als mich also die immer gütige Lella fragte, ob ich sie wieder einmal auf einem Flug begleiten könne. Sie müsse ihren Vater morgen in Nizza abholen. Allerdings werde er erst abends dort eintreffen. Wenn ich aber bereit sei, den „zweiten Piloten zu spielen“, könnten wir ja schon in der Frühe an die Côte d’Azur fliegen und uns dort einen schönen Tag machen, könnten nicht nur durch Nizza bummeln, sondern uns auch Cannes, Frejus und St. Tropez ansehen. Gab es irgendeinen vernünftigen Grund, ein so großartiges Angebot abzulehnen? Nein, natürlich gab es den nicht, und deshalb sagte ich sofort zu.

Heute Morgen holte mich Mirella, brav wie immer, schon um 7.15 Uhr mit dem ALFA an der Haustür ab. Zusammen fuhren wir nach Perétola. Die von Carlo zu 70% aufgetankte *Aztec* wartete vor dem Hangar im strömenden Regen auf uns. Denn das Wetter war verheerend schlecht. Doch Mirella sagte selbstsicher: „Das macht gar nichts. In Frankreich soll es etwas besser sein. Hast du auch deinen Pass nicht vergessen – und auch deine Badehose nicht? Vielleicht können wir ja irgendwo ein bisschen schwimmen.“ Ich versicherte ihr, alles, wie aufgetragen, mitgebracht zu haben, begleitete sie mit einem großen Regenschirm über das Vorfeld zu „unserem“ schönen Flugzeug, half ihr, unsere wenigen Taschen im hinteren Gepäckfach zu verstauen, und versuchte sie auch beim Kontrollgang um die triefnasse *Aztec* vor dem Regen zu schützen, allerdings nicht immer erfolgreich. Schließlich sprangen wir eilig auf die Tragflächen, kletterten ziemlich nass ins Cockpit, ließen uns mit schlechtem Gewissen auf die edlen Ledersitze fallen und verriegelten sofort die Türen hinter uns. Hier drinnen im Trockenen gingen wir dann sorgfältig die Checklists durch. Um 8.10

Uhr konnten wir die Motoren starten. Die beiden Lycomings nahmen die Nässe gar nicht zur Kenntnis, sprangen problemlos an und liefen dann kraftvoll wie immer. ‚Eigentlich wäre es ja auch', dachte ich, ‚unverantwortlich, mit ihnen bei diesem Wetter da oben herumzukurven und nicht selten wolkenbruchartigen Regen mit einer Geschwindigkeit von 280-300 km/h zu durchfliegen, wenn sie sich bei Feuchtigkeit schon hier unten so zickig benähmen wie manche Automotoren.' Trotzdem wäre ich lieber bei gutem Wetter gestartet, bin eben ein Feigling. Nur Mirellas Verhalten ermutigte mich, denn sie war zweifellos schon mehr als einmal bei solchen Bedingungen geflogen, saß da links so unbeeindruckt neben mir, als wenn die Sonne strahlend ins Cockpit schiene, was sie aber, wie gesagt, leider nicht tat – es war so dunkel, dass wir schon beim Rollen die Instrumentenbeleuchtung einschalteten. Immerhin wollte sich auch eine einmotorige Cessna bei diesem Wetter in die Luft wagen. Da sie mit dem Start vor uns an der Reihe war, zwang sie uns zu längerem Warten am Rollhalt vor Bahn 05.

Kann man auch von einem Flugzeugcockpit sagen, dass es „gemütlich" ist? Doch, ich glaube schon. Wir standen mit angezogener Parkbremse vor der „linken" (nordwestlichen) Einfahrt zu Bahn 5, die beiden Motoren liefen mit nur leicht erhöhter Drehzahl, also fast im Leerlauf, über die Front- und Seitenscheiben rann der Regen, trommelte auf die Tragflächen, wurde nur im Bereich der Propellerströmung über die weißglänzende Blechhaut der Motorgondeln und der angrenzenden Flügeloberseite nach hinten gejagt – während es also da draußen dunkel und nicht nur eklig nass, sondern auch unangenehm kalt war, herrschte hier drinnen wohlige Wärme, denn wir hatten die Kabinenheizung heute schon am Boden eingeschaltet – ja, es war kuschelig hier im Cockpit dieses kleinen Reiseflugzeugs, hinter den vielen rötlich leuchtenden Instrumenten, deren Zeiger alle, ohne zu zittern, im grünen Bereich standen. Das Einzige, was mich jetzt während des Wartens noch nachdenklich stimmte, war das Gelb der beiden Schwimmwesten, die ich griffbereit hinter uns liegen sah. Denn Mirella hatte mir angekündigt, dass wir heute nahezu eine Stunde lang über dem Meer fliegen würden. Sie nahm das durchaus nicht auf die leichte Schulter – hätte ich ihr nicht mit einigen sachverständigen Bemerkungen bewiesen, dass ich mich noch gut an Carlos Gebrauchsanleitung erinnerte, so hätte sie mir die Handhabung solcher Rettungswesten noch einmal in aller Ausführlichkeit erklärt.

Nach einigen Minuten des Wartens sahen wir, wie die Cessna von links kommend abhob und schon in geringer Höhe im wirbelnden Grau des Dauerregens verschwand. Kurz darauf durften wir weiterrollen und kamen um 8.25 Uhr am Ende von Bahn 05 an. Es regnete so stark, dass wir sogar die im Norden unmittelbar an den Platz angrenzenden Hügel nur als verschwommene Schatten erkennen konnten. Doch all das nahm Mirella mit ruhiger Gelassenheit hin, drehte die *Aztec* langsam um 180° in Startrichtung (so herum heißt die gleiche Bahn 05 dann Bahn 23), erhielt Starterlaubnis, bestätigte sie, jagte unseren schönen Vogel in voller Festbeleuchtung über die nasse Piste und ließ ihn dann, nach ungefähr 400 m Startstrecke, sanft in den wolkenverhangenen Florentiner Himmel steigen. Sofort musste sie im Blindflug nach Instrumenten fliegen, übertrug allerdings diese Aufgabe schon bald an den Autopiloten. Er sollte die *Aztec* mit 500 fpm (ca. 150 m pro Minute) auf 7.500 Fuß (ca. 2.300 m) in Richtung Pisa steigen lassen. Böen schüttelten uns kräftig durch, zu sehen war nichts außer dichtem grauem Nebel. Doch dann, nach 9 Minuten, etwa auf halber

Strecke zwischen Florenz und Pisa, überstiegen wir in 5.400 ft (1.650 m) die Regenfront, flogen hinaus in blendendes Licht – wie schön diese Helligkeit war! Zufrieden lächelnd setzte Mirella ihre Sonnenbrille auf, freute sich darüber, dass ich so begeistert war vom Anblick der vor uns im strahlenden Sonnenschein flimmernden Meeresfläche: „Du wirst ja sehen, wie viel besser das Wetter an der Côte d'Azur ist."

Schon zwei Minuten später, um 8.39 Uhr, erreichten wir unsere geplante Reiseflughöhe, bekamen die Überfluggenehmigung für den Flugplatz Pisa, überquerten ihn zwei Minuten später, hatten Empfang des Funkfeuers Nizza und gaben nun dem Autopiloten den Befehl, es im Navigationsmodus auf 7.500 Fuß Höhe anzufliegen.

Es folgte der angekündigte längere Flug über das Ligurische Meer. Das Wetter besserte sich ständig, allerdings traten nicht selten, zumal unter größeren Wolken oder doch in ihrer Nähe, kräftige Turbulenzen auf. Das Meer schien ziemlich aufgewühlt, manchmal waren weiße Schaumkronen zu sehen, auch feine Gischtschleier wurden hin und wieder über die dunkelblaue Fläche geweht. Doch hier oben in Lellas Flugzeug schien uns das alles nicht allzu viel anzugehen, ruhig und kraftvoll liefen die beiden großen Sechszylinder-Motoren. Wir waren so sehr an ihren tiefen Basston gewöhnt, dass wir ihn schließlich nur noch dann hörten, wenn er sich – und sei es auch nur minimal – veränderte. Doch jetzt im Reiseflug blieb er ebenso wie das ihn begleitende feine Sirren der Propellerspitzen fast immer gleich. Nur selten, nur wenn wir starke Turbulenzen durchflogen, schwankte er leicht, und auch das nur für Augenblicke.

Je weiter wir nach Westen kamen, desto erfreulicher sah die Welt aus. Immer länger waren wir im strahlenden Sonnenlicht unterwegs, immer seltener durchflogen wir tiefhängende Wolkenfetzen. Denn nur noch wenige dicht über uns dahinziehende Kumuli sprenkelten hier und da das glänzende Meer mit ihrem Schatten. Um 8.47 Uhr hatten wir die italienische Küste hinter uns gelassen, nach 23 Minuten, um 9.10 Uhr, sah ich rechts vor uns zum ersten Mal wieder Land. Eine halbe Stunde flogen wir noch parallel zur Küste, mussten auch den Flugplatz Nizza zunächst rechts liegen lassen und dann zurückkurven, weil man uns anwies, in nordöstlicher Richtung zu landen. Daher setzte die *Aztec* erst gegen 9.45 Uhr auf französischem Boden auf. Um 9.50 Uhr erreichten wir die Parkposition.

Gut gelaunt bot mir Mirella nun den versprochenen „schönen Tag" an der Côte d'Azur, mietete ein Auto und zeigte mir alles, was ihr sehenswert schien – denn natürlich kannte sie hier jeden Ziegelstein. Wir bummelten durch Nizza, Antibes und Cannes, verzichteten aber darauf, auch noch nach St. Tropez zu fahren. Der Weg dorthin schien uns zu weit – irgendwann waren wir die wilde Kurverei auf der Küstenstraße leid. Und da wir heute auf wundersame Weise in allem einer Meinung waren, waren wir uns auch darin einig, dass es nichts Schöneres gab, als faul in der Sonne zu sitzen, einen Streifen Pizza aus der Hand zu essen oder auf einer Bank unter Palmen mit dem beigelegten kleinen Plastiklöffel einen großen Pappbecher Eis leerzukratzen. Denn wie immer stellte Mirella keinerlei Ansprüche, war mit Wenigem zufrieden, konnte sich kindlich über Kleinigkeiten freuen. Diese Genügsamkeit hatte ich zwar schon früher bei ihr beobachtet, aber noch nie so deutlich wie hier an der noblen Côte d'Azur. Vielleicht erkannte ich ihren epikureischen Hang zum einfachen Leben heute auch deshalb so klar, weil wir uns diesmal nicht durch Aktionismus von Problemen ablenken mussten. Ohne uns ein einziges Mal zu streiten, wan-

derten wir stundenlang durch jene berühmten Küstenorte, liefen immer friedlich, einträchtig, vergnügt, fröhlich, ja, manchmal so ausgelassen Hand in Hand nebeneinander her wie – ja, wie? Fast hätte ich gesagt „wie jungverheiratet“. Dabei standen wir doch kurz vor der Scheidung. Aber die Spannungen unserer „Scheinehe“ hatten wir endlich einmal völlig vergessen.

Und das dürfte auch der arme Daddy gedacht haben, als er uns abends gegen 18.30 Uhr auf sich zukommen sah. Offenbar hatte Mirella ihm nicht verraten, dass sie ihn mit mir zusammen abholen wollte. Er wartete im Flughafenrestaurant auf sie, saß träumend an einem Tischchen hinter einer Tasse Capuccino, hatte seine Geschäftspapiere zur Seite gelegt und studierte die Fußballergebnisse des gestrigen Sonntags in der *Gazzetta dello Sport*. Als wir Hand in Hand zu ihm an den Tisch traten, legte er die Zeitung langsam auf den leeren Stuhl neben sich, stand auf, wurde von Mirella stürmisch begrüßt, sah aber über ihre Schulter zu mir herüber, sagte schließlich: „Komm her, Ben!“ und umarmte mich mit ihr zusammen. Mirella erläuterte mir das später mit der gewohnten Bissigkeit: „Er hat eine Schwäche für treudoofe Kerlchen, die auf jedermann ohne Misstrauen zugehen. So viel Naivität rührt ihn.“ So muss es sein, denn der Daddy begann sogleich ein unterhaltsames Gespräch mit mir. Seine sonst so knurrige Tochter ließ uns heute immerhin einige Zeit gewähren, ehe sie uns daran erinnerte, dass auch noch der Rückflug zu bewältigen war.

Wieder bestand ihr Vater darauf, von „uns“ nach Hause gebracht zu werden. Er sei müde, habe endlose Verhandlungen – immerhin erfolgreich – hinter sich gebracht und sei deshalb der Meinung, dass „seine Kinder“ ihn ruhig ein bisschen umsorgen könnten. Zwar sagte er das mit ironischem Unterton, aber ich flüsterte Mirella trotzdem zu: „Tu ihm den Gefallen und bemuttere ihn ein bisschen! Er möchte erneut den Opa spielen.“ Lella verstand mich sofort, wiederholte brav den Klamauk mit dem Kissen und der flauschigen Decke, nahm ihrem Papa die Geschäftsunterlagen ab – „die brauchst du jetzt nicht, Daddy“ –, verstaute sie unerreichbar fern im nur von außen zugänglichen Gepäckfach und legte ihm allein die Sportzeitung griffbereit auf den Nebensitz. Aber auch die sah er sich nicht an, sondern machte es sich hinter uns wieder einmal so richtig bequem, hing die Jacke an einen Kleiderhaken, befreite sich von der Krawatte und löste auch die Schnürsenkel seiner eleganten Schuhe. Unterdessen bereitete Mirella mit professioneller Konzentration die *Aztec* für den Rückflug vor.

Um 19.10 Uhr bekamen wir die Rollerlaubnis, starteten um 19.17 Uhr in nordöstlicher Richtung und erreichten 10 Minuten später, um 19.27 Uhr, die Reiseflughöhe von auch diesmal 7.500 Fuß (ca. 2.300 m). Schon vorher, in etwa 2.000 m Höhe, hatte der Daddy die Schuhe ganz ausgezogen und war eingeschlafen. Nur schwach schien die Sonne noch von hinten ins Cockpit. Auch die Gipfel einiger Wolkengebirge, die sich vor uns auftürmten, wurden noch zartrosa angestrahlt, doch das Meer darunter lag schon in tiefer Dunkelheit. Links neben uns blieb lange Zeit die Küste sichtbar. Die ersten flimmernden Lichter schmückten sie wie Perlenschnüre oder glitzernde Juwelen.

Wieder lehnten wir uns entspannt zurück, hörten anfangs, während Mirella die Drehzahl und das Gemisch der Motoren für den Reiseflug einstellte, noch ein Weilchen dem tiefen Basston der beiden Lycomings zu, nahmen ihn aber dann, als er konstant blieb, nicht länger wahr, sondern genossen, fröhlich schwatzend, ohne trau-

rige Gedichte, ohne trübe Gedanken, kurz: „da incoscienti“, den Rückflug. Aus den möglichen Übersetzungen jenes italienischen Wortes mag sich jeder selbst das passende deutsche Gegenstück heraussuchen. Das Bedeutungsspektrum beginnt bei einem milden „nicht ganz klar im Kopf“, steigert sich über ein noch verständnisvolles „leichtsinnig“ und endet bei einem harten „gewissenlos“.

Ständig wurden wir von mehr oder minder starken Turbulenzen sanft gewiegt oder durchgeschüttelt. Doch für diese Unruhe entschädigte uns ein kräftiger Rückenwind – auf manchen Streckenabschnitten waren wir, wie eine kurze Berechnung zeigte, über Grund bis zu 190 kts (352 km/h) schnell. Um 20.02 Uhr begann es zu regnen, die Sicht verschlechterte sich, es war so dunkel, dass wir die Instrumentenbeleuchtung einschalteten, drei Minuten später überflogen wir die Küste zwischen Pisa und Livorno. Pünktlich zu Beginn des Sinkflugs erwachte der Daddy, streckte und dehnte sich, tat gelangweilt, sah aber aufmerksam aus seinem Seitenfenster und bisweilen auch – über Mirellas Schulter hinweg – nach vorn auf das vorbeiziehende Arnotal und kontrollierte so, ob seine schöne Tochter ihren Heimatflughafen wiederfand. Doch sie war trotz der fast völligen Dunkelheit mühelos dazu in der Lage, landete die *Aztec* um 20.25 Uhr sauber wie immer auf Bahn 05 und erreichte wenig später, um 20.32 Uhr, die übliche Parkposition.

Der Daddy lud uns herzlich ein, ihn noch in die Wohnung zu begleiten und dort gemeinsam mit ihm und der Mamma zu Abend zu essen. Doch wir erfanden zahllose Ausreden, die es uns erlauben sollten, zu zweit in die Pizzeria des Borgo San Lorenzo zu flüchten. Denn der gute Papa hatte ja noch immer nicht mit seiner erst gestern aus Amerika zurückgekehrten Frau gesprochen, und ehe er nicht manche Missverständnisse ausgeräumt hatte, wollten Mirella und ich der Mom auf keinen Fall noch einmal gemeinsam unter die Augen treten – vor allem das Töchterchen hätte wohl eine weitere predicozza der Mamma nicht ertragen.

87

An den übrigen Tagen jener ersten Woche, die Sandra fern von mir am Gardasee verbrachte, sah ich meine „Ablenkung“ Mirella nur an einigen Abenden. Denn zum Motorradfahren war das Wetter zu schlecht, es regnete pausenlos. Angesichts der herrschenden Kälte konnten wir uns auch nicht dazu entschließen, mit dem ALFA zu irgendeinem Planschbecken zu fahren, um noch einmal im Meer zu baden. Und für weitere Flüge mit der *Aztec* fehlte uns ein Anlass – der Daddy blieb die ganze Woche in Florenz. Deshalb traf ich mich mit Mirella nur zweimal zum Abendessen, außerdem besuchten wir am Samstag zusammen ein Konzert.

Denn Mirellas Mamma hatte inzwischen vom Daddy die Wahrheit über die Nicht-Beziehung zwischen ihrer Tochter und mir erfahren und bereute nun ihre Gardinenpredigt. Um mir ihr Bedauern über das Missverständnis auszusprechen, wollte sie mich ein zweites Mal zum Tee einladen. Aber Mirella fürchtete nichts so sehr wie ein weiteres feierliches Treffen zwischen ihrer Mutter und mir und tat deshalb alles, um sich und mir eine Wiederholung des Teestündchens zu ersparen. Offenbar hatte sie unter dessen erster Fassung mehr gelitten, als mir damals klar gewesen war. Auf jeden Fall war ihr die Vorstellung, dass ich noch einmal mit der Mom über Moral diskutieren könnte, ein Gräuel. Flehentlich bat sie ihren erprobten Nothelfer, den

Daddy, um Rettung, und der ließ sie, wie sie mir erleichtert erzählte, auch diesmal nicht im Stich, sondern hörte sich geduldig ihren Bericht über das Teegespräch an, lachte – in Abwesenheit seiner Frau – Tränen über deren Auftritt in der Rolle des Savonarola, bat seine verstörte Lella, sooft er mit ihr allein war, ihm doch noch einmal „jenen herrlichen Nachmittag“ zu schildern, und verfiel jedes Mal wieder in ungetrübte Heiterkeit. Doch vor allem begann er sofort, sie zu trösten und zu ermutigen: „Ach Kind, das ist doch gar kein Grund zur Aufregung, der Ben versteht bestimmt Spaß, das bringe ich schon in Ordnung.“

Aber nicht ich war das Problem, sondern die Mamma, die nun ein Riesen-Entschuldigungs-Theater inszenieren und so erst recht aus der Mücke einen Elefanten machen wollte. Also intervenierte der Daddy, bemühte sich abzuwiegeln, riet seiner geplagten Frau von einer weiteren hochoffiziellen Einladung ab und beruhigte sie schließlich mit dem Versprechen, dass er mir in ihrem Namen ein paar erklärende Zeilen schreiben werde. Sie könne ja später immer noch, wenn ich wieder einmal zum Abendessen ins Haus käme, möglichst beiläufig ein paar nette Worte zu mir sagen.

Und so kamen Mirella und ich am Sonnabend in den Genuss eines Konzerts. Denn der Daddy schrieb:

Lieber Ben,
meine Frau glaubt, dir vor einigen Tagen Unrecht getan zu haben, als sie dir ins Gewissen redete. Sie bedauert ihre Moralpredigt, und auch ich will nicht ausschließen, dass sie etwas über das Ziel hinausgeschossen ist, meine allerdings, dass man weder Mirella allein noch dich allein für die entstandene Situation verantwortlich machen kann, sondern dass ihr gemeinsam die Schuld an dem tragt, was ihr euch ständig antut. Auf jeden Fall kann man euch gar nicht oft genug zu gegenseitiger Rücksichtnahme auffordern. Daher solltest du zwar die Hälfte der von meiner Frau ausschließlich an dich gerichteten Mahnungen an Mirella abgeben, die andere Hälfte aber selbst behalten. So wird die Aufteilung der Verantwortlichkeiten wohl einigermaßen richtig sein.
Damit ihr in Ruhe, jedenfalls ohne euch allzu heftig in die Haare zu geraten, über eure verfahrene Lage nachdenken könnt, lege ich euch zwei Konzertkarten bei. Ihr wisst ja hoffentlich, dass man im Konzert still zu sein hat. Also kratzt euch die Augen bitte geräuschlos aus! Mit herzlichem Gruß Daddy

So saß ich denn zum ersten Mal nicht allein oder neben Ulli, sondern neben einem schönen Mädchen in einem italienischen Konzertsaal. Mirella war elegant, aber doch so zurückhaltend und unauffällig gekleidet, dass ich mich in meinem Konfektionsanzug an ihrer Seite nicht schäbig fühlen musste (es war immer noch der, den ich zusammen mit mamma Simoncini in Perugia gekauft hatte). Ebenfalls zum ersten Mal saß ich in einer der vorderen Sitzreihen, und zwar etwas links von der Mitte. Das zeigte, dass der Daddy die Karten sorgfältig ausgewählt hatte. Denn einer der Höhepunkte des Abends war Rachmaninoffs zweites Klavierkonzert in c-Moll op. 18, gespielt von einem ausgezeichneten jungen Solisten, dessen pianistische Technik sich von unseren Plätzen hervorragend beobachten ließ. Ob Lella allerdings der gebotenen Musik etwas abgewinnen konnte, wurde mir weder während des Konzerts noch

hinterher klar. Sinnend, ja elegisch träumend hielt sie zunächst neben mir sitzend meine Hand, später beim Abendessen bremste sie meine Begeisterung über das musikalische Erlebnis mit dem etwas müden, vielleicht auch traurigen Hinweis: „Darüber musst du mit Daddy reden. In dieser Hinsicht könnte er eher dein als mein Vater sein.“ Und nach einer Weile setzte sie, wie zu sich selbst sprechend, hinzu: „Darum verzeiht er dir auch alle deine Schwächen, deine Träumereien, deine Unfähigkeit, deine Feigheit – so wie eben auch ich.“

88

Endlich, am folgenden Sonntag, war das Wetter so gut, nein, nicht so gut, sondern so erträglich, dass Mirella und ich zum ersten Mal seit längerer Zeit wieder Motorrad fahren konnten. Auf Grund meiner unausrottbaren Tendenz, der Sonne auf ihrem Weg zu folgen und nicht – zumal abends – der heraufziehenden Nacht entgegenzufahren, bummelten wir auch diesmal nach Südwesten. Da Sandra sich bekanntlich in weiter Ferne, am Gardasee, aufhielt, glaubte ich, mich heute etwas näher an das geliebte und gefürchtete Certaldo herantrauen zu können. Fröhlich kurvte ich mit Mirella über die Berge nach Montespértoli und von dort hinunter ins Tal der Elsa.

In Castelfiorentino hielten wir nebeneinander auf dem Marktplatz. Flussaufwärts, in nur etwa 9 km Entfernung, lag Sandras Heimatort. Verunsichert überlegte ich, wohin ich mich nun mit ihrer bildhübschen Rivalin wenden könnte. Wie immer war Mirella skrupelloser als ich oder wollte mich zumindest ein wenig necken. Denn sie rief mir fröhlich zu: „Ich hätte gar nicht gedacht, dass mir das Getobe auf der AERMACCHI so sehr fehlen könnte. Wir sind viel zu lange nicht mehr mit den Motorrädern unterwegs gewesen. Und heute willst du mir sogar Certaldo zeigen! Mutig, mutig! Oder vielleicht doch gar nicht so kühn, denn Sandra ist ja immer noch verreist!“ – Sofort wehrte ich erschrocken ab: „Nein, Lella, so draufgängerisch, wie du glaubst, bin ich sicher nicht. In Certaldo lasse ich mich bestimmt nicht sehen.“ – Sie antwortete nicht, lächelte nur bitter. – „Lass uns lieber“, schlug ich vor, „nach Gambassi hinauffahren und dann oben auf dem Bergkamm nach San Gimignano oder nach Volterra weiterziehen. Das ist eine großartige Landschaft, die ich sehr liebe.“ – Mirella war einverstanden, und so kurvten wir aus dem Elsatal nach Gambassi in die Berge hinauf. Doch wieder einmal hatte ich ein schlechtes Gewissen, habe ja immer ein schlechtes Gewissen, entweder Sandra oder Mirella gegenüber, sähe gern beide glücklich, weiß aber beide oft unglücklich und leide unter ihrem Kummer. In diesem Augenblick bedauerte ich allerdings Mirella mehr als Sandra. Denn ich konnte mir zwar denken, dass Sandra deprimiert am Gardasee herumsaß, musste ihre Traurigkeit aber wenigstens nicht aus unmittelbarer Nähe miterleben. Dagegen sah ich Mirellas enttäuschtes Gesicht direkt neben mir, sah ihre Bitterkeit, als ich es ablehnte, durch einen Besuch in Certaldo vielleicht doch noch das Ende meiner Beziehung zu jenem anderen Mädchen heraufzubeschwören. Zwar heuchelte sie lächelnd Gleichmut, aber sie konnte mich nicht irreführen – dazu kenne ich sie inzwischen viel zu gut. Wahrscheinlich werde ich mir eines Tages die absurde Wahrheit eingestehen müssen, dass sie die größte unglückliche Liebe meines Lebens war. Ob auch sie irgendwann begreifen könnte, dass ich ein Recht hatte, der größten unglücklichen Liebe meines Lebens die größte glückliche Liebe vorzuziehen?

Um sie ein bisschen zu versöhnen, um sie durch eine liebevolle Geste ein wenig über meine beharrliche „Sturheit“ hinwegzutrösten, plante ich, sie oben in den Bergen zu einem Capuccino einzuladen. Nachdem wir Gambassi durchquert hatten, fuhren wir weiter in Richtung Volterra auf einer Höhenstraße, die schöne Ausblicke nach links in das Tal der Elsa und nach rechts in das der Era und des Arno bot. Wie so oft war Mirella mir vorausgefahren, wartete aber an einer Weggabelung auf mich. Sie wollte sicher sein, dass ich nicht irrtümlich nach rechts – nach Montaione – abbog. Ich hielt neben ihr und bat sie, auf den nächsten zwei bis drei Kilometern brav hinter mir zu bleiben, also nicht länger vor mir herumzutoben. Denn ich wollte sie in jenes Wirtshaus einladen, das ich schon einmal mit Sandra, Marco, Giulietta und deren Mutter besucht hatte, an jenem Tag, als die Schlechtwetterfront von unten zu uns den Berghang heraufkroch. Heute war das Wetter immerhin etwas, wenn auch nicht viel besser. Kurz: schon bald kurvte ich vorsichtig auf den mit einer dünnen Kiesschicht bedeckten Hof der Gaststätte, sah mich einen Augenblick lang um, fuhr dann bis an den Rand der großen Südterrasse und forderte dort Mirella winkend auf, dicht neben mir zu parken.

Weil es hier oben in den Bergen noch viel kälter war als unten im Tal, wollten wir nicht draußen auf der Terrasse, sondern im hoffentlich geheizten Inneren des Lokals einen Capuccino trinken, wanderten also munter plaudernd über die weite Kiesfläche zum Eingang der Kneipe – Gott sei Dank nicht Hand in Hand! Eigentlich war das reiner Zufall. Um im Restaurant ihre Handschuhe und den Sturzhelm ein bisschen aufzuwärmen, hatte Mirella all das Zeug nicht an der Maschine zurückgelassen, sondern schleppte es mit sich herum. Da sie – noch? – nicht wie ich die Gewohnheit hat, ihre gesamte Habe in den Helm zu werfen und ihn dann mit einer Hand am geschlossenen Kinnriemen zu tragen, hatte sie keine Hand für mich frei. Wäre das anders gewesen, hätten wir das Gasthaus Händchen haltend betreten. So aber ging ich Mirella einen Schritt voraus – und lief Giuliettas Vater, dem Herrn Giusti, geradewegs und gottlob allein in die Arme. Erstaunt musterte er mich von oben bis unten: „Wo kommst du denn her? Weißt du nicht, dass Sandra sich mit ihren Eltern am Gardasee aufhält? Oder willst du dich mit Marco und Giulietta treffen? Sie werden ebenfalls hierher kommen, eigentlich müssten sie sogar schon längst da sein.“ – Mirella hatte er zunächst nicht sehen können, da sie schräg hinter mir, noch halb in der Eingangstür, stand. Nun entdeckte er das wie immer aufreizend attraktive Mädchen hinter meinem Rücken und verwandelte sich sofort in einen vollkommenen Kavalier: „Aber Signorina, wir versperren Ihnen ja den Weg. Sind Sie zusammen mit Ben gekommen?“ – Mirella schien zerstreut, sah sich um, antwortete nicht. – Wie warm es in diesem verfluchten Restaurant war! Ich hatte den Eindruck, dass mir die ersten Schweißperlen auf der Stirn standen. Doch Herr Giusti kannte kein Erbarmen, ließ nicht locker: „Fährt diese charmante junge Dame bei dir hinten auf der DUCATI mit, bist du nicht allein, sondern in so zauberhafter Begleitung unterwegs?“ – „What did he say?“, fragte mich Mirella mit einem Gesichtsausdruck, als hätte sie mich noch nie gesehen, wandte sich dann an Herrn Giusti und erkundigte sich bei ihm in ziemlich korrektem Italienisch, aber mit starkem amerikanischem Akzent, indem sie mit sichtlichem Vergnügen, allerdings erheblich übertreibend, ihre Mutter imitierte: „Dov’è Castelfalfi? Non trovo Castelfalfi. E questo Mister non lo sa, non sa dov’è: Wo ist Castelfalfi? Ich finde Castelfalfi nicht. Und dieser Mister weiß es nicht, weiß

nicht, wo es ist." – Welch ein Reaktionsvermögen, wie blitzschnell dieses Mädchen geschaltet hatte! Jetzt war ich sicher, dass sie mich auch dann heil auf den Boden zurückbrächte, wenn ihr beim Start einer der beiden *Aztec*-Motoren ausfiele.

Und dieses Castelfalfi, wo war es denn bloß, dieses großartige blöde Nest? Sofort ging ich auf Lellas Spiel ein, wandte mich ebenfalls hilfesuchend an Herrn Giusti: „Diese junge Dame fragte mich vor wenigen Minuten an der Abzweigung nach Montaione, wie man zu diesem Ort – wie hieß er doch gleich? – ach, ja, wie man nach Castelfalfi kommt. Ja, gibt es denn überhaupt in der Toskana ein Kaff dieses Namens?" – „Aber sicher, Ben. Das kennst du nicht? Es liegt hier ganz bei uns in der Nähe", und sofort gab mir Herr Giusti eine genaue Beschreibung der verwinkelten Maultierpfade, die in jenes kleine Dorf führen, schilderte mir geduldig jede Kurve, jede Abzweigung auf dem Weg dorthin. Langsam und noch viel geduldiger als er wiederholte ich seine Angaben der sich überzeugend dumm stellenden Lella, sprach mit ihr meist italienisch, hin und wieder aber auch englisch.

Doch Giuliettas Vater ist ein kluger Mann, der sich vielleicht nur zum Schein von unserer Inszenierung täuschen ließ. Allerdings kann ich auch nicht ausschließen, dass er tatsächlich an unsere Zufallsbekanntschaft glaubte. Eine große Rolle spielte das nicht, denn mit Sicherheit interessierten ihn unsere Privatangelegenheiten nur am Rande. Wichtiger als solche Irrungen und Wirrungen sind ihm seine Geschäfte. Nie verliert er das Wohl seiner Weingüter aus dem Auge. Auch mich hatte er schon gefragt, ob ich nicht Interesse hätte, seine Weine in Deutschland zu vertreiben. Und nun sah er hier eine bildschöne Amerikanerin vor sich und vermutete, dass sie seine Produkte in Übersee hervorragend verkaufen könnte. Wie richtig er mit dieser Annahme lag, mit welch sicherem Gespür er einen erstklassigen Handelspartner erkannt hatte – Mirellas Vater verfügt ja auf fast jedem Gebiet über glänzende weltweite Geschäftsbeziehungen –, das alles konnte Herr Giusti nicht einmal ahnen. Nein, er tat schlicht das, was jeder gewiefte Geschäftsmann tut, wenn er auf einen möglichen Partner trifft, er zog Erkundigungen ein: „Sind Sie Amerikanerin, interessieren Sie sich vielleicht sogar für Weinbau? Wenn Sie ein bisschen Zeit hätten, könnte ich Ihnen eines meiner Weingüter zeigen, und auch eine Weinprobe ließe sich arrangieren. Ich suche ständig Repräsentanten meiner Produkte, gerade auch für die USA. Und dieser junge Mann hier," – er deutete auf mich – „der gewissermaßen zur Familie gehört, würde uns sicher gern als Übersetzer behilflich sein. Nicht wahr, das tust du doch gern für mich, Ben?" – Natürlich bejahte ich lebhaft, doch meine Verzweiflung wuchs. Das wurde ja immer schlimmer. Bald würden auch noch Giulietta und Marco hier ankommen, und wer weiß, wie die Dinge sich dann entwickelten. Doch gottlob reagierte Mirella wieder einmal mit bewundernswerter Schnelligkeit: „Sorry, oggi ho poco tempo: heute habe ich leider wenig Zeit, aber vielleicht später einmal, wenn ich erneut in Europa bin. Also, um nach Castelfalfi zu kommen, muss ich zunächst nach Castagno weiterfahren?" – Geduldig wiederholte ich: „Ja, zunächst müssen Sie bis kurz vor Castagno fahren und dann dort nach rechts in ein winziges Sträßchen abbiegen. Der richtige Punkt ist nicht zu verfehlen, denn hinter jener Abzweigung werden Sie auf der rechten Straßenseite ein altes Haus mit einer kleinen Bar und dem Sale-e-Tabacchi-Zeichen (Verkaufsstelle staatlicher Monopolwaren) sehen, außerdem links, also dem Gebäude gegenüber, einen riesigen Parkplatz." Ich sagte das betont langsam, zunächst auf Italienisch, dann auf Englisch, setzte aber schließlich mit Löwen-

mut auch noch schnell, fast flüsternd, ein riskantes deutsches „Und da warte bitte auf mich!“ hinzu.

Von Herrn Giusti verabschiedete sich Mirella mit einem herzlichen Händeschütteln, mit einem kühlen Kopfnicken auch von mir – ‚Wie eisig sie wirken kann!’, dachte ich –, verließ die Bar und raste wenig später im Moto-Cross-Stil, eine schwungvolle Kurve mit querstehendem Hinterrad über die Kiesfläche ziehend, davon. Um keinen Verdacht aufkommen zu lassen, musste ich in jener elenden Falle, in die ich getappt war, auch noch einen Capuccino trinken. Immerhin bekam ich ihn geschenkt, denn Herr Giusti spendierte ihn mir. Allerdings bezahlte ich ihn insofern teuer, als er mich eine Menge Lügen kostete und dadurch mein Gewissen schwer belastete. Denn Giuliettas Vater begann mir plötzlich höchst neugierig unzählige Fragen zu stellen, von denen ich, ohne mich um Kopf und Kragen zu reden, fast keine ehrlich beantworten konnte.

Immerhin gelang mir die Flucht schließlich doch noch. Mirella wartete tatsächlich in Castagno auf mich, hatte ihr Motorrad auf der erwähnten großen Parkfläche so abgestellt, dass ich es beim Näherkommen nicht übersehen konnte, war aber selbst über die Straße in die Bar gegangen und trank dort weit entspannter einen Capuccino, als ich das kurz zuvor in vertrauter „familiärer“ Umgebung getan hatte. „Ich würde dich ja“, so begrüßte ich sie, „zum Dank für dein Verhalten gern umarmen. Aber wer weiß, wie viele Familienangehörige Sandras sich auch hier in irgendeinem Winkel verstecken. Lass uns deshalb so schnell wie möglich weiterfahren! Nichts wie weg hier! Doch auf jeden Fall verdienst du meinen größten Dank, hast mich aus tausend Nöten gerettet, und das alles unter bitterster Selbstverleugnung. Noch einmal: ich danke dir für so viel Großmut.“ – „Na toll“, antwortete Mirella, „das klingt ja endlich einmal richtig nett. Doch im Ernst … ich habe das gern für dich getan, und vielleicht sind wir ja jetzt ungefähr quitt. Denn auch du hast mich ja schon einmal gerettet, hast mich gegen die Vorwürfe meiner Mutter ritterlich in Schutz genommen. Daddy hat recht: Wir müssen die Verantwortung für das, was wir anstellen, je zur Hälfte übernehmen.“

Über San Gimignano, Poggibonsi und Greve fuhren wir bei einbrechender Dämmerung zu Don Clementes Dorf, um dort in „unserem“ Restaurant zu Abend zu essen, allerdings diesmal nicht auf der reichlich kühlen Terrasse, sondern in Inneren der Gaststätte. Der Wirt erkannte uns sofort wieder, begrüßte uns herzlich, führte uns persönlich an ein besonders „hübsches“ Plätzchen seines Restaurants, brachte uns auch sofort das übliche Kerzenlicht und zeigte offen, dass er uns für ein süßes Liebespärchen hielt. Und anders als den so oft geplagten Daddy enttäuschten wir wenigstens den Gastwirt jener Dorfkneipe nicht, denn wir stritten uns in der uns zugewiesenen Kuschelecke nicht ein einziges Mal, sondern genossen nach all den überstandenen Gefahren die aufgetragenen toskanischen Leckereien in friedlicher, heiterer, ja, manchmal übermütiger Stimmung.

Letzte Herbsttage in Florenz

September und Oktober

1

Sandra hält sich weiterhin am Gardasee auf. Wieder einmal – das ist ja der Regelfall – werden wir von ihren Eltern an der Nase herumgeführt. Denn Herr Pertini verschiebt seine Rückkehr ständig auf ein ferneres Datum. Zunächst war vom heutigen Sonntag die Rede, dann vom kommenden Dienstag, schließlich vom Donnerstag. Die offizielle Nachricht, dass Sandra erst am nächsten Wochenende, also nicht nach zwei, sondern erst nach drei Wochen wieder in Certaldo sein wird, ist zwar noch nicht bei mir eingetroffen, aber ich rechne stündlich mit ihr. Mein Vertrauen in die Versprechungen dieser Herrschaften ist erneut stark erschüttert, ich glaube ihnen kein Wort mehr. Denn auch diesmal werden wir von ihnen getäuscht. Von den insgesamt 21 Tagen, die uns noch bleiben, werden uns weitere acht gestohlen.

Entsprechend schlecht geht es mir gesundheitlich. Ich kann nicht schlafen, habe starke Magenbeschwerden. Nicht einmal an der frischen Luft kann ich mich erholen. Denn seit zwei oder drei Wochen herrscht hier „deutsches Mistwetter“. Dieser Sommer war in Italien einer der schlechtesten seit Jahrzehnten. Am Lago Maggiore schneit es. Angeblich hat es einen so frühen Wintereinbruch dort seit Menschengedenken nicht gegeben. In Florenz regnet es seit drei Tagen wolkenbruchartig, man kann kaum vor die Haustür gehen, ohne – trotz Schirm – vollständig durchzuregnen.

2

Der Montagmorgen begann mit einer Wetterbesserung, und mittags schien sogar zum ersten Mal seit langer Zeit wieder strahlend die Sonne. Sofort versuchte ich Mirella zu erreichen. Schon seit einer ganzen Woche, seit unserem letzten Motorradausflug, hatte ich sie nicht mehr gesehen, und zwar nicht, weil wir uns gestritten hätten, sondern … nein, das ist leider falsch. Wahr ist, dass wir uns durchaus auch gestritten haben, dass aber eine Griechenlandreise Mirellas der eigentliche Grund ihrer Abwesenheit und eben auch unseres Streits war. Denn zunächst hatte sie kühn behauptet, ihre Eltern begleiten zu *müssen*, hatte nicht zugeben wollen, dass sie freiwillig mitfuhr und sich auf diese Kreuzfahrt sogar freute. Da ich nicht gewohnt bin, dass sie sich hinter Ausreden, hinter elterlichen Befehlen und Kindespflichten versteckt, giftete ich sie überrascht an: „Jetzt beginnst also auch du, dich auf irgendwelche Zwänge zu berufen, ähnelst immer mehr …“ „Sandra“, wollte ich sagen, doch Mirella unterbrach mich: „… ich ähnele immer mehr dir, denn auch du berufst dich ja dauernd auf höhere Notwendigkeiten, auf den Index, auf die Fragmentsammlung, auf die Stoiker, das Studium, auf... auf… auf....!“ Und beim Gedanken an all die Lügen, die ich ihr schon aufgetischt hatte, überkam sie eine solche Wut, dass sie mit voller Absicht alles tat, um mich so sehr wie möglich zu verletzen: „Warum soll ich in Florenz herumsitzen, wenn da ein glanzvolles Kreuzfahrtschiff mit Tanzfläche, mehre-

ren Bars und vielen schönen jungen Männern auf mich wartet? Warum sollte ich auf ein so herrliches Vergnügen verzichten? Nenn mir dafür nur einen einzigen triftigen Grund! Jeden zweiten Tag sagst du mir, dass du eine andere liebst, benimmst dich wie dein eigener Großvater, führst mich wie ein Enkelkind an der Hand, bist aber auch zu so verklemmtem Getue nur dann und wann bereit, bist nur nett, wenn du dich unbeobachtet glaubst, verdirbst uns jede Minute des Zusammenseins mit deinen ständigen Gewissensbissen, fürchtest dich zu Tode vor deiner Traumfrau. Und sie? Ist sie nicht ohne dich an den Gardasee gefahren? Hat sie sich etwa geweigert, ihre Eltern zu begleiten, hat sie es stattdessen vorgezogen, sich in Certaldo schmachtend nach dir zu verzehren? Und du ewiger Trottel glaubst wirklich, dass sie ihre Ferien da oben vertrauert? Ich mache dir ein hochherziges Angebot: Wenn du mir versprichst, endlich einmal dein bisschen Mut zusammenzunehmen und mich tatsächlich zu begleiten, werde ich auf die Kreuzfahrt verzichten und dich mit dem ALFA an den Gardasee begleiten, damit du mit eigenen Augen sehen kannst, wie fidel deine schöne Melancholikerin ihre angeblich so trübsinnigen Ferien da oben ohne dich verbringt. Na, hast du so viel Mut? Nein, hast du nicht! Und deshalb noch einmal: Geh mir nicht länger auf die Nerven! Wenn ich einen tollen Mann, so schön wie den herrlichen Aldo, auf dem Schiff treffe, sind alle unsere Probleme gelöst. Du wirst Ruhe vor mir haben – und ich erst, wie glücklich werde ich sein, wenn ich endlich wieder frei bin!“

Zunächst wusste ich gar nichts zu sagen, dann tat ich das Einzige, was ich bei intellektueller Redlichkeit noch tun konnte – ich gab Lella uneingeschränkt recht, allerdings nicht ohne dabei vor Selbstmitleid zu zerfließen. Vielleicht war ich sogar zum ersten Mal ehrlich, als ich meinen Kummer weinerlich in die Worte fasste: „Alle meine italienischen Freundinnen und Freunde – die Freunde setzte ich der Vollständigkeit halber auf Verdacht hinzu – sind sich darin einig, mit dem Näherrücken meiner Abreise nach Deutschland den Kontakt zu mir abzubrechen, alle sehen das zeitweilige Zusammensein mit mir nur als eine Episode in ihrem Leben an, behandeln mich so, wie man irgendein fremdes Tier, ein exotisches Lebewesen, eine Meeresschildkröte behandelt: man hebt sie hoch, dreht sie eine Weile in den Händen herum, studiert, ja bestaunt sie vielleicht sogar und entlässt sie dann wieder ins Wasser.“ Gespannt beobachtete ich die Wirkung meiner klagenden Worte auf die weiche Frauenseele Mirellas. Und wirklich schien sie zunächst gerührt, doch dann überkam sie, gerade weil ich ihr wieder einmal leid tat, eine noch viel größere Wut als vorher: „Du angebliche Meeresschildkröte, einen dicken Panzer hast du wirklich, aber ins Wasser setzen sollte man dich besser nicht, denn da ersäufst du. Falls ich auf der ersehnten herrlichen Kreuzfahrt beim Baden im Meer nicht nur von vielen schönen Jünglingen umschwärmt sein werde, sondern auch einer solchen Schildkröte begegne, werde ich sie für dich photographieren und dir ihr Bild mitbringen, damit du weißt, wovon du redest.“

Doch, wie gesagt, trotz all dieser Kränkungen versuchte ich Mirella mit der mir eigenen gelassenen Nachsicht heute Morgen in ihrer Florentiner Wohnung zu erreichen. Aber von dem niedlichen Stimmchen des noch niedlicheren Hausmädchens wurde mir mitgeteilt, die dottoressa sei noch nicht heimgekommen, obwohl sie jeden Augenblick zurückerwartet werde. Doch schon wenig später rief Mirella mich an, tat so, als hätten wir uns nie gestritten, und war sofort zu einem Motorradausflug bereit.

3

Als sie um 13.30 Uhr an Brunos Tankstelle vorfuhr, war sie schöner denn je, sah erholt und braungebrannt auf uns arme, vom langen Regenwetter ausgebleichte Gestalten herab, lachte, war übermütig, schäkerte mit Bruno, schien endlich ihre Selbstsicherheit und mit ihr auch den Glauben an ihre Unwiderstehlichkeit zurückgewonnen zu haben. Einerseits freute mich das, andererseits bedrückte mich der Gedanke, dass ich ihr die gute Stimmung schon bald wieder verderben könnte. Aber vielleicht hatte sie ja beim Einfangen hübscher junger Männer auf dem Kreuzfahrtschiff so großen Erfolg gehabt, dass sie sich nun nicht länger von meiner Sturheit deprimieren ließ, sondern meine Apathie endgültig als sexuelle Neurose abtat. Mir war jede – auch diese – Diagnose recht, solange sie nur weiterhin so strahlend fröhlich an ihre – im Übrigen unbestreitbare – Schönheit glaubte.

Wie fast immer verließen wir Florenz in Richtung Süden. Einerseits war uns das schon irgendwie zur Gewohnheit geworden, andererseits wollten wir uns jede Diskussion ersparen, wollten nicht einmal über das Fahrtziel, geschweige denn über sonst irgendetwas reden, wollten zunächst nur zusammen sein, und sei es auch nur auf zwei hintereinander herfahrenden Motorrädern. Erst in Poggibonsi fanden wir den Mut, miteinander zu sprechen, einigten uns darauf, geradeaus nach Colle Val d'Elsa und von dort nach Cásole d'Elsa weiterzufahren. Dort, in jenem einsam auf einem Hügel gelegenen Dörfchen, machten wir die erste längere Pause, suchten uns ein windgeschütztes Plätzchen im Ortskern, tranken vor einer kleinen Bar einen Capuccino, genossen das warme Licht der Herbstsonne, beobachteten das Straßenleben, konnten aber nicht vermeiden, dass sich immer einmal wieder unsere Blicke trafen – sekundenlang sahen wir einander tief in die Augen, fühlten uns ertappt, erschraken, waren verlegen und begriffen, dass wir keinerlei Fortschritte gemacht hatten. Mirella verunsicherte mich so stark wie eh und je, zog mich an, verwirrte mich mit ihrer beängstigenden Attraktivität, schien aber selbst den Glauben an ihre Unwiderstehlichkeit schon wieder verloren zu haben, wirkte jedenfalls deprimiert. Sofort versuchte ich sie aufzumuntern: „Ehi Lella, wolltest du mir nicht das Bild einer Meeresschildkröte mitbringen?" Sie kramte ein Weilchen in einer ihrer Jackentaschen und zog dann zwar kein Photo, wohl aber eine Postkarte hervor, die sie vermutlich in irgendeinem Meeresaquarium gekauft hatte. Zu sehen war eine schwimmende Schildkröte. Allerdings schwamm sie nicht „im", sondern unter Wasser, wie dessen über ihr glitzernde Oberfläche erkennen ließ. Wahrscheinlich hatte der Photograph diese Darstellung der Tauchfähigkeit des Urviechs für besonders eindrucksvoll gehalten, aber ich nutzte sie zu einem kleinen Racheakt: „Dieses arme Tier ersäuft ja noch schneller als ich! Das könnte eher ein Photo von einem meiner eigenen Schwimmversuche sein."

Doch Mirella blickte finster, wollte nicht auf meinen dürftigen Scherz eingehen. Daher versuchte ich nun endlich, ernsthaft mit ihr zu reden, erkundigte mich nicht nur nach ihren Reiseabenteuern, sondern erzählte ihr auch selbst von dem, was ich in der vergangenen Woche getrieben hatte. Da das aber angesichts des schlechten Wetters vor allem die Weiterbearbeitung der Fragmentsammlung gewesen war, wirkte mein Bericht ungewollt traurig. Als ich das bemerkte, bemühte ich mich, ihn durch Witzchen fröhlicher erscheinen zu lassen, machte ihn aber dadurch erst recht

trübsinnig. Also war es wohl am besten, alles verkrampfte Gerede aufzugeben und weiterzufahren.

Mit einer gewissen Dankbarkeit für unsere in derart verzweifelter Seelenlage so hilfreichen Spielzeuge starteten wir die Motorräder, verließen den Ortskern von Cásole und sahen bald ein lohnendes Ziel vor uns: die weithin die Landschaft beherrschende, hochgelegene, aus allen Himmelsrichtungen sichtbare Rocca Sillana (oder Silana oder di Sil(l)ano). Doch die Straße zu ihr ist nicht leicht zu finden. Also hielten wir kurz an, studierten die Karte und stürzten uns dann zuversichtlich in das hinter Monteguidi beginnende Kurvengeschlängel, fuhren von 421 m Höhe auf 164 m hinunter ins Tal der noch ganz jungen Cècina und dann in vielen Kurven wieder hinauf auf ungefähr 500 m, bummelten an Montecastelli vorbei, bogen nach rechts in Richtung Lanciaia ab und näherten uns auf diesem winzigen Sträßchen der Ruine so weit, wie das mit Fahrzeugen möglich ist. Denn die letzten 1.000 m muss man in jedem Fall zu Fuß zurücklegen.

Also suchte ich eine Möglichkeit, die Motorräder, unsere Handschuhe und Helme, vor allem aber den Tankrucksack der DUCATI einigermaßen sicher unterzubringen. Nur ein einziges Haus lag in der Nähe der Rocca, es war bewohnt und besaß einen kleinen Hof, dessen Einfahrt offenstand. Ich bat Mirella, einen Augenblick vor dem Tor zu warten, fuhr allein hindurch, nahm, als sich keine Hunde auf mich stürzten, den Helm ab und sah mich um. Ein älterer Bauer winkte mir freundlich zu. Ich stellte die DUCATI auf den Ständer, begrüßte ihn und fragte, ob wir unsere Motorräder auf seinem Hof so lange abstellen dürften, bis wir die Reste der Burg besichtigt hätten. „Aber gern, mein Junge“, antwortete er, zeigte mir ein schattiges Plätzchen, an dem wir die Motorräder parken könnten, und forderte Mirella dann selbst mit einem Handzeichen auf, auch die *Ala verde* in den Hof zu fahren und sie neben die DUCATI zu stellen. Die Helme sollten wir getrost an die Lenker hängen. Im Übrigen seien alle unsere Sorgen unbegründet, weil hier auf dieser „mulattiera“ (Maultierpfad) sowieso kein Verkehr herrsche. Ob wir nicht ein Glas Wein mit ihm trinken wollten? Wir dankten ihm für die gastliche Aufnahme, vertrösteten ihn aber hinsichtlich der Weinprobe auf unsere Rückkehr und wanderten dann Hand in Hand – was soll ich dazu noch sagen? – den flachen Abhang zur Rocca hinauf.

Der Weg, auf dem wir gingen, war grasbewachsen, der übrige Boden wurde offenbar für Getreideanbau genutzt. Weinstöcke sahen wir nicht. In der Tat liegt die Rocca 530 m hoch in einer so freien Lage, dass die Temperaturen dort im Winter auf ziemliche Tiefe absinken dürften. Doch vielleicht hat die Bevorzugung des Getreideanbaus auch andere Gründe.

Bald erreichten wir die Burg. Ihre Trümmer sind eindrucksvoll. Immer noch ist sie ein wuchtiger, ungefähr viereckiger Block, ihre gewaltigen, ein wenig nach innen geneigten Verteidigungsmauern wölben sich zwischen den vier Ecktürmen leicht nach außen. Oder einfacher: die Ruine ist ein großer Kegelstumpf, der an der runden Oberkante die Reste von vier, über Kreuz angeordneten Türmen trägt. Leider war der Zugang zum Inneren dieser Befestigungsanlage, wie schon damals bei meinem Besuch mit Ulli und Sven, immer noch durch Stacheldraht verschlossen. Wir gingen einmal um das gesamte Bauwerk herum, allerdings vor allem, um das großartige Panorama zu bewundern, sahen uns von einer wilden Gebirgslandschaft umgeben, entdeckten im Norden Volterra, blickten im Westen und Süden auf die Colline Metallí-

fere, befanden uns ganz in der Nähe der faszinierenden geothermischen Elektrizitätswerke von Larderello.

Unser lieber Bauer, mit dem wir nach unserem Rundgang um die Ruine, weil wir ihn nicht kränken wollten, in der Sonne sitzend doch noch einen – auf unseren Wunsch nur winzigen, eher symbolischen – Schluck Wein tranken, wies uns darauf hin, dass es im nahen Pomarance einen Lehrer gebe, der uns über die Rocca alles Wissenswerte sagen könnte. Denn ihn, den armen Alten, hatten wir vergeblich nach ihrer Geschichte gefragt. Er lebte zwar hier, bearbeitete auch den Acker unterhalb der Ruine, nahm sie aber, ohne weiter nachzudenken, als den Steinhaufen hin, der sie schon gewesen war, als er geboren wurde. Sie war immer da gewesen, war noch da, sollte auch in Gottes Namen da bleiben – doch seit wann und warum sie da war, konnte er uns nicht sagen. Aber jener Lehrer – und er beschrieb uns genau dessen Haus am Ortsrand des nahen Städtchens – der interessiere sich ebenso sehr wie wir für derartige Einzelheiten, werde sich auch gewiss freuen, wenn er uns seine Kenntnisse ausbreiten könne. Denn er sei ein kluger und freundlicher alter Herr, übrigens schon pensioniert, sodass er sicherlich Zeit für uns haben werde.

Wir verabschiedeten uns mit herzlichem Dank für die nette Bewirtung und starteten in Richtung Pomarance. Eigentlich hatte ich keine große Neigung, den Heimatforscher wegen der – und sei es auch noch so eindrucksvollen – Trümmer zu belästigen. An der Einfahrt in die Hauptstraße hielt ich und gestand das auch Mirella: „Was soll der gute Mann uns schon erzählen? Eigentlich hat der Bauer ganz recht. Es gibt da diese Steine, irgendwer hat sie irgendwann zu einem eindrucksvollen Bauwerk aufgeschichtet, ein anderer irgendwer hat sie irgendwann wieder auseinander gerissen – ist es wichtig, welcher Tizio der eine, welcher Caio der andere war?“ Doch noch während ich das sagte, quälte mich schon das philologische Gewissen – über das dem deutschen „Hinz und Kunz“ entsprechende italienische „Tizio e Caio“ ärgere ich mich jedes Mal, wenn ich es höre. Und nun hatte ich die blöde Wendung zu allem Übel auch noch selbst benutzt. Mirella sah, dass sich meine Laune so plötzlich verschlechterte, als hätte ich mir auf die Zunge gebissen, und fragte mich überrascht: „Was ist denn los mit dir? Warum ärgerst du dich so sehr? Mich hätte die Geschichte dieser Burg schon interessiert, aber wenn dich der Gedanke an den Heimatforscher so sehr stört, will ich gern auf den Besuch bei ihm verzichten.“ Also versuchte ich ihr meinen Stimmungsumschwung zu erklären: „Lella, mein dummes Gesicht hat nichts mit unserem Ausflug zu tun. Nur mein eigenes, angeblich richtiges Italienisch, nämlich das verdammte *Caio*, ging mir plötzlich auf die Nerven.“

Denn in der oft benutzten Wendung „Tizio e Caio“ beruht das „Caio“ auf einem groben Missverständnis, und zu meinem grenzenlosen Erstaunen wollen die meisten Italiener das mit beharrlicher Verstocktheit nicht einmal wahrhaben. Das lateinische *C* entstand durch Übernahme des griechischen Majuskel-Gamma – *Γ* – in gerundeter Form, hatte also ursprünglich den Lautwert *G*. Der *K*-Laut wurde ebenfalls wie im Griechischen zunächst durch *K* wiedergegeben (Beispiele: *Kalendae, Karthago*). Doch dann setzte sich unter etruskischem Einfluss als Wiedergabe des *K*-Lauts das *C* durch. Nun stand also das *C* sowohl für *G* wie für *K*. Deshalb begann man bald, jenes *C*, das einen *G*-Laut wiedergeben sollte, durch einen kleinen, unten rechts an das offene Bogenende angehängten Schrägstrich zu kennzeichnen. So entstand der uns vertraute Buchstabe *G*. Nur in der erzkonservativen Schreibung von

Namen blieb das archaische *C* für *G* erhalten, eben bei *C.* = *Gaius* (*C. I. Caesar* = *Gaius Iulius Caesar*) und *Cn.* = *Gnaeus* (*Cn. Pompeius* = *Gnaeus Pompeius*). Das angebliche *Caius* beruht also auf einem schlichten Lesefehler, im alten Rom hat es diesen Namen nie gegeben, und das von ihm abgeleitete italienische *Caio* ist folglich reiner Unsinn.

„Na gut, dieser sprachgeschichtliche Hintergrund ist doch eine Binsenwahrheit, eine Banalität, deswegen brauchst du dich doch nicht aufzuregen. Ach, Benny, sei tolerant, betrachte den Quatsch als Witz und nimm ihn auf die leichte Schulter! Lass uns lieber, wenn du wirklich alles so genau wissen willst, mit dem Heimatforscher über die Geschichte der Rocca Sillana reden!“, mahnte mich die weise Mirella und bog nach rechts in Richtung Pomarance ab.

4

Also auf zur Suche nach dem klugen Lehrer! Die Anfahrt zu dessen Haus war uns von unserem Wohltäter in Sillano so genau beschrieben worden, dass wir nicht ein einziges Mal nach dem Weg zu fragen brauchten, sondern den kleinen modernen Neubau am Ortsrand von Pomarance ohne jede Schwierigkeit fanden. Immer noch ein bisschen unschlüssig hielten wir, nahmen die Helme ab, blieben aber zunächst auf den Motorrädern sitzen und sahen uns um. Im Vorgarten des Hauses schnitt eine nett aussehende ältere Dame – klein, rundlich, mit wachem Blick und einem Kopf voller grauer Löckchen – an einigen Rosenstöcken herum. Bei dieser emsigen Tätigkeit kam sie uns schließlich so nahe, dass Mirella sie vom Motorrad aus ansprechen konnte. Ob hier der Herr Moretti wohne, der uns als Kenner der Lokalgeschichte genannt worden sei? Freundlich bekam sie zur Antwort: „Aber ja, in welcher Angelegenheit möchten Sie meinen Mann sprechen?“ Also trug Mirella unseren Wunsch vor, ein bisschen mehr über die Geschichte der Rocca Sillana zu erfahren. ‚Nun, brave Lella, wird sie dich’, so dachte ich, ‚mit einigen höflichen Floskeln auf irgendeinen späteren Termin vertrösten.’ Doch im Gegenteil – Frau Moretti öffnete uns sogar das Hoftor, damit wir „die schönen Motorräder“ auf der Einfahrt zur Garage abstellen könnten, lud uns ein, ihr ins Haus zu folgen, führte uns in eine hübsche kleine Bibliothek und bat uns, einen Augenblick zu warten.

Da sie uns nicht aufgefordert hatte, Platz zu nehmen, fühlte ich mich berechtigt – das ist ja sowieso eine Berufskrankheit –, im Stehen einen neugierigen Blick auf die Bücherrücken der ringsum aufgestellten Werke zu werfen. Die meisten von ihnen behandelten die europäische Geschichte, auch deutschsprachige Literatur war in größerem Umfang vorhanden, doch besonders stark vertreten waren Untersuchungen zur Geschichte der Toskana. Allerdings gab es auch ein ganzes Regal mit – zum Teil neuester – Belletristik. Vermutlich waren hier die Lieblinge von Frau Moretti versammelt. Außer einem modernen, am Fenster stehenden Schreibtisch und dem zugehörigen Sessel, den Bücherregalen an den Wänden und drei Stühlen enthielt der längliche Raum nur einen einzigen weiteren Einrichtungsgegenstand, nämlich einen wuchtigen alten toskanischen Bauerntisch aus Nussbaumholz. Er stand längs im Zimmer, etwas nach rechts versetzt, bot dort gerade noch so viel Platz, dass sich auch die unten in den Regalen stehenden Bücher erreichen ließen, während auf seiner linken Seite ausreichend Raum für die erwähnten drei Stühle blieb. Wie gern besäße

auch ich irgendwann einmal eine so schöne Arbeitsfläche! Auf der riesigen Tischplatte könnte ich geöffnete Bücher nebeneinander ausbreiten, endlich lägen Manuskriptblätter, Handschriftenphotos, Karten, all die Dinge, mit denen ich mich täglich herumschlagen muss, übersichtlich geordnet und leicht einsehbar vor mir.

„Was für ein schöner Luxus, dieser große Tisch, und was für eine schöne Bibliothek!“, mit diesen Worten ehrlicher Bewunderung begrüßte ich den schon bald ins Zimmer tretenden Herrn Moretti. Er war ebenso klein und rundlich wie seine Ehefrau, hatte – allerdings hinter zierlichen Brillengläsern – die gleichen wachen und munteren Augen, nur die grauen Löckchen fehlten ihm, denn er war kahlköpfig. Herzlich schüttelte er Mirella und mir die Hand, behandelte uns so unbefangen, als wären wir alte Bekannte. Artig stellten wir uns vor, wurden freundlich von ihm aufgefordert, uns neben ihn an den, wie er sagte, „zu Recht gelobten“ Tisch zu setzen, ich erwähnte kurz Mirellas und meine Fachrichtung, berichtete von meinem Auslandsstudium an der Universität Florenz und nannte zuletzt auch meine – in Italien recht bekannte – Heimatuniversität.

Schon nach dem ersten kurzen Blick auf unseren munteren Gastgeber wusste ich, dass er seinen Beruf gern ausgeübt hatte. Denn einem alten Lehrer ist leicht anzusehen, ob ihm seine Tätigkeit eine Freude oder eine Qual war. So offen, vertrauensvoll, so frei von aller Verbitterung wie dieser alte Herr kann jemand, der ein Leben lang unterrichtet hat, nur sein, wenn er weder von sich selbst noch von seinen Schülern enttäuscht wurde. Also redeten wir vergnügt drauflos, ich berichtete von meinem Studium in Florenz, Herr Moretti interessierte sich lebhaft für die deutsche Nachkriegsgeschichte. Die deutsche Fachliteratur verstehe er ganz gut, so sagte er mir, aber das heiße leider noch lange nicht, dass er diese Sprache auch sprechen könne. Das stimmte mit meinen eigenen Erfahrungen überein – italienische Fachliteratur verstand ich schon, ehe ich die ersten italienischen Worte auch nur stammeln konnte. Daran ist ja eigentlich nichts Überraschendes. Weniger Glauben finde ich dagegen, wenn ich behaupte, auch das Lesen jeder noch so anspruchslosen italienischen Tageszeitung sei schwieriger als die Lektüre italienischer Fachliteratur. Dabei sind die Gründe dafür doch evident – in der Spezialliteratur geht es um irgendein eng begrenztes, mir bereits bekanntes Thema, in der Zeitung dagegen um die ganze Breite des täglichen Lebens.

All das besprach ich fröhlich mit dem freundlichen alten Herrn, während sich Mirella bescheiden zurückhielt. Nicht einmal ihren Doktortitel hatte sie erwähnt, spielte vielmehr leise und unauffällig die aufmerksame Studentin, war auch nicht als selbstbewusste Pilotin zu erkennen, sondern hatte sich in das Halbdunkel des Bühnenhintergrunds zurückgezogen, damit ich mich vorn im Rampenlicht ungestört aufspielen konnte. Wenn sie will, kann sie sehr rücksichtsvoll sein. Frau Moretti brachte uns Espresso, Kekse und sogar Kuchen. Es begann zu dunkeln, eine hübsche Schirmlampe beleuchtete die kräftige Nussbaum-Maserung der massiven Tischplatte. Wir genossen die stimmungsvolle Ruhe der Bibliothek, sahen allerdings auch auf einer zierlichen, eifrig tickenden Kaminuhr, deren goldenes Gehäuse von vier kleinen schwarzen Marmorsäulen getragen wurde, wie schnell die Zeit verging – schon 17.30 Uhr! Allzu lange wollten wir das freundliche Ehepaar nicht aufhalten. Schließlich ergriff Mirella die Initiative: „Also, die Rocca Sillana ...“, versuchte sie

zur Sache zu kommen, „…können Sie uns über diese Ruine etwas Genaueres sagen? Denn bisher haben wir nichts über sie erfahren können.“

„Ja richtig, die Rocca Sillana, wir wollten uns über die alte Festung unterhalten.....“, erinnerte sich unser neuer Lehrmeister und begann seine geschichtliche Skizze, nicht anders als wir Philologen, mit sprachlichen Vermutungen, nämlich mit Hypothesen über die Herkunft des Namens Sillana. Der uns Deutschen als *Sulla* vertraute alte Römer (138 – 78 v. Chr.) ist den Italienern als *Silla* bekannt, in einer Namensform, die der der griechischen Quellen (*Syllas*) entspricht. „Sillano“ könnte folglich „Sullanisch“ heißen, der Name Rocca Sillana ließe sich also als „Sullanische Hochburg“ verstehen. Mit dieser Deutung des Ortsnamens wurden wir ausnahmsweise einmal nicht auf Adam und Eva, soll heißen: auf die alten Etrusker zurückverwiesen, sondern „nur“ ganz bescheiden auf das erste vorchristliche Jahrhundert. Denn Sulla soll die Vorgängerburg als Bollwerk gegen das Marius favorisierende Volterra errichtet haben.

Aber das ist alles unbewiesen und wohl auch unbeweisbar. Sicher ist, dass die Rocca im Hochmittelalter eine bedeutende Festungsanlage war. Denn die jetzt noch weithin sichtbaren Mauern bildeten nur den harten Kern ihres Verteidigungssystems. Ihr ursprünglicher Umfang war viel größer. Das zeigen ausgedehnte weitere Fundamentlinien und Steinhaufen, über die wir in der Tat bei unserem Rundgang wiederholt gestolpert waren. Insgesamt soll die Rocca zu den stärksten Burganlagen auf dem Gebiet Volterras gehört haben, war auch reich bevölkert, denn sie wurde von bis zu 60 Familien bewohnt. Wenn jede davon aus durchschnittlich fünf Personen bestand, lebten also an die 300 Menschen in jener luftigen Höhe. Von einem viereckigen Bergfried im augenblicklich nicht zugänglichen Inneren der gewaltigen Ruine kann man angeblich bei guter Sicht sogar aufs Meer hinausblicken, das wie von Volterra so auch von der Rocca in Luftlinie 32 km entfernt ist.

Mirella schien diese unendliche Geschichte tatsächlich zu interessieren. Entweder litt sie seit ihrer Kreuzfahrt trotz der guten Verpflegung auf dem Luxusschiff an Bildungshunger oder sie hatte auf dieser Reise tagtäglich so viele Ruinen besichtigen müssen, dass ihr nun das Anhören eines kompetenten Führers zur lieben Gewohnheit geworden war. Ich dagegen hatte zwar bisher einigermaßen geduldig zugehört, denn Herr Moretti konnte lebendig vortragen, doch allmählich begann ich mich grässlich zu langweilen. Denn jetzt breitete unser freundlicher Lehrer seine profunden Kenntnisse des mittelalterlichen Archivmaterials vor uns aus – und was sollte da schon zu finden sein? Es wurden Besitzverhältnisse, Käufe, Verkäufe, Schenkungen, Stiftungen beurkundet – es wurden uns ungefähr jene Inhalte, die ich an den dokumentarischen Papyri so sehr gehasst hatte, erneut um die Ohren gehauen, allerdings jetzt nicht auf Alt-Griechisch, sondern nun in der Sprache des Maccheroni-Lateins. Was ich da sage, ist gar nicht böse gemeint, denn diese Bezeichnung beschreibt in Wahrheit die Sachlage recht treffend. Das Latein jener Texte, die uns nun im Originalwortlaut vorgelegt wurden – „es ist mir eine Freude, auch einmal mit einem deutschen Latinisten diese Zeilen durchgehen zu können“, schmeichelte mir Herr Moretti, vielleicht, weil er meinen glasigen Blick bemerkt hatte –, also dieses Latein war zwar ungefähr zur Hälfte lateinisch, sonst aber so italienisch wie ein guter Teller Maccheroni.

Verzweifelt versuchte ich wieder wachzuwerden, doch unser liebenswürdiger Gastgeber hatte meine Müdigkeit schon bemerkt, sagte gütig: „Wir können uns die Sache auch leicht machen, mein junger Freund“, stand auf, ging zu einem schwer beladenen Bücherregal, holte einen Band hervor, schlug ihn auf und schob ihn mir zu. Es handelte sich um den 50. Jahrgang (1942-XX) der *Miscellanea Storica della Valdelsa*. „In diesem ausgezeichneten Aufsatz dort“, er klopfte auf die geöffnete Seite, „finden Sie ausführlich all das, was ich Ihnen nun nur stark verkürzt schildern werde.“ Ich sah geistesabwesend auf den vor mir liegenden Wälzer, schob ihn dann Mirella zu und versuchte mich gottergeben in Geduld zu fassen. Wäre ich doch nur meiner inneren Stimme gefolgt, hätte ich Mirella doch nur überredet, nicht nach Pomarance zu fahren oder zumindest hier nicht anzuhalten! Aber nun war es zu spät. Der angeblich kurze Vortrag begann – und rüttelte mich sofort wach.

„Die alte Seneser Adelsfamilie der Pertini ...“, so begann Herr Moretti, und ich fuhr auf wie Riccardi, als er *ábere* hörte. „Cosa, come, che: Was, wie, was?“, fragte ich genauso heftig wie damals er in jener Prüfung. Doch anders als seinerzeit der unglückliche Kandidat erschrak der hochgelehrte Heimatforscher keineswegs, sondern freute sich darüber, dass er mein Interesse geweckt hatte.

„Ja“, wiederholte er geduldig, „diese Pertini, von denen ich gerade sprach, stammen aus Siena, waren von altem Adel und auch reich. Unter anderem waren sie die Herren der Burg von Lucignano in Val d’Arbia und weiterer Burgen im Bereich der Republik Siena. Zu dieser Familie gehörte der Kardinal Riccardo, der als päpstlicher Legat 1313 in Genua starb. Er gründete durch testamentarische Verfügung das Kartäuserkloster in Maggiano in der Nähe der Porta Romana von Siena, dessen Konstruktion 1314 durch seinen Cousin Bindo begonnen wurde.“ Es folgte eine lange Aufzählung weiterer Großtaten dieses Bindo, der in Avignon päpstlicher Beichtvater, in Köln Dompropst und schließlich Stifter der prächtigen Kartause von Pontignano gewesen war. Auch jemanden, der dem armen Boccaccio auf die Nerven gegangen war, hatte die Familie zu bieten, den 1311 geborenen Seligen Pietro Pertini. Vor seinem Tod im Jahr 1361 schickte er seinen Gefährten Giovacchino Ciani nach Florenz zu Boccaccio, um ihn zur Änderung seines Lebenswandels aufzurufen. Kam mir dieses „Pèntiti, cangia vita: Bereue, ändere dein Leben!” nicht irgendwie bekannt vor? Angeblich wollte der große Autor sein Meisterwerk, den *Decameron*, verbrennen, nur Petrarca, der ja selbst Priester war, konnte ihn noch rechtzeitig umstimmen.

Es gab noch andere bedeutende Angehörige dieser Familie, die sich 1.300 Jahre weit, nämlich bis ins 7. Jahrhundert n. Chr., zurückverfolgen lässt. Wenn die Pertini nicht gerade Priester, Kardinäle, Kartäusermönche waren, betätigten sie sich als Richter, Notare oder Gesandte. Der Stammbaum, den uns Herr Moretti zugeschoben hatte, begann oben im 7. Jahrhundert bei verschiedenen Pertini „Scabini“ und lief dann über einen Attalberto il Grande, Marchese der Toskana, und einen weiteren Marquis, den 845 erwähnten Guido, in vielen Verästelungen bis ins 19. Jahrhundert hinunter. Als respektloser Nachkomme sächsischer Beamter und westfälischer Bauern sah ich mit Belustigung, dass ausgerechnet der einzige Bankier (1190 – 1240) der illustren Gesellschaft Diotisalvi – Gott möge dich retten – hieß.

Dafür, dass die Herrschaften im Mittelalter stets gut bei Kasse waren, spricht auch ihr Familienwappen. Denn dessen langschildförmiges Feld war goldfarben, wurde in der Mitte senkrecht geteilt durch einen breiten roten Streifen, in den unter-

einander drei nach oben gerichtete, wiederum goldene Lanzenspitzen eingefügt waren. Sie hatten allerdings unter dem Einfluss verweichlichenden Reichtums ihre kriegerische Form so weit eingebüßt, dass Mirella und ich sie zunächst für Sterne hielten und auch als solche bezeichneten. Daraufhin versuchte uns Herr Moretti die ursprüngliche Form der Lanzenspitzen mit ihren beiden seitlichen Zacken auf einem Stückchen Papier durch eine kleine Skizze zu verdeutlichen.

Nun kann es ja wohl viele Pertini geben. Was hatten meine mit diesen superreichen Adeligen aus Siena zu tun? Doch wahrscheinlich – doch hoffentlich! – nichts. Schüchtern, fast ängstlich sah ich auf die rechts neben mir sitzende Mirella. Sie lächelte milde, blätterte leise in der vor ihr liegenden Ausgabe der *Miscellanea Storica*, schien sich ausschließlich für deren Inhalt zu interessieren, hatte offenbar zu lesen begonnen. Ob ich vorsichtig Auskünfte über die Familie ihrer Rivalin einholen könnte? Warum eigentlich nicht? Immerhin hatte Lella mich hierher geschleppt. Sie konnte nicht von mir verlangen, dass ich, nachdem ich hier einen ganzen Nachmittag vertrödelt hatte, die einzige Frage nicht stellte, die mir wirklich am Herzen lag. Also nahm ich all meinen Mut zusammen und versuchte von Herrn Moretti Genaueres über die Verwandten meiner bezaubernden „Dorfprinzessin“ zu erfahren: „Es gibt da einige Personen mit dem Namen Pertini in Certaldo, aber die haben wohl nichts mit dem Seneser Adel zu tun?“ – „Ach, kennen Sie die Familie?“, wurde ich prompt zurückgefragt. – „Nur vom Hörensagen“, log ich dreist und blickte ängstlich nach rechts auf die immer noch lächelnde Mirella. Sie schwieg, spielte weiterhin die Musterschülerin, ging völlig auf in der Rolle der Klassenbesten, der „prima della classe“. Nie hätte sie den Lehrer, während er dem dümmsten Schüler geduldig, aber wohl vergeblich etwas zu erklären versuchte, mit irgendeinem vorlauten Hinweis unterbrochen, etwa mit einem frechen: „Aber professore, was der Ben da sagt, ist doch alles gar nicht wahr!“ Nein, sie schwieg, aber ihr Lächeln war nicht mehr milde, sondern hatte jenen Ausdruck intellektueller Arroganz angenommen, mit dem die „Streberin“ alle geistigen Klimmzüge des dämlichsten männlichen Klassenkameraden verfolgt. Ein Schimmer von Vorfreude lag auf ihrem Gesicht: ‚Vielleicht wird dieser ausgemachte Trottel dem Lehrer ja gleich, wie schon so oft, eine Antwort geben, über die ich zusammen mit dem Rest der Klasse endlich einmal wieder schallend lachen kann.’ Doch zunächst versuchte ich der bösen Lella diesen Gefallen nicht zu tun, wurde nicht gefragt, brauchte also auch nicht zu antworten, sondern musste dem gütigen Lehrer nur weiter aufmerksam zuhören. Geduldig fuhr Herr Moretti in seinen Bemühungen fort, mir die Lokalgeschichte zu erklären: „Es überrascht mich nicht, dass Ihnen der Name zu Ohren gekommen ist, denn im Elsatal war der alte Tierarzt Amerigo eine sehr bekannte und geachtete Persönlichkeit. Er und seine Verwandten – ein Bruder von ihm lebte in Siena – sind die Nachkommen jener Angehörigen der Seneser Pertini-Familie, die im 14. Jahrhundert Herren der Rocca Sillana waren und 1387 durch eine Intrige der Florentiner von dort vertrieben wurden.“

Ach, ich hatte es befürchtet! Sandra als verarmtes Burgfräulein, als Nachfahrin von Grafen, Gesandten, Bankiers, Richtern und Notaren, vor allem aber als Angehörige einer Familie, aus der Kardinäle und Heilige hervorgegangen waren, nein, nicht Heilige, nur Selige, eben jener Selige Bußprediger, der uns fast um Boccaccios *Decameron* gebracht hätte – ich hatte es geahnt, jetzt wunderte mich nichts mehr, am wenigsten Sandras ständiges „Pèntiti, cangia vita: Bereue, ändere dein Leben!“

Aber wieso hatten die Pertini die mächtige Rocca Sillana verlassen? Hinter deren dicken Mauern hätten sie sich doch viel besser einigeln können als in jenem düsteren Haus unten im Elsatal. Noch ehe ich diese Frage auch nur stellen konnte, wurde sie mir schon vom tüchtigen Herrn Moretti beantwortet. Die spannenden Ereignisse, die er uns nun schilderte, könnten zwar mehrere Bände eines Fortsetzungsromans füllen – der ältere Alexandre Dumas hätte an ihnen seine helle Freude gehabt –, ich fasse sie aber hier so kurz wie möglich zusammen.

Dass die Pertini kurz nach 1300 Burgherren der Rocca waren, zeigt ein Dokument vom 19. April 1316, in dem der Sohn des verstorbenen Pietro de' Pertini aus Siena, Guglielmaccio – besonders nett kann der nicht gewesen sein, denn übersetzt hieße sein Name „rüder Wilhelm" – in dem also Guglielmaccio ein Stück Land in der Nähe der Rocca auf 25 Jahre verpachtete. Im Jahr 1328 wird er in einem weiteren Vertrag als *vir potens de Senis*, als mächtiger Herr aus Siena, bezeichnet. Diesmal kaufte er ein größeres Grundstück. Ein Iacopo Pertini verteilte am 11. Juni 1385 in seinem Testament beträchtliche Geldsummen an fromme Institutionen, spendete – ich nenne nur die größeren Beträge – 200 lire für die Armen in Sillano, bestimmte 500 fiorini d'oro (florentinische Gulden) für den Bau einer Kapelle im Krankenhaus Santa Maria della Scala in Siena („Heilige Maria der Treppe" – das Hospital liegt der Domtreppe gegenüber, daher der Name) und noch einmal die gleiche Summe für die Errichtung einer Kapelle an der Kirche des Heiligen Bartholomäus in Sillano.

Allerdings begann mit Iacopos Tod der Abstieg dieses Zweigs der Familie. Denn er hinterließ als Erben nur zwei sehr junge Söhne. Nun waren aber die Florentiner schon seit Langem dringend daran interessiert, die in strategisch wichtiger Position liegende Rocca Sillana in ihre Hand zu bekommen. Denn bei der allmählichen Ausdehnung ihres Einflussgebiets in den Raum von Volterra wollten sie sichergehen, dass die Herren der Burg, anders als vermutlich die Pertini aus dem rivalisierenden Siena, zuverlässig auf ihrer Seite standen. Um dieses Ziel zu erreichen, scheuten sie sich nicht, auch mit Banditen zu paktieren, nämlich mit dem berüchtigten, von den Volterranern in Abwesenheit zum Tode verurteilten Martino di Cione aus Cásole d'Elsa, auch Martincione genannt. Mit der Bitte um gastliche Aufnahme gelang es Martincione Anfang Februar 1386 mit einigen seiner Leute in die Rocca eingelassen zu werden, die Burgwächter zu überrumpeln, die Burg und die Pertini-Jungen in seine Hand zu bringen und nun aus dieser Position der Stärke heraus sowohl mit Volterra wie mit Florenz über die Herausgabe der Befestigungsanlage und ihrer adeligen Besitzer zu verhandeln.

Doch es wurden wohl nur Scheinverhandlungen geführt, denn die erhaltenen Dokumente lassen erkennen, dass die Florentiner mit den Galgenvögeln unter einer Decke steckten, da sie sie nicht nur vom Bann lösten, sondern auch mit Geld reich für ihr übles Unternehmen belohnten. Die gefangenen Pertini dagegen wurden zur Aufgabe der Rocca gezwungen. Am 23. Januar 1387 verkauften sie für 3.600 florentinische Gulden und gegen Freilassung aller Familienangehörigen zwei Drittel von Sillano an die Florentiner, das fehlende Drittel erwarben diese für 1.350 Gulden am 19. März 1387 von Salimbene, dem Sohn des verstorbenen Francesco Pertini, danach besoldeten sie noch bis 1572 Burgwächter auf der Rocca. 1654 wurde die Burg durch Blitzschlag schwer beschädigt, verfiel zusehends, blieb aber bis 1840 bewohnt.

Die vertriebenen Pertini zogen sich ins Umland von Volterra zurück, verarmten, vergaßen ihren Adelsstand, lebten schließlich als Bauern. Um 1840 lassen sich Angehörige der Familie als Grundeigentümer oder Pächter hoch über dem Elsatal in der Nähe von Montignoso nachweisen. Dieses Montignoso, eine winzige Häuseransammlung, liegt etwa auf halber Strecke zwischen Certaldo und Volterra, ist zu erreichen, indem man von Certaldo, also unten aus dem Elsatal, in die Berge hinauf nach Gambassi, dann auf dem Höhenrücken nach dem – Mirella und mir wohlvertrauten – Il Castagno (die Kastanie – ein Ortsname!) und von dort, mit herrlichem Blick nach links auf Volterra, weiter in Richtung San Vivaldo fährt. Nach wenigen Kilometern kommt man auf dem malerischen kleinen Sträßchen am 561 m hoch gelegenen Montignoso vorbei. Die Pertini waren also nach dem Verlust ihrer Burg nicht etwa ins Tal hinabgestiegen, sondern sogar noch 31 m höher in die Berge hinaufgeklettert (die Rocca liegt, wie gesagt, auf 530 m Höhe). „Und zu dieser Linie", so schloss unser lieber alter Gastgeber, „gehören Amerigo Pertini und seine zahlreichen Nachkommen in Certaldo."

Ich schwieg. Mirella ließ keinerlei Regung erkennen, stellte ein paar sachliche Fragen, wollte wissen, ob denn das Innere der Ruine vielleicht irgendwann einmal zu besichtigen wäre, sprach außerdem mit Herrn Moretti über andere Sehenswürdigkeiten in der Umgebung und zeigte ihm auf diese Weise, dass ihr seine Ausführungen gefallen hatten und dass wir ihm für all die Mühe, die er sich mit uns gegeben hatte, dankbar waren. ‚Wie sehr sie in solchen Fällen ihrem Vater ähnelt!', dachte ich, ‚wie er kann sie, wenn sie will, jedermann um den Finger wickeln, kann alle mit spontaner, ungespielter Herzlichkeit bezaubern und für sich einnehmen.' Doch was genau sie sagte, hörte ich nicht, blickte vielmehr träumend auf die hübsche, eifrig vor sich hin tickende kleine Pendeluhr. Sie gefiel mir besser als mein Wecker. Denn der verscheppert die Stunden mühsam, traurig, laut und klapprig, bewegt sich ohne jede Grazie, ist eben männlich. Die Kaminuhr – weiblich – hatte dagegen etwas von der fröhlichen Geschäftigkeit der munteren Frau Moretti.

Es war fast 20 Uhr geworden. „Bleiben Sie doch zum Abendessen!", schlugen uns die alten Herrschaften vor. Doch wir redeten uns mit der bevorstehenden langen Rückfahrt heraus, konnten auch einigermaßen glaubhaft darauf hinweisen, dass es ziemlich kalt war und mit zunehmender Dunkelheit noch kälter werden dürfte. So wurden wir denn mit herzlichen Abschiedsworten entlassen, mussten aber versprechen, zu einem längeren Besuch zu kommen, falls uns während der restlichen Tage unseres Italienaufenthalts – auch Mirella hatte ihr bevorstehendes Auslandsstudium erwähnt – noch jemals Zeit dafür bliebe. Wir versprachen alles und wussten doch, dass wir nichts davon halten können. Denn in wenigen Tagen wird Mirella nach Amerika fliegen, und ich werde nach Deutschland zurückkehren müssen, werde dieses Land und seine Bewohner verlassen – und dabei hängt mein Herz doch so sehr an beiden, auch an dem Land, aber noch mehr an seinen Bewohnern.

5

Noch in Pomarance hielten wir an einer Tankstelle, denn es erwartete uns eine längere Nachtfahrt, und der Tank der AERMACCHI war fast leer. Sicherheitshalber füllte ich auch den DUCATI-Tank wieder vollständig. Nach einem kurzen Kontroll-

gang um die Motorräder – vor allem prüften wir die Heckbeleuchtung und das Bremslicht – entfalteten wir eine Straßenkarte und warfen einen langen Blick auf die verschiedenen Möglichkeiten, nach Florenz zurückzukehren. Aber es gab nur zwei, also das, was sich, wenn man die lateinische Wurzel des Wortes ernst nimmt, allein als Alternative bezeichnen lässt (*alter*: der eine von zweien; *alter – alter*: der eine – der andere, immer von zweien). Entweder konnten wir auf jenem winzigen Sträßchen, auf dem wir gekommen waren, oder auf größeren Nationalstraßen über Volterra nach Florenz zurückfahren. Ritterlich wie immer fragte ich Mirella nach ihren Wünschen: „Was schlägst du vor, Lella?“ Auch um ihre Laune zu testen, sprach ich sie mit dem Kosenamen an. Denn wenn sie gereizt ist, reagiert sie allergisch auf diese vertrauliche Anrede. Eigentlich ist das höchst ungerecht, denn ich ertrage ihr „amore mio“ doch schon seit Monaten mit Engelsgeduld. Sie stand vor mir im Neonlicht der Tankstelle, sah mich nicht an, sondern hatte sich halb zum noch schwach leuchtenden Westhimmel umgedreht, blickte auf die sich dunkelblau vor dem hellen Hintergrund abzeichnenden Bergketten und gab mir Rätsel auf. Denn sie war an diesem Abend die Güte, die Nachsicht, die Liebe selbst, erinnerte mich an Vivaldis Grave aus dem Concerto in C-Dur RV 113, schien sich kein bisschen über unsere heutigen Erlebnisse, über die Rocca Sillana, meine Frage nach Sandra und über deren glorreiche Familiengeschichte zu ärgern, antwortete mir auch jetzt mit beängstigend sanfter Stimme: „Hast du schon Hunger? Wo und wann möchtest du zu Abend essen? Wenn du dich wieder von dem netten Wirt unseres schönen Gasthauses bei Greve verwöhnen lassen willst, sollten wir vielleicht auf dem Maultierpfad, auf dem wir gekommen sind, zurückfahren.“ Ich warf erneut einen Blick auf das Kartenblatt und zeigte ihr, dass wir auf jener Route vermutlich unendlich viel länger unterwegs sein würden als auf den Nationalstraßen. Also beschlossen wir in schöner Eintracht, zunächst nach Volterra hinaufzukurven und uns von dort auf der vertrauten Marterstrecke nach Florenz durchzuschlagen.

Guten Muts starteten wir in die Nacht, denn inzwischen war es völlig dunkel geworden. Mirella fuhr mir zwar wie immer voraus, heute Abend aber nicht „auf der letzten Rille“, sondern sehr vorsichtig. Das war kein Zufall, denn als wir nachmittags im Sonnenschein unterwegs gewesen waren, hatte ich am Schatten der DUCATI wieder einmal gesehen, wie stark die Vorderradfelge beim Durchfahren des scharfkantigen Schlaglochs beschädigt worden war. Trost suchend hatte ich die tiefe Delle Mirella gezeigt. Sie hatte die Felge abgetastet und mich dringend aufgefordert, den Schaden sofort beheben zu lassen. Es sei unverantwortlich, die Reparatur noch länger hinauszuschieben. Doch vor allem zog sie aus meinem Bericht über den nächtlichen Beinahe-Sturz den falschen Schluss, dass ich mich bei Dunkelheit so blind wie ein Maulwurf durch die Toskana taste. Dass ich den hinter einer Brückenkuppe versteckten Krater auch bei Tageslicht nicht rechtzeitig hätte sehen können, wollte sie mir nicht glauben. Und so fuhr sie mir denn heute als Blindenhund voraus und warnte mich vor jeder Gefahr, indem sie nicht nur einmal, sondern wiederholt kurz auf die Fußbremse trat. Ihr Bremslicht leuchtete dann mehrfach vor mir auf, und ich wusste, dass irgendeine unangenehme Überraschung – Rollsplitt, eine Ölspur, über die Straße laufendes Wasser, eine besonders enge Kurve – auf mich wartete. Um mich in dieser Weise zu behüten, blieb sie dicht vor mir und hielt sich auch mit der Geschwindigkeit zurück.

Es war ziemlich kalt an diesem Abend, besonders oben in den Bergen. Dennoch widerstanden wir tapfer der Versuchung, die Rückfahrt für eine Pause zu unterbrechen, durchquerten Volterra, Colle Val d'Elsa, Poggibonsi und näherten uns schon Florenz, als Mirella in den sorgfältig mit kleinen Lämpchen beleuchteten Parkplatz eines Restaurants einbog. Sie hielt zwischen einem Porsche und einem Ferrari, stellte den Motor der AERMACCHI ab, zeigte mir fröhlich, wo ich die DUCATI zu parken hätte, nahm den Helm ab und begann, die Locken auf ihrem süßen Wuschelkopf zu ordnen. „Was ist denn jetzt in dich gefahren?", wunderte ich mich, „willst du in dieser Luxusbude einen Capuccino trinken?" – „Nein", antwortete sie, „ich möchte hier zu Abend essen. Die Küche ist oder war zumindest früher gut. Als Kind bin ich oft auf der Rückfahrt von Siena mit meinen Eltern hier eingekehrt und habe das Lokal in guter Erinnerung." – „Man wird uns rauswerfen, jedenfalls mich. Sieh doch, wie gammelig ich wieder einmal angezogen bin!" – „Das wollen wir doch mal sehen, ob jemand es wagt, dich oder mich in irgendeiner Kaschemme schief anzusehen", sagte Lella drohend, „komm jetzt, stell dich nicht so albern an! Du bist auch in Lumpen der schönste Mann, den ich kenne, bestimmt hübscher als all die Porsche- und Ferrari-Fahrer." – Oh Signore, was für Komplimente sie mir heute machte! Warum das alles? Wieso hatte die Unterrichtsstunde des lieben Herrn Moretti die Streberin, die „prima della classe" (Klassenbeste), so nachsichtig gegenüber dem Klassentrottel, dem „ultimo della classe" (Klassenletzten), gestimmt?

Das Personal jenes Luxusrestaurants war klüger oder besser geschult, als ich erwartet hatte. Denn obwohl ja auch Mirella nicht gerade im Abendkleid erschien, sondern erst beim Betreten der geheizten Räume ihre schwere Motorradjacke auszog, wurde sie mit erlesener Höflichkeit empfangen. Doch eigentlich war das gar nicht so überraschend. Denn sie äußerte ihre Wünsche nach einem bestimmten Tisch und später nach bestimmten Spezialitäten mit solcher Selbstsicherheit, dass die Anwesenden, Gäste wie Bedienstete, ihren Auftritt als Motorradfahrerin wohl von Anfang an für die Marotte einer reichen Exzentrikerin hielten. Und hatten sie damit nicht sogar recht?

Im Gegensatz zu den Dorfkneipen, die wir bisher besucht hatten, stand hier in diesem Luxusschuppen kein kuscheliges Kerzenlicht, sondern ein elektrisches Lämpchen vor uns auf dem Tisch. Da ich mich vergeblich gegen den Besuch der „Kaschemme" gewehrt hatte, versuchte ich mich jetzt, höchst undankbar, ein bisschen zu rächen: „Nicht einmal eine romantische Kerze gibt es in diesem Börsensaal für uns." – „Ach, beruhige dich! Man kann nicht alles haben. Du neigst zur Intoleranz", stellte Lella lächelnd fest. – Im Scherz griff ich ihre Kritik auf: „Willst du mir erneut die Polemik gegen das törichte *Caio* vorwerfen? Du rätst mir, es als Witz auf die leichte Schulter zu nehmen. Du ahnst ja gar nicht, welche Auswirkungen dämliche Witze haben können. Irgendein Scherzkeks hat vor längerer Zeit die deutschen Worte *Laterne* und *Leuchte* zu *Latüchte* zusammengesetzt und nun geistert die *Latüchte*, ohne dass irgendjemand noch ihren Ursprung kennt, durch die Umgangssprache, immerhin wohl meist nur als spöttische Bezeichnung einer trüben Funzel. Doch solche Scherze können auch wirklich katastrophale Folgen haben. Ein anderer Witzbold bildete vor einigen Jahren aus einem sinnvollen *nichtsdestoweniger* und einem ebenso sinnvollen *trotzdem* ein absolut idiotisches, unerträgliches, entnervendes, in jeder Hinsicht falsches *nichtsdestotrotz* – und nun kann man diesen grässlichen Quatsch tagtäglich

auch in ernstzunehmenden Medien hören oder lesen. Offenbar denken auch viele Journalisten nicht eine einzige Sekunde lang über Sprache nach, über jene Sprache, die sie tagtäglich benutzen und ebenso tagtäglich nicht einmal böswillig, sondern stumpfsinnig verhunzen.“ – Ach, wie herrlich! Endlich hatte ich mir Luft machen können, endlich hatte ich hier in Italien eine bezaubernde Zuhörerin gefunden, mit der zusammen ich den Verfall auch meiner eigenen Sprache beklagen konnte. Denn Mirella war durchaus in der Lage, das, was ich ihr da sagte, sachkundig zu beurteilen. – Gütig, nachsichtig, mit verzeihendem Lächeln sah sie mich an: „Gefällt dir denn das Italienische, hältst du es für eine schöne Sprache?“ – „Aber sicher, Lella, was soll denn das jetzt? Was für eine Frage! Deine zweite Muttersprache ist wunderschön, sie ist klangvoll, ich liebe sie so wie …“ – fast hätte ich gesagt „dich“, unterbrach mich aber gerade noch rechtzeitig und wich aus auf ein – „… meine eigene, wie das Deutsche.“ – „Und ist dir klar, was für ein grauenhaft falsches Latein sie ist? Wie sehr Cicero den Untergang seiner eigenen herrlichen Sprache bejammert hätte, selbst wenn er gewusst hätte, dass aus dem völlig falschen Gerede der einfachen, der ungebildeten Leute, der Lastträger, der Sklaven, der Huren, die da ihre Nachrichten, wie in Pompeii, in den Putz der Städte kratzten, dass aus dieser Sammlung unsäglicher sprachlicher Irrtümer allmählich das Italienische entstehen, dass aus all den unzähligen, furchtbaren Fehlern diese, wie du sagst, herrliche Sprache hervorgehen würde? Und nicht nur sie entwickelte sich ja aus dem völlig fehlerhaften Latein der ungebildeten Bevölkerungsmassen, sondern in anderen Teilen des römischen Reiches entstanden so auch andere schöne Sprachen, wie die französische, spanische, portugiesische. Sei dir bewusst, dass du nur als mein lieber, guterzogener, aus bürgerlichem Haus, wenn auch nicht …“ – sie kicherte – „…aus uraltem Adel stammender Benny ein Recht hast, den Sprachstand einer bestimmten sozialen Schicht und einer bestimmten Zeit für ‚richtig’ zu halten und zu verteidigen. Aber als Historiker solltest du wissen, dass du etwas Absurdes tust, wenn du versuchst, die Zeit anzuhalten. Denn nichts anderes als ein solcher Versuch ist dein Bemühen, das schöne Deutsch des heutigen Bildungsbürgertums gegen irgendwelche vordringenden Idiotien zu schützen. Du kannst machen, was du willst – nichtsdestotrotz werden die Idioten so lange weiter nichtsdestotrotzen, bis auch die Nicht-Idioten diesen Unsinn nicht mehr für Unsinn halten.“

6

Wir hatten gegessen, warteten auf den bestellten Espresso, Mirella saß hochzufrieden an meiner Seite, strahlte mich an, legte aber plötzlich, wie damals in der Bar an der Piazza San Marco, ihre linke Hand auf meine rechte und fragte mich zärtlich: „Hat dich denn der großartige Vortrag des Herrn Moretti heute nicht interessiert? Du schienst mir manchmal gelangweilt. Dabei waren doch gerade für dich jene Informationen hochwichtig.“ – „Ja, findest du? Muss ich, um mich mit den Pertini herumzustreiten, ihre Familiengeschichte kennen?“ – „Aber Benny, amore mio! Manchmal begreife ich dich nicht. Du stellst dich extrem dämlich an. Schon bei der ersten Begegnung mit deiner Traumfrau, dieser Sandra, hättest du doch sehen müssen, auf welch hohem Ross sie sitzt, mit welcher Arroganz sie dich behandelt. Du interessiertest sie kein bisschen, sie kam nicht zu deinem Geburtstag, war nicht einen Augen-

blick lang bereit, sich mit dir abzugeben, weigerte sich, dich seltsame deutsche Sumpfschildkröte in die Hand, geschweige denn an der Hand zu nehmen, betrachtete dich vielmehr beharrlich von oben herab, schob dich höchstens vorsichtig mit der Fußspitze ein wenig hin und her. Wenn wir anderen Mädchen dich anhimmelten, stand sie zwar in deiner Nähe, schien aber gleichzeitig unendlich weit von dir entfernt zu sein, machte den Eindruck, von einem anderen Stern zu kommen, obwohl sie doch nicht vom Firmament, sondern nur aus ihrer Felsenburg zu uns niedrigen Dorfbewohnerinnen, zu uns Waschfrauen, herabgestiegen war." – „Willst du etwa ernsthaft behaupten, dass Sandra sich herablassend aufführt? Sie ist bescheiden, zu jedermann höflich, drängt sich nie vor, sondern hält sich extrem zurück, verabscheut alles Aufsehen, bleibt stets im Hintergrund." – Mirella begann die Geduld zu verlieren: „Ich gebe ja zu, dass sie sich erstaunlich gut zu beherrschen weiß. Aber dass du Dummkopf auf diese Attitüde tatsächlich hereinfällst, ärgert mich! Manchmal habe ich sie beobachtet, wenn sie dich nach unseren Unterrichtsstunden auf der Piazza San Marco begrüßte. Nicht einmal bei solchen Gelegenheiten benahm sie sich wie ein verliebtes Mädchen, sondern ging dir so kühl, so abgeklärt, so ernst entgegen, dass du mir jedes Mal leid getan hast. Sie schien ein kleines Diadem zu tragen und zu erwarten, dass du dich wie ein mittelalterlicher Vasall vor ihr auf wenigstens ein, besser noch auf beide Knie niederlässt und ihr die Hand küsst." – ‚Na ja', dachte ich, ‚so ganz falsch ist das ja auch nicht, denn die Hand habe ich ihr tatsächlich oft und übrigens gern geküsst', erwähnte das aber lieber nicht, sondern versuchte, meine wehrlose Liebste mit anderen Argumenten zu verteidigen: „Ich bezweifele, dass sie die Vergangenheit ihrer Familie überhaupt kennt." – „Mein Gott, Benny, wach endlich auf! Es wird Zeit, dass du dich in Certaldo genauer umsiehst. Es mag ja sein, dass dort das Pertini-Wappen anders als das der Medici in Florenz nicht an jeder Straßenecke zu sehen ist und auch nicht riesengroß über der Haustür hängt, aber es wird wohl unauffällig die Zimmerdecke oder den Ohrensessel des Hausherrn oder die silberne Zuckerdose schmücken. Gütiger Himmel, warum bist du wieder einmal so unbelehrbar? Du glaubst mir nicht und wirst deshalb bald umso bitterer enttäuscht werden, denn du kannst vor jenem Vater, solange du willst, auf den Knien herumrutschen, dein Werben um dieses Mädchen wird aussichtslos bleiben, da die Seneser Oberschicht schon immer in dem Ruf stand, zu den exklusivsten Cliquen der Welt zu gehören. Deshalb werden auch deine lieben Pertini ihre verlorene gesellschaftliche Stellung niemals so völlig vergessen haben, dass sie bereit wären, einen hergelaufenen Ausländer wie dich auf Dauer in der Nähe einer ihrer Edeldamen zu dulden. Begreif endlich, dass du chancenlos bist, gib auf, pack deine Koffer und tu etwas Vernünftiges, studier ein schönes Fach und bau mit mir zusammen Motoren, Flugzeuge, Autos, Schiffe, vielleicht auch einmal eine Rennyacht! Übrigens schlägt Daddy dir angesichts deiner künstlerischen Neigungen ein Designstudium vor. Er lässt dir ausrichten, dass du das angebotene Stipendium auch für diese Studienrichtung nutzen kannst und dass wir in unserer Firma solche Leute gut gebrauchen könnten." – ‚Was für Fortschritte Lella gemacht hat!', träumte ich vor mich hin, ‚es ist ja klar, dass ihr Vater mir dankbar ist. Bisher war ihr das von ihm aufgebaute Unternehmen, zumindest nach seinen eigenen Worten, gleichgültig, jetzt redet sie plötzlich ganz anders daher, spricht von „wir ... in unserer Firma".' – Doch sofort wurde ich aus solchen Gedanken hochgeschreckt. „Benny!", fuhr Mirella mich scharf an, „du hörst wieder

einmal nicht zu, wärst in der Lage, auch den Weltuntergang zu verschlafen. So kann es mit dir nicht weitergehen. Reiß dich zusammen, triff Entscheidungen, vergiss endlich die aufgeblasene Sandra! Nie wird sie dich wirklich lieben, immer wirst du der Parvenü bleiben, wirst an der Seite einer reservierten, kühlen Frau, die unbedingten Gehorsam von dir fordert, erbärmlich dahinvegetieren, und das alles auch noch in einem trostlosen Beruf, als Lehrer gleichgültiger, undankbarer Schüler. Im Übrigen musst du dir ja schon jetzt, wenn du ehrlich bist, eingestehen, dass du unter Sandras erbarmungsloser Herrschaft leidest, dass du dich, obwohl sie doch nur deine Freundin ist, vor ihr zu Tode fürchtest. Irgendwann einmal hast du mich ironisch Aphrodite genannt. Na gut, wenn ich Aphrodite bin, dann ist sie Hera, die statuarische, strenge Ehefrau des Zeus, und glaub ja nicht, dass du dir in einer Ehe mit ihr erlauben könntest, was Zeus sich mit Hera erlaubt hat!“ – „Ach Aphrodite“, murmelte ich traurig, „fängst nun auch du an, wie Sandras Vater ständig von Ehe zu reden? Ich will jenes Mädchen doch zunächst nur dann und wann wiedersehen, so wie übrigens auch dich. Und wenn du schon von Ehe sprichst – ginge es mir denn an deiner Seite besser? Geriete ich nicht im Gegenteil als dein Partner in eine noch viel schlimmere Lage, müsste ich nicht die Rolle des hinkenden Hephaistos übernehmen, des dauernd von Aphrodite betrogenen Ehemanns? Und hast du nicht auch den furchtbaren trojanischen Krieg durch deine Leichtfertigkeit verschuldet? Nein, ich werde weiter versuchen, deinen Verlockungen zu widerstehen. Immerhin wäre ich ja an Heras Seite so etwas wie ein auf Taschenformat geschrumpfter ‚Vater der Götter und Menschen’.“ – „Ich sehe, dass du weiterhin Flausen im Kopf hast. Aber den Olymp der noblen Pertini wirst du trotzdem niemals erklimmen.“ – „Lella, du irrst dich. Die Pertini sind frei von allem Standesdünkel. Niemand hat je in ihrem Haus die glorreiche Familiengeschichte erwähnt, weder Sandra noch sonst irgendwer, ja, ich bin nicht einmal sicher, dass die Pertini ihre Herkunft überhaupt kennen. Übrigens könnte sich Herr Moretti ja auch geirrt haben.“ – „Das glaubst du doch selbst nicht!“, stellte Mirella richtig fest. – Nein, geirrt hatte sich unser hervorragender Lehrer wohl kaum. Also spielte ich den letzten Trumpf aus, den ich noch zu haben glaubte: „Außerdem gehst du von falschen Voraussetzungen aus, denn Sandras Vater hat, was Abstammung und Beruf betrifft, mit Sicherheit keinerlei Vorurteile. Denn er murmelt, wie ich auf Umwegen erfuhr, oft leise: ‚Meglio ogni carbonaio di Gambassi: Besser jeder Köhler aus Gambassi’...“ – „...besser als wer?“, fragte Mirella – „... na ja, besser als ich...“, antwortete ich gleichmütig und setzte mit Nachdruck hinzu: „...da siehst du doch, dass er auch gegen einen Köhler nichts einzuwenden hätte.“

Siegessicher blickte ich auf die schöne Aphrodite. Nun musste sie sich endlich geschlagen geben. In der Tat sah sie mich groß an, staunte, war fassungslos und begann dann so quietschfidel zu kichern, dass sich die Gäste am Nachbartisch zu uns umdrehten und, von Lellas Fröhlichkeit angesteckt, mitzulachen begannen. Dabei wussten sie noch weniger als ich, wie dieser Ausbruch von Heiterkeit zu erklären sein könnte. Immerhin bekam zumindest ich bald eine überzeugende Begründung des Gelächters zu hören: „Ach Benny, ich begreife dich nicht! Was soll man dazu noch sagen? Da berichtest du mir ganz gelassen, ja, erzählst es wie eine Selbstverständlichkeit, dass Sandras lieber Herr Papa, dieser harte Knochen aus irgendeinem uralten Adelsgeschlecht des stolzen Siena, jedem Köhler, jedem Straßenfeger seine

Tochter eher anvertrauen würde als dir, und machst dir dennoch Hoffnungen, sie weiterhin treffen und vielleicht sogar eines Tages heiraten zu dürfen? Bei so viel Torheit wirst du in Certaldo bald zur Witzfigur werden, die Kinder werden dir Spottverse nachsingen:

Sono bravo, son bellino,
son un dolce ragazzino,
sono Ben, ma sono stolto,
ché mi credo, sì carino,

da tutti amato,
amato di molto,
amato persino
dal nobil casato
del signor Pertino."

Ich hatte immer vermutet, dass Mirella eine dichterische Ader haben könnte, sonst hätte ich ja nicht schon einmal gehofft, von ihr als Beatus oder Felix in einem Gedicht verherrlicht zu werden. Doch diesmal hatte sie Spottverse auf mich improvisiert, und deren Inhalt traf mich hart: „Ich bin brav, ich bin hübsch / bin ein süßes Kerlchen / bin der Ben, bin aber dumm / denn ich glaub', so lieb und nett / von allen geliebt zu werden / sehr geliebt zu werden / geliebt zu werden sogar / vom Adelshaus / des Herrn Pertino."

Inzwischen war der Espresso gebracht worden. Ich sah trübsinnig in die Tasse und ließ auch deswegen, aber nicht allein deswegen den Kopf hängen. Mirella wurde wie immer, wenn sie mich so in die Enge getrieben hat, dass ich wehrlos bin, von Mitleid gepackt. Bedauerlicherweise hält sie dieses Gefühl für Schwäche, ärgert sich in solchen Fällen über sich selbst und lässt ihren Zorn deshalb meistens am Objekt ihres Mitgefühls aus, und das war, wie schon so oft, leider auch diesmal ich. Um mich zusätzlich zu bestrafen, wiederholte sie mir fast wortwörtlich, in nur leichter Abwandlung, jenen Tiefsinn, den ich ihr einmal, als sie in ähnlicher Situation gewesen war wie ich jetzt, im Brustton unerschütterlicher Überzeugung verkündet hatte: „Deine Liebe ist ein Irrweg, und das habe ich dir auch schon oft genug gesagt. Du könntest ein so herrliches Leben führen, wenn du nur diese eine Schwäche nicht hättest." – Aber ich hatte jeglichen Widerstand aufgegeben, schwieg beharrlich, starrte bekümmert weiter in die Espresso-Tasse. – Ungeduldig fuhr Lella mich an: „Nun sag schon dasselbe, was damals ich gesagt habe, nämlich ‚Irgendwann wird dieser Wahnsinn vorüber sein'! Einen so kurzen Text wirst du doch wohl noch wiederholen können." – Brav gehorchte ich, murmelte das gewünschte „Irgendwann wird dieser Wahnsinn vorüber sein", starrte todtraurig weiter in die Tasse, stellte aber schließlich doch die naheliegende Frage: „Und wenn er wirklich vorüber wäre, was hätten wir dann gewonnen?" – „Die Freiheit", sagte Mirella, aber ihre Antwort klang, obwohl sie vermutlich richtig war, keineswegs begeistert.

7

Wie immer begleitete ich Mirella auch an diesem Abend bis zu ihrem Appartement. Da sie mich nun nicht länger behüten konnte, sondern allein im Dunkeln zum Viale Petrarca zurückschicken musste, warf sie einen langen Blick auf die DUCATI, wollte erneut deren Beleuchtung prüfen, sah dabei eher zufällig auch wieder auf das Vorderrad, erinnerte sich an dessen beschädigte Felge und forderte mich noch einmal dringend auf, sie sofort reparieren zu lassen. Also machte ich mich, im heimischen Hausflur angekommen, endlich an die Arbeit, baute leise – denn es war schon spät – das Rad aus und trug es die vielen Treppen zu meiner Wohnung hinauf, um es bis zum nächsten Morgen in meiner Studentenbude abzustellen. Doch noch ehe ich meine Zimmertür erreicht hatte, rief mich Frau Ferrari zu sich, um mir zu sagen, dass Sandra schon um 14 Uhr angerufen hatte. Sie sei mit ihren Eltern wegen des schlechten Wetters nun doch bereits am Sonntagabend zurückgekommen. Die Rückfahrt sei ziemlich schrecklich gewesen.

In der Tat wusste ich aus den Zeitungen, dass sich an jenem Tag viele Unfälle ereignet hatten, allein auf dem 110 km langen Autobahn-Teilstück Bologna-Florenz waren zehn Menschen tödlich verunglückt – ich war heilfroh, Sandra wieder gesund in Certaldo zu wissen. Immerhin hatte sie von ihren Eltern offenbar sofort die Erlaubnis bekommen, mich zu einem Besuch einzuladen. Jedenfalls richtete mir Frau Ferrari aus, Sandra bitte mich, möglichst bald nach Certaldo zu kommen.

Weil ich aber die DUCATI gerade in ihre Teile zerlegt hatte, war ich gezwungen, mich nun auch noch mit Sandras qualmendem Dieseltriebwagen anzufreunden, kannte allerdings dessen Abfahrtszeiten nicht. Deshalb ging ich sofort zum Bahnhof, rief von dort gegen 23.30 Uhr in Certaldo an, hörte nach langer Zeit endlich wieder Sandras sanfte melodische Stimme, wenn auch nur am Telefon, und versprach ihr, sie sofort am nächsten Morgen mit dem Zug zu besuchen.

Am Dienstag verließ ich schon um 7.30 Uhr das Haus, übergab das DUCATI-Vorderrad dem schon brav an seiner Tankstelle arbeitenden Bruno und wanderte weiter zum Bahnhof. Der Dieseltriebwagen fuhr – alles andere hätte mich auch sehr gewundert – auf dem durch meine Klagen berüchtigten Gleis 4 ab, wiegte sich eigentlich recht hübsch mit laut dröhnenden großen Motoren, die ihre Kraft offenbar über Automatikgetriebe auf die Räder übertrugen, durch die vielen Kurven des Arnotals, folgte dem Flusslauf zunächst auf dem rechten Ufer, wechselte dann auf einer laut polternden Stahlbrücke die Fluss-Seite und legte die zweite Hälfte der Strecke bis Émpoli auf dem linken Ufer zurück.

Und obwohl ich doch schon oft in Italien mit dem Zug gereist war, entdeckte ich erst jetzt, in dieser frühen Morgenstunde, dass in Italien sämtliche Signale links neben dem durch sie geregelten Gleis stehen. Offenbar haben die Italiener mit der englischen Eisenbahntechnik auch deren Linksverkehr übernommen, obwohl dieses System den Heizer auf die rechte Seite des Dampflok-Führerstands verbannt. Denn dessen linke Seite muss ja der Lokführer einnehmen, um auf die Signale sehen zu können. Zwar werden die wenigen linkshändigen Heizer diese Arbeitsplatz-Aufteilung begrüßen, aber die vielen Rechtshänder werden sie verfluchen, da sie ihnen die Arbeit erheblich erschwert (und wohl auch deshalb hat man in Deutschland den

Rechtsverkehr eingeführt). Nur gut, dass sich da vor mir niemand mit dem Schaufeln von Kohlen abquälen musste.

Bis Émpoli fuhr ich auf der zweigleisigen elektrifizierten Strecke, die von Florenz nach Pisa führt. In Empoli hatte ich dann von „Sandras“ Dieseltriebwagen den Vorteil, nicht umsteigen zu müssen. Denn hier beginnt die nicht elektrifizierte eingleisige Bahnlinie Empoli-Siena-Chiusi, an der Certaldo liegt. Während wir uns bisher nach Westen bewegt hatten, bog unser munter brummendes Gefährt nun in einer langen Kurve aus dem Arnotal nach links in das Elsatal ab, fuhr jetzt in Richtung Südosten, hielt an mehreren kleinen Stationen, kam nach Castelfiorentino, stürmte nach kurzem Halt von dort plötzlich mit viel Ehrgeiz voran und war schließlich so schnell, dass sich die starken Dieselmotoren schon weit vor Certaldo im Leerlauf ausruhten, ohne dass sich unser „Schnellzug“ spürbar verlangsamt hätte. Und so war er denn auch nur durch kräftigen Einsatz schrill quietschender Bremsen im Bahnhof des kleinen Städtchens zum Stillstand zu bringen.

Mit diesem Getöse wollte er mir offenbar einen Gefallen tun – er rief laut nach Sandra. Und tatsächlich kam sie mir auf halbem Weg zwischen Bahnhof und Haus entgegen, hatte den haltenden Zug gehört und gehofft, dass ich vielleicht schon angekommen sei. Immerhin konnten wir so einige Worte ohne Ohrenzeugen wechseln. Doch Augenzeugen gab es genug, sodass wir uns beherrschen mussten – wir konnten uns zwar an den Händen fassen, aber nicht etwa umarmen oder küssen. Hatte Mirella also recht? Trug Sandra ein unsichtbares Diadem, erwartete sie einen Kniefall von mir, war sie unnahbar kühl, ernst, verschlossen? Nur ein Außenstehender konnte diesen Eindruck haben, jemand, der aus der großen weiten Welt, nicht aus diesem Provinznest kam. Im Stadtzentrum von Nizza hätte ich Mirella, ohne dass jemand davon Notiz genommen hätte, auch leidenschaftlich küssen können – und dass ich das nicht tat, war ja der größte Vorwurf, den Mirella mir machte –, hier in diesem toskanischen Landstädtchen wäre eine solche „Entgleisung“ niemals unbemerkt und unkommentiert geblieben. Hier beobachtete jeder jeden, und insofern ging Sandra ein großes Risiko ein, als sie so vor mir stand und mich an beiden Händen hielt. Je länger sie diese verdächtige Geste andauern ließ, desto bedenklichere Folgen nahm sie in Kauf, desto „verlobter“ war sie mit mir oder – falls nicht – desto stärker litt ihr Ruf. Im Übrigen war ihr von erholsamen Ferien am Gardasee nichts anzusehen, denn sie war zwar wie immer bildschön, schien aber ihre Burg nie verlassen zu haben, entsprach zwar so bleich ganz dem Schönheitsideal des mittelalterlichen Adels, war aber doch auch durch des Gedankens Blässe angekränkelt. Jedenfalls lag auf ihrem Gesicht ein leiser Schatten von Kummer. Die Familiengeschichte ist eben allgegenwärtig: als weitgereister fahrender Sänger hatte ich mit schmachtenden Liebesliedern das Herz des Burgfräuleins gewonnen und war deswegen tief unten in einem modrigen Verließ der Rocca Sillana eingekerkert worden. Nun verzehrte sich die schöne Prinzessin in Sehnsucht nach dem schwer bestraften Geliebten.

Aber es gab auch eine erfreuliche Nachricht. Mit Genugtuung hörte ich, dass ich während dieser zwei Wochen wenigstens etwas – ein kleines bescheidenes Zielchen – erreicht hatte. Sandra und ich schrieben uns ja andauernd die süßesten Briefe, und weil ich sie so liebevoll wie möglich trösten wollte, schickte ich ihr die meisten dieser Schreiben „durch Eilboten“. So weit meine gute Absicht. Und nun kommt die böse – ich wollte ihren Eltern durch diese Demonstration unseres Leids so unerträg-

lich wie möglich auf die Nerven gehen. Zu meiner Freude erfuhr ich nun von Sandra, dass mir das über Erwarten gut gelungen war.

Denn das von ihrem Vater gebuchte Hotel lag in größter Einsamkeit unmittelbar am Wasser des Gardasees. Morgens herrschte tiefste Stille, oft umhüllte dichter Nebel Land und See oder feiner Regen tröpfelte vom Himmel, leise plätscherten sanfte Wellen an die Mole des kleinen Hafens, nicht einmal die Enten schnatterten, sondern standen ruhig am Ufer, steckten die Schnäbel in die Federn und schliefen. Auch von den Hotelgästen lagen die meisten noch im Schlaf – und spätestens dann ließ sich aus großer Entfernung ein hell kreischendes Moped vernehmen, fuhr auf verschlungenen Wegen heran, kam näher und hielt schließlich mit entsetzlichem Krach auf der Hotelterrasse. Alle Gäste stöhnten auf, sowohl die wenigen, die schon am Frühstückstisch saßen, wie die vielen, die eben noch geschlafen hatten, nun aber gleichfalls wach waren: „Ach Gott, schon wieder ein Eilbrief für Signorina Pertini!" Denn mit dem uralten, grässlich lauten Moped brachte ein schick uniformierter Postbediensteter stets in aller Herrgottsfrühe meine Liebesbriefe in das geplagte Haus. Mit der normalen Post wären sie zwar nur vier Stunden später – gegen 11 Uhr – angekommen, aber ihre schöne Wirkung wäre doch weitaus geringer, mein Protestschrei nicht annähernd so durchdringend gewesen.

Allerdings war Sandra selbst, wie ich richtig vermutet hatte, an ihrem „Ferienaufenthalt" nicht ganz unschuldig. Denn noch immer fehlt ihr der Mut zum Widerspruch, noch immer lässt sie sich vom üblichen Familientrott bestimmen. Und unter den jahrzehntealten Gewohnheiten der Pertini ist dieser Aufenthalt am Gardasee eine feste Größe. Denn Sandras Vater fährt regelmäßig im September in das immer gleiche Hotel in Peschiera und von dort jeden Morgen zu einer Inhalationskur nach Sirmione, also in jenen malerisch gelegenen kleinen Ort, in dem der in Verona geborene Catull ein Landgut besaß (in seinem 31. Gedicht preist er die Halbinsel nach längerer Abwesenheit mit den Worten: *Paene insularum, Sirmio, insularumque ocelle...quam te libenter quamque laetus inviso*: frei übersetzt: Oh Sirmione, du Perle unter den Halbinseln und Inseln ... wie gerne und wie froh seh' ich dich wieder!). Der Jahresablauf der Familie ist also durch zwei Ferienperioden gekennzeichnet. Zunächst werden die Kinder ans Meer geschickt, denn in Italien geht man zu Recht davon aus, dass ein solcher Aufenthalt für ihr gesundes Wachstum wichtig ist. In dieser Zeit setzen viele Väter ihre Arbeit fort, so auch der Babbo. Nur an den Wochenenden besuchte er manchmal seinen Nachwuchs in Lido di Camaiore – das waren die Tage, an denen ich mich dort nicht sehen lassen durfte. Seine eigenen, eher bescheidenen Ferien bestehen dagegen in dem zweiwöchigen Kuraufenthalt am Gardasee. Und da er sonst in den Ferien die Kinder nicht um sich hat, möchte er zumindest von der „kleinen" Sandra nach Peschiera begleitet werden, während Marco schon so alt ist, dass er mit Rücksicht auf die Notwendigkeiten des Studiums zu Hause – und bei Giulietta – bleiben darf. Übrigens hielten sich die Großeltern während der vergangenen zwei Wochen auch deshalb weiter in Certaldo auf, weil sie Marco bemuttern sollten. Es wäre also keineswegs schwierig gewesen, Sandra ebenfalls zu Hause zu lassen, und der Großvater sagte das sogar in aller Deutlichkeit. So aber ging das Jahr seinen gewohnten Gang. Der Babbo setzte als selbstverständlich voraus, dass seine Tochter, wie in all den Jahren zuvor, gemeinsam mit ihm einige schöne Ferientage am See verbringen würde, er wollte auch jetzt noch nicht wahrhaben, dass sich in

seiner Familie etwas geändert haben könnte, war nicht bereit, eine neue Bindung seines Kindes hinzunehmen. Und Sandra machte den Mund nicht auf, widersprach nicht, sagte keinen Pieps. Ich verstehe sie sogar. Sie erlebte, wie ihr Vater sie ohne jede Rückfrage in seine Reisevorbereitungen einbezog (auch ihr Hotelzimmer war vermutlich schon seit einer Ewigkeit gebucht), und es war ihr wohl auch klar, dass er den Gedanken unerträglich fand, zum ersten Mal auf ihre Anwesenheit verzichten zu müssen. Um sich in dieser Situation gegen ihn durchsetzen zu können, hätte sie noch härter sein müssen, als er selbst das in seinem Beharrungsvermögen war.

All das kann ich immerhin noch irgendwie verstehen. Aber was ich überhaupt nicht begreife, ist die unbestreitbare Tatsache, dass Sandra nie von ihrem Vater – und vielleicht nicht einmal von ihrer Mutter – zu irgendeiner sie betreffenden Entscheidung nach ihrer Meinung gefragt wird. Eine derartige Funkstille hat es in meiner Familie zwischen uns Kindern und meinen Eltern nie gegeben. Warum sollte es so unendlich schwer sein, mit einer sanften Tochter geduldig und einfühlsam über ihre Vorstellungen, Wünsche, Träume zu sprechen, sie zu fragen, wie sie sich ihre Zukunft vorstellt, ob sie sich über alle Schwierigkeiten, die sie sich mit einer bestimmten Partnerwahl einhandelt – und die kann man ja durchaus aufzählen –, wirklich im Klaren ist? Und wenn sie dann auf ihrem vermeintlichen Fehler beharrt, wie kann man sie in einer solchen Lage im Stich lassen? Als älterer Mensch dürfte man sich doch auch selbst schon oft genug geirrt haben, sollte also für Torheiten Verständnis aufbringen können.

Doch ich mache noch ein weiteres Zugeständnis, behaupte (fälschlich), auch noch zu verstehen, dass man mit seinem Kind nicht redet. Aber selbst das ist ja noch nicht alles, es gibt hier in Certaldo noch ein weiteres erstaunliches Phänomen. Und in diesem Punkt ist mein Fassungsvermögen nun wirklich überfordert. Sandras Eltern, die der Tochter zunächst ihre Liebe nicht glaubten, sind jetzt der Meinung, dass sie besinnungslos alles tun wird, was ich von ihr verlange. ‚Gut', wird man mir sagen, ‚sie liebt dich, und in der Liebe ist das so.' Aber das ist nicht das Gemeinte. Gemeint ist, dass sie nach Ansicht ihrer Eltern nur die Aufsichtsperson wechseln will. Wenn sie sich nach einem Partner umsieht, so heißt das nach dieser Lesart nur, dass sie bereit ist, sich aus der väterlichen Gewalt – immerhin freiwillig – in die Gewalt eines Ehemanns zu begeben. Und da ich der von ihr erwählte Partner sein könnte, verhandelt man wieder einmal nicht mit ihr, sondern nun mit mir. Denn jetzt erhebe ja ich Ansprüche auf sie, die man entweder als berechtigt anerkennen muss oder als unberechtigt zurückweisen kann. Dass Sandra mich in Wahrheit fester im Griff hat als umgekehrt ich sie, hat hier in Certaldo noch niemand bemerkt – man kennt das kleine Teufelchen kein bisschen. Vielmehr blicken Sandras Eltern auf mich wie auf einen riesigen Retriever. Der wirkt groß und stark. Und deshalb kann sich hier niemand vorstellen, dass ich schon seit meiner Welpenzeit brav an Sandras Leine laufe, dass ich nicht einmal den Mut habe, ein bisschen nach rechts oder links zu ziehen. Nur die Mamma beobachtete bei einigen wenigen Gelegenheiten mit erschrockenem Staunen, wie Sandra mir selbstsicher Befehle erteilte und wie ich gehorsam „Pfote gab".

Dass man Sandras Querkopf, ihre Eigenwilligkeit, ihren scharfen Verstand, ihre psychische Stärke unterschätzt, liegt an ihrer feinen Rücksichtnahme auf die Schwächen jener Personen, an denen sie hängt. Sie gibt aus Mitleid nach, gehorcht Schwächeren, weil sie sie liebt und für ihre Schwäche Mitgefühl empfindet. Und in-

sofern war sie auch nicht in der Lage, sich der Reise zum Gardasee zu widersetzen. Es wäre Aufgabe ihres Vaters gewesen, sie nach ihren Wünschen zu fragen, ihr ohne Lamento das Hierbleiben anzubieten, ja nahezulegen. Und genau das sagte viel schärfer, als ich es eben formuliert habe, nonno Beppe in meiner Anwesenheit zu seiner Tochter, Sandras Mutter. Es sei doch eine mutwillige Quälerei gewesen, Sandra so lange Zeit so weit weg an den Gardasee zu bringen. Jeden Tag hätten die Großmutter und er sich darüber geärgert, dass in immer neuen Briefen eine immer spätere Rückkehr angekündigt worden sei, ein solches Verhalten sei nicht zu rechtfertigen, ihnen fehle dafür jedes Verständnis. Frau Pertini schwieg verlegen, als ihr alter Vater diese Meinung mit einer Entschiedenheit vertrat, die ich nie für möglich gehalten hätte. „Nun sind wir ja nach zwei Wochen zurückgekommen, haben doch den Aufenthalt nicht verlängert", versuchte sie sich zu verteidigen. Seine scharfe Antwort: „Wegen des schlechten Wetters, liebe Tina, wegen des schlechten Wetters."

Plötzlich wird die Mamma also von ihren Eltern energisch gedrängt, uns noch stärker zu unterstützen als bisher. So macht sich der nonno auch ein sichtliches Vergnügen daraus, uns bei jeder Gelegenheit laut und vernehmlich als verlobt zu bezeichnen: „La tua fidanzata – deine Verlobte – ist in der Küche ..., dein Verlobter ist ... oder macht ... oder sagt..." Auf diese Weise bringt er sein Urteil über die Lage mit nahezu offenem Protest zum Ausdruck. Mehr vielleicht als jeder andere – wir selbst immer ausgenommen – ist er der Überzeugung, dass Sandra und ich „für einander bestimmt sind", dass wir ein Leben lang miteinander glücklich sein könnten. Unter vier Augen sagte er mir: „Lieber Ben, guter Junge, du musst Geduld haben mit meinem Schwiegersohn. Ha un cuore d'oro: er hat ein Herz aus Gold, aber in der Beurteilung einer solchen Beziehung ist er ein völliger Versager."

Übrigens hatte Sandra am Montag schon morgens, als ich noch in der Institutsbibliothek arbeitete und sich auch sonst niemand in der Wohnung aufhielt, zweimal vergeblich versucht, mich telefonisch zu erreichen, erfuhr, wie bereits erwähnt, erst mittags um 14 Uhr von Frau Ferrari, dass ich mit dem Motorrad unterwegs war, musste danach noch bis abends um 23.30 Uhr auf meinen Rückruf warten – es ist begreiflich, dass sie in all diesen Stunden nicht gerade Frohsinn um sich verbreitete. Insofern waren ihre Eltern gestern über meine Ankunft sichtlich erleichtert und taten unübersehbar alles, um uns bei guter Laune zu halten, sogar die Mahlzeiten verliefen in heiterer Stimmung.

Gottlob bewahrte mich mein sechster Sinn davor, beim Mittagessen die Rocca Sillana zu erwähnen. Denn inzwischen kannte ich Sandras Vater gut genug, um zu vermuten, dass ihm die glorreiche Familiengeschichte ein Graus sein könnte. Es waren Kleinigkeiten in seinem Verhalten, die mich das ahnen ließen. Zum Kauf des etwas größeren neuen Autos hatte ihn seine Frau geradezu zwingen müssen, ihm selbst war dieses Fahrzeug der unteren Mittelklasse schon viel zu auffällig. Weit lieber war er mit dem alten beigefarbenen *Seicento* unterwegs. Er ähnelt eben in jeder Weise seiner Tochter, ist wie sie selbstbewusst, will als Person geachtet werden und nicht aufgrund irgendwelcher „fremden" Attribute, etwa aufgrund eines protzigen Autos, einer großen Villa, eines hochtönenden Titels, eines schönen Wappens mit goldenen Lanzenspitzen auf rotem Vertikalstreifen im goldenen Feld, auch nicht aufgrund eines endlos langen Familienstammbaums.

Ganz beiläufig sagte er einmal, als ich über meine „doppelte“ Herkunft aus dem fernen Erzgebirge und dem geliebten Westfalen sprach: „Wir waren immer Bauern, oben in den Bergen um Gambassi.“ Also hütete ich mich, ihn mit meinen neuen Kenntnissen zu ärgern. Und dass ich gut daran tat, bestätigte mir nachmittags Sandra: „Babbo reagiert allergisch wie sein Vater, der alte Amerigo, auf diese Vergangenheit. Als Italien noch Königreich war, wurde den Pertini mehrmals nahegelegt, wieder Anspruch auf den Adelstitel zu erheben, aber alle Familienmitglieder haben das abgelehnt.“

Andererseits sind Mirellas Beobachtungen doch nicht völlig falsch. Zwar tritt Sandras Vater, wie gesagt, höchst bescheiden auf, und auch das Pertini-Wappen ist weder am noch im Haus zu entdecken, nicht an der Zimmerdecke, nicht am Ohrensessel des Hausherrn und auch nicht an der Zuckerdose, aber gerade der vollkommene Verzicht auf alle Versuche, die eigene Person durch äußere Attribute aufzuwerten, lässt sich, wenn man böswillig sein will, auch als „Hochmut“ verunglimpfen. Denn sich durch Äußerlichkeiten – großes Auto, Villa, Reichtum, Titel – um Anerkennung zu bemühen, halten Herr Pertini und seine ihm so ähnliche Tochter im Wortsinn für „unter ihrer Würde“. Und seit ich das begriffen habe, weiß ich auch, wie schwer es für Sandra gewesen sein muss, an mich Dummkopf Zugeständnisse zu machen. Betroffen musste sie sich eingestehen, dass ich nur, wenn sie mir in Bagatellen entgegenkam, in der Lage war, ihren wahren Wert zu erkennen. Also entschloss sie sich schließlich doch noch, sich so zu kämmen, wie ich es „schön“ fand, jene Kleiderfarben zu wählen, die ich ihr empfahl, und mir auch sonst in zahlreichen Kleinigkeiten die Illusion zu geben, dass ich „etwas zu sagen habe“. Aber hatte ich das? Nein, ich glaube inzwischen, dass sie mir, wenn auch auf anderen Gebieten, mindestens so überlegen ist wie Mirella. Allerdings lässt sie mich das bisher – noch? – nicht so deutlich spüren wie jener andere energische Teufel.

Dass ich durchaus Gründe habe, mich vor ihr, wie Mirella richtig sagt, zu Tode zu fürchten, zeigte sich auch heute Nachmittag, als wir mit ihren Eltern im neuen Auto nach San Gimignano fuhren und dort lachend durch die Gassen des hübschen Städtchens tobten. Der Unterschied zu Sandras Verhalten am Gardasee muss bitter für ihre Eltern gewesen sein, aber sie hatte sich während der „Ferien“ nun wirklich die größte Mühe gegeben, niemanden mit zur Schau gestellter Traurigkeit zu belasten. Dass sie jetzt auch ihre Fröhlichkeit nicht zeigen sollte, war schlechterdings zu viel verlangt. Und da ich ihr meinen gestrigen Ausflug zur Rocca Sillana nicht verschwiegen hatte, alberten wir heimlich auch mit der Pertini-Heldensage herum. Doch plötzlich wechselte Sandras Stimmung. Todernst und völlig überraschend, ja, so blitzartig, als ob sie schon die Hand höbe, um mir, wie bisweilen angedroht, einen Dolch in die Brust zu stoßen, fuhr sie mich an: „Und was ist das für eine bildschöne Amerikanerin, mit der zusammen du Motorrad fährst?“ – Zu meinem Glück verband ich mit dem Wort „Amerikanerin“ zunächst keinerlei Vorstellung, folglich auch nicht die geringsten Schuldgefühle, dachte jedenfalls nicht sofort an Mirella, erschrak zwar (hoffentlich nicht allzu deutlich) bei Sandras drohender Frage, antwortete aber doch ehrlich überrascht: „Wieso bin ich mit einer Amerikanerin zusammen ... ?“ Jetzt hätte nur noch gefehlt, dass ich Idiot hinzusetzte: , ... gewöhnlich begleitet mich doch Mirella!’, aber gerade noch rechtzeitig kam ich wieder zu Verstand und stammelte unsicher: „ ... mit welcher Amerikanerin denn?“, spielte einen Augenblick des Nach-

denkens und des plötzlichen Erinnerns: „ ... ach die, die mich nach dem Weg gefragt hat? Hat es sich schon bis nach Certaldo herumgesprochen, dass manche Amerikanerinnen den Weg nach Castelfalfi nicht finden?“ – „Es hat sich herumgesprochen, dass man dich nirgendwo allein antrifft, sondern, wenn überhaupt, dann nur in Begleitung aufreizend schöner Mädchen. Herr Giusti war jedenfalls von deiner Begleiterin ganz hingerissen. Und nach seinem Bericht hat sie offenbar auch dir sehr gefallen, so sehr nämlich, dass du, ohne auf Marco und Giulietta zu warten, in rasender Eile einen glühend heißen Capuccino heruntergestürzt hast und dann so schnell wie möglich hinter ihr hergefahren bist. Hast du sie in Castelfalfi noch getroffen?“ – „Ach, Sandrina, was erzählst du da für Unsinn! Was hat Giuliettas Vater denn da für ein Märchen erfunden! Er wollte dem arroganten Mädchen seinen Wein verkaufen und hoffte, dass ich jene eingebildete, giftige Amerikanerin ...“ – ‚...diese gemeinen Lügen, bitte, Lella, verzeih sie mir’, dachte ich, ‚aber ich kämpfe um mein Leben!’ – „...dass ich die unfreundliche Dame mit meinem unübertrefflichen Charme zur Besichtigung seiner Weingüter bewegen könnte. Aber ich habe das nicht einmal versucht, und nun ist er gekränkt und will sich rächen.“ – Na immerhin, das war doch eine einigermaßen brauchbare Ausrede! Tatsächlich schenkte mir Sandra, nachdem ich ihr noch ein Weilchen gut zugeredet hatte, zögernd Glauben oder tat doch wenigstens so.

Nach unserer Rückkehr aus der „Stadt der Türme“ besuchten wir zunächst, wie üblich, die Tanten oben unter dem Dach, tranken dort Espresso, wurden diesmal auch mit Kuchen bewirtet, verabschiedeten uns nach einer Stunde von den lieben alten Damen, trafen im mittleren Stockwerk nonno Beppe, der gerade nach unten in den Salon gehen wollte, und fragten ihn, ob wir bis zum Abendessen in „seinem“ Zimmer Klavier spielen dürften. Natürlich hatte der feine alte Herr nichts dagegen einzuwenden.

Also bekam ich zum ersten Mal auch Sandras Instrument zu hören. Es war anders als das Florentiner Prachtstück kein Konzertflügel, sondern ein schlichtes, äußerlich anspruchsloses älteres „Piano“. Doch es bestätigte manche Berichte, die ich über die Beziehung von Orgeln zum umgebenden Kirchenraum gelesen hatte.

Die großen Meister des barocken Orgelbaus berücksichtigten die Akustik der Räume, für die sie ihre Instrumente schufen, so sorgfältig, dass ihre Orgeln, in andere Räume versetzt, nahezu die Stimme verlieren können. Bisweilen lässt sich die gleiche verheerende Wirkung auch durch eine Versetzung der Orgel innerhalb desselben Kirchenraums, ja sogar durch eine Veränderung der Stimmtonhöhe erreichen. Eigentlich ist daran nichts Überraschendes. Denn dass die aus einer kleinen Dorfkirche in einen riesigen Konzertsaal umgesetzte Barockorgel dort – um es vorsichtig zu sagen – „anders“ klingen wird als an ihrem ursprünglichen Standort, leuchtet ja unmittelbar ein. Doch im Grunde gilt für alle Instrumente, dass sie eine enge Beziehung zu ihrer Umgebung eingehen, und insofern hat Sandra das große Glück, dass ihr Piano in einem akustisch hervorragenden Raum steht und mit ihm zusammen eine herrliche klangliche Einheit bildet – das Klavierzimmer ist hoch, wird oben durch eine schöne, balkengetragene Holzdecke abgeschlossen und enthält gerade so viel Möbel und Stoffe, dass kein allzu langer Nachhall auftritt. Hier Klavier zu spielen ist ein Vergnügen.

Also versuchte ich es auch selbst endlich einmal wieder, zum ersten Mal seit langer Zeit. Denn in den vergangenen Jahren hatte ich ja kaum je Gelegenheit, auf ir-

gendeiner Klavier- oder Cembalo-Tastatur herumzuklimpern. Ich begann mit Bachs zweistimmiger Invention Nr. 1 in C-Dur, überließ danach Sandra die Sinfonia Nr. 1, und so spielten wir abwechselnd alle Inventionen, ich bescheiden, schlecht, vom Blatt die zweistimmigen, sie bescheiden, konzertreif, meist auswendig die dreistimmigen (die „Sinfonie"). Immer wenn ich an irgendeiner Stelle über meine Finger gestolpert war, spielte sie die betreffenden Takte, manchmal oktavversetzt rechts oder links neben meiner Hand, leichthin und völlig mühelos so lange, bis ich ihren Fingersatz begriffen hatte, der immer überzeugender war als der von mir improvisierte, oft sogar als der von Busoni in seiner Ausgabe vorgeschlagene. Kurz, ich bekam hervorragenden Klavierunterricht, wurde wieder einmal beschämt, denn was Sandra mir da an Klaviertechnik vorführte, war weitaus besser als alles, was ich ihr bisher zu Homers *Odyssee* geboten hatte.

Und das wird wohl auch der Babbo gedacht haben. Wir hatten aus den bekannten Gründen die Zimmertür nicht geschlossen und bemerkten deshalb nicht, dass er uns offenbar schon einige Zeit zuhörte. Er hatte im ersten Stock mit zio Aldo sprechen müssen, wollte uns zum Abendessen rufen, hatte aber vergessen, weshalb er gekommen war, als er seine Tochter nicht als die ihm vertraute kleine Schülerin beim „Nachhilfeunterricht", sondern als selbstsichere, kraftvolle, überlegene – und deshalb grenzenlos bewunderte – Lehrerin erlebte. Ob er irgendwann einmal begreifen wird, dass sie erwachsen ist? Wie lange werden wir noch auf diese Einsicht warten müssen?

Abends fuhr ich mit einem der letzten Züge nach Florenz zurück. Als ich um 1 Uhr nachts wieder mein Zimmer betrat, lehnte das DUCATI-Vorderrad repariert an meinem Bett. Wie gesagt hatte ich es um 7.30 Uhr Bruno übergeben, Bruno hatte es um 9.30 Uhr an Aldo, einen anderen meiner Freunde aus dem Borgo San Frediano, weitergereicht, der es mit dem Kleintransporter der Reifenfirma zu seinem Bekannten, dem Spezialisten für Felgenreparaturen, brachte. Normale Arbeitsdauer eine Woche. „Natürlich" ging es bei mir schneller. Die Felge wurde gerichtet, der Monteur rief Aldo an, der legte die 1.200 Lire Reparaturkosten für mich aus, brachte das Rad abends gegen 19 Uhr zu Bruno zurück, Bruno schließlich schleppte es die vier Stockwerke in mein Zimmer hinauf und stellte es mir ans Bett. Wenn ich Freunde hatte, waren es doch immer gute Freunde. Ich meine, die beiden haben das großartig gemacht.

8

Mein lieber Papa leidet wieder einmal an einem Anfall seiner berüchtigten Planungswut – und ich mit ihm. Denn trotz meiner flehentlichen Bitten hört er nicht auf, mir die wenigen Tage vorzuzählen, die mir noch in Italien verbleiben: „Nun sind es ja nur noch zwanzig Tage, bis wir uns wiedersehen ...", und dann waren es nur noch neunzehn, und jetzt sind es – verflucht noch mal! – nur noch achtzehn.

Wie soll ich ihm denn nur klarmachen, dass mich diese Hinweise unsäglich nerven, nicht, weil mir das Wiedersehen mit ihm nicht eine Freude wäre, sondern weil es immer gleichbedeutend sein muss mit Abschied von Sandra, von Mirella, von Italien, mit Rückkehr an die Heimatuniversität!

Also verlor ich wieder einmal die Geduld und schrieb ihm heute, am späten Samstagabend: „Bitte schweig zu allen Terminen! Du fändest es ja auch nicht richtig – denn sonst hättest Du mich in den letzten Wochen nicht dauernd zu ermahnen brauchen –, wenn ich Sandra täglich auf das Datum meiner Abreise hinwiese. Sogar ihre Eltern nehmen jetzt Rücksicht auf unsere Ängste und hüten sich, in unserer Gegenwart die bevorstehende Trennung auch nur zu erwähnen. Zumal der Babbo fürchtet sich wohl vor Sandras ‚faccia da gatto morto', vor ihrem Gesicht wie beim Tod einer Katze – und da diesmal ich der Kater bin, dessen Verlust betrauert werden wird, und da ich mich auch selbst zutiefst bemitleide, wäre ich Dir überaus dankbar, wenn Du mich wenigstens für Augenblicke das Verstreichen der Zeit vergessen lassen könntest."

9

Am folgenden Sonntag fuhr ich schon morgens mit der DUCATI nach Certaldo, denn ich war feierlich dorthin eingeladen worden – und beim Rückblick auf diesen Tag wird mir klar, dass ich wieder einmal anderen gute Ratschläge gab, ohne sie auch selbst zu befolgen.

Denn ich hatte ja, wie eben geschildert, nur wenige Stunden zuvor meinen planenden Vater dringend gebeten, mein zartes Seelchen nicht mit Hinweisen auf den drohenden Abreisetermin zu quälen. Doch ich selbst tat etwas viel Dümmeres – ich begann nämlich, kaum in Certaldo angekommen, in einem sonnigen Winkel des Gartens an der DUCATI herumzuschrauben, kontrollierte die Unterbrecherkontakte und reinigte gründlich den Vergaser. Bei diesem plötzlichen Anfall von Aktionismus ließ ich mir von Sandra helfen. Wir standen oder hockten nebeneinander vor dem Motorrad, zerlegten zunächst den Vergaser in viele kleine Einzelteilchen, warfen sie in ein benzingefülltes Glas, verschlossen es, schwenkten es vorsichtig, versuchten so, all die Düsen, Schräubchen und Federn zu säubern, fischten sie dann heraus, ließen sie auf einem Papiertuch trocknen und sortierten sie schließlich mit spitzen Fingern wieder auseinander – und Sandra? Was wird sie wohl gedacht haben?

Sie sah mich irgendwo in den Alpen am Straßenrand, nachts, bei Schneeregen, an der verbissen schweigenden DUCATI die gleichen Arbeiten ausführen, ein weiteres Mal jonglierte ich – diesmal allein – mit all den Schräubchen, Düsen und Federn herum, bis mir die Rückholfeder des Gasschiebers (Ersatzteil-Nr. 1091) aus der Hand sprang und irgendwo in der Finsternis verschwand. Nun suchte ich in tiefer Dunkelheit, auf den Knien herumrutschend und mit den Händen neben der Straße im schneebedeckten Gras tastend, vergeblich nach ihr – also, was wird Sandra schon anderes empfunden haben als den lebhaften Wunsch: ‚Zur Hölle mit diesem dreimal verfluchten Motorrad, zum Teufel mit der verdammten Deutschlandfahrt!'? Und jetzt verstehe ich auch ihren ungewöhnlich kritischen Blick auf mein schönes Spielzeug.

Und doch werde ich die DUCATI auf keinen Fall in Italien zurücklassen. Hoffentlich versucht mein Vater nach seiner Ankunft in Florenz nicht, mich umzustimmen! Wir könnten uns sonst streiten.

10

Nachmittags bemühten sich Sandras Eltern auf einem Autoausflug erneut um friedliches, heiteres Einvernehmen. Sie fuhren uns zunächst nach San Gimignano, von dort weiter nach Colle Val d'Elsa, wanderten mit uns durch das von einer vollständig erhaltenen Ringmauer umschlossene Monteriggioni und schließlich auch noch auf einem langen Abendspaziergang durch das zauberhaft schöne Siena.

Solche Ausflüge gefallen mir mehr als die Stunden, die ich auf dem Armesünderstuhl im dunklen Salon verbringen muss. Denn Sandras Vater lebt außerhalb der gewohnten Umgebung auf, ist unkomplizierter, lockerer, zugänglicher. Wie vor vielen Monaten seine ihm so ähnliche Tochter beginnt jetzt auch er, meine Gesellschaft unterhaltsam zu finden. Allerdings scheint er nach wie vor solche unbeschwerten Augenblicke nur als die Vorboten einer umso tragischeren Zukunft anzusehen. Denn ständig plagen ihn die gleichen Zweifel wie früher sein schönes Kind, beharrlicher als Sandra vermutet er, dass ich irgendwann auf Nimmerwiedersehen im hohen Norden verschwinden werde. Und insofern beginnt er zwar einerseits, die Zuneigung seiner Tochter zu verstehen, will sie aber andererseits weiterhin vor mir schützen, lässt sich zwar kurzfristig von seinen Sorgen ablenken, erleidet aber bald einen Rückfall, versinkt im üblichen Trübsinn, befürchtet mehr denn je, sein süßes Kind schon bald todtraurig zu erleben oder es – vielleicht sogar glücklich – für immer an ein fernes Land zu verlieren.

Dass diese Vorstellung ihn so sehr ängstigt, verstehe ich leider nur allzu gut – Sandra ist ihm ein unersetzliches Antidepressivum. Denn wenn sie bei solchen Ausflügen ausgelassen an seiner Seite herumtobt und ihn mit teilweise skurrilen Einfällen aus der Reserve lockt, wirkt er um Jahre jünger, ist geistreich und fröhlich – bis ihn erneut die Furcht vor einer drohenden düsteren Zukunft überkommt.

11

Endlich ist Sandra also wieder einigermaßen erreichbar, ich darf sie besuchen, ihre Familie erspart uns traurige Diskussionen, wartet vielmehr geduldig auf den Augenblick, in dem sich durch meine Abreise alle Probleme wie von selbst lösen werden. Denn nicht einmal andeutungsweise macht man uns Hoffnung auf künftige Treffen. Sandra wird wie eine Kranke behandelt, die ohne alles ärztliche Zutun von selbst wieder auf die Beine oder eher „zu Verstand" kommen wird, sobald mit dem Ende der Grippesaison die Wirkung des Krankheitserregers nachlässt. Dennoch behauptete sie: „Mein Vater hat dich sehr gern, du gefällst ihm", und ich glaube nicht einmal, dass sie von dem, was sie da sagte, nicht auch überzeugt war. – „Und warum macht er uns dann all diese Schwierigkeiten? Oder findest du, dass er nachgiebiger geworden ist?", fragte ich sie ungläubig. – Ihre Antwort schien mir ziemlich widersprüchlich: „Er traut uns nicht, weder dir noch mir. Mich hält er für zu jung, zu unerfahren und zu leichtgläubig. Und du gefällst ihm nur allzu sehr. Und deshalb ist er der Meinung, dass ich mir Illusionen mache. Jedenfalls hat Mamma mir gestanden, dass er dich vermutlich eher akzeptieren würde, wenn du nicht so ‚ungewöhnlich', wenn du etwas weniger blond, hübsch, schlagfertig, witzig, wenn du nicht ein solcher Exot wärst. Angeblich sagt er oft, dass er unsere Liebesgeschichte leichter ver-

kraften könnte, wenn du irgendeiner meiner langweiligen Schulkameraden oder ein unauffälliger Nachbarjunge und nicht ein „so bunter Vogel“ wärst. Denn dann könnte er vielleicht trotz meiner Jugend hoffen, dass ich mir einigermaßen sorgfältig überlegt habe, was ich tue. Aber in deinem Fall sei das eben ganz anders. Dass ein kleines dummes Mädchen wie ich auf einen solchen Charmeur wie dich hereinfalle, sei ja kein Wunder.“ – „Ah, das ist also der Grund ...“, sagte ich, schwieg aber dann, weil ich allen Streit vermeiden wollte, doch Sandra ist schon lange nicht mehr das kleine dumme Mädchen, für das ihr Vater sie noch immer hält, und wollte sofort Genaueres wissen: „... der Grund wofür? Warum sprichst du nicht weiter?“ – „Na ja, für sein häufig gemurmeltes Sätzchen ‚Meglio ogni carbonaio di Gambassi: besser jeder Köhler aus Gambassi’.“ – „Gütiger Himmel, auch das ist dir schon zu Ohren gekommen?“ – ‚Tja, so wie dir mein Zusammensein mit einer schönen Amerikanerin’, dachte ich, hütete mich aber, unnötig mein Leben zu riskieren, und gestand nur: „Dein Vater scheint auch im Patientenkreis diese Klage so häufig vor sich hin zu murmeln, dass sie in Certaldo inzwischen wohl schon sprichwörtlich geworden ist. Immerhin geht er noch nicht so weit, jemanden, der an der Pest erkrankt ist, mit dem Hinweis zu trösten: ‚Ach, mein Lieber, nur keine Sorge, die Pest ist immer noch besser als der Freund, den sich meine unglückliche Tochter gesucht hat.’“

Ich bemerkte, dass ich bissig wurde, und versuchte mich zu zügeln. Schließlich war die arme Sandra an dem ganzen Theater ja nur indirekt beteiligt. Eigentlich konnte ich gerade ihr keinerlei Vorwurf machen oder doch höchstens den einen, dass sie sich nicht entschiedener durchzusetzen versuchte. Doch obwohl ich die Diskussion sofort abbrechen wollte, war es nun schon zu spät – Sandra fühlte sich und ihren geliebten Papa zu Unrecht angegriffen: „Was ist falsch an dem, was Babbo sagt? Er geht davon aus, dass du niemals treu sein wirst, dass du ein notorischer Schürzenjäger, ein elender Weiberheld bist, ein Kater, der nie das Mausen lassen wird. Und für einen so unsicheren Kantonisten bin ich ihm zu schade. Und wahrscheinlich hat er mit all seinen Vorbehalten sogar recht ... “, die herrlichen dunklen Augen Sandras begannen von innen her zu glühen, wieder einmal blickten mich Charons „occhi di bragia: Augen aus glühender Kohle“ aus dem Gesicht eines schönen Mädchens an, „... jedenfalls war es höchst unerfreulich, dass Herr Giusti unseren Salotto vor einer Woche zu einem großen Auftritt nutzen konnte. Denn er kam hierher, um meinen Vater nach dessen Rückkehr zu begrüßen und ihn mit den neuesten Nachrichten zu versorgen. Dabei erwähnte er auch, dass er dich am Bosco tondo getroffen habe. Babbo, der sich bis dahin das Getratsche nur gelangweilt angehört hatte, war sofort hellwach, sah gespannt ... “ – „ ... wie schön! So großen Anteil nimmt er an allem, was ich tue? So gern hat er mich ...?“, unterbrach ich Sandra in einem Anfall von Galgenhumor, versuchte zu spotten, doch sie fuhr kein bisschen belustigt in ihrer Schilderung jener beschämenden Minuten fort – „ ... sah gespannt in das milde lächelnde Gesicht des Herrn Giusti. Doch der legte zunächst eine theatralische Pause ein, ließ meinen armen Papa ein Weilchen zappeln, grinste dabei noch selbstzufriedener als vorher schon und verkündete dann wie einer der homerischen Sänger, dass er dich in Begleitung der leibhaftigen Aphrodite getroffen habe.“ – ‚Warum muss Mirella auch so verdammt gut aussehen’, dachte ich und suchte verzweifelt mein Heil in weiteren dämlichen Witzchen: „Herr Giusti ist eben ein gebildeter Mann. Wahrscheinlich hätte er dich bei der *Odyssee*-Lektüre weit besser unterstützen können als

ich, zumal er bei einem guten Glas Wein aus seinem Privatkeller sicher zu eindrucksvollen geistigen Höhenflügen in der Lage wäre. Im kommenden Homer-Examen darfst du allerdings auf keinen Fall behaupten, dass Aphrodite eine Amerikanerin ist. Sonst fällst du durch. Und der gute Herr Giusti hat wohl allen Wein, den er wegen meiner Unfähigkeit nicht nach Amerika verkaufen konnte, selbst getrunken und redet seitdem im *tirilium demens* Unsinn.“ – Aber auch jetzt überhörte Sandra meinen Scherz, machte sich nicht einmal die Mühe, mein spöttisch verdrehtes Latein zu korrigieren, sondern sah mich nur ernst und schweigend an, wollte wieder einmal tief in meine finstere Seele schauen. Daher wich ich vorsichtshalber ihrem forschenden Blick aus.

Das Erstaunlichste an solchen Situationen ist, dass man sich, obwohl man völlig im Unrecht ist, so in Wut reden kann, als ob man schwer gekränkt worden wäre. Jedenfalls versuchte ich jetzt mit allen Mitteln diesen Eindruck zu erwecken. Doch in Wahrheit ärgerte ich mich darüber, dass ich erwischt worden war, dass dieser gütig lächelnde Herr, der sich für alles zu interessieren schien außer für Mirellas und meine Irrwege, uns so genau beobachtet und die Lage geradezu mit Röntgenaugen durchschaut hatte. Wenn er auch im Geschäftsleben so scharf sieht, dann ist sein wirtschaftlicher Erfolg leicht zu erklären. Aber all das konnte ich natürlich nicht sagen, sondern schwieg grimmig, ging schließlich in die Vorwärtsverteidigung: „Und nun meinst du, dass dein Vater, weil ich von einem weiblichen Wesen, bei dessen Anblick der Herr Giusti völlig den Verstand verloren hat, nach dem Weg gefragt worden bin, dass also dein lieber Papa wegen eines so idiotischen Zufalls ein Recht hat, für alle Zeiten sein ‚Meglio ogni carbonaio...’ zu murmeln?“ – „Nein, nicht für alle Zeiten“, korrigierte mich die zarte, sanfte, melancholische Sandra, „sondern nur noch so lange, bis ich dich fest im Griff habe, und das wird bald der Fall sein.“

12

Wie man nach einer solchen Beinahe-Katastrophe fröhlich neue derartige Risiken eingehen kann, wissen die Götter, die olympischen oder welche auch sonst immer, ich jedenfalls kann es mir nicht erklären. Allerdings bemühte ich mich auch gar nicht, meine Irrwege zu begreifen – ich ging oder fuhr sie, ohne weiter nachzudenken, und zu psychischen Irrwegen wurden sie dadurch, dass ich sie nicht allein, sondern zusammen mit Mirella ging oder fuhr. Aphrodite hatte also tatsächlich in der modernen Welt viele neue Eigenschaften angenommen, war jetzt Italo-Amerikanerin, fuhr ein italo-amerikanisches Motorrad, eine HARLEY-DAVIDSON-AERMACCHI, und flog nicht mehr im Flügelwagen, sondern in einer Piper *Aztec* über den gestirnten Himmel.

Der Zeitpunkt von Lellas Abreise in die USA rückte näher, aber sie – nein, wir vermieden es, über dieses drohende Ende unserer Gratwanderung zu reden. Mirella schien sich damit abgefunden zu haben, dass ich sie nicht an das MIT begleiten wollte, war einigermaßen ausgeglichen, hatte wegen der Vorbereitungen auf das neue Studium nur noch wenig Zeit für mich, versuchte Abstand zu gewinnen, hoffte vielleicht sogar auf die Wirkung des „Aus den Augen, aus dem Sinn“. Es gibt eben mehr als nur eine Parallele zwischen Sandras und Mirellas Leid. Allerdings lässt sich auch nicht völlig ausschließen, dass sie in Abwesenheit des Daddy doch noch eine Gardi-

nenpredigt zu hören bekommen hatte. Denn nach einiger Zeit hatte ihre Mamma vermutlich an meiner Ethik zu zweifeln begonnen, wollte nun nicht länger wahrhaben, dass man moralisch verpflichtet ist, jemanden, den man liebt, unbedingt für sich zu gewinnen und dass man sich zu diesem Zweck auch über eine schon bestehende ältere Beziehung hinwegsetzen darf. Die Mom hatte also leider meine schöne Argumentation nicht dauerhaft verinnerlicht. Aber so wie ich hatte ja schon Sokrates die Erfahrung machen müssen, dass ihm seine Gesprächspartner zwar zunächst, solange er sie argumentativ an der Hand führte, zustimmten, dass sie sich aber, sobald er sie losließ, wie nasse Hunde schüttelten und zu den früheren, soeben widerlegten Ansichten zurückkehrten. Und das hatte wohl auch die liebe Mom getan, hatte sich zwar zunächst von der stringenten Logik meiner Beweisführung überzeugen lassen, war aber dann, kaum dem Zugriff meines klaren Denkens entronnen, in den alten Trott zurückverfallen, hatte ihre verstaubte Mahnrede aus der Schublade geholt und sie diesmal der armen Mirella gehalten. Und sofort hatte sich die Macht des menschlichen Beharrungsvermögens erneut gezeigt. Denn nun war Mirella die Schein-Bekehrte, hatte, von der Mamma sanft an der Hand geführt, zunächst zu allem Ja und Amen gesagt, sich aber dann auch selbst wie die erwähnten Hunde kurz geschüttelt und auf diese einfache Weise ebenfalls, nicht anders als zuvor die Mom, ihre früheren Auffassungen mühelos zurückgewonnen. Und zu denen gehörte eben auch die Grundüberzeugung, dass ein Knabe wie ich zur Kategorie des jagdbaren Wildes gehört und dass man die Hoffnung auf einen Jagderfolg nie aufgeben darf. Und so versuchte sie sich denn auch einmal in der Rolle der Jagdgöttin Artemis. Doch dabei unterlief ihr sogleich ein grober Fehler. Denn weil sie sich auf der Lauer liegend langweilte, schoss sie, nur so zum Zeitvertreib und ohne zu treffen, auf eine vorbeifliegende Krähe und vergrämte mit diesem Krach nicht nur alles andere Wild, sondern wieder einmal auch mich bunten Vogel.

Doch ich greife vor. Sandra wurde immer noch in Certaldo festgehalten, nur an den Wochenenden konnte ich sie besuchen, in der übrigen Zeit saß ich allein in Florenz herum und langweilte mich zu Tode. Die Stoiker gingen mir unsäglich auf die Nerven, ich hätte sie und ihre Philosophie nur zu gern in der nächsten Mülltonne „entsorgt“, um mich Erfreulicherem zuzuwenden, am liebsten der schönen Sandra. Weil die aber, wie fast immer, unerreichbar fern war, hätte ich mich durchaus auch mit der frechen Mirella begnügt, ja, je länger ich Lella nicht zu sehen bekam, desto stärker vermisste ich sie. Endlich, an einem strahlend schönen Dienstag, erbarmte sie sich meiner, rief mich an und schlug mir einen Motorradausflug nach Viareggio vor. Daddy’s Yacht liege dort im Hafen. Ihr Vater werde das edle „Schiffchen“ mit den beiden Supersportlern morgen nach Sardinien zurücksegeln, leider nicht von ihr begleitet, weil ihr dafür die Zeit fehle. Sie werde ihn aber in den nächsten Tagen mit der *Aztec* in Olbia abholen. Wenn ich wolle, könne ich noch einmal mitfliegen und so Abschied auch von „unserem“ Flugzeug nehmen. All das klang deprimiert und deprimierend. Dass man sich im Leben dauernd für irgendetwas entscheiden soll, ist unerträglich. Selbst in Kleinigkeiten neige ich von Tag zu Tag stärker dazu, jeder Entscheidung, jedem Termin, jeder Zusage, jeder Absage auszuweichen. Denn durch tausend spinnwebefeine Verpflichtungs-Drähtchen kann ja selbst ein Riese so gefesselt werden, dass er keinen Finger mehr zu rühren vermag. Daher widert mich kaum etwas mehr an als Planung, und diese Abneigung zeigte sich auch heute, bei meinem

Telefongespräch mit Lella: „Lass uns die Entscheidung über den Flug so lange wie möglich aufschieben, bitte frag mich nicht, was morgen sein wird, zumindest frag mich jetzt noch nicht! Doch über den heutigen Tag kannst du frei verfügen. Ich komme gern mit dir nach Viareggio."

Gegen 11 Uhr trafen wir uns bei Bruno an der Tankstelle. Mirella war sogar so lieb, Bruno für die Reparatur der DUCATI-Felge zu danken: „Wenn der Ben, diese Schlafmütze, dich nicht hätte, führe er immer noch mit der Delle im Vorderrad herum. Toll, wie schnell du ihm geholfen hast!" Ich hatte den Eindruck, dass Bruno sich über diese beiden Sätze Mirellas mehr als über alle meine Dankesworte freute. Na ja, Schwachheit, dein Name ist Mann!

Weil wir möglichst bald in Viareggio eintreffen wollten, fuhren wir den größten Teil der Strecke auf der Autobahn. Schon in der frühen Mittagszeit bogen wir in den Yachthafen von Viareggio ein. Und da lag sie auch schon, die herrliche *Mirella*, leicht zu erkennen am riesigen, etwas nach hinten geneigten und sanft durchgebogenen Mast. Der elegante, fein geschwungene weiße Rumpf spiegelte sich im Hafenwasser und wiegte sich erstaunlich stark in kaum sichtbaren Wellen – was für ein Schiff! Eine Rennyacht, so schön wie ihre schaumgeborene Namenspatronin.

Wir fuhren auf der Mole in Richtung des Hecks. Unter einer Schatten spendenden Persenning lag Mirellas Vater in einem bequemen Ruhesessel, las Zeitung, entdeckte uns aber schon, als wir noch weit entfernt waren, stand auf und beobachtete unser Näherkommen mit erstaunlichem Interesse, so, als sähe er Mirella heute zum ersten Mal auf ihrer *Ala verde*. Und vielleicht hatte er sie ja wirklich noch nie als Motorradfahrerin erlebt. Denn um sie einmal in dieser neuen Rolle bewundern zu können, hätte er sie zu Fuß oder im Auto zu jener fernen Tiefgarage begleiten müssen, in der die AERMACCHI untergestellt ist. Und dafür fehlte ihm vermutlich die Zeit. Umso genauer verfolgte er jetzt unsere Ankunft, lief uns, noch ehe wir die Motorräder unmittelbar am Heck der *Mirella* geparkt hatten, über den vom Deck auf die Mole herabführenden Steg entgegen, packte uns – rechts Lella, links mich – wie zwei Welpen von hinten im Genick und begrüßte uns mit dem begeisterten Lob: „Siete bellini, così insieme sulle moto, una bella coppia: Ihr seid hübsch, so zusammen auf den Motorrädern, ein schönes Paar." Damit hatte er in kürzester Form alles gesagt, was zu sagen war, was aber besser nicht gesagt worden wäre. Vermutlich bereute er auch sofort, dass ihm diese Bemerkung herausgerutscht war – er neigt eben zu Spontaneität, ist überhaupt nicht gewohnt, aus seinem Herzen eine Mördergrube zu machen, und besonders, wenn ihm etwas gefällt, spricht er das offen aus. Doch wir blieben gelassen, hatten schon so viele derartige Augenblicke durchlitten, „che ci avevamo fatto il callo: dass wir da eine Hornhaut gebildet hatten", so das italienische Bild für das deutsche „dass wir ein dickes Fell bekommen hatten". Und so verlief der Tag denn auch zunächst in schönster Harmonie, wir aßen auf der Yacht, allerdings nicht irgendwelche in der kleinen Schiffsküche aufgewärmten Fertiggerichte, sondern leckere Speisen, die aus einem Restaurant angeliefert wurden.

Und dann schoss Mirella aus Langeweile, wie ich schon angedeutet habe, auf die vorbeifliegende Krähe. Ich unterhielt mich wohl allzu angeregt mit dem Daddy, sprach mit ihm zu allem Übel auch noch über Musik, denn natürlich wollte ich ihm für das großartige Konzert danken, dass er uns spendiert hatte. In solchen Augenblicken ist Mirella sogar auf ihren Vater eifersüchtig, fühlt sich, nicht ganz zu Unrecht,

vernachlässigt, war aber wohl vor allem durch seine rührend vorsichtigen Hinweise auf die hohe Qualität amerikanischer Orchester genervt. Als er dann auch noch anfing, das Boston Symphony Orchestra in den höchsten Tönen zu loben, ergriff Lella die Flucht und begann, den schönen Aldo zu suchen. Doch ihr Vater hatte die Korsika-Tragödie nicht vergessen und deshalb den herrlichen Adonis zwar nicht in die Wüste, weil es hier keine gab, wohl aber auf die Suche nach einem völlig unwichtigen, in ganz Italien nicht aufzutreibenden Ersatzteil geschickt. Im Grunde verfuhr er also nicht anders als ich. Er ging zwar davon aus, dass Mirella und ich uns dauernd streiten, wollte das aber wenigstens nicht mitansehen müssen. Deshalb hatte er alle Steine des Anstoßes zu beseitigen versucht, hatte sozusagen jede Ecke, gegen die wir Kleinkinder rennen könnten, mit Schaumgummi gepolstert. Und dennoch war der ganze Aufwand vergeblich. Denn wieder einmal ärgerte sich Mirella so sehr über mich, dass sie sich unbedingt rächen wollte, und wie so oft hatte ich volles Verständnis für ihren Zorn. Sie erlebte, wie ihr Vater sich vergeblich bemühte, mich doch noch irgendwie an das MIT zu locken, sah, wie er ihr zu helfen versuchte, wie er bei diesem Versuch scheiterte, wie ihm ein Wunsch abgeschlagen wurde, den er ja nur äußerte, um ihr eine Freude zu machen, den er jedenfalls kaum selbst als besonders dringlich empfand, im Gegenteil, angesichts all meiner Zickigkeit hätte er tausend gute Gründe gehabt, mich zum Teufel zu wünschen, mich ins Hafenbecken werfen oder kielholen oder im Betonpfeiler verschwinden zu lassen. Nur aus Liebe zu ihr ertrug er all diese Demütigungen, nur aus Großmut fuhr er geduldig fort, mit mir, mit diesem eiskalten deutschen Schnösel, zu reden. Dass Mirella sich ärgerte, war nur zu begreiflich. Wenn man erlebt, wie ein Mensch, den man liebt, solche Opfer bringt, wie er sie noch dazu vergeblich bringt, dann schmerzt das viel mehr, als wenn man unmittelbar betroffen wäre. Ich verstehe, dass Mirella mich in solchen Augenblicken hasst. Sie hat alles Recht dazu.

Und dann kam sie tatsächlich, die von ihr so sehr ersehnte Rachestunde – Gary erschien auf der Bildfläche. „Liebst du Gary?“, hatte die Mom bekanntlich beim Teestündchen gefragt, und damals hatte Lella das noch bestritten, heute aber schien sie anders von der Sache zu denken. Oder hatte sie etwa schon damals gelogen, war die Frage ihrer Mutter gar nicht so abwegig gewesen, wie Lella glauben machen wollte? Auf jeden Fall strafte sie an diesem Nachmittag alle ihre früheren Beteuerungen Lügen. Denn wie ich schon sagte, hatten der Daddy und ich nach dem Mittagessen begonnen, uns angeregt über Musik zu unterhalten. Mirella fühlte sich übergangen, stand betont gelangweilt an der Reling und blickte finster über das weite Hafenbecken hinweg auf die fernen Gebäude des örtlichen Segelclubs, als ihr jemand von dort zuwinkte, den sie aber, wohl wegen der großen Distanz, nicht erkennen konnte, denn sie fragte ihren Vater: „Hast du hier jemanden aus unserem Freundeskreis getroffen?“ Doch geistesabwesend schüttelte der Daddy zunächst nur den Kopf, fuhr dann auf, fürchtete, sie durch sein Desinteresse zusätzlich gereizt zu haben, simulierte einen Augenblick des Nachdenkens und gab ihr ausführlicher Auskunft: „Es liegt kein mir bekanntes Schiff im Hafen, und es wird in den nächsten Tagen auch keins hier erwartet.“

Doch schon bald löste sich das Rätsel. Denn ein spektakulär schöner tiefroter Ferrari fuhr langsam über die Mole heran, hielt neben unseren Motorrädern, die Tür öffnete sich und ein ebenfalls spektakulär schöner, sportlich durchtrainierter, etwa

dreißig Jahre alter Mann entstieg dem sehenswerten Gefährt. „Gary!“, sagte oder seufzte Mirella überrascht, „Gary ist gekommen, Daddy.“ Ihr Vater stellte eher kühl fest: „Ja, ich seh’s. Jetzt werden wir sein neuestes Spielzeug bewundern müssen. Ach Gott, dazu habe ich heute überhaupt keine Lust. Kümmerst du dich bitte um ihn, Mirella?“ Das Töchterchen ließ sich das nicht zweimal sagen, rannte den Steg hinunter und umarmte Gary. Es folgten die obligatorischen Begrüßungsküsschen, rechte Wange, linke Wange, prüfende Blicke auf das Erscheinungsbild des jeweils anderen, Austausch von Nettigkeiten, schließlich ein energisches Winken Mirellas, eindeutige Aufforderung an den Daddy und an mich, auf die Mole herunterzukommen. Resignierend fügte sich der Herr Professor: „Na schön! Komm Ben, wir müssen gehorchen! Immerhin könnte der Ferrari dich ja auch interessieren. Er ist nicht nur eine glänzende Konstruktion, sondern auch wegen seines hohen Preises eine Seltenheit.“

Brav gingen wir den Steg hinunter, um den schönen Gary ebenfalls zu begrüßen. Übrigens ist „Gary“, soweit ich verstanden habe, nicht sein wahrer Vor-, sondern ein Spitzname, der ihm wegen seiner Ähnlichkeit mit dem Filmschauspieler Cary Grant von Freunden gegeben wurde. Allerdings fehlte dem falschen Gary gerade jene Eigenschaft, die den richtigen Cary in seinen Filmen zu einem so sympathischen Herzensbrecher macht, nämlich die Selbstironie, jenes spöttische Belächeln der eigenen Männlichkeit. Dagegen nahm Mirellas Gary sich in all seiner federnden, durchtrainierten Sportlichkeit todernst, war ungemein gepflegt, ließ sich bestimmt nur von hervorragenden Coiffeuren frisieren, wie seine halblange, sorgfältigst gekämmte, im Nacken leicht gewellte Haarpracht zeigte. Auch sein Anzug war makellos, hervorragender Stoff, hervorragender Schnitt, nirgendwo zerknittert, so glatt wie soeben gebügelt. Eingeschüchtert sah ich auf meine verbeulte Motorradhose und dann hilfesuchend auf den ebenfalls eher nachlässig, mit dünnem weißem Pullover, weißer Trainingshose und leichten Segelschuhen, bekleideten Daddy. Der bemerkte meinen Blick, erwiderte ihn mit einem kurzen Lächeln, verwandelte sich aber sofort wieder in den perfekten Gastgeber und feierte den Neuankömmling mit herzlicher Nonchalance als alten Bekannten.

All diese Huldigungen ließ der noble Gary mit weltmännischer Gelassenheit über sich ergehen, ehrte immerhin auch mich zunächst mit einem zerstreuten Händedruck, sah aber dann genauer hin, taxierte kurz den Gesamtwert meiner erbärmlichen Kleidung und fragte Mirella: „Hast du diesen Jungen ... “ – mit welchem Recht nannte er, der doch nur wenig älter war als ich, mich „ragazzo“? – „ ... zufällig getroffen, oder ist er von deinem Vater beauftragt, dich zu begleiten, damit du nicht allein unterwegs sein musst?“ Erst jetzt wurde mir klar, welche Bedeutung sein „ragazzo“ hatte. Auch Bedienstete werden in Italien manchmal so bezeichnet, ja, bei ausreichend schlechter Erziehung kann man sogar einen nicht allzu alten Kellner mit diesem Wort herbeirufen. Mirella war verlegen, wusste nichts zu sagen, wollte offenbar nicht einmal zugeben, dass ich ein Bekannter, geschweige denn, dass ich ein Freund und am allerwenigsten, dass ich der Mann ihrer Träume war. Äußerlich gelassen, in Wahrheit aber ziemlich gereizt versuchte ich ihr diese Unaufrichtigkeit mit einer gehässigen Lüge zu vergelten: „Meiner jungen Herrin gehören beide Motorräder. Ich fahre das zweite, damit sie, falls das eine eine Panne hat, problemlos mit dem anderen weiter- und notfalls auch nach Hause zurückfahren kann, während ich mich um die Reparatur des defekten Fahrzeugs kümmere. Für diese Begleitung der Signorina

bekomme ich pro Stunde 800 Lire.“ – Die Höhe meiner Bezahlung war keineswegs völlig aus der Luft gegriffen. Es handelte sich vielmehr um jenen unter Studenten üblichen Stundensatz, den ich mit Mirella für den Deutschunterricht vereinbart hatte. Einen höheren Betrag hatte ich nicht annehmen wollen, weil ich Lella nicht anders als jede andere Kommilitonin behandeln wollte. Zu meiner Überraschung hörte sich der Daddy mein Märchen geduldig an, lächelte gütig, griff nicht ein, widersprach mir mit keinem Wort. Für so viel vornehme Zurückhaltung wurde er allerdings hart bestraft, denn der schöne Gary kommentierte nun mein erfundenes Arbeitsverhältnis mit der Bemerkung: „Nur 800 Lire bekommt der Junge? Ich sehe, Mirella, dass du in die Fußstapfen deines geschäftstüchtigen Vaters trittst. Da wundert es mich ja nicht, dass sich dein armer Bediensteter keine anständige Hose kaufen kann.“

Welch eindrucksvolle Fehlleistung! Da hatte dieser geschniegelte Jüngling kaum den Mund aufgemacht, und schon war es ihm gelungen, von vier anwesenden Personen gleich dreien auf die Zehen zu treten – ich lief als Bettler herum, Mirella und ihr Vater waren Geizhälse. ‚Ach, arme Mirella’, dachte ich, ‚liebst du vielleicht wirklich diesen wunderschönen Hohlkopf?’ – Auf jeden Fall widerstand nun auch der sanftmütige Daddy nicht länger der Versuchung, sich an meinen Witzeleien zu beteiligen, sondern verabschiedete sich deutlich herumalbernd mit den Worten: „Leider muss ich euch jetzt allein lassen, muss mich dringend meinen Geschäften zuwenden, da ich ja sonst nicht einmal die 800 Lire Stundenlohn für diesen Knaben zusammenkratzen kann, und dann wird er sich auch im nächsten Jahr noch keine neue Hose kaufen können. Aber vielleicht, mein teuerster Benny ...“ – liebevoll nannte er mich beim Kosenamen, legte mir den Arm um die Schulter und zog mich fest an sich – „...werde ich dir, wenn du weiterhin so fleißig und brav wie bisher deinen Dienst versiehst, zu Weihnachten eine ganz neue Hose schenken, aber nur eine preiswerte. Falls du aber eine etwas bessere haben möchtest, kannst du auch die von mir bekommen, müsstest mir dann allerdings den Preisunterschied in Raten abzahlen.“ – Sofort ging ich auf seinen Scherz ein: „Oh, allerherzlichsten Dank, Herr Professor, ich hätte nie gedacht, dass mir jemals, und noch dazu so bald, dieser Herzenswunsch in Erfüllung gehen könnte!“

Ob Gary verstand, dass wir Theater spielten? Nein, ich fürchte, er begriff das nicht, schien ahnungslos, strich sich sanft mit der flachen Hand über die von der Meeresbrise leicht bewegten Locken, blickte ratlos auf den Daddy, der da eben noch einen abgerissenen Diener umarmt hatte und nun freundlich winkend auf die Yacht zurückging, wandte sich schließlich hilfesuchend an Mirella und fragte sie nachdenklich: „Könnte er nicht, statt billige Hosen zu verschenken, etwas höhere Löhne zahlen?“

Und sogleich fand ich ihn doch eigentlich wieder recht sympathisch. Dieser junge Mann hatte zwar eine bedauerliche Neigung, in alle verfügbaren Fettnäpfchen zu treten, war aber keinesfalls böse, wäre wahrscheinlich ein großzügiger, hilfsbereiter Freund und hätte mir, wenn ich ihn jetzt hier auf der Mole darum gebeten hätte, bestimmt, ohne zu zögern, eine neue Hose gekauft. Insofern bedauerte ich, dass Mirella nichts unternahm, um ihn über die wahre Lage aufzuklären, denn sie hatte natürlich sofort erkannt, dass ihr Vater und ich den armen Gary ein wenig auf den Arm nehmen wollten, ärgerte sich auch entsprechend, war aber ziemlich ratlos und wusste sich schließlich nicht anders zu helfen, als ihm seine sozialkritische Frage mit der

wegwerfenden Bemerkung zu beantworten: „Ach Gary, nun vergiss doch endlich die dämlichen Hosen!“

Wir standen also jetzt zu dritt auf der Mole, aber ich hatte den Eindruck, erheblich zu stören. Denn nun begannen Mirella und Gary, angeregt über die große weite Welt zu reden. „Wann wirst du denn endlich einmal wieder in Montreal sein?“, fragte Gary, und Mirella versprach ihm, bald dorthin zu kommen, doch müsse sie sich zunächst für einige Zeit in Boston um das Studium an der Technischen Universität kümmern. Aber vielleicht werde sie ja in diesem Jahr, wie schon früher manchmal, zur Weihnachtszeit in New York sein, und dann könnten sie ja dort das Fest zusammen feiern. „Meinst du nicht, dass wir diese Wintertage besser in Florida oder auf den Bahamas verbringen sollten?“, wandte Gary ein. Doch Mirella wollte das jetzt noch nicht entscheiden. Aber irgendein Treffen werde sich gewiss demnächst arrangieren lassen. Darüber aber schon heute zu diskutieren, mache keinen Sinn. Er solle ihr – sie sagte „ihr“, nicht „uns“, schloss mich also aus – doch endlich den schönen Ferrari zeigen, einen 250 GTO mit einem 300 PS starken 3 Liter V-12-Motor. Das tat Gary von Herzen gern, öffnete beide Autotüren und lud „uns“ – er war also rücksichtsvoller als sie, wollte auch mir das Prachtstück vorführen – ein, das Innere des zweisitzigen Renners zu besichtigen. Brav ließ ich Mirella den Vortritt. Zunächst beugte sie sich auf der Beifahrerseite nur ins Fahrzeuginnere, doch dann ließ sie sich auf den lederbezogenen Sitz fallen, sah mich herausfordernd an, lud ihre Flinte nach und gab einen weiteren Schuss auf die Krähe ab, nein, sie schoss ja in Wahrheit nicht auf eine Krähe, geschweige denn auf eine Ente, sondern gegen alle Bestimmungen des Naturschutzgesetzes auf einen Königsadler: „Liebster Gary, nun musst du mir den herrlichen Wagen aber auch auf einer kleinen Rundfahrt zeigen.“ Sprach’s, schwieg einen Augenblick, schien das Armaturenbrett zu betrachten, überlegte aber wohl nur, wie sie mir endlich alle schlechten Scherze des heutigen Tages mit gleicher Münze heimzahlen könnte, fand schließlich eine schöne Möglichkeit, übernahm mit größter Unbefangenheit die ihr unterstellte Rolle einer Herrin und gab mir in strengem Ton eine ganze Reihe von Befehlen: „Und du, Ben, wartest hier gefälligst mindestens ein oder zwei Stunden lang auf meine Rückkehr. Da dir mein Vater ja trotz seiner Knauserigkeit irgendwann einmal eine neue Röhrenhose schenken will, damit du ihn und mich nicht länger mit dem jetzt getragenen erbärmlichen Exemplar blamieren kannst, da du ihm also zweifellos sehr viel verdankst, wirst du ihn sicher gern ein Weilchen bedienen. Also noch einmal: Du hast hier in der Nähe des Schiffes zu bleiben, meinem Vater die Drinks zu reichen und aus der Zeitung vorzulesen oder, falls er dich nicht benötigt, die Motorräder zu putzen. Dass du es also auf keinen Fall wagst, faul herumzusitzen! Denn wenn du nicht alle meine Aufträge sorgfältig erledigst, wirst du erheblichen Ärger mit mir bekommen.“ Um mir keinerlei Gelegenheit zu einer giftigen Erwiderung zu geben, schlug sie heftig die Autotür zu und forderte gleichzeitig Gary mit Nachdruck auf, nun so schnell wie möglich davonzufahren.

Als ich auf das Schiff zurückkehrte, sah mich der Daddy fragend an, und ich gab ihm die gewünschte Auskunft: „Mirella wird ein oder zwei Stunden lang mit Gary den Ferrari testen. Ich bin beauftragt, Ihnen Gesellschaft zu leisten, Ihnen die Drinks zu reichen und aus der Zeitung vorzulesen. Das tue ich auch von Herzen gern. Denn wenn Sie mich nicht benötigen, muss ich die Motorräder putzen.“ – „Immerhin scheinst du die heutige Szene komisch zu finden, ärgerst dich diesmal, anders als da-

mals in Bastia, offenbar kein bisschen über Mirellas Launen. Ist sie dir inzwischen so gleichgültig geworden?“ – „Vielleicht. Ich weiß es nicht. Sie tut alles, um mich zu vergraulen, und allmählich könnte sie Erfolg damit haben.“ – „Sie setzt sich dauernd ins Unrecht. Ich verstehe sie nicht. Wir lassen diesen Racheversuch ins Leere laufen. Was könnten wir tun? Denk nach!“ – Ich schwieg. Der Daddy wanderte an Deck auf und ab und überlegte: „Willst du ein paar Stunden segeln? Aber Aldo fehlt. Das könnte die Segelei arg mühsam machen.“ – „Und wir müssten die Motorräder hier unbeaufsichtigt auf der Mole zurücklassen“, wandte ich ein, „das täte ich ungern, ich hänge sehr an der DUCATI, sie hat mich viele Opfer gekostet.“ – Der Daddy lächelte plötzlich: „Über die reichlich dummen Bemerkungen dieses Gary solltest du dich nicht ärgern. Seine Eltern haben eine riesige Lebensmittelfirma aufgebaut, sie produzieren Nudeln, Schinken, Geflügel, Eier, fast alles, was man essen kann. Das waren und sind einfache Bauern, brava gente: anständige Leute. Allerdings können sie einem zuweilen etwas auf die Nerven gehen. Den Gary habe ich zum ersten Mal auf einem amerikanischen Flugplatz getroffen. Ich war mit einer zweimotorigen Cessna 310 gelandet, hatte sie geflogen, hatte auf dem Sitz des ersten Piloten gesessen, war nach Mirella ausgestiegen und folgte ihr zu Fuß in einigem Abstand. Sie kannte Gary schon, während ich ihm, wie gesagt, an jenem Tag zum ersten Mal begegnete. Er kam uns zufällig auf dem Vorfeld entgegen, begrüßte sie freundlich und fragte sie dann etwas besorgt: ‚Und das wäre dein Pilot? Ist er nicht ein bisschen alt? Kannst du dir keinen jüngeren leisten? Sorgst du wenigstens durch ständige Schulungen dafür, dass dieser Opa immer auf dem neuesten Stand der flugtechnischen Entwicklung bleibt?’ Du siehst, er ist nicht ernst zu nehmen. Und darum werden wir das auch nicht tun, sondern uns irgendetwas Vergnügliches einfallen lassen.“

Er nahm seine Wanderung wieder auf, blieb aber bald erneut vor mir stehen: „Es ist dir hoffentlich klar, dass wir uns falsch verhalten haben. Immerhin kannst *du* deine Witzeleien noch einigermaßen mit deiner Liebe oder Nicht-Liebe zu Mirella rechtfertigen, aber *ich* alter Esel hätte mich von dir nicht zu solchen Scherzen verleiten lassen dürfen. Wir haben uns in übler Weise danebenbenommen, haben mit intellektueller Arroganz einen armen Dummkopf an der Nase herumgeführt. Das hätten wir nicht tun sollen.“ – Ich versuchte ihn zu trösten: „Wir konnten ja nicht ahnen, wie wenig er unsere Narreteien versteht. Ich bin davon ausgegangen, dass er sie irgendwann als Scherz begreift, habe auch erwartet, dass Mirella ihm auf die Sprünge hilft, aber sie hat sich schließlich sogar selbst an unseren Possen beteiligt.“ Und ich berichtete dem Daddy genauer, mit welchen Aufträgen sie sich von mir verabschiedet hatte. Trotz aller Reue konnte er ein Lachen nicht unterdrücken, hob aber sofort wieder mahnend den Zeigefinger: „Wenn wir zusammen sind, neigen wir zur Bandenbildung, haben ja schon Mirella durch unsere Diskussion über Musik aus unserer Clique ausgeschlossen, und nun stiftest du mich zu allem Übel auch noch zu Kinderstreichen an!“

Wieder begann er, hin und her zu gehen, blickte gedankenverloren auf seinen Ruhesessel, sah dort einen achtlos hingeworfenen Schlüssel und gab ihn mir: „Was ist das für ein Schlüssel? Gehört er dir?“ – „Nein, das ist der Zündschlüssel für Mirellas *Ala verde*“, sagte ich nach kurzem Blick auf das eingeprägte Flügelsymbol und reichte ihm seinen Fund zurück. Und da kam ihm die Erleuchtung: „Herrlich! Endlich einmal wieder Motorrad fahren! Komm, Ben, wir drehen mit den Motorrädern

eine kleine Runde durch die nahen Berge! Wir werden uns mit Absicht etwas verspäten, damit Mirella auch einmal auf uns warten muss.“ – Und schon stürmte er ins Innere der Yacht, zog sich um, kam fast sofort zurück, trug allerdings keinen Sturzhelm, sondern wie ich bei meinen ersten Fahrten auf der DUCATI nur eine Zipfelmütze, immerhin aber kräftige Handschuhe und eine leichte Sonnenbrille, meldete dem zweiten „Matrosen“, dass er die Aufsicht über das Schiff übernehmen solle, weil wir für einige Zeit von Bord gehen würden, und lief zur *Ala verde*. Wenn Mirella schon jetzt zurückgekommen wäre, hätte sie ihn um ein großes Vergnügen gebracht. Doch zunächst hatte er mit einigen Schwierigkeiten zu kämpfen. Denn die *Ala verde* wollte entweder ihrer fernen Herrin aus Zuneigung treu bleiben oder fürchtete allein deren harte Hand, jedenfalls sprang sie nicht an, hatte keinerlei Respekt vor den zahllosen Titeln des Herrn Professor Dr. ing., vor dem großen Namen des bekannten Konstrukteurs. Nach einigen vergeblichen Startversuchen sah er enttäuscht zu mir herüber. Daher stellte ich die DUCATI mit laufendem Motor auf ihren Hauptständer und bemühte mich, ihm zu helfen: Benzinhahn offen, Zündung ein, kein Choke (der Motor war noch warm), etwas Gas und dann als entscheidende Starthilfe jene Weisheit, die auch mir bei meinen ersten Startversuchen von den DUCATI-Mechanikern gepredigt worden war: „Und jetzt den Kickstarter kräftig und schnell bis unten durchtreten!“ Brav gehorchte der liebe Daddy, die *Ala verde* sprang an, er strahlte, und bald verließen wir das Hafengebiet, durchquerten die Stadt und kamen nordöstlich von ihr auf vielen kleinen Sträßchen in eine zauberhaft schöne Berglandschaft. Durch terrassierte Olivenhaine kletterten wir in größere Höhen hinauf, genossen immer wieder weite Ausblicke auf das im Sonnenlicht glänzende Meer, machten mehrere kleine Pausen, saßen nebeneinander auf Mäuerchen, diskutierten über das Verhältnis von Technik und Kunst (vorsichtig brachte der Daddy auch das Thema „Design“ ins Spiel), beobachteten große und kleine Schiffe, tranken Capuccino auf der hochgelegenen Terrasse einer kleinen Bar, vertieften uns in die Konstruktionsdetails unserer Motorräder und kehrten erst nach zwei Stunden um. Nach drei Stunden kamen wir wieder in Viareggio an. Kurz vor der Einfahrt zum Hafen hielt der Daddy an einer Tankstelle und ließ auf seine Kosten die Tanks beider Motorräder füllen. Dank wollte er nicht hören: „Ganz ruhig, Ben! Du weißt doch, dass Mirella uns alle Kratzfüße verboten hat. Außerdem fällt mir, wenn du zu viel redest, wieder ein, wie geizig ich bin.“ Ein bisschen hatten ihn Gary’s taktlose Bemerkungen wohl doch getroffen. Und dass er mit Geld nicht gerade um sich wirft, zeigt sich ja auch in Mirellas Verhalten. Denn auch sie tritt nie verschwenderisch auf, sondern ist im Allgemeinen völlig anspruchslos und daher entsprechend sparsam. Mit gefällt das, aber manche Neureichen verwechseln solche Zurückhaltung mit Geiz.

Quietschvergnügt trafen wir wieder im Yachthafen ein. Jovial winkte der Daddy, auf der AERMACCHI über die Mole bummelnd, einigen ihm bekannten Hafenbediensteten zu. Sie hatten staunend seine Abfahrt beobachtet und freuten sich nun, ihn gesund und munter wiederzusehen. Wir parkten die Motorräder am Heck der *Mirella* und sahen uns suchend nach der Namenspatronin des schönen Schiffes um. Sie lag in Papas Ruhesessel „con un broncio lungo fino ai piedi: mit einer Schnute, lang bis zu den Füßen.“ Als ihr um Jahre verjüngter Papa übermütig den Steg zu ihr aufs Deck hinaufstürmte und sich vor ihr sogar in einigen Tanzschritten

um die eigene Achse drehte, ehe er ihr mit einer galanten Verbeugung und den Worten „der schönen Lella unser herzlichster Dank“ den *Ala-verde*-Schlüssel überreichte, als sie uns noch ausgelassener als zwei Halbstarke vor sich sah, war sie zunächst konsterniert, ja, vielleicht sogar ein bisschen besorgt: „Habt ihr getrunken? Bist du nüchtern, Daddy? Hast du Benny zum Trinken verleitet?“ – „Ach, du Spielverderberin“, beruhigte er sie lachend, „wir haben nur eine Menge Frischluft getankt, hatten unseren Spaß auf einer kleinen Rundfahrt. Es kann eben nicht jeder im Ferrari unterwegs sein, man muss sich mit den kleinen Freuden des Lebens begnügen, und manchmal vergisst man, wie groß die sein können. Aber wenn du jetzt nach einem schönen Abendessen mit Benny“ – voller Zuneigung nannte er mich wieder bei meinem Kosenamen – „durch den herrlichen Abend nach Florenz zurückfährst, wirst du ja vielleicht begreifen, was ich meine. Wo ist übrigens der teure Gary? Ich hoffe, du hast ihn in Gnaden entlassen. Oder pflegst du dich auch mit ihm dauernd zu streiten?“ – Und nun geschah etwas, was ich nicht erwartet hatte, was auch der Daddy so nicht erwartet hatte. Mirella sah ihn strahlend an und sagte: „Wie süß du bist, Daddy, wenn du so fröhlich herumtobst! Du bist ein toller Vater!“ Und so endete dieser Tag doch noch friedlich. Auch auf der Rückfahrt nach Florenz gab es keinerlei Probleme. Um Mitternacht kam ich wieder zu Hause an.

13

Am Freitag wollte Mirella nach Olbia fliegen, hatte mich eingeladen, sie zu begleiten, konnte mir aber nicht fest versprechen, dass wir noch am gleichen Tag wieder in Florenz sein würden. Deshalb hatte ich ihr Angebot im letzten Augenblick abgelehnt – und das war mein Glück! Denn an eben jenem Freitag kehrte Sandra überraschend zum weiteren Studium in die Wohnung ihrer Großeltern zurück, war also endlich wieder etwas leichter zu erreichen. Dadurch wurde unser Elend zweifellos ein wenig gemildert, doch am meisten freute ich mich darüber, dass Sandra mich zum ersten Mal an der Wohnungstür abholte – schon in aller Frühe stand sie unten auf der Straße, klingelte, ließ sich von meiner Vermieterin öffnen, stieg die vielen Treppen bis zur Wohnung hinauf, betrat allerdings nach wie vor nicht mein Zimmer, sondern wartete geduldig, im Flur mit Frau Ferrari sprechend, bis ich meine Siebensachen zusammengepackt hatte und sie zur Universität begleiten konnte.

Endlich wagte sie es also, mir ihre Zuneigung offen zu zeigen, oder ließ sich doch zumindest durch ihren unbändigen Stolz nicht länger hindern, für unsere „unvernünftige“ Liebe etwas Vernünftiges zu tun. Denn da sie mir – im konkreten wie im übertragenen Sinn – ein paar Schritte entgegenkam, konnten wir viel eher zusammen sein, als wenn sie mich, wie früher, zunächst aus einer Telefonzelle angerufen und dann an der vereinbarten Stelle getroffen hätte.

Doch so begreiflich mir Sandras Verhalten ist, so unbegreiflich ist mir das ihrer Eltern. Denn solange sie nur befürchteten, dass ihr Töchterchen sich in mich verlieben könnte, bewachten sie uns strengstens, jetzt, wo allgemein bekannt sein sollte, dass wir uns ineinander verliebt haben, werden wir, zumindest in Florenz, wieder in Ruhe gelassen. Wie soll das zu erklären sein? Hätte man uns regelmäßige Treffen in Deutschland oder in Italien erlaubt, könnte ich die neue Großmut ja noch irgendwie verstehen, aber sie wurden uns ja nicht erlaubt, und sie wurden uns deshalb nicht

erlaubt, weil wir uns angeblich nicht tief und innig lieben, sondern einander „nur“ in schwärmerischer, wahnhafter, ja exstatischer Leidenschaft verfallen sind. Aber wäre nicht gerade das ein zwingender Grund, uns nicht eine Sekunde lang aus den Augen zu lassen?

Warum wurde die Aufsicht damals am Meer, warum wird sie jetzt noch in Certaldo so streng, hier aber in Florenz so lässig geführt? Etwa weil in Lido di Camaiore genügend Wachpersonal zur Verfügung stand? Und weil in Certaldo die Familie von der Umgebung so genau beobachtet wird? Doch wir hatten ja auch in Florenz nach dem Ende des Studienjahrs keinerlei Freiheit mehr. Als Sandra mich heimlich mit einer gut erfundenen Begründung – Bücherrückgabe – in Florenz besuchen wollte, wurde sie wie eine Gefangene von der Mutter hin- und zurückbegleitet. Und auch später, am Tag der Bücherkäufe, erlaubte man ihr nicht, sich allein in meine Nähe zu wagen. Gefährdete ich damals ihre Tugend stärker als jetzt? Oder haben ihre Eltern mich seitdem besser kennengelernt und endlich begriffen, dass ich vertrauenswürdig bin? Doch dem scheint zu widersprechen, was ich oben zu künftigen Begegnungen sagte – ich war ratlos, und wieder einmal war allein Sandra in der Lage, mir die Welt zu erklären.

Sie tat es mit heiterem Spott, sagte nur die drei Worte „Alltagstrott“ und „höhere Notwendigkeit“ – am Meer und im Heimatstädtchen Certaldo konnte und kann die Familie auf gesellschaftliche Konventionen Rücksicht nehmen, in Florenz ist sie gezwungen, Zugeständnisse an das Studium zu machen. Denn im Oktober werden weitere Prüfungen stattfinden, so auch Sandras Homer-Examen. Daher gab es gar keine andere Möglichkeit als sie, immerhin begleitet von den Großeltern, nach Florenz zurückzuschicken, obwohl sie dort so schlecht zu hüten ist wie ein Floh. Denn sie muss von 9.00 Uhr bis höchstens 19.30 Uhr die Universität besuchen, also ist ihr Tageslauf nicht lückenlos zu kontrollieren, da nonno Beppe sich wahrscheinlich geweigert hat, stets an ihrer Seite zu bleiben. Gäbe es freilich irgendein Kloster, in dem sie studieren könnte, ohne es jemals zu verlassen, so wäre das gewiss der ideale Studienplatz für das törichte Kind.

Gut, zugegeben, ich bin wieder einmal ziemlich bissig. Im Grunde könnten wir glücklich sein – könnten wir das? Auf jeden Fall sind wir nicht länger an den Wochentagen getrennt. Sandra ist schöner denn je, trägt das duftige dunkle Haar meist hochgebunden zum wippenden Pferdeschwanz, lässt mich ohne Protest mit den Löckchen an ihren Schläfen und in ihrem Nacken spielen, erwidert mit ihren dunklen Augen nicht mehr prüfend, sondern zärtlich meinen Blick, duftet nach Veilchen-Seife und manchmal auch nach einer schwach parfümierten Hautcreme, verzichtet aber nach wie vor auf jedes Make-up. Und sie tut gut daran, denn die farblichen Kontraste ihres Gesichts könnten schöner nicht sein. Dunkles, im Sonnenlicht golden schimmerndes, in der Mitte gescheiteltes Haar umgibt Stirn und Schläfen, lässt Ohren und schlanken Hals frei, fällt nur manchmal – meist sogar symmetrisch – in zwei Locken nach vorn und berührt dann die Augenbrauen, die Augenwinkel oder die langen tiefschwarzen Wimpern. Auch das natürliche Rosé des verführerischen Nofretete-Mundes könnte durch keine Lippenstiftfarbe übertroffen werden, und wenn Sandra fröhlich lacht – was sie leider in letzter Zeit eher selten tut –, blitzen strahlend weiße Zähne auf. Nach ihrer durch unser Liebesdrama begünstigten Abmagerungskur verwirrt sie mich, wie ich schon eingestand, zusätzlich durch eine vollkommen schöne

Figur. Dass sie bei Kleiderfarbe und -schnitt auf meinen Rat hört, hatte ich ja sogar meinen Eltern voller Stolz berichtet und war deswegen in den vergangenen Monaten von meinem Vater immer wieder scharf kritisiert worden, zu Unrecht, denn alle von mir angeregten Wünsche wurden Sandra von der Mamma erfüllt, und das Ergebnis kann sich sehen lassen.

Als sie am frühen Freitagmorgen vor meiner Wohnungstür stand, trug sie einen hellgrauen Rock, eine elegante dunkelblaue Jacke, eine bestickte weiße Bluse und um den schlanken Hals eine leuchtend rote Korallenkette, strahlte, scherzte, war lieb, klug, geistreich und löste so bei mir einen weiteren Anfall der uns immer wieder unterstellten „exstatischen Schwärmerei" aus – wenn Sandras Vater meint, seine Tochter habe sich nur deshalb in mich verliebt, weil ich so „außergewöhnlich", so „exotisch" sei, sie pokere mit dieser Wahl zu hoch, lasse sich auf ein gefährliches Abenteuer ein, stelle zu hohe Ansprüche an das Leben, dann gilt doch umgekehrt dieses Argument für mich weit mehr. Ist denn Sandra für mich etwa weniger exotisch als ich für sie, liebe ich sie nicht ebenfalls mit – angeblich blinder – Leidenschaft, konnte ich jemals, wenn ich in ihre Augen sah, einen kühlen Kopf bewahren? Und stelle ich an das Leben nicht noch weit höhere Ansprüche als sie, wenn ich hoffe, dass sie mich nach meiner Abreise nicht sofort vergisst?

Immerhin hat sich unsere Lage in den vergangenen Wochen trotz aller Auseinandersetzungen mit ihrer Familie doch auch verbessert. Ohne alle Geheimniskrämerei und ohne Gewissensbisse kann Sandra jetzt an meiner Hand durch Florenz wandern, vor allem aber sollte sie eigentlich keinen Grund mehr haben, an meiner Liebe zu zweifeln. Schließlich habe ich mich weder vom Gezeter ihrer Mutter noch vom Widerstand ihres Vaters vertreiben lassen, sondern mein Werben um sie unbeirrt fortgesetzt und dabei einigermaßen gelassen Ablehnung, ja, sogar Feindseligkeit in Kauf genommen. Auch alle Warnungen Mirellas vor diesem, wie sie meint, allzu stolzen und ernsten Mädchen habe ich ja in den Wind geschlagen. Das weiß Sandra zwar nicht, darf es auch niemals erfahren, aber ich selbst bilde mir doch einiges auf meine Standhaftigkeit ein. Deshalb sollten wir eigentlich mit dem bisher Erreichten zufrieden sein.

Doch leider sind wir es nicht oder doch nicht uneingeschränkt, denn wir sehen uns tagtäglich umgeben von tiefer Skepsis. Erfahrene ältere Personen – Sandras Großeltern ausgenommen – wiederholen uns erbarmungslos, dass über eine so große Entfernung und über Ländergrenzen hinweg unsere Liebe keine Chance hat. So etwas sei noch nie gutgegangen. Insofern sei jede Zukunftsplanung unsinnig, denn sie sei nichts als eine leere Geste, da auch sie die Grundregeln menschlichen Zusammenlebens nicht außer Kraft setzen könne.

Mich beeindrucken diese Bedenken wenig, vielleicht auch, weil ich sie nie von meiner Familie zu hören bekam, aber auf meinen armen Liebling wirken sie niederschmetternd, weil nicht Fremde, sondern die eigenen Eltern sie äußern. Nie wird Sandra ermutigt, sondern im Gegenteil ständig mit Schwarzmalerei gequält. Zweifellos befindet sie sich – immer noch – in einer viel trostloseren Lage als ich. Denn tagtäglich wird ihr gepredigt, dass ich ein elender Dummkopf bin, der ihr niemals treu bleiben wird und der deshalb auch niemals ein brauchbarer Ehepartner sein könnte. Ich dagegen habe von meinen Eltern nie ein böses Wort über Sandra zu hören bekommen, im Gegenteil, schon den ersten Brief, in dem ich das mir damals noch nicht

einmal namentlich bekannte Mädchen erwähnte, hatte meine Mutter mit den Worten aus der Hand gelegt: „Diese schöne Florentinerin wäre die ideale Ehefrau für meinen Jungen.“ Und bei dieser Ansicht blieb sie unbeirrt bis heute, ist sicher, dass Herr Pertini mit seinem Wunsch, Sandra und mich auf Dauer zu trennen, niemals Erfolg haben wird. Und mit ruhiger Gewissheit wiederholt sie mir diese Überzeugung bei jeder sich bietenden Gelegenheit.

Besonders in solchen Augenblicken quält mich das schlechte Gewissen. Was würde Mama zur gefährlich schönen Lella und all den Abenteuern sagen, die ich mit ihr durchlebt habe, zu unseren vielen Motorradwanderungen und *Aztec*-Flügen? Ob sie wohl, wenn sie von diesen Eskapaden wüsste, noch genauso entschlossen wäre, mich gegen die Vorbehalte des kritischen Babbo in Schutz zu nehmen? Ach, es wäre mir wohler, wenn ich immer ehrlich gewesen wäre, wenn ich meine anspruchsvolle Mutter auch über dieses dunkle Kapitel meiner Florentiner Studienzeit informiert hätte. Allerdings weiß ich auch so, wie sie es beurteilen würde, weiß, dass sie auf Mirella nicht anders reagieren würde als auf Katharina, dass sie sie ebenfalls für einen oberflächlichen, leichtfertigen, männermordenden Vamp hielte. Ob ein solches Verdikt gerechtfertigt wäre? Nein, mit Sicherheit nicht! Nicht einmal Kathy verdient ja ein so vernichtendes Urteil, und von Mirella bezweifele ich erst recht, dass sie so negativ gesehen werden darf. Aber warum soll ich das alles jetzt diskutieren? Dazu fehlt mir nicht nur die Kraft, ich sehe auch keinerlei Sinn in einer solchen Diskussion. Will ich etwa schon heiraten, muss ich jetzt endgültige Entscheidungen treffen? Geht es um mehr als um ein simples Austauschprogramm? Bitte ich um ein zukünftiges Wiedersehen mit Sandra oder schon um ihre Hand? Könnte man uns nicht einen Besuch zu Weihnachten erlauben, ohne uns die Heirat entweder, wie meine Mutter, nahezulegen oder, wie Sandras Vater, zu verweigern? Muss man uns so unter Zeitdruck setzen?

Um mich von solchen Grübeleien abzulenken, wandere ich in diesen Tagen bei ruhigem, warmem Herbstwetter, zugleich glücklich und gequält, mit meiner Liebsten durch Florenz und versuche, ein bezahlbares Hotel für meine Eltern zu finden, hatte allerdings bisher bei der Hotelsuche keinen und beim Streben nach Selbsttäuschung nur geringen Erfolg. Immerhin werden wir von den Großeltern in jeder Weise verwöhnt. Am Sonnabend war ich bei ihnen zum Mittagessen eingeladen und wurde umsorgt, getröstet, gehätschelt wie ein weiteres Enkelkind. Abends begleitete ich Sandra zum Zug, hoffe aber, sie schon morgen bei meinem üblichen Sonntagsbesuch in Certaldo wiederzusehen.

14

Doch ich wurde enttäuscht. Schon am frühen Sonntagmorgen rief Sandra mich an, um mir zu sagen, dass eine entfernte Verwandte in Siena so schwer erkrankt sei, dass sie sie zusammen mit der Mamma und Marco im Krankenhaus besuchen müsse. Nur ihr Vater werde in Certaldo sein. Denn er habe den ärztlichen Notdienst, für den er heute eingeteilt sei, nicht auf einen anderen Tag verschieben können, und ihre Bitte, ebenfalls zu Hause bleiben zu dürfen, um mittags dem lieben Papa und mir ein Süppchen zu kochen, sei ihr leider nicht erfüllt worden, mit der Begründung, ein solches „Opfer“ sei nicht erforderlich.

Ob ihr Vater unsere Gefühle nun sogar schon zu verhöhnen wagte? Sandra schien dieser Verdacht gar nicht gekommen zu sein, doch ich ärgerte mich, sagte ihr das aber nicht, sondern versuchte sie am Telefon mit gespielter Gelassenheit zu beruhigen. Doch heimlich entschloss ich mich, noch am gleichen Sonntag ohne ihr Wissen nach Certaldo zu fahren und dem Alten endlich, wie er es schon lange verdiente, mit schwungvoller Geste und anmutiger Verneigung den Fehdehandschuh vor die Füße zu werfen, ihm zu guter Letzt doch noch allein gegenüberzutreten, ohne Einmischung Dritter, ohne dass seine energische Ehefrau ihm beistehen, ohne dass Sandra mich mit Tränen an einer Auseinandersetzung hindern konnte. Herr Pertini sollte gezwungen sein, mir seine Meinung über das von meinen Eltern vorgeschlagene Austauschprogramm selbst zu sagen, allein wollte ich ihn vor mir haben, und allein, ohne Hilfe anderer, wollte ich gegen ihn kämpfen, wollte auf keinen Fall in die elende Lage jener amerikanischen Filmhelden geraten, die, von einem mächtigen Feind angegriffen, ausgerechnet von ihren eigenen, weinend an ihren Armen hängenden und um Versöhnung bettelnden Freundinnen oder Ehefrauen an der erfolgreichen Selbstverteidigung gehindert werden.

Schon früh, gegen 9 Uhr, fuhr ich über Émpoli nach Certaldo, kam etwa eine Stunde später vor dem Pertini-Haus an und fand den Herrn Doktor draußen vor der Tür auf dem Bürgersteig im Gespräch mit einem Patienten. Doch sofort verabschiedete er sich von dem offenbar soeben Geheilten und wandte sich mir zu: „Hat Sandra dich gestern nicht angerufen? Sie ist in Siena. Eine ihrer Tanten ist schwer erkrankt." – „Ja, ich weiß, aber ich wollte mit Ihnen allein über die Zukunft sprechen." Von dieser Ankündigung schien der gute Mann keineswegs begeistert zu sein. Das Virus der Sandraschen Erkrankung war resistenter, als er erwartet hatte. Allmählich müsste die Grippesaison doch vorbei sein, aber nein, ich wehrte mich noch, wollte noch Widerworte geben.

Immerhin wahrte er geflissentlich die Form, half mir, das Hoftor zu öffnen, und forderte mich auf, mein Motorrad in die Garage zu stellen. Sie war leer, weil der weiße FIAT ja mit der übrigen Familie auf dem Weg nach Siena war. Zusammen gingen wir durch die zum Garten offenstehende Tür des Salons an den langen Wohnzimmertisch. Freundlich wurde ich eingeladen, auf dem üblichen Armesünderstuhl Platz zu nehmen. Wie immer saßen wir uns also gegenüber. Eine von Sandras Katzen sprang auf den Tisch, begrüßte mich begeistert und ließ erst durch ihr lautes Schnurren das tiefe Schweigen, das im Raum herrschte, hörbar werden. Nun, auch dieses Phänomen kannte ich ja schon, hatte schon beim nächtlichen Gesang der Grillen beobachtet, dass große Stille erst durch kleine Geräusche vernehmbar wird. Nach längerer Kunstpause raffte ich all meinen Mut zusammen, bemühte mich, jeden Gedanken an das „Meglio ogni carbonaio di Gambassi: besser jeder Köhler aus Gambassi" zu verdrängen, und fragte sanft: „Soweit ich Sandra verstanden habe, sind Sie auch weiterhin nicht bereit, ihr eine Reise nach Deutschland zu gestatten, obwohl Sie sie doch schon einmal, als sie noch viel jünger war, zur Verbesserung ihrer Französisch-Kenntnisse für einige Monate in ein Schweizer Internat geschickt haben. Halten Sie denn deutsche Sprachkenntnisse für so viel unwichtiger? Und halten Sie ein Internat für so viel vertrauenswürdiger als meine Eltern und mich?" ‚Großartig!', dachte ich, ‚jetzt hast du ihn aber ganz schön in die Enge getrieben.' – In der Tat schwieg der Herr Doktor ein Weilchen, blickte auf seine Hände, dann auf mich, dann zur Seite

durch die offene Tür in den Garten. Müdes Herbstlicht ließ das kleine Paradies trotz der Morgenfrühe farblos und trübsinnig erscheinen. Gleichzeitig begannen die Glocken der nahen Kirche San Tommaso zu läuten, wohl zur zweiten Messe des Sonntags. Dies also war das kuschelige Certaldo, dies war die geliebte Toskana, dies das milde Klima Italiens, während da irgendwo in der Ferne ein nebliges, kaltes, schneesturmdurchtobtes Industrieland auf die arme Sandra wartete. Denn wie immer, wie ständig, wie zu jeder Tages- und Nachtzeit dachte Herr Pertini nicht an irgendwelche unverbindlichen Treffen seiner Tochter mit mir, sondern an ihre künftige Ehe und sprach das schließlich auch offen aus: „Ach, Ben, darum geht es doch gar nicht. Es geht nicht um Sandras Deutschkenntnisse, um irgendeine Reise, um einen Besuch bei deinen Eltern. Nein, sie hat sich leidenschaftlich in dich verliebt, hat völlig den Verstand verloren, glaubt, in dir den Mann ihrer Träume gefunden zu haben. Aber ich traue der Dauerhaftigkeit ihrer Gefühle nicht. Sie ist viel zu jung, um beurteilen zu können, auf was sie sich da einlässt: ein fremdes Land, eine fremde Sprache, eine völlig andere Welt, ein Leben fern von allen Verwandten, glaubst du wirklich, dass sie weiß, was sie tut? Überschätzt du sie nicht in jeder Weise, in ihrer Reife, in ihren Fähigkeiten? Sie ist keine Philosophin, wie du anzunehmen scheinst. Du überforderst sie, wenn du sie mit all den schwierigen Problemen konfrontierst, über die du so oft mit ihr redest, sie ist ein hilfloses kleines Mädchen, das völlig geblendet von dir ist, von einem nicht alltäglichen jungen Mann aus einem fernen und bedeutenden Land im Zentrum Europas.“ – Na, wenigstens versuchte er nett zu sagen, was er sachlich durchaus negativ meinte. Ich „blendete“ ein „hilfloses“ Mädchen, und die „Bedeutung“ meines Heimatlandes sah er vielleicht nur in dessen wiederholt bewiesener Fähigkeit, die ganze Welt ins Unglück zu stürzen. Und vielleicht hatte er ja mit all seinen Bedenken sogar recht, nur in einem Punkt irrte er sich, und das sagte ich ihm auch in aller Deutlichkeit: „Ihre bezaubernde Tochter ist mir intellektuell haushoch überlegen, nicht ich überschätze Sandras Verstand, sondern Sie unterschätzen ihn, vielleicht ... “ – ich stockte, überlegte einen Augenblick, fand dann aber doch, dass er die Wahrheit hören sollte – „ ... vielleicht, weil Sie nie offen mit Ihren Kindern reden. Sonst wären Sie zwar nicht so unzählige Male wie ich von Sandra widerlegt worden, hätten aber doch bemerkt, wie überragend klug sie ist.“ – Wieder schwiegen wir uns ein Weilchen an, auch ich sah nach links in den Garten, blickte mich suchend nach der Katze um, die mich im Stich gelassen hatte, nach draußen gewandert war und sich im milden Morgenlicht auf der grünen Bank, auf der ich mit Sandra die *Odyssee* gelesen hatte, langsam und schläfrig das tiefschwarze Fell putzte. Darüber, dass sie mir nicht länger beistehen wollte, durfte ich mich nicht einmal beklagen, denn ich hatte mir ja ausdrücklich gewünscht, als Einzelkämpfer aufzutreten. Also durfte ich jetzt auch nicht kleinlaut beigeben, sondern musste mutig weiter Überzeugungsarbeit leisten oder zu leisten versuchen: „Ich liebe Sandra, und sie liebt mich. Was ist daran so unglaubwürdig?“ – „Dass du glaubst, was du da sagst, bezweifele ich nicht. Es geht auch nicht um eure augenblicklichen Gefühle, sondern um die Zukunft. Und ich möchte euch, vor allem aber meine blutjunge Tochter vor einem schweren Fehler bewahren. Sie hat sich nie für irgendeinen Jungen interessiert, weder in der Schule noch in unserem Bekanntenkreis. An allen hatte sie etwas auszusetzen, entdeckte Mängel, Torheiten, Kindereien. Und nun ist sie sich plötzlich völlig sicher, den idealen Partner gefunden zu haben. Das kann so nicht richtig sein, eine so

blitzartige Entscheidung ist keine geeignete Grundlage für ein lebenslanges Zusammenleben, ist eine Illusion.“ Und dann versuchte er mich geschickt aufs Glatteis zu führen: „Ich bin ja durchaus bereit, ihr zuzugestehen, dass du ein ganz außergewöhnlicher Junge bist, ein verdammt gewitztes und hübsches Kerlchen, aber ich fürchte auch, dass sie gerade, weil du aus einem anderen Land, aus einer fremden Welt kommst, so fasziniert von dir ist, vielleicht nur deshalb, weil sie bei den eigenen Landsleuten alle Fehler erkennen kann, bei dir aber nicht, weil du so sehr aus dem Rahmen fällst. Oder hältst du dich für den idealen Mann?“ – Was sollte ich dazu sagen? Wie schon manchmal seine Frau, die Lehrerin, so versuchte nun auch er mich in eine Falle zu locken. Bejahte ich, dann konnte er mich als arrogant und zu wenig selbstkritisch aussortieren, verneinte ich, dann gab ich zu, dass Sandra sich in ihrem positiven Urteil über mich irrte. ‚Na, da werde ich dir wohl wieder einmal ein wenig vors Schienenbein treten müssen’, dachte ich und hielt ihm einen kleinen Vortrag, zwar nicht gleich über Platons Ideenlehre, wohl aber über den Unterschied von „idealem Mann“ und „idealem Partner“: „Für den idealen Mann halte ich mich nicht, denn absolute Perfektion ist dem Menschen unerreichbar, aber der ideale Partner könnte ich sein, wenn auch nur für Sandra ... “ – ‚und wohl kaum auch für Mirella’, dachte ich, sagte aber nichts dergleichen, obwohl solche Beispiele ja immer viel erhellender sind als alle langen theoretischen Erörterungen. Auch bei der Lektüre des Aristoteles atme ich ja jedes Mal erleichtert auf, wenn er mit seinem schönen „*hoion*: wie ...“ ein Beispiel bringt, das seine Theorie endlich begreiflich macht. Aber nach kurzer Besinnungspause verzichtete ich auf das hilfreiche Mirella-Exempel und fuhr fort: „ ... denn der Begriff der Partnerschaft beschreibt keine absolute Größe, sondern das Verhältnis zwischen zwei Menschen, und deshalb kann sogar ein so unvollkommenes männliches Wesen wie ich trotz all seiner Mängel der ideale Partner für ein so vollkommen schönes und kluges Mädchen wie Ihre Tochter sein. Und davon ist nicht nur sie, sondern davon bin auch ich überzeugt.“

Wieder schwieg der Babbo, sah in den Garten hinaus, überhaupt drehten wir beide ziemlich oft den Kopf zur Seite, um uns nicht ansehen zu müssen. Die Katze hatte die Fellpflege beendet, sich auf die Bank gelegt, schien zu schlafen, beobachtete aber mit fast völlig geschlossenen Augen eine Taube, die vor ihr über den Kies stolzierte. Und wer von uns beiden war hier im Salotto die Taube, wer die Katze? Sprach ich nicht schon dauernd über meine zukünftige Ehe? War ich nicht hergekommen, um Sandra zu einem zweiwöchigen Deutschlandaufenthalt einzuladen? Doch nicht nur die Erlaubnis zu diesem kurzen Ausflug, sondern auch gleich noch die Einwilligung zu einer Ehe mit ihr wurde mir verweigert. Ach, du armes Mädchen, warum nur nimmt deine uralte Familie alles so todernst? Da wundert es mich ja nun wirklich nicht länger, dass du immer so melancholisch herumläufst.

Da Herr Pertini meine tiefsinnigen Ausführungen über absolute und relative Begriffe nicht widerlegen konnte oder wollte, flüchtete er zur Volksweisheit: „Gibt es denn im Deutschen kein Sprichwort, das diesem italienischen entspricht:

Moglie e buoi	[Ehefrau und Rinder
dei paesi tuoi!”	von deinen Dörfern!]

Ich wurde also aufgefordert, mir gefälligst meine Ehefrau ebenso wie alle Kühe in meiner unmittelbaren heimatlichen Nachbarschaft zu suchen. Doch da konnte ich ihn ein bisschen ärgern: „Ich weiß nicht, ob es bei uns ein solches Sprichwort gibt. Ausschließen kann ich es nicht. Aber als Arzt werden Sie, Herr Doktor, mir doch darin zustimmen, dass ein solches Prinzip genetisch eher bedenklich ist.“ Nun redete ich also auch schon über die Qualität der von mir mit Sandra gezeugten Kinder. Welch merkwürdige Sprünge die Zeit immer dann macht, wenn ich mit diesem Mädchen zusammen bin oder auch nur an es denke. Zwar scheinen meist alle Uhren in Certaldo stillzustehen, aber dann plötzlich rasen sie auch wieder um Jahre voraus.

Doch Herr Pertini schien solchen Ungleichlauf gewöhnt zu sein, bemerkte ihn kaum, wahrscheinlich, weil er alle Ereignisse *sub specie aeternitatis*: aus dem Blickwinkel der Ewigkeit zu betrachten pflegt. Jedenfalls blieb er von all meinen Argumenten unbeeindruckt, beharrte unnachgiebig auf seinem Plan, Sandra mindestens ein Jahr lang von mir zu trennen. Denn nur so werde sich zeigen, ob sie mir, befreit von meinem erdrückenden Einfluss, trotz „Entfernung und Zeit“ treu bleiben könne und wolle, und eben diese ständig wiederholte Formel „lontananza e tempo“ bringt nicht nur sie, sondern auch mich, bringt uns beide allmählich zur Verzweiflung, und das sagte ich dem guten Mann schließlich auch in aller Deutlichkeit: „Sie und Ihre Frau vertrauen offenbar fest darauf, dass Sandras und meine Liebe, wenn wir uns ein ganzes Jahr lang nicht sehen dürfen, unfehlbar in die Brüche geht. Ständig diese Ihre unerschütterliche Überzeugung, Ihre unbedingte Hoffnung auf meine vermutliche Leichtfertigkeit und Sandras angebliche Unreife zu erleben ist, um es schlicht zu sagen, entnervend. Sie behandeln Ihre Tochter mit erbarmungsloser Härte.“

Es war nicht zu übersehen, dass er sich getroffen fühlte, vielleicht auch, weil er so klare Worte, so entschiedenen Widerspruch nicht gewohnt war. Wieder überlegte er eine Weile, wieder sah er in den Garten hinaus, ich folgte seinem Beispiel, suchte mit dem Auge die Katze. Vergeblich, sie hatte die Bank verlassen. Ob sie inzwischen die Taube gefangen hatte? Schließlich sprach mich der Babbo in überraschend mildem, gütigem Ton an: „Ben, du bist jung, du bist ein außergewöhnlicher Junge, du liebst Sandra, jedenfalls bist du im Augenblick fest davon überzeugt, aber ist dir auch klar, in welche Schwierigkeiten du sie bringen wirst, wenn du dich irrst oder wenn sie sich irrt, wenn auch nur einer von euch sich Illusionen macht? Wir leben hier auf dem Land, in einer anderen Zeit, in einer altertümlichen Gesellschaft, jeder beobachtet jeden. Vor ein paar Tagen wurde meine Frau von der Hausgehilfin gefragt, ob der professore ... in Italien werden, wie du weißt, auch Gymnasiallehrer so genannt ... ob also der professore, der Sandra Nachhilfeunterricht gegeben habe, Ausländer sei. Und warum denn Sandra, die doch in der Schule immer die Klassenbeste gewesen sei, jetzt mit dem Studium solche Schwierigkeiten habe. Du siehst, wie genau alles, was in meinem Haus vorgeht, von der Ortsbevölkerung beobachtet wird. Und wenn es schon solches Aufsehen erregt, dass du meine Tochter ein paar Mal unterrichtet hast, dann kannst du dir leicht vorstellen, was für eine Sensation es wäre, wenn ich ihr die Erlaubnis gäbe, auch nur ein einziges Mal zu dir nach Deutschland zu fahren, oder wenn ich es umgekehrt zuließe, dass du sie wiederholt hier in Certaldo besuchst. Deshalb muss ich euch jedes derartige Wiedersehen verbieten, auch wenn ihr zunächst traurig sein werdet. Aber leider ist ja die Wahrscheinlichkeit, dass du Sandra dort oben im Norden bald vergisst, überaus groß, und wenn dieser Fall tatsächlich

eintritt, wird sie mir für meine jetzige Härte noch dankbar sein. Denn nur dann kann sie sich ja, durch diese erste böse Erfahrung hoffentlich zur Vernunft gebracht, hier in der Toskana einen weniger exotischen, einen einheimischen Ehepartner suchen, weil nur so ihr Ruf noch nicht durch eine sensationelle frühere Beziehung gelitten haben wird. Habe ich denn zu dieser starren Haltung eine Alternative? Ich könnte euch, wirst du sagen, die gewünschten Besuche gestatten. Zweifellos wärt ihr zunächst überglücklich. Doch dann werden die Jahre vergehen, und vielleicht bleibt ihr euch ja wirklich wider Erwarten treu und heiratet. Aber soll ich mich darüber freuen? Nein, dieser Gedanke hat mir noch nie gefallen. Denn ich fürchte, dass das Leben in einem fremden Land für Sandra eine extreme Belastung wäre. Und doch wäre ich, wenn ich jetzt euer Besuchsprogramm billige, sogar gezwungen, alles für ein solches Ende eurer Romanze zu tun. Denn falls ihr erst nach Jahren auseinanderlauft, wird Sandras Ruf irreparabel beschädigt sein. Mit Sicherheit hielte dann kein anständiger Mann mehr um ihre Hand an. Willst du dafür die Verantwortung übernehmen? Na gut, du vielleicht schon, ich aber nicht! Und deshalb sehe ich mich gezwungen, von euch zumindest eine längere Denkpause zu verlangen. Denn Sandra hat völlig den Kopf verloren und braucht unbedingt Zeit, um sich über die Tragweite ihrer voreiligen Entschlüsse klar zu werden."

Das alles klang logisch, ja, es klang nicht nur, es war sogar logisch, aber Logik hat mit Liebe nichts zu tun. Immerhin war Herr Pertini ganz und gar nicht unfreundlich, er sprach fast zwei Stunden mit mir. Allerdings machte er mir auch einen Vorwurf, den ich zunächst für in sich widersprüchlich hielt, dann aber doch als stimmig, wenn auch vielleicht nicht als zutreffend akzeptierte: „Du bist sehr sensibel, mein Junge, und das ist vielleicht sogar ein Nachteil, denn es könnte immerhin sein, dass du dich nur deshalb zur ebenfalls sehr empfindsamen Sandra hingezogen fühlst, weil du sie beschützen und behüten willst." Ach Gott, etwas Ähnliches hatte ja auch Mirella schon behauptet. Und was sollte daran schlecht sein? Es kann doch nur gut sein, dass ich ein so weiches Herz habe. Doch dann erklärte mir mein aufmerksamer Kritiker auch, warum er mein zartes Gemüt für eine große Bedrohung hält: „Mit deinem erstaunlichen Einfühlungsvermögen versetzt du dich mühelos in die Lage fast jeder anderen Person, auch in alle ihre Schwächen, ihre Hintergedanken, ihre Winkelzüge, ihre Ängste. Und sobald du dir ein genaues Bild von der psychischen Struktur eines Gegners gemacht hast, verfolgst du mit eisernem Willen und raffiniertesten Mitteln unbeirrbar dein Ziel, weißt genau, wie du, um etwas zu erreichen, vorgehen musst." – Ich versuchte ihm zu widersprechen, kam aber nicht zu Wort, denn er unterbrach mich ziemlich heftig: „Sieh dich doch um, hier im Haus! Jedermann ergreift inzwischen für dich Partei. Glaub nicht, dass ich nicht bemerkt hätte, wie geschickt du mich in meiner eigenen Familie isoliert hast! Aber ich habe gute Gründe für meine Haltung und werde dir nicht nachgeben." – ‚Mühle! Mühle!', dachte ich in Erinnerung an das Mühlespiel, sagte aber nichts, sondern lächelte milde vor mich hin. Denn er hatte so oder so einen Fehler gemacht, überschätzte entweder mein Durchsetzungsvermögen oder seine Widerstandskraft. Denn wenn ich wirklich so stark bin, wie er glaubt, muss er mir unterliegen, wenn er mir aber nicht unterliegt, bin ich nicht so stark, wie er glaubt. Und natürlich hoffe ich, dass die erste dieser beiden Annahmen zutrifft, dass ich also wirklich der in so dunklen Farben gemalte unwiderstehliche Willensmensch bin.

Als der Babbo bemerkte, dass ich irgendwie vergnügt in mich hineinlächelte, also keineswegs zerknirscht Reue zeigte, drohte er mir ein böses Erwachen an: „Aber selbst du könntest deinen Meister finden. Denn Sandra wird niemals auf Dauer das sanfte und folgsame Mädchen bleiben, als das du sie kennengelernt hast. Solltet ihr beide wirklich heiraten, so wird sie dich ein Leben lang fest im Griff haben, sie endlich wird dich *mores* lehren, wird dir dein fröhliches Grinsen austreiben. Und dann wag es ja nicht, dich bei mir sehen zu lassen und dich zu beklagen! Denn ich werde dir immer und immer wieder das italienische ‚l'hai voluta, tiéntela: du hast sie gewollt, behalt sie!' um die Ohren hauen." – Und wieder dachte ich an Mirellas düstere Prophezeiungen. Aber so schlimm wird's doch hoffentlich nicht werden. Und dass Sandra eine kraftvolle Frau ist, weiß ich ja schon längst. Ihre kleine senkrechte Kerbe im Kinn ließ mich das zunächst nur ahnen, Chopins fis-Moll-Polonaise bewies es mir dann. Insofern wurde der arme dottore bitter enttäuscht, als ich ihm begeistert zustimmte und schwärmerisch von Sandras Stärke, ja Eigenwilligkeit sprach. Sein erneuter müder Blick zur Seite, in den herbstlichen Garten, ließ Resignation erkennen – so ganz leicht war ich offenbar nicht loszuwerden, saß da mutig vor ihm auf dem Armesünderstuhl, war durch kein Argument zu verunsichern, hatte auf alles eine Antwort.

Immerhin fochten wir auch in solchen Augenblicken eher spielerisch mit leichten Waffen, gingen nicht mit schweren Säbeln oder Äxten aufeinander los, sprachen stets gesittet, verständnisvoll und zuvorkommend miteinander. Kurz, Sandras Vater behandelte mich sehr anständig – wenn er mir auch weder einen Kaffee noch einen Keks anbot –, aber von dem, was ich erreichen wollte, erreichte ich nichts. Trotzdem werde ich weiterhin versuchen, das Austauschprogramm in den verbleibenden zwei Wochen mit Gottes und meiner Eltern Hilfe doch noch durchzusetzen. Immerhin versicherte mir Herr Pertini beim Abschied, er sei weder für noch gegen eine mögliche Verbindung seiner Tochter mit mir, sondern wolle, seinem Kind zuliebe, völlig neutral sein. Aber auch Neutralität ist in unserem Fall ‚contra', und der Grund dafür ist klar. Denn wie lautete doch gleich jene sprichwörtliche Wendung? Eben! Meglio ogni carbonaio di Gambassi: besser jeder Köhler aus Gambassi!

15

Nach ihrer Rückkehr aus Siena rief Sandra mich noch am Sonntagabend an und fragte mich nach Einzelheiten meines Gesprächs mit ihrem Vater. Immerhin hatte sie diesmal einige Andeutungen über den Inhalt der Unterredung zu hören bekommen, wenn auch nur allgemeine Weisheiten wie „Geduld, mein Kind! Kommt Zeit, kommt Rat." Doch sie wusste nicht, dass sich hinter diesen Worten ihres Vaters allein seine Hoffnung verbarg: „Kommt Zeit, kommst auch du, mein Kind, vielleicht wieder zu Verstand." Denn der gute Papa hütete sich weiterhin, dem Töchterchen reinen Wein einzuschenken, hatte sich nur mir gegenüber offen geäußert, war dagegen zu Sandra immer noch nicht ehrlich, meinte wohl, dass ich ihr schlechte Nachrichten schonender beibringen könnte als er, oder anders: er war zu feige, ihr seine Ablehnung des Austauschprogramms unverblümt einzugestehen, und versuchte deshalb, mir diese Aufgabe zuzuschieben. Doch auch ich hatte keine große Neigung, meiner armen Liebsten eine solche Hiobsbotschaft zu überbringen, und redete daher ebenfalls um

den heißen Brei herum, tat so, als hätte ich die „verworrenen“ Aussagen des Herrn Papa nicht recht begriffen, war jedenfalls nicht bereit, Sandra zu gestehen, dass ich ein glasklares Nein zu hören bekommen hatte. Daher versuchte ich Zeit zu gewinnen: „Lass uns das alles nicht jetzt am Telefon, sondern morgen früh in Florenz besprechen! Ich werde dich am Zug abholen und dir dann Genaueres über das Gespräch mit deinem Vater berichten.“

Doch zu meiner Überraschung antwortete Sandra: „Ich rufe dich auch deshalb an, weil ich dich für morgen nach Certaldo einladen soll, denn meine Eltern möchten das heute wegen des Krankenbesuchs ausgefallene Zusammensein mit dir nachholen. Wir werden uns also hier im Haus meiner Eltern sehen, nicht in Florenz, denn ich hoffe doch, dass du die Einladung annimmst.“ – „Aber sicher. Und was sollen diese unerwarteten Feierlichkeiten? Hast du eine Vorstellung von dem, was da auf uns zukommen könnte?“ – „Nein, ich weiß es nicht, kann es dir nicht sagen, Benny. Doch ich habe den Eindruck, dass mein Vater ständig an euer heutiges Gespräch denkt und dich auch deshalb morgen wiedersehen möchte. Ich glaube aber nicht, dass er sich über dich geärgert hat und sich nachträglich noch einmal mit dir streiten will. Eher scheint er manche seiner eigenen Worte zu bereuen. Hat er dich beschimpft oder gekränkt? Denn Mamma verriet mir, dass er ins Grübeln geraten ist: ‚Und wenn der Junge doch recht hätte? Kann ich es verantworten, Sandras Lebensglück zu zerstören? Offenbar kann ich diesen unvernünftigen Kindern meinen Standpunkt wieder und wieder erklären, sie begreifen ihn nicht, wehren sich erbittert gegen jede Trennung und wären wohl sogar in der Lage, miteinander durchzubrennen. Denn Ben ist ein beängstigender Sturkopf, und Sandra ist völlig unzurechnungsfähig.’ Sag die Wahrheit, Benny, hat mein Vater das Austauschprogramm abgelehnt?“ – „Ich kann dir deine Frage weder mit einem klaren Ja noch mit einem klaren Nein beantworten, denn dein bewundernswerter Papa hat sich wieder einmal nicht eindeutig geäußert. Du kennst ihn ja selbst am besten und weißt, wie gekonnt er in Rätseln sprechen kann. Aber vielleicht erfahren wir ja Genaueres, wenn ich mir morgen mit Engelsgeduld eine weitere seiner entnervenden Predigten anhöre. Denn natürlich nehme ich die Einladung an.“

Am Montag fuhr ich schon in der Frühe nach Certaldo, begrüßte Sandras Vater mit gut gespielter Unbefangenheit, war seelisch darauf vorbereitet, nun zu einem weiteren Vier-Augen-Gespräch in die Praxisräume gebeten zu werden, freute mich auf ein erneutes Kräftemessen, wurde aber enttäuscht, denn nichts von dem, was ich erwartet hatte, geschah, ja eigentlich geschah gar nichts. Wieder einmal schien die Zeit stillzustehen. Würde sie plötzlich auch wieder vorwärts zu rasen beginnen? Nein, wohl kaum, alles sprach dagegen, denn der Tag verlief nicht anders als all die anderen, die ich in letzter Zeit in Certaldo verbracht hatte. Sandras Eltern behandelten uns lieb und nett, und vor allem der Babbo bemühte sich in jeder Weise, uns irgendwie von unserem stets spürbaren Kummer abzulenken, tat alles, um mich noch im Nachhinein spüren zu lassen, dass er mich nicht als Person ablehnt, sondern jedes Wort unserer gestrigen Aussprache, das ich als Kränkung hätte auffassen können, bedauert. Aber auch diese ungespielte Herzlichkeit war ja – trotz des ‚Meglio ogni carbonaio’ – in letzter Zeit durchaus die Regel gewesen. Ungewöhnlich war heute nur, dass seine liebevolle Betreuung am Nachmittag in einem überraschenden Angebot gipfelte. Wenn Sandra, so ihr Vater, sich in der Lage fühle, den FIAT-*Seicento* zu fah-

ren, könne sie ihn für einen kleinen Ausflug bekommen, um mir so die nähere Umgebung von Certaldo zu zeigen.

Dass diese Erlaubnis ein großes Zugeständnis war, begriffen wir sofort – Sandras Vater wollte uns nicht nur unbeaufsichtigt lassen, sondern seiner Tochter wohl auch beweisen, dass er ihr Erwachsenwerden und ihr damit verbundenes Streben nach größerer Freiheit bemerkt hatte. In gewisser Weise sagte er ihr: ‚Du willst dich emanzipieren, willst ernst genommen werden, willst eine unabhängige junge Frau sein? Dann zeig dieses neue Selbstbewusstsein zunächst einmal beim Autofahren!' Und wahrscheinlich setzte er in Gedanken leise hinzu: ‚... und nicht, indem du dich schon jetzt für einen bestimmten Ehepartner entscheidest.'

Auf jeden Fall war klar, dass Sandra dieses Angebot unbedingt annehmen, dass sie durch ihr Verhalten sozusagen antworten musste: ‚Ja, richtig, ich will freier sein als bisher – und wenn ich jetzt selbstsicher Auto zu fahren beginne, so ist das nur der erste Schritt in diese Richtung.' In der Tat erkannte sie auf der Stelle, dass es um mehr ging als um einen Ausflug. Noch ehe ich ihr mit einem schnellen Blick irgendeinen Rat geben konnte, antwortete sie zur maßlosen Überraschung ihres Vaters: „Was für ein schöner Vorschlag! Diese Gelegenheit zu einer kleinen Rundfahrt lassen wir uns auf keinen Fall entgehen."

Noch im gleichen Augenblick bereute der Babbo vermutlich seine Großzügigkeit, aber nun war es zu spät. Übrigens verstand ich seine Ängste nur zu gut. Ich an seiner Stelle hätte eher die Deutschlandreise erlaubt. So aber schritten wir wohlgemut zur Tat. Sandra war wie ausgewechselt, setzte sich strahlend hinter das Lenkrad, ich öffnete das große Hoftor, sie fuhr, ohne die steinernen Seitenpfosten zu rammen, hindurch, wartete draußen auf mich, ich schloss hinter uns die beiden Torflügel, winkte freundlich noch einmal dem verunsicherten Elternpaar zu, stieg ins Auto, tat unbefangen, erwartete aber zumindest einen leisen Seufzer Sandras. Doch sie blieb völlig gelassen und ließ den kleinen FIAT ohne jede Schwierigkeit, ja, mit einer geradezu arroganten Lässigkeit in Richtung San Gimignano davonschnurren.

Was für ein Erfolgserlebnis für sie, für mich, für uns! Denn mit allem war gerechnet worden, aber nicht mit einer so unspektakulären Abfahrt. Jetzt musste es uns nur noch gelingen, unversehrt und guter Dinge wieder in den Hof zurückzukehren. Also kurvten wir auf einsamen Schotterwegen durch die Toskana – von denen gibt es ja hier genug – und stellten dabei fest, dass sich auf solchem Untergrund über das Fahrverhalten eines Autos mehr lernen lässt als auf den meisten Asphaltpisten. Allerdings wichen wir jedem allzu schweren Streckenabschnitt aus. So wollten wir zum Beispiel auch meiner geliebten Pieve di Cellole einen Besuch abstatten. Doch da ich von meinen Ausflügen mit der DUCATI die schmale und steile Zufahrt über einen zerfahrenen Feldweg kannte, ließen wir das Auto unten an der Straße stehen und kletterten in milder Abendsonne zu Fuß die paar Meter zum Kirchlein hinauf.

Weil wir den armen Babbo nicht allzu lange ängstigen wollten, fuhren wir ziemlich früh nach Certaldo zurück, Sandra brachte das noch vollständige Auto – also nicht nur das weiße Plastiklenkrad – mit Schwung, nämlich mit einem kraftvollen Satz, durch das – Gott sei Dank von mir zuvor geöffnete – Hoftor auf den Kies des Gartens zurück und genoss das fassungslose Staunen ihrer Eltern. Nachdem sie die Polonaise Chopins in Florenz hinreißend schön auf dem Bösendorfer-Flügel heruntergetobt hatte, war sie ruhig sinnend sitzen geblieben, hatte geistesabwesend auf das

edle Instrument geblickt, erwartete weder von sich selbst noch von uns Zuhörern irgendwelchen Beifall. Als sie dagegen jetzt aus dem *Seicento* sprang, triumphierte sie endlich einmal, weil sie sich selbst, weil sie alle ihre Ängste überwunden hatte.

Wie ungerecht, wie undankbar wir beim Urteil über die eigenen Leistungen sind! Die Anlagen, die uns zufallen, jene wahren Geschenke eines gütigen Schicksals, empfinden wir als selbstverständlich, als unbeachtlich – „das können wir eben." Was wir dagegen mühsam erarbeiten müssen, erscheint uns wertvoll, auch wenn es im Vergleich zu unseren angeborenen Fähigkeiten immer unvollkommen bleiben wird. Gerade meine Mutter und ich können ein Lied davon singen. Denn von Mamas Musikalität habe ich weniger, von der zeichnerischen und bildnerischen Begabung meines Vaters mehr geerbt. Und deshalb beneide ich meine Mutter um ihr musikalisches, sie mich um mein zeichnerisches Können. Auch wir ersehnen, was wir nicht haben, achten gering, was wir haben.

Doch auf jeden Fall kamen Sandra und ich an jenem Abend fröhlich von unserem Ausflug zurück, berichteten ausführlich über unsere Eindrücke, Sandra war entspannt, unverkrampft, selbstsicher, saß nicht etwa gequält oder niedergeschlagen an der heimatlichen Tafel, sondern ausgeglichen und zufrieden, eben genau so, wie man sich nach einem lange erhofften Erfolgserlebnis fühlt.

Dieser Anblick seiner sich tatsächlich emanzipierenden Tochter kann für den Babbo nicht leicht zu ertragen gewesen sein. Denn sie hatte ihn gleich mehrfach ins Unrecht gesetzt. Sprächen die beiden offen miteinander – was sie ja leider nicht tun, stattdessen verständigen sie sich wie Taubstumme durch Gesten, durch das Überreichen und Annehmen von Autoschlüsseln – sprächen sie also offen miteinander, dann hätte Sandra nach unserer Rückkehr zu ihrem Vater gesagt: „Du hast erwartet, dass ich das verdammte Auto nicht zu fahren wage. Aber für diesen Jungen tue ich auch das und sogar gern, habe aus Liebe zu ihm auch diese Mutprobe bestanden, und sitze deshalb jetzt hier für einige Minuten vergnügt vor dir."

Merkwürdig waren auch die übrigen Stunden dieses seltsamen Montags. Am frühen Abend bat ich Sandra, mit mir Klavier zu spielen. Wollte ich ihrem Vater auch auf diese Weise zeigen, wie sehr seine schöne Tochter und ich ein Herz und eine Seele sind? Jedenfalls wurde, als wir uns übermütig ans Klavier setzten und teils abwechselnd, teils gemeinsam eher fröhliche Kompositionen Mozarts zu spielen begannen, bald im ganzen Haus hörbar, dass uns auch musikalische Interessen verbinden. Wir eröffneten unseren Klavierabend mit der G-Dur-Sonate Nr. 5, KV 283. Sandra spielte die schnellen Ecksätze, ich das mittlere Andante. Danach tobten wir uns auch noch mit der vierhändigen D-Dur-Sonate KV 381 aus. Gerade sie gelang uns prächtig, weil ich sie als Kind ziemlich oft mit meiner Mutter gespielt hatte. Deshalb konnte ich Sandra endlich einmal ein einigermaßen gleichwertiger Partner sein – da war er ja wieder, der „ideale Partner". Schon bei den ersten Takten gerieten wir außer Rand und Band, sahen uns immer einmal wieder zur angelehnten Tür um und küssten uns, sooft pianistische Aufgabe und fehlende Aufsicht es zuließen. Immerhin litt unser Spiel durchaus nicht unter solchen Ablenkungen, sondern gewann noch viel an Glanz und Ausgelassenheit hinzu und fand wohl auch deshalb dankbare Zuhörer. Denn wir wurden erst im letzten Augenblick von der Mamma zu Tisch gerufen.

16

Als wir nach dem Abendessen noch in der üblichen Sitzordnung, allerdings nur zu dritt – ich dem Babbo gegenüber auf dem Armesünderstuhl, Sandra rechts neben mir – an der großen Tafel des Salons saßen, sah Herr Pertini mich wieder einmal lange prüfend an, schwieg ein Weilchen, überflog etwas ängstlich mit einem kurzen Blick auch Sandras träumendes Gesicht und begann dann umständlich über die Zukunft zu sprechen. Offenbar wollte er nun seine Predigt beginnen, wollte wohl so der heutigen Einladung überhaupt erst ihren Sinn geben.

Nichts von dem, was er uns sagte, war mir neu. Immerhin sprach er an diesem Abend zum ersten Mal auch Sandra gegenüber seine Ablehnung des Austauschprogramms einigermaßen offen aus, hatte allerdings sein Nein, weil er zu Recht befürchtete, dass es meine Eltern und mich kränken könnte, hübsch in Schmuckpapier verpackt, hatte es mit Bändchen, Schleifchen, Schildchen, Blümchen verziert, nämlich mit Lob meines edlen Charakters, meiner artigen Umgangsformen, meiner schönen Aufrichtigkeit, meiner lauteren Absichten und meiner achtbaren Eltern, die er ja nun bald kennenzulernen hoffe. Bei diesen Worten übergab er mir eine an sie gerichtete handschriftliche Einladung zu einem Besuch in Certaldo am 6. Oktober.

Ich hatte nicht den Mut, nach rechts auf Sandra zu blicken, legte nur tröstend meine rechte Hand auf ihre linke. Immerhin versuchte auch ihr Vater, seine Entscheidung ein wenig zu relativieren. Sie gelte ja nur für begrenzte Zeit, alle Möglichkeiten blieben uns doch weiterhin offen, im Augenblick müsse ein dringenderes Problem gelöst werden. – ‚Welches?', dachte ich. – „Wie viel Sprit hast du im Tank der DUCATI?", fragte er. – Ich überlegte. Wieso hielt er den Tankinhalt meines Motorrads für ein Problem? Fürchtete er, dass der Benzinvorrat der DUCATI für die Rückkehr nach Florenz nicht ausreichte? Da konnte ich ihn beruhigen: „Für die heutige Rückfahrt habe ich mit Sicherheit genügend Benzin, nämlich ungefähr sechs Liter, drei mehr, als ich benötige." – „Bei deiner Ankunft in Florenz wird der DUCATI-Tank also nur noch wenig Kraftstoff enthalten. Das ist gut so, da er sich dann am Mittwoch ohne Schwierigkeiten vollständig entleeren lässt. Tank also auf keinen Fall noch einmal nach!"

Als ich ihn verständnislos ansah, fuhr er mich an: „Du hast doch wohl nicht ernsthaft die Absicht, meine Tochter mit diesem gefährlichen Motorradabenteuer zu ängstigen! 1.300 km mit der DUCATI in den letzten Oktobertagen durch die Alpen nach Norden zu fahren, das ist unverantwortlich. Du behauptest, Sandra immer nach ihrer Meinung zu fragen. Hast du sie nach ihrer Meinung zu diesem Unsinn gefragt?" – „Ja", log ich, denn in Wahrheit hatte ich weder sie noch meine Eltern in dieser Sache je zu Wort kommen lassen, „ich habe sie gefragt, sie ist dagegen (das wusste ich, auch ohne sie gefragt zu haben), aber ich habe keine Alternative." – „Jetzt hast du sie, ich werde sie dir bieten, also tu bitte, was dir nicht nur Sandra, sondern auch jeder andere vernünftige Mensch rät!" – Und in wieder etwas verbindlicherem Ton erklärte er mir, dass es in dem von den Großeltern bewohnten Florentiner Appartement, dessen Eigentümer er sei, eine trockene, saubere Abstellkammer gebe, in der mein Motorrad bestens untergebracht sein werde. „Sandras Großeltern" – nicht ungeschickt versuchte er, das Töchterchen ins Spiel zu bringen, hätte stattdessen ja auch

„meine Schwiegereltern“ sagen können – seien mit dem Vorschlag, die DUCATI dort abzustellen, nicht nur einverstanden, sondern begrüßten ihn ausdrücklich.

Ein kurzer Blick zur Seite zeigte mir, dass Sandra von diesem neuesten Einfall ihres Vaters ebenso überrascht war wie ich. Der – wie nonno Beppe zu Recht sagt – herzensgute Mann ist so etwas wie die *coincidentia oppositorum*, ist das Zusammentreffen, die Vereinigung und damit die Aufhebung aller Gegensätze, oder weniger freundlich formuliert: er ist die verkörperte Inkonsequenz, erlaubt seiner Tochter zwar weiterhin nicht die gewünschten Treffen, beurteilt aber inzwischen wenigstens ihr Gefühlsleben einigermaßen richtig, hatte sie vor einer Woche, als sie mit mir zusammen an der DUCATI herumschraubte, unauffällig beobachtet, dabei ihre tiefe Angst bemerkt, sich entschlossen, ihr zu helfen, und sich deshalb nur noch dies eine Ziel gesetzt – mir unter allen Umständen das elende Motorrad wegzunehmen. Sein schönes Kind soll sich nicht tagelang um mich sorgen müssen, und erst recht soll natürlich verhindert werden, dass mir, dem größten und dümmsten aller von Sandra ins Haus geschleppten Kater, noch irgendein Unglück zustößt.

Wie hatte Mirella auf Sardinien so giftig gesagt: „Nur gut, dass dir auch Sandra weniger am Herzen liegt als deine DUCATI!“? War diese Behauptung richtig, hatte Mirella recht, lag mir wirklich mehr an der DUCATI als an dem traurigen Mädchen da rechts neben mir? Nein, auf keinen Fall! Nichts konnte mir gelegener kommen als das Angebot des erstaunlichen dottore – ich konnte seiner bezaubernden Tochter beweisen, dass ich keinesfalls da oben im Norden für immer verschwinden will. Denn auch wenn sogar Sandra selbst der Meinung wäre, mir weniger zu bedeuten als jenes Spielzeug, könnte sie doch nun davon ausgehen, ein mir besonders wertvolles Liebespfand in Händen zu halten – blitzartig erkannte ich die Möglichkeit, ihr wenigstens auf diese Weise noch einmal all meine Zuneigung zu zeigen, ihr durch Übergabe der DUCATI meine Rückkehr zu versprechen.

Also nahm ich, ohne auch nur eine Sekunde zu zögern, mit herzlichen Dankesworten Herrn Pertinis freundliches Angebot an. Und wieder wusste Sandras Vater nicht, wie ihm geschah. Er hatte tausend Einwände, hatte eine endlose Auseinandersetzung befürchtet, und nun sagte ich nur schlicht: „Ich danke Ihnen von Herzen, eine gute, ausgezeichnete, eine hervorragende Lösung – ja, so machen wir das!“, genoss bei diesen Worten mit Pokergesicht seine Fassungslosigkeit, stimmte begeistert seinen langatmigen Ausführungen in allen Punkten zu. Mit einem so leichten Sieg hatte er nicht gerechnet. Denn in unseren bisherigen Gesprächen hatte er den nicht ganz falschen Eindruck gewonnen, ich sei ein harter Knochen. Daher hatte er sich, um mich von seinem Vorschlag zu überzeugen, mit einer Unzahl von Argumenten gewappnet – und nun sagte ich ganz einfach zu allem Ja und Amen, nickte ohne Unterlass, stimmte ihm pausenlos zu, gab ihm uneingeschränkt recht.

Der arme Mann verstand die Welt nicht mehr, und doch erlebte er an diesem Tag seine „ragazzi“, seine Kinder, nur zum zweiten Mal als verschworenes Pärchen. Warum begriff er nicht, dass er in unserem Verhalten ein wesentliches Symptom, ja die Grundlage jeder wahren Liebe vor sich sah? Ein wirklich liebendes Paar ist eine Größe *sui generis*, es reagiert anders als die Einzelpersonen, aus denen es sich zusammensetzt – Sandra hätte, wenn sie allein gewesen wäre, den *Seicento* nicht einen einzigen Meter weit freiwillig gefahren, ich ließe, wenn es Sandra nicht gäbe, niemals die DUCATI in Italien zurück.

Brachten wir also endlich jene Opfer, über die mir mein Vater in seinen Briefen seitenlange Predigten gehalten hatte? Wir brachten sie nicht, denn wir „opferten" nichts, empfanden nicht den geringsten Schmerz bei unseren Entscheidungen, taten nichts, was uns Überwindung gekostet hätte. Sandra hatte sich bei unserer Geländefahrt auf Schotterwegen sogar vergnügt, ich nutzte dankbar die Möglichkeit, sie nicht nur in Hinsicht auf meine Heimreise zu beruhigen, sondern ihr, wie ich schon sagte, auch so etwas wie ein Liebespfand zu hinterlassen. Also einigte ich mich mit dem Babbo ohne große Umstände auf folgendes Verfahren: Marco und Giulietta werden am Mittwochmorgen mit dem Auto nach Florenz kommen, zusammen mit Sandra und mir die 111 kg schwere DUCATI (nach restloser Entleerung des Tanks) die fünfzehn Stufen der Eingangstreppe zur Wohnung der Großeltern hinaufwuchten und in der kleinen Besenkammer abstellen.

Von Sandras Zimmer ist dieser Raum ungefähr fünf Meter entfernt. Ich habe also nicht zu viel versprochen – als Pfand meiner Liebe, als Garantin meiner Rückkehr werde ich Sandra die DUCATI ans Bett stellen.

17

Das Wetter ist mild, sanft, müde, herbstlich, wirkt genauso melancholisch, wie es sich für diese Jahreszeit gehört. Und wenn es stattdessen fröhlich wäre, könnte es mich dennoch nicht aufheitern. Beim Blick vom Tischchen nach links sehe ich auf die glitzernden Lichter von Florenz. Auch die Abendluft ist mild, sanft, müde, riecht ein wenig nach dem Holzfeuer eines Pizzaofens und trübt sich allmählich durch leichten Nebel ein.

Vor etwa einer Stunde habe ich Sandra bis zum Poggetto begleitet, die Großeltern aber nur kurz begrüßt, weil ich mich nicht jeden Abend bei ihnen zum Essen einladen möchte. Denn sie sind bekanntlich nicht mit Reichtümern gesegnet. Also bin ich sofort mit dem nächsten Bus zu meiner Wohnung weitergefahren, sitze nun hier mit trübsinnigem Blick auf den klapprig tickenden Wecker hinter der reparierten und hoffentlich nicht sofort wieder streikenden Schreibmaschine und bemühe mich, meinen Eltern noch einen letzten Brief aus Florenz zu schreiben.

Seit heute steht die DUCATI in der Wohnung der Großeltern, nicht fern von Sandras Bett. Jeden Abend kann meine Liebste ihrer Metall-Nebenbuhlerin nun einen Gute-Nacht-Kuss geben, wenn sie das will. Aber sie wird ihr wohl eher einen leichten Tritt versetzen. Das ist zwar ein bisschen undankbar – wer hat mich denn an so vielen Tagen zum Lido di Camaiore oder nach Certaldo geschleppt? –, aber wie so viele andere Frauen kann auch Sandra das männliche Streben nach Verwirklichung purer Technik in Form eines auf das unbedingt Erforderliche reduzierten Fortbewegungsmittels, das klein, kraftvoll, handlich mit müheloser Eleganz die schwierigsten Kurvenstrecken oder auch schwerstes Gelände bewältigt, nicht nachvollziehen. Denn – und ich wagte das zu meinem Unglück auch noch als den Idealfall zu bezeichnen – diese egoistischen Fahrzeuge transportieren ja in der Regel nur eine einzige Person, teilen diese Beschränkung mit ihren Vorgängern, den edlen Reitpferden, offenbaren ebenso wie jene dem Kenner ihre Qualitäten auf den ersten Blick, sind ein Ärgernis für alle, die der Kutsche den Vorzug geben, und zu denen gehören eben auch die meisten Frauen. Zwar verbirgt sich unter dem hübsch gezeichneten Blechkleid man-

cher Autos unsäglicher technischer Schrott, aber auf jeden Fall bieten solche Kästen Wetterschutz, Heizung, Plüschsessel, Kofferraum und Kindersitze, und auf solche Eigenschaften legt das zarte Geschlecht mit wachem Familiensinn entschieden mehr Wert als auf den Königswellenantrieb obenliegender Nockenwellen.

Immerhin versprach mir Sandra, den DUCATI-Motor regelmäßig durchzutreten. Ich bezweifele allerdings, dass ihr Gewicht ausreicht, den Kickstarter auch nur ein bisschen nach unten zu bewegen. Doch wie auch immer – die DUCATI steht wohlbehalten, in viele weiche Decken eingepackt, in einer kleinen Abstellkammer und wartet darauf, irgendwann wieder von mir gefahren zu werden. Wer weiß, ob das je der Fall sein wird.

18

Schon am frühen Morgen waren Giulietta und Marco mit dem FIAT-*Millecento* aus Certaldo angereist, um Sandra und mir dabei zu helfen, die DUCATI von der Straße ins Hochparterre an ihren neuen Standort zu bringen. Zwar war Sandras Bruder vom Vater zu dieser Hilfsaktion verdammt worden, aber es wäre dennoch ungerecht, sein Kommen nur damit zu erklären. Denn er hätte sich leicht, mit tausend guten Gründen, vor dieser Arbeit drücken können.

Überhaupt muss ich ihm Abbitte tun. Denn ich ließ mich von seinen brüsken Umgangsformen täuschen – er scheint in dieser Hinsicht seinem Vorfahren, dem „rüden Wilhelm“, dem Guglielmaccio des 14. Jahrhunderts, zu ähneln. Doch unter seiner harten Schale verbirgt sich ein weicher Kern. Zwar hatte sich auch Marco zunächst in die Pertinische Abwehrfront eingereiht, begriff aber bald, dass man der kleinen Schwester den großen Teddybären, den sie auf irgendeinem Volksfest gewonnen zu haben scheint, nicht mehr wegnehmen kann, ohne dass sie bitterlich weint – und so entwickelte er schließlich sogar Sympathie für mich, den vermeintlichen Eindringling, Unruhestifter, Störenfried, und nahm mich als Sandras Kuscheltier bereitwillig in die von ihm geführte Clique auf.

Und auch ich selbst brauchte, da er nicht gerade zur Geschwätzigkeit neigt, einige Zeit, ehe ich sein Verhalten begriff. Es gibt ja gute Gründe für die Aufforderung, die Sokrates an einen jungen Mann gerichtet haben soll, der ihm vorgestellt wurde: „Sag etwas, damit ich dich sehe!“ – Marco jedenfalls sagte so wenig, dass ich ihn kaum sah, vielmehr Sandras Hintergrundinformationen benötigte, um ihn besser zu verstehen, um seine liebenswerten Seiten zu entdecken.

Schon in Lido di Camaiore hatte Sandra ihren Bruder verteidigt, sooft ich mich über den rauen Ton ärgerte, mit dem er sie zurechtwies. Sie erzählte mir damals von den zahlreichen Sommern, die sie unter seiner Obhut, ohne die Eltern, am Meer verbracht hatte. Man muss sich vorzustellen versuchen, was dem armen Marco zugemutet wurde – da wurde ein siebzehnjähriger Junge mit der elfjährigen Schwester allein ans Tyrrhenische Meer geschickt, sollte das viel jüngere Kind tagaus tagein umsorgen, es beim Baden beaufsichtigen, nicht unbegleitet herumlaufen lassen – Marco musste Sandra pausenlos beschützen, bewachen, betreuen, trug die volle Verantwortung für sie. War es da ein Wunder, wenn er im Laufe der Jahre – selbst heranwachsend, jeden Sommer so mit ihr verbringend – in eine Vaterrolle geriet? Und kann es überraschen, dass Sandra ihm brav zu gehorchen pflegte? Ohne ihre Folgsamkeit hät-

te er seine Aufgabe im Übrigen auch gar nicht erfüllen können, doch so – er fürsorglich, sie gehorsam – waren sie ein wunderbares Geschwisterpaar.

Zu Sandras zahlreichen lebendigen Erinnerungen an diese Kindheitsjahre gehört, dass Marco ihr regelmäßig zu einer bestimmten Vormittags- und Nachmittagsstunde energisch befahl, ja nicht den Strandliegestuhl zu verlassen, sondern brav unter dem Sonnenschirm auszuharren. Denn dann ging er schwimmen, tobte ein Weilchen – auch mit seinen Freunden – im Meer herum, kam aber bald zurück, führte nun sie vorsichtig ins Wasser und gab ihr Schwimmunterricht. All ihre Schwimm- und Tauchkünste – und sie schwimmt gut – verdankt sie diesem raubeinigen Bruder.

Noch mehr aber als diesen täglichen Unterricht bewundert sie im Rückblick die unendliche Geduld, mit der er sie an den langen Sommerabenden betreute. Denn er ließ sie nie allein, ging in keine Bar, zu keiner Veranstaltung, zu keinem Treffpunkt junger Leute, ohne dass seine elfjährige, zwölfjährige, dreizehnjährige ... usw. ... kleine Schwester ihn begleitete. Das Feingefühl seiner Freunde zeigt sich übrigens darin, dass sie die ständige Anwesenheit dieses kleinen Mädchens ausnahmslos als selbstverständlich hinnahmen. Immer hielt sich Sandra irgendwo in Marcos Nähe auf, schlabberte neben ihm, wenn er Espresso trank, ein Eis, wartete, wenn er Billard spielte, in Sichtweite an einem Tischchen auf ihn. Niemand wagte es je, die kleine Schwester wegen ihrer steten Gegenwart oder den großen Bruder wegen seiner Betreuerrolle zu hänseln, zumal jeder wohl auch wusste, dass in einem solchen Fall mit ihm nicht gut Kirschen essen gewesen wäre.

Inzwischen ist mir klar, dass auch dieses Geschwisterpaar fest in der Pertini-Veronesi-Tradition verwurzelt ist – im Notfall täten die beiden alles füreinander. Und seit ich das weiß, sehe ich Marcos Verhalten mit anderen Augen. Allerdings behandelt er sein Schwesterchen jetzt auch sanfter.

Übrigens gestand Sandra mir kürzlich, dass er sie eines Tages, als wir gerade begonnen hatten, Hand in Hand durch Florenz zu wandern, unter vier Augen gewarnt hatte: „Sei vorsichtig, man hat dich in Florenz an der Hand eines jungen Mannes gesehen!“ Das zeigt nicht nur, dass die Welt klein ist – irgendeiner von Marcos Freunden hatte uns gesehen und ihn verständigt –, sondern auch, dass er nicht bereit war, Sandra bei den Eltern zu denunzieren. Denn er verriet ihnen bis heute nichts von diesem Vorfall. Also, inzwischen vertragen wir uns prächtig, und auch heute half er mir geduldig.

19

Mittags aßen wir gemeinsam bei den Großeltern, die mir glaubhaft versicherten, mein Motorrad gerne bei sich aufzunehmen. So viel Hilfsbereitschaft ist leicht zu erklären – sie wissen, dass sie auf diese Weise Sandra einen großen Gefallen tun.

Nach dem Essen kehrten Giulietta und Marco nach Certaldo zurück. Vermutlich wurde auch Sandra dort zu ihrem üblichen Mittwochsbesuch erwartet, hätte also eigentlich zusammen mit den beiden im Auto zu ihrer Familie zurückfahren sollen. Doch wir wiesen darauf hin, dass wir – was leider der Wahrheit entsprach – immer noch kein Hotel für meine Eltern gefunden hatten und daher diesen Nachmittag dringend für die weitere Suche benötigten, ließen uns deshalb im Auto nur bis ins Stadtzentrum mitnehmen und wollten von dort aus erneut auf Zimmerjagd gehen. Und wir

hatten sogar Erfolg, fanden tatsächlich eine hübsche Unterkunft – aber nicht, weil wir gesucht hätten.

Denn nachdem wir uns von Giulietta und Marco vor der Universität – so groß ist die Macht der Gewohnheit – verabschiedet hatten, standen wir eine Weile unschlüssig auf der Piazza San Marco herum, sahen auf ihrer gegenüberliegenden Seite den Elektrobus aus Fiesole herankommen, den halben Platz umrunden, vor uns, an seinem Wendepunkt, halten – und stiegen ein. Das war schlichter Unsinn, aber schon bald nicht mehr zu ändern, denn vor uns hin träumend wurden wir nun die vielen Kurven in das alte Etruskerstädtchen hinaufgefahren. Der Blick auf Florenz war so schön wie eh und je, in der Sonne des frühen Nachmittags lag es in einer leichten Dunstschicht immer tiefer unter uns. Ich hielt Sandras Händchen, es war warm, weich, müde, traurig. Beide waren wir halb eingeschlafen. Die Großeltern hatten uns mit reichlichem Essen verwöhnt, ich hatte ziemlich viel, Sandra immerhin etwas Rotwein getrunken, der Bus kletterte, mit seinen Elektromotoren leise singend, die lange Steigung nach Fiesole hinauf – eine kleine Mittagspause schien uns wünschenswert und wohlverdient.

Also trieben wir den Unsinn auf die Spitze, suchten nicht etwa in Fiesole ein Hotel für meine Eltern, sondern kletterten zu Fuß mühsam den Berg in Richtung des Franziskanerklosters hinauf, setzten uns schließlich erschöpft und tief aufseufzend in unserem kleinen Park unter den Olivenbäumchen auf eine der Bänke, ich legte den rechten Arm um Sandra, sie lehnte den Kopf an meine Schulter und träumte vor sich hin. Da lag es also wieder vor uns, das alte Stadtzentrum, das toskanische Hügelland, das glitzernde Band des Arno. Hier auf dieser Bank hatten wir zunächst gelacht – vor einer schlecht vorbereiteten Prüfung –, dann getrauert – nach einer glänzend bestandenen Prüfung. Wer begriff das alles noch? Wir jedenfalls nicht, und deshalb gerieten wir in einen undefinierbaren Schwebezustand, empfanden nicht Freude, nicht Trauer, empfanden nichts.

Nachdem wir lange Zeit, ohne miteinander zu sprechen, so herumgesessen hatten – jeder von uns wusste sowieso, dass der andere genau dasselbe dachte wie er selbst –, nachdem wir also zu der unbestreitbar richtigen Erkenntnis gekommen waren, dass dieses Herumtrödeln keines unserer Probleme lösen konnte, suchten wir erneut Trost in einer uns vertrauten Kirche. Meist gehen wir ja in Florenz, weil dieser herrliche Bau sich zu Fuß leicht erreichen lässt, zur Basilika San Miniato al Monte hinauf. Aber wenn wir in Fiesole sind, versäumen wir es nie, dem Franziskaner-Kirchlein einen Besuch abzustatten. Und so auch heute.

Wir betraten den anheimelnden kleinen Raum und fanden uns, noch ehe sich unsere Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, jenem uralten Franziskaner-Pater gegenüber, den ich schon so lange wiederzutreffen hoffte. Entsprechend strahlend sah ich ihn an, und zu meiner großen Überraschung erkannte auch er uns sofort wieder, obwohl doch seit unserer ersten Begegnung viele Monate vergangen waren. Freundlich forderte er uns auf, in der ersten Kirchenbank neben ihm Platz zu nehmen.

Er saß rechts, ich links, in der Mitte zwischen uns Sandra. Wir tauschten ein Weilchen Höflichkeitsfloskeln aus, der alte Pater hielt irgendein Heiligenbildchen in Händen, blickte manchmal auf den kleinen grell-bunten Druck, richtete sich aber unversehens aus seiner halbgebückten Stellung auf, sah Sandra streng an und fragte sie:

„Hat dieser Junge dich in all diesen Monaten immer respektvoll und lieb behandelt?“ Mit diesen wenigen, langsam gesprochenen Worten übertraf der ehrwürdige Vater die inquisitorische Strenge meines leiblichen Vaters bei weitem – niemals bei der Lektüre der vorwurfsvollen Briefe meines lieben Herrn Papa erschrak ich ähnlich heftig wie bei dieser einfachen Frage des alten Mönchs. Offenbar wollte er wissen, ob ich gehalten hatte, was ich mir selbst beim ersten Blick auf Sandra und ihm bei unserem ersten Treffen versprochen hatte. Warum war er so misstrauisch? Sollte mir etwa schon wieder das „Pèntiti, cangia vita: Bereue, ändere dein Leben!“ um die Ohren gehauen werden – werde ich nicht tagtäglich verfolgt mit Ermahnungen, Warnungen, Drohungen? Warum muss gerade ich so leichtfertig auf alle kritischen Geister wirken? Aber jetzt werde ich ja hören, was Sandra in dieser Angelegenheit zu sagen hat, denn in einer solchen Situation zu lügen wäre ihr unmöglich, ja, es fiele sogar mir ein bisschen schwerer als sonst.

Allerdings begann sie doch tatsächlich nachzudenken – sie führte eine Gewissensprüfung durch, prüfte aber nicht etwa ihr, sondern mein Gewissen. Der Pater hatte ihr eine schlichte Frage gestellt, doch sie antwortete nicht sofort, schwieg, ging zweifellos in Gedanken noch einmal alle Tage durch, die wir zusammen verbracht hatten, sah ihm aber schließlich ruhig in die Augen und hauchte kaum vernehmbar (wenn das doch auch mein Papa gehört hätte!): „Er war immer lieb zu mir.“

„Hat er dich niemals gekränkt, beleidigt, verletzt?“ – Wieder begann Sandra nachzudenken, und das fand ich nun auch aus Gründen der Logik ärgerlich. Denn ihre Bejahung der ersten Frage implizierte ja die Verneinung der zweiten. Wie hätte ich sie immer liebevoll behandeln und doch von Zeit zu Zeit kränken, beleidigen, verletzen können? Endlich kam auch sie zu dieser Einsicht: „Nein, er war nie böse zu mir.“ Erleichtert gewann ich meinen Mut zurück: „Ich möchte die Signorina sogar meinen Eltern vorstellen, die, um sie kennenzulernen und uns gegen den Widerstand ihres Vaters zu Weihnachten ein Wiedersehen zu ermöglichen, eigens aus Deutschland nach Florenz kommen wollen, doch ich finde nicht einmal ein bezahlbares Hotel für sie.“

Der feine Alte sah uns lange an, blickte hin und her zwischen Sandra und mir und sagte dann zu ihr: „Du bist noch jung, handelst aber richtig. Ihr liebt Euch. Und ihr werdet einander, obwohl ihr noch viele Jahre hindurch weit voneinander entfernt leben müsst, schließlich heiraten und miteinander glücklich sein.“

‚Na hoffentlich!’, dachte ich wieder einmal, wie schon so oft bei derart erfreulichen Prophezeiungen. Was der alte Pater zur gegenwärtigen Lage gesagt hatte, traf zweifellos zu. Was er über die Zukunft verkündete, war immerhin ernst zu nehmen. Denn er war in der Lage, unsere Gefühle mit beängstigender Klarheit zu beurteilen, hielt sie für stark genug, auch alle künftigen Hindernisse zu überwinden. Für diese Ermutigung war ich ihm von Herzen dankbar. Vielleicht trösteten seine schönen Worte ja auch Sandra ein wenig.

Etwas mühsam erhob er sich, forderte uns aber auf, in der Bank sitzen zu bleiben und so lange zu warten, bis ein jüngerer Mitbruder uns ein paar weitere Informationen geben werde. Dann verabschiedete er sich mit einigen gemurmelten Segenswünschen. Bald darauf kam aus einem Türchen links hinter dem Altar ein ziemlich junger Mönch mit einigen Papieren zu uns. Auf einer kleinen Karte hatte er einen Weg eingezeichnet, der am Berghang von Fiesole nach Settignano führt. Dort sollten

wir an der unterstrichenen Adresse eine von Ordensfrauen geleitete Pension aufsuchen, darauf hinweisen, dass wir die vom Abt der Franziskaner angemeldeten jungen Leute seien, und dann alles weitere mit den dortigen Nonnen besprechen.

Wir dankten gerührt für diese Hilfe, wanderten mit der Zeichnung in der Hand über die Berge nach Settignano, sahen oft nach rechts hinunter auf die im Dunst verschwimmende, vom abendlichen Gegenlicht zartrosa getönte Silhouette der Altstadt von Florenz, beobachteten, wie die Domkuppel einen immer längeren Schatten warf, fanden schließlich die Pension und waren von ihr begeistert. Zu einem unschlagbar günstigen Preis werden meine Eltern hervorragend untergebracht sein, wirklich alles dort ist erfreulich, die Lage, die herrliche Ruhe, der große Garten voller Sitzgelegenheiten und Liegestühle, die Räumlichkeiten, vor allem aber die lieben Ordensfrauen.

Vielleicht hatte ihnen ja der alte Abt die Gründe angedeutet, die ihn veranlasst hatten, uns herzuschicken. Jedenfalls schienen die Nonnen zu wissen, dass meine Eltern nicht als Feriengäste zu ihnen kommen werden, sondern dass sie versuchen wollen, uns gegen viele Widerstände ein späteres Wiedersehen zu ermöglichen, und dieser Gedanke rührte die guten Frauen. Ich bin also sicher, dass Mama und Papa sich dort wohlfühlen und von der anstrengenden Reise ein wenig erholen werden. Und das ist wichtig, bei all dem Ärger, der sie vermutlich in Italien erwartet.

20

Noch am gleichen Mittwochabend rief mich Mirella an: „Möchtest du mich noch einmal in der *Aztec* begleiten? Dieser Flug wäre deine letzte Chance, wenigstens einen flüchtigen Eindruck von Rom zu bekommen. Daddy muss nach New York reisen, will sich aber am Freitag nur dann von mir in der *Aztec* zum römischen Flughafen Fiumicino bringen lassen, wenn du mitkommst. Er weiß, dass er uns mit einem solchen Rom-Besuch eine Freude machen könnte. Deshalb soll ich dir ausrichten, dass er nur dann nicht mit einem Linienflugzeug, sondern mit der *Aztec* von Florenz nach Rom fliegen wird, wenn du mich begleitest.“ – „Danke ihm bitte für sein großzügiges Angebot und grüß ihn sehr herzlich von mir! Ich würde euch nur zu gern begleiten, aber ich kann leider eure Einladung nicht annehmen, da am Freitag oder Sonnabend meine Eltern in Florenz eintreffen, um mich abzuholen. Ich hätte dich schon längst anrufen sollen, um dir das zu sagen. Aber dass meine Zeit in Florenz unerbittlich abläuft, wusstest du ja immer, wusstest und weißt es sehr gut auch selbst. Also, ich muss endgültig nach Deutschland zurückkehren ... ach Gott, um die Wahrheit zu sagen ... Lella, ich gestehe dir, ich bin todunglücklich.“ – Mirella schwieg so lange, dass ich schließlich fragte: „Lella, bist du noch am Apparat? Hörst du mich?“ – „Ja, ich höre dich, nur leider gefällt mir das, was du da erzählst, überhaupt nicht. Komm mit nach Boston! Was willst du im langweiligen Deutschland, mit der langweiligen Klassischen Philologie, mit dem langweiligen Lehrerberuf, vielleicht sogar mit der langweiligen Sandra? Oder hast du dich von ihr getrennt, hat man dich endlich davongejagt?“ – „Noch nicht ganz, aber fast. Noch bemüht man sich angestrengt, dieses löbliche Ziel zu erreichen.“ – „Wenn du schon nicht nach Rom mitfliegen kannst, lass uns doch wenigstens morgen noch einmal Motorrad fahren. Das Wetter ist einigermaßen erträglich. Wir könnten zum Abschied ein letztes Mal durch die Toskana kurven. Nicht nur unsere gemeinsamen Flüge, sondern auch die Motor-

radwanderungen waren doch immer schön. Oder etwa nicht?“ – „Doch, sie waren herrlich. Umso trauriger ist es, dass mir auch die DUCATI nicht mehr zur Verfügung steht.“ – „Hast du sie etwa verkauft? Du wolltest sie doch nach Deutschland mitnehmen. Man kann dich keinen Augenblick unbeaufsichtigt lassen. Pausenlos stellst du Unsinn an. Und dabei war die DUCATI ein so großartiges Motorrad!“ – „Das ist sie auch nach wie vor, ich habe sie nicht verkauft, ich besitze sie noch, lasse sie aber in Florenz zurück.“ – „Etwa bei Bruno oder in jener Reifenfirma? Scheint dir das sicher genug? Es wäre besser gewesen, du hättest sie mir anvertraut. In der Tiefgarage wäre neben der AERMACCHI noch genügend Platz gewesen.“ – „Ich hätte sie bestimmt nach Deutschland mitgenommen, wenn Sandras Vater mich nicht gezwungen hätte, sie in Florenz, in Sandras Florentiner Wohnung, einem ihm gehörenden Appartement, zurückzulassen.“ – Erneut schwieg Mirella längere Zeit, dann stellte sie tief aufseufzend fest: „Das ist das Ende unserer Liebe. Dir ist nicht zu helfen. Niemand wird dich vor dem Absturz in den Abgrund bewahren, nein, was sage ich da, du Trottel hast es ja schon viel weiter gebracht, stolperst ja nicht einmal mehr auf den Abgrund zu, sondern bist schon hineingestürzt, befindest dich im freien Fall ... “, sie zögerte einen Augenblick, setzte dann englisch ein bissiges: ... „have a good flight: hab einen guten Flug!“ hinzu und legte auf. „Mirella, Mirella“, rief ich, doch die Leitung war tot, so tot wie vermutlich unsere herzzerreißend unglückliche Nicht-Liebe.

21

Am nächsten Morgen lag ein weiteres kleines Problem in der Post, nein, eigentlich ist es ganz ungerecht, jenes liebe Brieflein als Problem zu bezeichnen. In Schwierigkeiten kann es nur einem Schwächling wie mich bringen, kurz: wieder einmal hatte ich Grund, das „Troppa grazia, Sant’Antonio: zu viel des Guten, Heiliger Antonius“ zu seufzen. Lange drehte ich den Umschlag in Händen, eine Absenderangabe fehlte, doch meine Adresse war mit einer mir irgendwie bekannten Handschrift geschrieben. Katharina? Sollte sich Kathy doch noch einmal an mich erinnert haben? Aber pflegte sie nicht weicher, runder, „weiblicher“ zu schreiben, selbst wenn sie wütend war und mir böse Briefe schickte? Wer sonst kam als Absender in Frage? Zögernd riss ich den Umschlag auf und begann zu lesen:

Lieber Ben,
wie mir die Sekretärin Deines früheren Heimatinstituts am Telefon sagte, bist Du noch nicht an Deine alte Wirkungsstätte zurückgekehrt. Daher schreibe ich Dir an Deine Florentiner Adresse in der Hoffnung, dass Dich mein Brief dort noch erreicht und dass Du vielleicht doch noch meinen Vorschlag annimmst, hier in Berlin zu studieren. Ich habe inzwischen mit den Vorbereitungen auf das erste Staatsexamen begonnen und kann Dir versichern, dass die hiesigen Arbeitsbedingungen hervorragend sind. Wie ich Dir schon damals in Florenz anbot, könntest Du im Zimmer meines Bruders, also ganz in der Nähe des hiesigen Instituts wohnen. Aber Du müsstest keineswegs immer nur studieren. Wir könnten auch viele schöne Ausflüge nicht nur in Berlin machen. Denn mein Vater hat sich ein neues Auto gekauft und mir seinen alten VW-„Käfer“ geschenkt. Damit könnte ich Dich auch bei Deinen Eltern oder in

Deiner bisherigen Universitätsstadt abholen, wenn Du das möchtest. Außerdem könnte ich Dir hier in Berlin auch herrlichen Wassersport bieten. Denn ich habe vor einiger Zeit ein zweisitziges Faltboot gekauft und mit viel Glück auch einen tollen Liegeplatz für das Prachtstück gefunden, sodass ich es nicht dauernd auf- und abbauen muss. Es ist am „Großen Fenster“, einer Bucht des Wannsees, in einem alten Schleppkahn untergebracht. Dessen Frachtraum wurde zur Aufbewahrung zahlreicher Boote umgebaut. Sie sind übereinander auf Ständern gestapelt. Wir brauchen meins nur von den Trägern herunterzuheben und draußen am Steg ins Wasser zu setzen, und schon können wir stundenlang über die riesigen Berliner Seen paddeln. Also zögere nicht lange, komm in eine wirklich großartige Stadt! Lass Dich auch von der Mauer nicht abschrecken! Sie ist zwar eine tiefe Wunde im Herzen Berlins, darf Dir aber niemals ein Grund sein, Dich irgendwo in der Provinz zu verkriechen. Gerade wenn Du aus Florenz zurückkommst, brauchst Du Kultur in geballter Form: Konzerte, Oper, Museen, Vorträge. Bitte lass mich bald wissen, ob Du hier zusammen mit mir studieren wirst! Übrigens könnten mir Deine Kenntnisse der antiken Philosophie schon bei der Abfassung meiner Staatsexamensarbeit eine Hilfe sein. Doch vor allem möchte ich Dich in meiner Nähe haben, nicht mehr und nicht weniger. Versteh mich also bitte nicht falsch! Ich weiß, wie ängstlich und schüchtern Du bist. Aber an meiner Seite schnell und effizient das Studium zu beenden kann doch eigentlich auch für Dich nur erfreulich sein. Und vor mir musst Du Feigling Dich erst recht nicht fürchten. Sei also herzlich gegrüßt und komm nach Berlin!

Bis bald! Deine Barbara

Ein lieber, ein rührender Brief! Doch alles, was Barbara da vorschlägt, ist undurchführbar, weil Sandra ein solches Arrangement niemals hinnähme. Wenn ich einen so missverständlichen Studienplatzwechsel auch nur eine Sekunde lang in Erwägung zöge, würde sie sich sofort und unwiderruflich von mir trennen. Kurz: ich werde bei der Rückkehr nach Deutschland gezwungen sein, in ein Kloster – in ein Männerkloster! – einzutreten und dort, ohne es jemals zu verlassen, in tiefster Abgeschiedenheit zu studieren, ja, vielleicht werde ich mich sogar in schwindelnde Höhen reiner Geistigkeit zurückziehen müssen, werde mich wie der Heilige Hieronymus in wissenschaftlicher Askese zu üben haben. Hoffentlich darf ich dann, wenn schon keinen Löwen, so doch wenigstens irgendeinen struppigen Kater hinter den Ohren kraulen.

Wie soll ich das alles nur Barbara erklären? Soll ich ihr gestehen, dass ich mich vor meiner italienischen Freundin, wie Mirella zu Recht sagt, „zu Tode fürchte“? Nein, nur das nicht! Ich werde das Stipendium, die Verbundenheit mit meinen bisherigen Förderern und andere Lappalien als Grund meiner Absage vorschieben.

22

Mirella hat mich endgültig in Florenz allein gelassen, ist nach Amerika abgereist, und noch immer bin ich nicht weise genug, mich über ihre Flucht zu freuen. Denn dass ihre Abreise eine Flucht war, sagte sie mir selbst, gestern Morgen am Telefon. Sie rief mich an und fragte mich nach wenigen eiligen Worten der Begrüßung: „Bist du wirklich fest entschlossen, mich nicht nach Cambridge zu begleiten, nicht

einmal für ein paar Wochen? Du musst ja nicht dort bleiben, darfst vielmehr, wenn dich das Technikstudium so grässlich langweilt, schon bald – nach einigen kurzen Ausflügen mit einer neuen zweimotorigen Cessna 310 H, die mir Daddy in Boston für die ganze Zeit meines Studiums bereitgestellt hat – wieder abreisen."

Ich zögerte, stotterte, wich aus, wusste nichts Vernünftiges zu sagen. – „Bist du dir völlig sicher, dass du nicht doch noch mitkommen willst?" – „Nein, Mirella, der Index, die ganze Situation hier..." – Die „ganze Situation hier" war Sandra. – Mirella verstand, schwieg, sagte dann: „Ich wusste, dass du in Florenz bleiben wirst. Noch nie habe ich mich in dir getäuscht, kann ja deine Gedanken lesen, wünschte mir, es nie gekonnt zu haben, denn ich hätte mir nur zu gern Illusionen gemacht über das, was du denkst und fühlst."

Irgendetwas knackte in der Leitung, die Verbindung war schlecht. „Mirella, Mirella, hörst du mich?" – „Ich höre dich gut, warum schreist du?" – „Die Verbindung war für einen Augenblick unterbrochen, jedenfalls hatte ich den Eindruck. Außerdem quakt da irgendein Lautsprecher hinter dir. Wo bist du überhaupt? Wartest du auf einen Zug?" – „Nein, da ich wusste, dass du nicht kommst, habe ich meinen Abflug in die USA vorverlegt, bin auf dem römischen Flughafen Fiumicino, gottlob nicht allein, Daddy begleitet mich. Er wird ja, wie du weißt, in New York erwartet." – „Wann fliegst du?" – „In einer Stunde." – „Rufst du mich nach der Landung noch einmal an?" – „Nein, Ben, auf einer Flucht soll man sich nicht umdrehen. Wenn die Boeing in den Atlantik fällt, kannst du das in der Zeitung lesen. Wenn du in der Zeitung nichts Derartiges liest, darfst du annehmen, dass ich gut angekommen bin."

Ich schwieg. Diesmal rief sie: „Benny, hallo, bist du noch am Apparat?" – Die Retourkutsche des „Warum schreist du?" ersparte ich mir, nach Gemeinheiten oder Witzchen war mir ganz und gar nicht zumute. „Deine Härte hat mir die Sprache verschlagen", sagte ich schließlich so deprimiert, dass sie mich zu trösten versuchte: „Vielleicht schicke ich dir irgendwann einmal eine Karte, aber erst dann – und nun hör endlich einmal gut zu! –, wenn ich beginne, dich zu vergessen. Denn dass unsere Liebe" – sie sprach tatsächlich erneut von ‚unserer Liebe' – „keine Zukunft hat, habe ich inzwischen begriffen. Deshalb wünsche ich dir Glück mit jener anderen dummen Gans, vor allem bei den Auseinandersetzungen mit ihrer Familie. Vielleicht bist du ja wirklich einmal bereit, um eine Frau zu kämpfen. Lass dich aber, wenn du scheiterst, auf keinen Fall bei mir in den USA sehen! Ciao, amore mio, amato stoltone: Ciao, mein Liebling, geliebter Dummkopf." Die letzten Worte flüsterte sie und legte auf, ohne eine Antwort abzuwarten.

Was soll ich dazu sagen? Ihr Anruf erinnerte mich an jene antiken Gedichte, in denen der oder die unglücklich Liebende durch Ablenkung, also auch durch eine Reise, der Liebe zu entkommen sucht. Hoffentlich hat Lella mit diesem Verfahren Erfolg. Properz ist ja eher skeptisch:

Quo fugis, a demens? nulla est fuga: tu licet usque
ad Tanain fugias, usque sequetur Amor.

Wohin fliehst du, oh Törin? Es gibt kein Entkommen. Du kannst
bis zum Tanais fliehn, immer wird Amor dir folgen.

In dem betreffenden Gedicht scheint Properz sogar vorausgesehen zu haben, dass Mirella versuchen könnte, sich per Flugzeug, noch dazu mit einem der neuen Düsenverkehrsflugzeuge, in die USA davonzustehlen (ich paraphrasiere):

Auch wenn du auf dem Rücken des Pegasus den Luftraum durchreitest
oder des Perseus Schwingen dir die Füße beflügeln
oder Merkurs Flügelschuhe dich in die Lüfte emporreißen –
nichts wird dir die hohe Flugbahn nützen.
Immer wird Amor da sein, immer im Nacken dir sitzen, wird immer zur
Liebe dich zwingen.

Nein, hoffentlich nicht! Ich wünsche meiner geliebten Nicht-Geliebten von Herzen, dass ihr die Flucht gelingt, bin ihr dankbar dafür, dass sie die Kraft zu dieser eiligen Abreise fand. Sie hat mich damit aus tausend Schwierigkeiten gerettet. Denn sie war nahe daran, mich mit ihren Verführungskünsten zur Verzweiflung zu bringen. Und da sie tatsächlich meine Gedanken lesen kann, hat sie meine Qualen wohl bei unserem letzten Treffen auf der Yacht in Viareggio in aller Deutlichkeit erkannt. Dass sie mir nun sogar Glück im Kampf um Sandra wünscht, zeigt erneut, dass der Mensch, besonders der liebende, ein Wesen voller rätselhafter Widersprüche ist, und das gilt nicht nur für Mirella, sondern auch für mich. Denn ich vermisse sie schmerzlich, werde bei der Erinnerung an sie von Unruhe und einem Gefühl der Leere gepackt. Neige ich wirklich zum Flagellantentum? Warum sonst fehlen mir die spannungsgeladenen Stunden mit Mirella so sehr? Nun, wohl eher, weil Francescas Begründung ihrer fatalen Liebe eben doch zutrifft: „Amor gestattet niemandem, der geliebt wird, diese Liebe nicht in irgendeiner Weise zu erwidern“ – quälend kommt mir Dantes Vers *Amor, ch'a nullo amato amar perdona* jedes Mal in den Sinn, wenn ich an Mirella denke.

Manchmal frage ich mich, was wohl geschehen wäre, wenn ich ihr am Anfang unseres Telefonats verkündet hätte: „Gut, dass du mich anrufst! Denn ich habe mich doch noch entschlossen, das Stipendium anzunehmen. Eigentlich wollte ich dich ja mit dieser Nachricht überraschen, aber da du dich gerade jetzt so lieb bei mir meldest, möchte ich dich bitten, mir zu helfen, mein Studium am MIT wenigstens noch provisorisch vorzubereiten.“

Vermutlich hätte Mirella ihren Vater allein in die USA vorausgeschickt und wäre zunächst bei mir in Florenz geblieben – und dann? Wie lange hätten wir gebraucht, um zu erkennen, dass wir miteinander nicht glücklich werden können? Hätten uns schon einige Wochen des Zusammenseins in Italien zu dieser Einsicht verholfen? Oder wären wir noch zusammen zum Studium in die USA geflogen und hätten uns erst dort zerstritten? Wann hätten Mirellas Abenteuer mit irgendeinem „brüderlichen Freund“ begonnen? Sie musste ja nicht unbedingt in einer lebensgefährlichen Brandung, vielleicht in Kalifornien oder auf Hawaii, herumschwimmen – nein, eher wäre sie wohl einem hervorragenden Piloten begegnet, hätte zusammen mit ihm bei Kunstflugübungen oder in Versuchsflugzeugen ihr Leben riskiert, hätte sich in ihn verliebt und mich, den verträumten Trottel, zum Teufel gewünscht. Denn was konnte ich ihr auf Dauer schon bieten? Meistens las ich, spielte immerhin auch manchmal Klavier, allerdings elend schlecht, erfüllte nicht einmal als Ingenieur die

in mich gesetzten Erwartungen, kurz: war in jeder Hinsicht ein jämmerlicher Versager.

Und weil mich meine Sehergabe die Zukunft so klar voraussehen ließ, war ich Mirella von Herzen dafür dankbar, dass sie sich und mir durch ihre Abreise weitere qualvolle Tage der Unsicherheit, wenn nicht sogar viele mit einer bitteren Enttäuschung endende Jahre eines unglücklichen Zusammenlebens erspart hatte.

23

So also sieht mein Florentiner Zimmer aus, wenn es in den „Urzustand“ zurückversetzt wird – die Wände langweilen ohne die von mir aufgehängten Farbdrucke wieder mit einem fleckigen Weiß, das Bett ähnelt durch seinen grauen Überzug einer Jugendherbergspritsche, ist nicht mehr mit Jans roter griechischer Decke geschmückt, der Tisch, so abgeräumt, wirkt fremd, auch mein viel geschmähter klappriger Wecker tickt schon in irgendeinem Koffer, überall herrscht gähnende Leere, nicht nur auf dem Tisch, sondern auch auf und in der Kommode und im Schrank. Gleich geblieben ist nur der Blick aus dem Fenster. Dort sehe ich immer noch die oberen Äste der Alleebäume des Viale Petrarca und über sie hinweg einige die Stadtmauer überragende Baumgipfel des Torrigiani-Gartens. Jetzt, zur Oktobermitte, beginnt sich ihr Laub allmählich zu verfärben. Links dahinter träumt in einem sanften Morgenlicht jene Stadt, die ich bei meiner Ankunft so sehr verflucht, später so sehr geliebt habe, Florenz, die „Blühende“, Sandras Geburtsstadt.

Der Abschied von der Toskana, auch der Abschied von dieser leeren, verlassenen, ärmlichen Studentenbude, fällt mir elend schwer, denn die nahe Piazza Torquato Tasso, das „Kleine-Leute“-Viertel San Frediano und der eigentlich unerträglich laute Viale sind mir Heimat geworden. Beim Blick nach unten auf die Straße sehe ich Bruno unter den Bäumen an seiner Tankstelle arbeiten. Von ihm habe ich mich schon gestern verabschiedet. „Aber du wirst doch wiederkommen, willst doch die vielen schönen Mädchen, die dich hier so innig lieben, nicht im Stich lassen?“ Vergeblich versuchte er mich mit dieser scherzhaften Frage aufzuheitern, wollte vor allem über die von ihm grenzenlos bewunderte Mirella Genaueres erfahren. Doch ich konnte ihm nur sagen, dass sie in die USA geflüchtet ist. Über Sandra, die er ja ebenfalls kennt, wusste ich dagegen mehr zu berichten, allerdings nichts Erfreuliches, konnte ihm nur die Schwierigkeiten schildern, mit denen wir uns nach wie vor herumschlugen.

Und die waren durch die Verhandlungen meiner Eltern nicht geringer, sondern nur deutlicher geworden. Vor knapp vierzehn Tagen waren Mama und Papa pünktlich und wohlbehalten am Stadtrand von Florenz angekommen. An einem mit ihnen vereinbarten Treffpunkt in der Nähe der Autobahn hatte ich sie erwartet und nach dem rührenden Wiedersehen auf verschlungenen Wegen nach Settignano zu ihrer Pension begleitet. Wie erwartet wurden sie von den fürsorglichen Ordensfrauen herzlich aufgenommen und fühlten sich an jenem paradiesischen Plätzchen sofort wohl – und bis hierher könnte mein Bericht an eine der beschaulichen Reiseschilderungen aus dem heimatlichen Kirchenblatt erinnern, aber eben nur bis hierher!

Denn in Wahrheit fanden sich meine armen Eltern in einer ziemlich trostlosen Lage wieder. Schon bei unserem Wiedersehen belastete ich sie in jeder Weise. Zu-

nächst verstörte ich sie nur durch meinen jämmerlichen Anblick, denn ich trat ihnen müde, abgekämpft, verärgert, angespannt entgegen, aber dann überschüttete ich sie auch noch mit einem endlosen Lamento, lud rücksichtslos all meinen Kummer, all meine aufgestaute Wut bei ihnen ab. Zwar wussten sie aus meinen Briefen alles über meinen Ärger mit Sandras Familie, aber als sie mich dann nicht brieflich, sondern persönlich erlebten, waren sie doch zunächst ziemlich schockiert. Gottlob reagierte mein immer fröhlicher Papa bald so optimistisch wie Ulli, begann der Sache eine komische Seite abzugewinnen, ist überhaupt in allen Krisensituationen die personifizierte Gelassenheit, sieht immer irgendeinen Ausweg. Mehr als er litt meine Mutter. Wenn ihr etwas wirklich wichtig ist, kann sie so todernst, stur, verbohrt, aber auch so melancholisch-niedergeschlagen sein wie ich selbst – sie ist eben eine schwerblütige Westfälin, mein Vater dagegen ein cleverer Sachse. Gemeinsam haben beide, dass sie herzensgute Menschen nicht nur sind, sondern dass man ihnen das auch ansieht. Jedenfalls wirken sie mit Sicherheit nicht arrogant oder abweisend.

Das zeigte sich auch bei ihrer ersten Begegnung mit Sandra. Das arme Mädchen war ja in eine erbärmliche Zwangslage geraten, liebte diesen dummen Knaben, gegen den die eigene Familie tausend Einwände erhob, und konnte daher nur von jenen fremden Eltern Hilfe erhoffen. Doch wenn auch die jetzt noch irgendwelche Schwierigkeiten machten, war alles – so jedenfalls schien es – endgültig verloren. Nun ist ja auch unter „normalen“ Umständen ein solcher Vorstellungsbesuch nicht gerade ein Vergnügungsausflug. Ich hatte diesen Horrortrip ja schon hinter mich gebracht, allerdings mit desolatem Ergebnis. Jetzt war Sandra an der Reihe, saß, als wir mit dem Bus nach Settignano hinauffuhren, schweigend neben mir und blickte mit ihren großen dunklen Augen, ohne etwas zu sehen, auf die vorbeiziehende Landschaft. Wenig später betraten wir durch ein seitliches Törchen Hand in Hand den Garten der Pension und standen schon nach wenigen Schritten unerwartet vor meinen an einem Tisch lesenden Eltern.

Überrascht blickte meine Mutter von ihrem Buch auf, schien, ohne mich auch nur zu bemerken, allein das geheimnisvolle Mädchen an meiner Seite zu sehen, reagierte dann nicht anders als damals ich in der papyrologischen Übung – sie war betroffen, bewegt, beeindruckt, lächelte Sandra strahlend und mit unverhohlener Bewunderung an, sprang auf und umarmte sie. Noch ehe die beiden Frauen auch nur ein einziges – französisches – Wort miteinander gewechselt hatten, waren sie auf rätselhafte Weise ein Herz und eine Seele. Diese spontane Zuneigung, dieses wortlose Verstehen erinnerte mich an manche Erfahrungen beim Musizieren. Man hat nur das Nötigste besprochen, beginnt zu spielen und plötzlich „stimmt“ alles. In solchen Glücksmomenten entsteht aus dem Nichts ein unvergleichlicher musikalischer und seelischer Einklang. Und ein ähnliches kleines Wunder ereignete sich an jenem Nachmittag zwischen meiner Mutter und Sandra.

Auch mein lieber Papa feierte die schöne Florentinerin begeistert als herrliche Frau, ließ mich das aber eher im Scherz wissen – sie sei für einen Esel wie mich viel zu schade. Herr Pertini habe zweifellos recht. Sein bezauberndes Töchterchen verdiene einen besseren Partner als mich Dummkopf. Solche spöttischen Bemerkungen hörte meine zartfühlende Mama allerdings nur ungern: „... aber Erich, sag doch so etwas nicht, der arme Junge ist doch schon traurig genug!“ Doch ich hatte für derartige Späße Verständnis. Schließlich hatte Papa die ferne Sandra ja schon gegen mich,

den eigenen Sohn, in Schutz genommen, ehe er sie auch nur auf einem einzigen Photo gesehen hatte.

Auf jeden Fall erwiesen sich Sandras Ängste sofort als unbegründet. Liebevoll wurde sie in meine Familie aufgenommen, wurde von meinen Eltern gehätschelt, getröstet, ermutigt, wurde mit der gleichen Offenheit wie wir anderen Kinder zu allen Problemen gehört und beraten, machte auch zum ersten Mal aus unmittelbarer Nähe die Erfahrung, dass jene Menschen, die mich am besten kennen sollten, an meinen Gefühlen für sie nicht im Geringsten zweifeln, und war daher ein paar Tage lang so glücklich, wie wir das trotz unserer bevorstehenden Trennung überhaupt noch sein konnten.

Es folgte am Beginn der zweiten Woche der Certaldo-Besuch meiner Eltern, der zu einer großen Enttäuschung wurde. Eigentlich ähnelten die Verhandlungen in allem jenem Gespräch, das ich an dem berüchtigten Sonntagmorgen mit dem im völlig leeren Haus allein zurückgebliebenen Herrn Pertini geführt hatte. Auch diesmal ging es sehr gesittet zu, ja, es wurde sogar ein großes Festmahl aufgetragen, die deutschen und die italienischen alten Herrschaften redeten auf Französisch über die Zukunft ihrer Kinder, konnten sich aber nicht einigen.

Während mich das „nur“ ärgerte, war Sandra der Verzweiflung nahe. Daher verbrachten meine bemitleidenswerten Eltern die gesamte zweite Woche ihrer „Ferien“ mit dem Versuch, meine unglückliche, völlig geknickte Liebste zu trösten. Abschied von ihr nahm ich schon gestern Abend. Sie kehrte nach Certaldo zurück. In einer Stunde werde auch ich Florenz verlassen. Denn meine Eltern werden mich bald hier abholen. Sie sind zu bedauern, haben schon gestern vergeblich versucht, die weinende Sandra zu beruhigen, und müssen nun mich unerträglichen Trauerkloß zwei endlose Tage lang mit dem Auto nach Deutschland zurückfahren.

Zurück in Deutschland

Oktober bis Dezember

1

Nun versuche ich mich also wieder an die Verhältnisse in der Heimat zu gewöhnen. So ganz leicht ist das nicht. Immerhin sind wenigstens die hiesigen Bibliotheken gut. Die Institutsbibliothek ist trotz der im Krieg erlittenen Verluste brauchbar, die Sammlung der Universitätsbibliothek gehört auf dem Gebiet der Klassischen Philologie zu den besten auf deutschem Boden. Dass ich das jetzt, nach meinem Auslandsaufenthalt, mit einer gewissen Dankbarkeit verzeichne, könnte ein Hinweis darauf sein, dass ich in Florenz vielleicht doch etwas dazugelernt habe. Aber noch tröstlicher als mein erster Blick auf die vertrauten Bücherwände war mir das Wiedersehen mit meinen Freunden und Lehrern.

Die drei ordentlichen Professoren nahmen mich mit einer Herzlichkeit wieder in ihre Obhut, die mich rührte. Ich berichtete ihnen ausführlich über meine Italien-Erfahrungen, blieb zunächst im Gespräch mit Professor Vierhoff einigermaßen sachlich, gestand aber später meinen beiden väterlichen Betreuern Hiltberger und Eckart etwas verlegen auch meinen Liebeskummer. Sie fanden die Tatsache, dass ich einer schönen Italienerin verfallen war, weder überraschend noch verwerflich, lächelten vielmehr gütig, mahnten zu Ruhe und Gelassenheit.

Doch wie immer ist mir die größte Hilfe in meiner gegenwärtigen Misere der unermüdliche Jan. In den letzten Tagen war er, obwohl dienstlich eigentlich zu Höherem berufen, stundenlang damit beschäftigt, mir bei der verspäteten Zimmersuche zu helfen. Mein Verzicht auf jenes Mini-Appartement, das zu mieten er mir so dringend geraten hatte, erwies sich als schwerer Fehler. Der Wohnungsmarkt war, als ich hier vorgestern ankam, so leergefegt, dass ich mich mit einem – sogar teuren – Provisorium begnügen musste und nun weit draußen im Süden der Stadt an einem Flüsschen in einer einsamen Schrebergartenlaube hause. Sandra darf ich davon gar nichts sagen, sie würde verzweifeln, und auch ich selbst zerfließe wieder einmal vor Selbstmitleid. Ach geliebte Sandra, erneut gilt für dich das „Ihr wandelt droben im Licht auf weichem Boden, selige Genien!“. Wie traumhaft schön muss es sein, in Florenz bei fürsorglichen Großeltern in einem kuschelig-warmen Zimmer zu wohnen, regelmäßiges Essen zu bekommen und mit dem Bus schon in zwölf Minuten in der Uni zu sein! Sofort wäre ich bereit, die besten Bibliotheken der Welt gegen solche Studienbedingungen einzutauschen.

Aber was sage ich denn da! All diese Wünsche könnte ich mir doch leicht erfüllen, ich müsste mich nur für immer von Sandra trennen. Denn wenn ich Barbara zu Hilfe riefe, unternähme sie mit Sicherheit alles, um mich so schnell wie möglich aus meiner elenden Lage zu befreien, würde mich sofort mit dem Auto abholen und noch heute in ihrem Elternhaus unterbringen. In den kommenden Tagen würde sie mich dann so hocheffizient wie damals in Florenz bei den Formalitäten des Studienplatzwechsels unterstützen. Endlich hätte ich ein gemütliches warmes Zimmer, könnte zu Fuß in wenigen Minuten das Institut erreichen, wäre nicht mehr allein,

sondern stets in netter Gesellschaft. Und an den Wochenenden könnte ich im Faltboot über die Berliner Seen paddeln. Das wäre zwar nicht so großartig wie das Segeln einer Rennyacht, aber immer noch besser als meine jetzige trostlose Fortbewegung. Denn da von dieser Gartenkolonie hier draußen nicht einmal irgendein Bus ins Stadtzentrum fährt, hat Jan mir auf einem Schrottplatz ein uraltes, quietschendes Fahrrad besorgt, ein grauenhaftes rostiges Monster, ein furchterregendes Martergerät, mit dem ich nun tagtäglich auf dem Uferweg flussabwärts, quer durch die Innenstadt, zum Institut radele.

Wie damals bei meiner Ankunft in Florenz stelle ich mir auch jetzt nach meiner Rückkehr in die Heimat die immer gleiche Frage: Was ist das Studium anderes als ein kontinuierlicher Abstieg zu immer jämmerlicheren Lebensformen? Was sind das für Herrschaften, die das herrliche Studentenleben preisen? Haben sie überhaupt jemals studiert? Hatten sie steinreiche Väter, die ihnen mühelos größere Geldbündel über den Tisch zuschieben konnten? Haben diese Schwätzer auch nur die blasseste Ahnung von den tausend Schwierigkeiten, mit denen sich ein Durchschnittsstudent Tag für Tag herumschlagen muss? Nein – entweder haben diese Leute nicht die Spur einer Ahnung oder sie verbreiten – wie ja neuerdings in der Politik üblich – bewusst die Unwahrheit. Alle, die sich in meiner Lage befinden, können das heuchlerische Gerede von der großzügigen staatlichen Familien-Förderung, von den prächtigen deutschen Studienbedingungen, von der berechtigten Erhebung immer neuer und immer höherer Studiengebühren, von der intensiven Unterstützung der Forschung und der Lehre, der Bildung und der Ausbildung nur als unverschämte Provokation, nur als den blanken Hohn empfinden.

Auf jeden Fall werde ich Sandra die Tatsache, dass ich ausgerechnet in der Heimat und nicht irgendwo im „feindlichen Ausland“ als Clochard unter einer Brücke gelandet bin, so lange wie möglich zu verheimlichen suchen. Das wird insofern nicht ganz leicht sein, als ich ihr irgendwann erklären muss, warum sie weiterhin ihre Post an Jans Adresse senden soll. Dabei bewährt sich gerade diese Regelung ausgezeichnet, da Jan mir sowohl für die Haustür seines Wohnblocks wie für seinen unten im Flur angebrachten Briefkasten einen Schlüssel gegeben hat. Da ich auf dem Weg zum und vom Institut mindestens zweimal täglich an seinem Haus vorbeiradele, ist es die Sache eines Augenblicks, dem Blechkästchen die an mich gerichtete Post zu entnehmen, ohne erst noch die vier Stockwerke bis in Jans Dachkammer hinaufzuklettern. Auch deswegen lässt Jan meine Post stets so lange unten im Briefkasten auf mich warten, bis ich sie selbst dort abhole.

So weit, so gut. Doch irgendwann werde ich Sandra meinen Aufenthalt unter der Brücke eingestehen müssen. Vielleicht sollte ich ihr weiszumachen versuchen, dass ich mich als Untermieter bei Diogenes in der Tonne einquartiert habe. Denn dafür gäbe es ja gute sachliche Gründe. Als Philosophiestudent kann ich die Lehre der Kyniker – derer, „die leben wie die Hunde“ – nicht auf Dauer vernachlässigen.

2

Noch am Tag meiner Abreise aus Italien, also gleich am Sonnabend, schrieb Sandra mir einen langen Brief und sandte ihn, wie vereinbart, an Jans Anschrift. Ich bekam dieses Schreiben vorgestern. Leider war sein Inhalt nicht besonders erfreu-

lich. Dass alle unsere Verhandlungen mit ihrem Vater erfolglos geblieben waren, hat sie tief getroffen. Insofern bin ich meinen Eltern doppelt dankbar dafür, dass sie sie immer wieder, auch noch im Augenblick des tränenreichen Abschieds, zu trösten versuchten, dass sie sie noch einmal darauf hinwiesen, wie sehr sie uns in unserem verzweifelten Kampf gegen eine lange andauernde Trennung unterstützen wollen.

Trotzdem ist Sandra bitter enttäuscht. Sie hatte sich vielleicht doch noch Hoffnungen auf ein Nachgeben ihres Vaters gemacht, und eigentlich war ja auch wirklich nicht zu erwarten, dass er sich nicht einmal von meinen eigens aus Deutschland angereisten Eltern zu einer Änderung seiner Haltung bewegen ließe. Und nun, seit meiner Abreise, hat Sandra zu allem Übel auch noch den Eindruck, dass ihr Vater mehr denn je mit einem baldigen Ende unserer Liebe rechnet. Jedenfalls verkündet er gern und oft und immer ungefragt, dass ich, wenn ich mich erst wieder in der gewohnten Umgebung aufhielte, sicher Besseres zu tun hätte, als an irgendeine ferne Italienerin zu denken. Doch ich hatte solche Quälereien befürchtet und deshalb meiner armen Liebsten schon auf der Rückfahrt bei jedem Tankstopp, zunächst noch aus Italien, dann aus Österreich, schließlich aus Deutschland, Postkarten geschickt. Und auch nach meiner Ankunft hier an der Uni schrieb ich ihr – trotz der hektischen Suche nach einer erträglichen Unterkunft – sofort einen langen Brief. Darin bat ich sie noch einmal, den Hilfszusagen meiner Familie unbedingten Glauben zu schenken.

Doch vielleicht hätte ich mir diese Bitte sparen können. Denn wie sehr Sandra meinen Eltern nach nur einer einzigen Woche des Zusammenseins vertraut, wurde während der Verhandlungen in Certaldo so spürbar, dass nun auch ihre liebe Mamma eifersüchtig zu werden begann. Wieso benahm sich ihre sonst so scheue Tochter in Gesellschaft dieser Fremden, mit denen sie nicht einmal in ihrer Muttersprache reden konnte, sondern französisch sprechen musste, so unbefangen, unverkrampft, selbstbewusst und offen? Gute Frage, warum wohl?

Immerhin behauptet Sandra in ihrem Brief, ihr hyperkritischer Herr Papa habe an meinen Eltern nichts auszusetzen gehabt. Meinen Vater habe er als liebenswerten, ruhigen, stets zuversichtlichen und gelassenen Kollegen schätzen gelernt, noch mehr aber habe ihn der sanftmütige Charakter meiner Mutter beeindruckt – „molto dolce“ habe er ihn genannt. Nur gut, dass Herr Pertini an jenem Sonntag ziemlich oft verlegen nach unten auf seine sich drehenden Däumchen blickte. Sandra jedenfalls hatte genauer hingesehen, denn sie schreibt in ihrem Brief: „Babbo pries besonders den empfindsamen, weichen Charakter Deiner Mutter. Doch da Du ihr sehr ähnelst, sah ich, als er zu ihr sagte: ‚Ben ist zwar ein netter Junge, aber vielleicht dennoch nicht der richtige Partner für meine Tochter’, wie sich bei Deiner Mama auf dem Hinterkopf, an der genau gleichen Stelle wie bei Dir, vor Zorn die Haare aufzurichten begannen.“

Aber hatte denn die nur mühsam unterdrückte Empörung meiner Mutter nicht tausend gute Gründe? Ich jedenfalls bin ihr, da ich weiß, wie unbändig sie aus der Haut fahren kann, von Herzen dafür dankbar, dass sie sich, obwohl sie alles Recht dazu gehabt hätte, trotz einer so unerhörten Provokation ausnahmsweise einmal nicht in eine zornbebende Furie verwandelte. Jener miesepeterige Vater, der da so ratlos vor sich auf den Tisch und seine sich drehenden Däumchen starrte, wollte ihren herrlichen Sohn, dieses männliche Prachtexemplar, diesen Traum jeder Frau, diesen Stolz ihres liebenden Mutterherzens nicht tief beglückt als möglichen Partner seiner

Tochter in die Arme schließen, nein, viel schlimmer noch, er wollte sogar verhindern, dass sein schönes Kind und ihr großartiger Benny sich überhaupt irgendwann noch einmal wiedersahen – was für eine ungeheure Kränkung! Doch ich bin sicher – wir werden's schon noch richten!

3

Heute Morgen übergab mir die Sekretärin des Instituts im Geschäftszimmer ein geheimnisvolles, größeres, ziemlich flaches Päckchen: „Diese Sendung ist heute für Sie gekommen, wohl aus Amerika." Ich war überrascht, zeigte das auch ganz unbefangen, sagte: „Warum schickt mir denn mein Freund Julius – ich habe nämlich einen lieben Freund in San Francisco – seine verfrühten Weihnachtsgeschenke neuerdings an die Institutsadresse?" Denn eine Absenderangabe war nirgends auf der Verpackung zu entdecken, nur mein Name und die Institutsanschrift prangten dort, groß und deutlich in Druckbuchstaben mit einem Filzstift aufgemalt, unter einer Fülle bunter Briefmarken und BY-AIR-MAIL-Aufkleber.

Doch die Sekretärin hatte genauer hingesehen als ich, denn sie bemerkte etwas schnippisch: „Die Sendung kommt nicht aus San Francisco, sondern ist offenbar am Flughafen von Boston aufgegeben." Während sie Gleichgültigkeit heuchelte, wurde ich entweder glühend rot oder totenblass, jedenfalls rang ich wohl so sichtlich um Fassung, dass ich nun erst recht alle Aufmerksamkeit auf mich und dieses peinliche Päckchen lenkte. Vergeblich bemühte ich mich um Lässigkeit: „Ach je, offenbar zieht Julius, dieser eifrige Geschäftsmann, wieder einmal rastlos durch die weite Welt", sprach's, nahm mein „Geschenk" und verkroch mich in den einsamsten Winkel der Bibliothek.

Nachdem ich dort vor mir auf einem Tisch so viele Bücher aufgestapelt hatte, dass sie mir etwas Sichtschutz boten, öffnete ich vorsichtig die Sendung. Sie enthielt einerseits viel, andererseits nichts. Denn die robuste Verpackung umhüllte schützend eine Schallplattenaufnahme der neunten Symphonie in e-Moll „Aus der Neuen Welt" von Antonín Dvořák. Das war viel, nämlich ein rührendes, vielleicht bitteres Geschenk. Beigelegt war äußerst wenig, nur eine einfache Ansichtspostkarte. Auf der einen Seite Bostons Wolkenkratzer – also nicht einmal eine Abbildung des Massachusetts Institute of Technology –, auf der anderen nur der griechische Originaltext zweier Verse aus Homers *Odyssee.* Keine Unterschrift, kein Gruß, keine Absenderangabe – es war sowieso alles klar. Dies war die Ansichtskarte, die mir Mirella für den Fall versprochen hatte, dass sie mich zu vergessen begann, dass sie ihre unglückliche Liebe überwunden hatte. Aber standen die zitierten Verse nicht in Widerspruch zur angeblichen Genesung?

Auf Beschluss der unsterblichen Götter soll Odysseus endlich zu Penelope zurückkehren dürfen. Kalypso muss ihn freigeben. Mit einem auf ihrer Insel gebauten Floß versucht Odysseus Ithaka zu erreichen, wird aber von dem ihm feindlich gesinnten Poseidon erneut auf dem offenen Meer überrascht, durch einen gewaltigen Sturm in Seenot gebracht, kann sich nur mit Mühe schwimmend an die Küste der Phaiakeninsel Scheria retten und verbringt dort nackt und zu Tode erschöpft in einem aus Laub zusammengescharrten Lager schlafend die Nacht. Am nächsten Morgen fährt Nausikaa, die Tochter des Phaiakenkönigs Alkinoos, mit einem Wagen voller

Wäsche und vielen Mägden aus der Stadt zu den nah am Versteck des Helden gelegenen Waschgruben. Odysseus versucht mit einem belaubten Zweig seine Blöße zu bedecken – dieses Feigenblatt dürfte weit größer gewesen sein als die mir von Mirella geschenkten Mini-Badeanzüge – und fleht, während die Mägde davonlaufen, die mutig ausharrende Nausikaa um Hilfe an.

Die schöne Königstochter erhört seine Bitten, gewährt ihm Schutz, leiht ihm Kleidung, weist ihm den Weg zum Palast ihres Vaters und verliebt sich wohl auch in ihn – jedenfalls kann sie sich ihn als ihren Geliebten vorstellen, hört in Gedanken die Vorwürfe ihrer beleidigten phaiakischen Freier –, doch Odysseus ist mehr als in so vielen anderen Episoden der *Odyssee* nur noch von dem einen Wunsch nach Heimkehr besessen. Er sieht zwar, dass Nausikaa ein überaus schönes Mädchen ist, stellt sich aber auch dann hartnäckig taub, als der „Daddy" Alkinoos sie ihm als Ehefrau anbietet – „du kannst bei den Phaiaken bleiben, mein Kind heiraten, mein Schwiegersohn werden." Zu diesem Vorschlag nimmt Odysseus nicht einmal Stellung, überhört ihn geflissentlich, widersteht den Reizen der bezaubernden Nausikaa so hartherzig, dass Goethe ein Trauerspiel gleichen Namens zu schreiben begann, dann aber wohl ebenso wenig wie ich im Falle Mirellas wusste, wie er die Handlung zu irgendeinem überzeugenden Abschluss bringen sollte, und das Projekt aufgab.

Doch Mirella hielt die Homerische Darstellung auch in ihrer Originalform für traurig genug, blieb ihr treu und zitierte auf ihrer Karte nur die wenigen Worte, die Nausikaa an Odysseus richtet, bevor er das Schiff der Phaiaken besteigt, das ihn endgültig in seine Heimat, nach Ithaka, zur treuen Penelope, zurückbringen wird:

chaire, xein', hina kai pot' eon en patridi gaie
mnese emei', hoti moi prote zoagri' ophelleis.

[Lebe wohl, Fremder! Und dass du auch einmal, ins Vaterland heimgekehrt,
an mich zurückdenkst, da du mir ja zuerst deine Rettung verdankst!]

Übrigens verspricht Odysseus der Nausikaa in seiner Antwort auf diesen Abschiedsgruß, er werde in Ithaka täglich zu ihr wie zu einer Gottheit beten. So weit kann ich bei Mirella unmöglich gehen, weiß nicht einmal, ob, wann und wie ich ihr antworten soll.

Ein Wiedersehen mit Katharina blieb mir gottlob erspart. Denn sie hat die Universität gewechselt, ist irgendwo in Süddeutschland verschwunden. Nachdem mir die Sekretärin heute mein Päckchen ausgehändigt hatte, wollte sie mir Kathys neue Anschrift geben, aber ich habe Eile vorgetäuscht und bin sofort in die Bibliothek geflüchtet. Offenbar wird hier im Institut genauso aufmerksam beobachtet, genauso ausgiebig getratscht wie im leider weit entfernten Certaldo. Auch dazu ein italienisches Sprichwort: „Tutto il mondo è paese: die ganze Welt ist ein Dorf" – soll heißen: es ist überall dasselbe, es ist nirgendwo besser.

4

Nach langem Grübeln entschloss ich mich, Mirella doch noch mit einem kurzen Brief für die schöne Aufnahme der Dvořák-Symphonie zu danken. Ob ich das

Richtige tat, weiß ich nicht. Aber was heißt schon „richtig“? „*Pleonachôs légetai*“, würde Aristoteles wohl auch vom „Richtigen“ sagen: „es wird in mehr als einer Bedeutung verwendet.“ Um nur zwei Möglichkeiten zu nennen: Der menschliche Anstand erforderte es, dass ich Mirella für ihr Geschenk dankte. Insofern war es „richtig“, ihr zu antworten. Doch wenn ich endlich klare Verhältnisse schaffen wollte, hätte ich mich nicht zu einer Antwort hinreißen lassen dürfen. Einen Brief zu schreiben war nicht nur „nicht richtig“, sondern vermutlich sogar grundfalsch. Denn mein Schwächeanfall birgt die Gefahr, dass alle unsere Leiden erneut beginnen, dass wir von Neuem anfangen, auf dem Hochseil herumzubalancieren.

Aber liegt jetzt nicht der ganze Atlantik zwischen Mirella und mir? ‚Sollte es uns’, so fragte ich mich, ‚immer noch nicht möglich sein, über diesen unendlichen Abgrund hinweg ein paar sachlich kühle, distanzierte, einfach nur „nette“ Worte miteinander zu wechseln?’ Wieder und wieder starrte ich auf die bunte Postkarte, zählte Bostons Wolkenkratzer und versuchte mir mit nun plötzlich doch noch erwachtem Interesse durch einen Blick in den Atlas über die genaue Lage der Stadt, über den Standort des Photographen und über die Tageszeit der Aufnahme klar zu werden. Doch in Wahrheit sollten mich all diese Untersuchungen nur von der Rückseite der Postkarte ablenken. Denn sie interessierte mich viel mehr als die „Skyline of Boston, Massachusetts“. Mirella hatte die beiden Homerverse groß, sorgfältig und eigentlich sehr schön mit einem Kugelschreiber geschrieben, allerdings quer über die vorgedruckte Trennungslinie zwischen rechtem Adress- und linkem Grußteil hinweg. Sonst nichts, kein Absender (dennoch kannte ich ihre Anschrift, denn sie hatte sie mir ja schon vor Monaten gegeben), kein Datum, kein italienisches, kein englisches, auch kein an meinen Unterricht und dessen schlechte Didaktik erinnerndes deutsches Wort, sondern nur jene zwei Zeilen in altgriechischer Schrift. Zweifellos brachte dieser Abschiedsgruß die zwiespältige Beziehung zwischen Mirella und mir auf die denkbar kürzeste Formel. Aus ihm sprach die blanke Angst vor einem Wiederbeginn aller Qualen der Vergangenheit und gleichzeitig die Unfähigkeit zu einer endgültigen Trennung. Lella wusste nicht, was sie tun sollte, wollte mir zwar schreiben, aber doch nicht „zu viel“, nichts Persönliches, aber auch nichts völlig Unpersönliches, hatte sich hinter zwei Versen und einer großartigen Symphonie versteckt, fürchtete sich vor einer Antwort und erhoffte sie doch auch. Und ich? Ich hätte die Pflicht gehabt, ihre Hoffnung zu enttäuschen. Ich musste stark sein und durch beharrliches Schweigen meine geliebte Nicht-Geliebte für immer verstoßen. Das war für uns beide mit Sicherheit das Beste. Aber ich bin ein erbärmlicher Schwächling, versuchte mir einzureden, dass sich der endgültige Abschied auch weniger brutal, mit einigen netten Worten, erreichen ließe, griff zu Briefpapier und Füllfederhalter, starrte lange auf das leere Blatt und schrieb dann:

Liebe Nausikaa,
ich sehe mit Freude, dass es dir gut geht. Denn wie von dir gewünscht, habe ich dir bei unserem letzten Gespräch aufmerksam zugehört und erinnere mich, dass du mir nur dann eine Karte schicken wolltest, wenn du mich zu vergessen beginnst. So lass uns denn in Frieden voneinander Abschied nehmen! Zwar sitze ich hier seit meiner Rückkehr nach Ithaka noch immer als Bettler auf der Schwelle des heimischen Palastes und werde von den Freiern verhöhnt und beschimpft, aber bald werde ich sie

bekanntlich alle, außerdem auch noch die ungetreuen Mägde ermorden. Nach diesem grausigen Blutbad werde ich dann so richtig glücklich (?) mit Penelope zusammenleben. Grüß bitte den lieben Daddy von mir und auch den bezaubernd schönen Gary! Denn ich denke doch, dass er es war, der dich so erfolgreich getröstet hat. Leb wohl!

Dein Odysseus

PS. Übrigens hat Goethe, weil er nicht wusste, dass sich das schöne Kind so schnell trösten wird, eine Tragödie „Nausikaa“ zu schreiben begonnen. Doch dann weigerte sich seine tragische Figur ebenso standhaft wie manch andere Nausikaa, dem ekelhaften Odysseus lange nachzutrauern. Deshalb gab Goethe das Projekt bald auf. Hier zwei der wenigen Verse seines Entwurfs. Sie sind schön, und ich setze sie dir in Erinnerung an den Flug nach Nizza im deutschen Original-Wortlaut hinzu:

Ein weißer Glanz ruht über Land und Meer,
Und duftend schwebt der Äther ohne Wolken.

So weit mein törichter Brief. Den eigentlichen Zweck des ganzen Geredes, nämlich den Dank für die Schallplatte, hatte ich völlig vergessen, kritzelte deshalb, als ich meinen Fehler bemerkte, auf den linken Rand der Briefrückseite: „Die Aufnahme der 9. Symphonie ist hervorragend. Hab Dank für dieses schöne Geschenk!“ und trieb dann, in einem letzten Schritt, den Unsinn endgültig auf die Spitze. Denn wenn man sich schon für immer verabschiedet, warum nennt man dann eine genaue Absender-Adresse? Die ganze Verlogenheit meines Schreibens wurde deutlich, als ich schließlich nicht nur auf dem Briefumschlag, sondern auch noch auf dem allein freigebliebenen rechten Rand der Blattrückseite sorgfältig in leserlicher Druckschrift Jans Anschrift angab. Doch so viel eigene Inkonsequenz konnte ich immerhin mit der Furcht vor Mirellas Inkonsequenz entschuldigen. Denn falls sie unsere Springprozession fortsetzt – zwei Schritte vor und vielleicht sogar drei zurück – und mir erneut schreibt, soll ihre Korrespondenz nicht noch einmal auf dem Schreibtisch der Institutssekretärin landen. Denn solche Sprengstoffsendungen sind in Jans Briefkasten bestimmt besser aufgehoben als in der Instituts-„Öffentlichkeit“.

5

Schon mehrmals hatte Sandra sich bitter darüber beklagt, dass der gestrenge Herr Papa ihren schüchternen Bitten, mich zu einem Weihnachtsbesuch nach Certaldo einzuladen, beharrlich auswich. Zwar wusste sie schon immer, dass ich nicht überaus willkommen bin, aber dass jetzt wirklich auf Zeitgewinn gespielt werden sollte, überraschte und schockierte sie. Offenbar blieb ihr Vater unbeirrt bei seinem Vorsatz, uns auf Dauer zu trennen. Bisher hatte Sandra das nicht wahrhaben wollen, auch weil sie, zumindest von mir, nie erfahren hatte, wie entschieden er sich – mit leider nur allzu guten Argumenten – gegen jede weitere Begegnung zwischen ihr und mir gewehrt hatte. Deshalb hatte sie am Anfang der vergangenen Woche noch einmal all ihren Mut zusammengenommen und ihn erneut gebeten, mich Weihnachten nach Certaldo einzuladen, hatte zunächst keine klare Antwort bekommen und, so hingehalten, ihren Wunsch schließlich noch weiter eingeschränkt: Ob sie mir wenigstens

zum Neujahrsfest einen kurzen Aufenthalt in Certaldo anbieten dürfe? Erst jetzt wurde ihr deutlich gesagt, dass ich ihren Eltern zu keiner Zeit willkommen bin, weder zum Weihnachts- noch zum Neujahrsfest noch sonst irgendwann in naher Zukunft. Diese Hiobsbotschaft teilte Sandra mir vor einigen Tagen in einem düsteren Brief mit.

Als ich sah, wie verzweifelt sie wieder einmal war, wandte ich mich erneut, wie damals in Lido di Camaiore, Hilfe suchend an meine Eltern, rief zu Hause an, hatte Mama am Apparat, schilderte ihr kurz die unverändert grässliche Lage und verkündete ihr dann: „Ich muss mich damit abfinden, dass ich mich in Certaldo nicht sehen lassen darf. Sandras Vater, dieser alte Esel, bleibt stur bei seiner vorgefassten Meinung, dass er seine arme Tochter nur lange genug von mir zu trennen braucht, um sie wieder zur Vernunft zu bringen. Er muss ihre verzweifelten Briefe ja auch nicht lesen, kann sich offenbar mühelos über ihr Leid hinwegsetzen. Aber ich werde ihm sein Süppchen gründlich versalzen, werde nicht jetzt in den Weihnachtsferien, da Sandra dann ja in Certaldo festgehalten wird, wohl aber bei Wiederbeginn der Florentiner Vorlesungen in der zweiten Januarwoche für zehn Tage zu ihr nach Florenz fahren und mich dort heimlich mit ihr treffen. Gottlob kenne ich in der Nähe des Bahnhofs eine einigermaßen bezahlbare Pension. Ärgerlich an dieser Planung ist nur, dass ich wegen meines Fehlens einige Kurse hier an meiner Heimatuniversität nicht erfolgreich abschließen kann. Aber darauf kommt es ja nun auch nicht mehr an. Für die grandiose antike Literatur interessiert sich heute an den Schulen sowieso kein Mensch mehr, weder die Schüler noch die Eltern, meine ganze Berufswahl war verfehlt, man behandelt die Lehrer in Deutschland und in Italien wie die letzten Idioten, wie gescheiterte Existenzen, die nicht in der Lage sind, irgendetwas Sinnvolleres zu tun. Auch Herr Pertini reagiert mit beleidigtem Erstaunen, wenn ich ihm die hohen Anforderungen, die dieser Beruf stellt, zu schildern versuche. Sollen doch alle diese Besserwisser ihre Kinder selbst unterrichten, ich jedenfalls werde mich in Florenz nach irgendeiner Alternative umsehen. Vielleicht kann ich ja Bruno an der Tankstelle helfen oder in der Reifenfirma eine kleine Nebentätigkeit ergattern."

Nun verlor meine Mutter doch noch die so lange gezeigte Geduld und reagierte mit einem ihrer mir so vertrauten Temperamentsausbrüche: „Du hältst dich zurück! Jetzt nehme *ich* die Sache in die Hand und werde endlich dafür sorgen, dass dieses großartige Mädchen nicht länger unglücklich ist. Zwar musst auch du dich bemühen, Sandra so gut wie möglich zu trösten – kündige ihr durchaus noch heute an, dass du sie im Januar in Florenz besuchen willst! –, aber den Rest überlass mir! Ich möchte selbst mit ihr reden und werde ihr deshalb sofort einen Eilbrief nach Florenz schicken. Bitte diktier mir noch einmal langsam und deutlich Sandras dortige Anschrift!"

6

Wie von Mama gewünscht sandte ich sofort am vergangenen Dienstag einen Brief an Sandras Florentiner Adresse und war seitdem ziemlich beunruhigt, weil ich keine Antwort bekam. Stattdessen fand ich heute Morgen zwischen Jans Post ein Schreiben ihres Vaters. Meine Anschrift hatte er eigenhändig auf den Umschlag gekritzelt, und da ich seine unleserliche Arztklaue kenne, außerdem die Absenderangabe oben links in hellblauer Farbe eingedruckt sah, erschrak ich nicht wenig. Denn

ich befürchtete, meine arme Sandra könnte irgendwelche Torheiten angestellt haben. Schließlich hatte sich ihre Familie ja wieder einmal die größte Mühe gegeben, sie in jeder Weise zu quälen. Doch das Handschreiben enthielt, wenn auch nur in dürren Worten, endlich das Ja ihres Vaters zu unseren „Zukunftsplänen“ – damit meinte er wohl unser Besuchsprogramm –, und eine an mich gerichtete, nicht eben euphorische Einladung, Weihnachten in Certaldo zu verbringen.

Fassungslos staunte ich über dieses Wunder, wurde aber schon bald aus meinen schönen Träumen in die Wirklichkeit, schlimmer noch: in die unwirtlichste aller Wirklichkeiten, in die universitäre Wirklichkeit zurückgeholt. Denn als ich feuertrunken über unzählige Treppenstufen die vier Stockwerke bis zu Jans Dachkammer hinaufgestürmt war, anklopfte, sein „Herein!“ hörte, die Tür aufstieß, den Brief schwenkte und in Jubel ausbrach – wer ein holdes Weib errungen, mische seinen Jubel ein! –, wurde ich überaus kühl empfangen. Tiefe Missbilligung äußerte sich in jedem Wort, jedem Blick, jeder Geste Jans – er war peinlichst berührt von dem, was ich wieder einmal angestellt hatte, schämte sich zutiefst für mich, fühlte sich mitverantwortlich für diesen neuerlichen Skandal, begann schon, mir die ersten Bußübungen vorzuturnen, denn ich hatte ihn ja mit einer weiteren Untat bloßgestellt – ihn, der mich immer gefördert, gegen jede Kritik in Schutz genommen, der beruhigend versichert hatte, dass aus mir vielleicht doch noch irgendwann ein vernünftiger Mensch, ja, mit gnädiger Hilfe der Olympischen Götter sogar ein braver Wissenschaftler werden könnte. Und nun dies! Was? Ja, was denn nur? Er litt, er quälte sich, es war fast unmöglich, etwas Genaueres aus ihm herauszubringen, aber geduldig fragend erfuhr ich endlich doch noch, welches Verbrechen ich begangen hatte.

Durch mein leichtfertiges Florentiner Abenteuer war ein deutscher Ordinarius – ein leibhaftiger deutscher ordentlicher Professor! – in die Liebeshändel eines seiner saudummen Studenten – in meine Hahnenkämpfe um irgendeine Frau – verwickelt worden. Nur weil ich, wie es ja seit jeher meine verfluchte Unart war, statt in Florenz zu studieren, wieder einmal attraktiven Damen nachgelaufen war, wurde jetzt Professor Hiltberger von Sandras Vater in einem langen Schreiben um Auskunft über meine Qualitäten als Mensch und als Student gebeten. Hatte ein deutscher Professor nichts Besseres zu tun, als neben Stellungnahmen zu Stipendien, Promotionen, Habilitationen, Berufungen, Forschungsvorhaben ... usw. ... usw. ... auch noch Gutachten zu den Heiratsabsichten seiner Studenten zu verfassen? Ob ich denn nicht endlich einmal meine beschämende moralische Verkommenheit überwinden wolle? Wie ich es wagen könne, Hiltberger mit einer derartigen Privatsache zu belästigen?

Ich versuchte Jan zu erklären, dass ich nichts dergleichen gewagt hatte, dass ich nicht einmal genau wusste, wovon er redete. Und so wurde ich schließlich doch noch etwas besser über das von mir verursachte Ärgernis informiert. In einem auf Deutsch verfassten Schreiben hatte sich Doktor Pertini an Professor Hiltberger gewandt und ihn um Auskunft darüber gebeten, ob man mir guten Gewissens irgendwann einmal ein so junges, zartes, schüchternes und wehrloses Mädchen wie Sandra als Ehefrau anvertrauen könnte. Wieder einmal war die Zeit in Certaldo vorwärts gerast. Wenn ich Sandra zu Weihnachten treffen will, habe ich sie auch irgendwann zu heiraten, und wenn ich sie heiraten will, muss geprüft werden, ob ich ein anständiger Kerl bin, und um zu erfahren, ob ich ein anständiger Kerl bin, muss man sich an meine Professoren wenden. Denn dass meine Mutter große Stücke auf mich hält, ist ja

selbstverständlich, ist kein objektives Urteil, entspricht nur der oft wiederholten Überzeugung des Babbo: „Per una mamma il figlio ha sempre ragione: für eine Mamma hat der Sohn immer recht.“

7

Ob Professor Hiltberger jene Anfrage aus dem fernen Italien ebenso sehr als Zumutung empfand wie Jan, wurde mir nicht klar. Jan jedenfalls litt unsäglich, ihn interessierte auch nicht, ob ich diesen bestürzenden Skandal wissentlich oder unwissentlich ausgelöst hatte. Ich selbst fragte mich zunächst nur, warum Herr Pertini gerade Professor Hiltberger um Auskunft über mich gebeten hatte. Doch die Erklärung lag nahe. Da ich die Namen meiner liebsten Lehrer – Hiltberger, Eckart, Vierhoff – in Certaldo oft genannt hatte, hatten sie sich dem Herrn Doktor auch besonders tief eingeprägt. Mit diesem Vorwissen die Anschrift meines Heimatinstituts zu ermitteln, war leicht – die bekannten umfangreichen Verzeichnisse internationaler Forschungsinstitute sind ja in fast jeder größeren Florentiner Bibliothek mühelos zugänglich.

Mir allerdings halfen diese nachträglichen Erkenntnisse in meiner peinlichen Lage kein bisschen weiter. Denn nun predigte mir zur Abwechslung einmal Jan das „Pèntiti, cangia vita: Bereue, ändere dein Leben!“, und ich gestehe, dass ich mich in meiner Haut durchaus nicht wohl fühlte. Was wird Professor Hiltberger zu diesem Vorfall sagen? Ich kann nur alle meine Hoffnung auf seine grenzenlose Güte setzen. Voller Vertrauen hatte ich ihm und Professor Eckart ja sogar meine unglückliche Liebe zu einer schönen Italienerin gebeichtet. Denn ich kann Personen, die ich schätze, nun einmal nichts verheimlichen.

Doch Jan scheint solches Benehmen für falsch zu halten, sieht in ihm eine Belästigung bedeutender Gelehrter durch kindischen Unfug. Er vertritt die Auffassung, Wissenschaft und Privatleben seien stets streng voneinander zu trennen. Daher beginne ich zu befürchten, dass so eindrucksvolle Vaterfiguren wie der mir jetzt leider so ferne Giacometti, wie meine hiesigen philologischen Lehrer Hiltberger, Eckart, Vierhoff und auch mein althistorischer Wohltäter Hertz, dass sie alle Relikte einer sentimentalen Vergangenheit, dass dagegen die allmählich an ihre Stelle tretenden Nachwuchskräfte Vorboten einer unpersönlicheren Massen-Universität, eines kühleren Wissenschafts-„Betriebs“ sein könnten.

Und das sagte ich Jan auch ganz frech, ging wieder einmal in die Vorwärtsverteidigung, wehrte mich gegen seine Moralpredigt mit den Worten: „Deine strikte Trennung von Berufs- und Privatleben in Ehren, sie mag theoretisch richtig sein, ist aber praktisch undurchführbar. Auch Wissenschaftler, sowohl Studenten wie Professoren, sind Menschen. Sie haben nicht nur wissenschaftliche, sondern auch menschliche Probleme, und gerade du als zukünftiger akademischer Lehrer hast dich gefälligst auch um die privaten Schwierigkeiten deiner Schüler zu kümmern, darfst niemals so tun, als wenn dich all diese Dinge nichts angingen.“ – „In der Tat bin ich ja gerade dabei, mich an deinem Beispiel in diese Materie einzuarbeiten“, antwortete Jan, „und deshalb frage ich mich in eben diesem Augenblick, was du erst sagen wirst, wenn weitere solche Brieflein wie das des Dr. Pertini hier ins Institut flattern. Wie sehr wirst du dich freuen, wenn auch Professor Vierhoff um Auskunft über dich

gebeten wird! Vielleicht vom Vater dieses amerikanischen Mädchens...“, und er warf mir ein längliches Schreiben so über die Schreibtischplatte zu, dass es mit Hilfe des Bodeneffekts ungeahnte Geschwindigkeiten erreichte. „Ich habe diesen Brief irrtümlich mit nach oben in die Wohnung genommen, und siehe da, du hast auch eine amerikanische Geliebte! Also wird sich ja bald zeigen, ob du sogar dann noch der Meinung bist, dass Professoren sich für die Privatangelegenheiten ihrer Studenten interessieren sollten, wenn sich der Vater dieser ... wie heißt sie doch gleich? ... dieser Mirella bei Professor Vierhoff darüber beschwert, dass du mit seiner Tochter Zwillinge in die Welt gesetzt hast.“ – Ich schwieg, drehte den Briefumschlag in den Händen, Jan redete weiter, hielt mir vermutlich eine endlose Moralpredigt, aber ich hörte nicht zu, sah sinnend auf den ziemlich großen Umschlag. Es war ja kein Wunder, dass er so schön und schnell geflogen war, denn er stammte tatsächlich von Mirella. Und es war auch kein Wunder, dass er Jan zu so wilden Phantastereien verleitet hatte, denn er war auf der Rückseite, scheinbar zur Versiegelung, mit einem roten Klebeherzchen verschlossen. Ach, Mirella, nie kennst du Grenze und Maß! Schließlich blickte ich auf, sah Jan fragend an, stotterte: „Entschuldige, was sagtest du eben?“ – „Ich habe gewagt, mich bei dir zu erkundigen, ob du noch die Übersicht über all deine Geliebten behalten kannst. Ist vielleicht auch Katharina noch im Rennen? Weißt du wirklich, welche dieser bezaubernden Damen du heiraten willst?“ – „Wieso heiraten?“ – „Weil Herr Pertini, zum Donnerwetter noch mal, genau das wissen will, er will von Professor Hiltberger erfahren, ob er dir jene dunkle Schöne als Ehefrau anvertrauen kann.“ – „Ach ja, richtig! Eigentlich wollte ich sie ja nur zu Weihnachten besuchen“, murmelte ich, „aber wenn ich sie deswegen auch heiraten muss, bin ich gern bereit dazu.“

8

„Amore mio“, so begann Mirellas Schreiben. Ich hatte es nicht etwa unter Jans kritischem Blick geöffnet, sondern zusammen mit Herrn Pertinis Brief kleinlaut und verschämt in meiner Aktentasche verschwinden lassen. Jan hatte sich meinen zerstreuten Kampf mit den widerspenstigen Taschenverschlüssen kopfschüttelnd angesehen, mich aber dann doch mit einem freundschaftlichen Klaps auf die Schulter und den Worten verabschiedet: „Du stellst unzählige Dummheiten an, aber es hat nicht den mindesten Sinn, dir das immer wieder vorzuhalten, denn erstens hörst du fast nie zu, zweitens begreifst du, was ich dir sage, auch dann nicht, wenn du zuhörst, drittens kann ich mich mit der Gewissheit beruhigen, dass du dich mit dem, was du tust, selbst am meisten bestrafst.“ Und er ahnte wohl kaum, wie wahr seine Worte waren.

Weil ich weder von ihm noch von irgendwelchen Tischnachbarn in der Institutsbibliothek beim Lesen des mich vermutlich stark berührenden Schreibens beobachtet werden wollte, fuhr ich mit meinem rostigen Fahrrad zu einem kleinen Stadtgarten in der Nähe des musikwissenschaftlichen Seminars, setzte mich bei nebligkaltem Herbstwetter auf eine feuchte Parkbank, schlug den Mantelkragen hoch, fischte den Brief aus meiner Büchertasche und begann ihn sorgfältig zu untersuchen. Meine Anschrift hatte Mirella mit der Schreibmaschine getippt, dann mit Luftpostaufklebern und schönen Briefmarken – auch das Sternenbanner war zu bewundern –

eingerahmt, außerdem auf der Rückseite ebenfalls mit der Maschine den Absender nicht etwa mit einem abgekürzten *M.* angegeben, sondern mit dem vollständigen *Mirella*, und so dem hellwachen Jan eine leider nur allzu genaue Information geliefert. Aber selbst wenn sie ihren Vornamen nicht ausgeschrieben hätte, hätte das von ihr aufgeklebte rote Herz über den Inhalt dieses Umschlags alles Nötige oder eher Unnötige verraten, ja, gerade durch den schreienden Gegensatz zwischen der sachlichen Kühle der Aufschriften und der absurden Unsachlichkeit dieses uralten Liebessymbols wirkte das rote Herzchen wie ein Protestschrei gegen alles Vernünftige, gegen jede Planung, gegen die scheinbaren Sachzwänge einer gefühllosen Welt. Und genau diesem meinem ersten Eindruck entsprach auch der Inhalt des von mir mit einem gewissen Bedauern vorsichtig geöffneten Umschlags:

Amore mio,
è chiaro: continuiamo a fare ogni sbaglio possibile ed immaginabile, lo sappiamo tutti e due, tu lo sai, io lo so, e nonostante ... era così bello ricevere una tua lettera ...

Mit diesen Worten begann Lellas italienisch geschriebener Brief. Ich gebe ihn deutsch wieder:

Mein Liebling,
es ist klar, wir machen weiter jeden möglichen und vorstellbaren Fehler, das wissen wir beide, du weißt es, ich weiß es, und trotzdem ... es war so schön, einen Brief von dir zu bekommen! Aber ist denn wirklich falsch, was wir tun? Gerade jetzt, wo uns eine viele tausend Kilometer breite Meeresfläche trennt, könnten wir doch eigentlich viel offener miteinander reden, als während unserer Ausflüge, als während unserer Spaziergänge. Damals liefen wir Hand in Hand nebeneinander her, damals hätte meine Nähe dir und deiner so töricht geliebten Sandra vielleicht doch noch irgendwann gefährlich werden können. Jedenfalls versuche ich mir das immer noch einzubilden. Denn mir vorzustellen, dass ich dich immer völlig kalt ließ, ist mir ein allzu deprimierender Gedanke. Insofern bin ich Bruno, Aldo, Gary und all den anderen von Herzen dafür dankbar, dass sie dich manchmal so herrlich provoziert haben. Denn glaub nicht, dass ich nicht bemerkt hätte, wie eifersüchtig du oft warst! Daddy hat mich deswegen auch wiederholt getadelt. Es sei ein Fehler, dich durch ein derart leichtfertiges Auftreten zu verärgern. Er konnte nicht begreifen, dass für mich jene Augenblicke, in denen du auf einen möglichen Rivalen wütend warst, viel schöner waren als die langen Zeiten deiner so überzeugend geheuchelten Gleichgültigkeit.

Soweit ich dein Schreiben an „Nausikaa“ – auch darin erweist du dich wieder einmal als eifersüchtig – verstanden habe, befindest du dich noch immer in einer ziemlich elenden Lage. Da du dich bisher unendlich dämlich angestellt hast, wirst du wohl tatsächlich irgendwann in Penelopes Armen landen und dann, am heimischen Herd vergreisend, den Abenteuern Deiner Irrfahrten, vor allem der verlassenen Nausikaa, bittere Tränen nachweinen. Aber auch die arme Nausikaa wird wohl den gleichen Fehler machen wie du und sich irgendwann für einen x-beliebigen Partner entscheiden. Und wenn einer dieser Fälle eintritt oder wenn sogar beide eintreten, werden wir unsere Korrespondenz einstellen. Aber bis dahin sehe ich keinen Grund, weshalb wir uns nicht schreiben sollten, zumal ich dir gern auch über das hiesige

Studium berichten würde. Zurzeit werde ich intensiv in der Konstruktion von Strahltriebwerken unterrichtet. Irgendwann werden sie im Flugzeugbau die Kolbenmotoren verdrängen. Einige Schnittzeichnungen solcher Turbinen lege ich dir bei. Diese Blätter sind zwar nicht so schön wie die von dir zitierten Goethe-Verse, aber immerhin! Schreib bald wieder und bis dahin leb wohl!

Deine Lella

PS. Daddy lässt dich herzlich grüßen. Er sieht mit tausend Freuden, dass ich von meinem neuen Studium begeistert bin, und ist dir, obwohl du deinen Dienst vorzeitig quittiert hast, nach wie vor so dankbar für deine Unterstützung, dass er dir zu Weihnachten tatsächlich die versprochene Hose schenken will – allerdings, das soll ich dir ausdrücklich sagen, nur eine billige!

Ich fror. Es war kalt auf dieser Parkbank. Hatte Mirella recht mit ihrer Ansicht, es sei kein Risiko, brieflich in Verbindung zu bleiben, niemand könne uns einen Vorwurf machen, wenn wir uns über 6.000 km hinweg Briefe schrieben, nicht Liebesbriefe, sondern philosophische oder technische Abhandlungen? Vielleicht war ihre Auffassung ja wirklich nicht falsch, und doch quälten mich Zweifel. Denn eins ist sicher: Sandra nähme einen solchen Briefwechsel, wenn sie von ihm wüsste, niemals gelassen hin. Schon der Florentiner Deutschunterricht war ihr ja stets ein Dorn im Auge. Und hatte ihr Argwohn nicht auch tausend gute Gründe gehabt? So ganz harmlos waren jene Unterrichtsstunden ja tatsächlich nie gewesen. Und nun ein Briefwechsel zum Thema Motorenbau über den Atlantik hinweg? Würde ich ihn auch führen, wenn mein Briefpartner nicht Mirella, sondern Miroslav hieße? Nein, nie und nimmer würde ich auch nur eine Sekunde meiner wertvollen Zeit für ein so abwegiges Unternehmen opfern. Was also bleibt als Grund des Antwortbriefs, den ich Lella bald schreiben werde? Ach, es ist besser, darüber nicht nachzudenken.

9

Erst am Abend rief ich meine Eltern an, um ihnen mitzuteilen, dass ich gegen alle meine – und ihre – Erwartungen doch noch nach Certaldo eingeladen worden war: „Mama ... “ – sie hatte den Hörer abgenommen – „ ... Mama, ich begreife das nicht. Herr Pertini hat nachgegeben und mich, wenn auch wohl ziemlich widerwillig, doch noch zu einem Weihnachtsbesuch in sein Haus eingeladen. Ich werde euch deshalb vor dem Fest nicht noch einmal besuchen können, sondern direkt von hier nach Italien fahren, um nicht noch mehr Zeit bis zu einem Wiedersehen mit Sandra zu verlieren.“ – „Dafür haben Papa und ich volles Verständnis. Es geht jetzt vor allem um Sandra. Sie ist von ihrer Familie lange genug gequält worden. Endlich muss Klarheit herrschen.“ – „Hast du denn auch an Herrn Pertini geschrieben? Er hat von Professor Hiltberger ein Gutachten über mich erbeten, will wissen, ob er mir Sandra eines Tages als Ehefrau anvertrauen kann. Immer will er uns verheiraten.“ – „Und was ist daran falsch?“, fragte Mama. „Eine bessere Partnerin als dieses herrliche Mädchen kannst du niemals finden.“ – „Na ja, das zu entscheiden, bleibt ja noch viel Zeit. Ich verstehe nicht, warum Sandras Vater uns in dieser Frage so unter Druck setzt.“ – Mama schwieg ziemlich lange und sagte dann etwas müde: „Irgendwann muss man wis-

sen, was man will. Nur gut, dass dein Vater nicht so unentschlossen war, wie es offenbar alle meine Kinder sind. Und der schlimmste Zauderer unter ihnen bist du. Im Fall jener unerträglichen ... jener ... wie pflegt ihr Jungen so ein Mädchen doch gleich zu nennen? ... im Fall jener ‚Sexbombe', mit der du früher liiert warst, jener Katharina, war das zwar gut so, im Falle Sandras aber wäre Wankelmut ein unverzeihlicher Fehler. Denn sie ist, wie ich dir schon mehr als einmal gesagt habe, der Glücksfall deines Lebens. Und ich wiederhole dir: Es wäre unverzeihlich, diese Liebe aufs Spiel zu setzen." – Na, das war deutlich! Dass Mama Kathy als „Sexbombe" bezeichnete, dass sie sich hinreißen ließ, mir entgegen ihrer sonstigen vornehmen Zurückhaltung einen solchen Halbstarken-Begriff um die Ohren zu hauen, zeigte, wie nahe sie daran war, nicht nur mit dem armen Herrn Pertini, sondern auch mit mir die Geduld zu verlieren. Nur gut, dass ich ihr nie von Mirella erzählt hatte! Wer weiß, wie meine durchaus nicht immer „zarte, empfindsame" – „dolce" hatte der dottore sie genannt –, sondern manchmal zornige und strenge Mutter reagiert hätte, wenn sie mich dabei erwischt hätte, wie ich mich gedanklich vor Lella auf die Knie warf und sie mit dem verzweifelten Aufschrei „Aphrodite, Aphrodite" um Schonung anflehte! Ach Lellina, nicht einmal für ein kurzes Schwelgen in süßen Erinnerungen an dich ließ mir meine Mutter Zeit. Denn sie fuhr mich scharf an: „Also, was ist nun? Willst du die Einladung nicht annehmen, nur weil jener starrsinnige Alte dir mit ziemlicher Sicherheit auch zu Weihnachten wieder einmal furchtbar auf die Nerven gehen wird? Willst du Sandra in dieser schwierigen Lage im Stich lassen?" – „Nein, nein, natürlich nicht, ich bin ja durchaus in allem deiner Meinung, Mama. Allerdings scheint mir die augenblickliche Hektik etwas übertrieben. Und du hast wirklich nicht an Herrn Pertini geschrieben?" – „Nein, beruhige dich, ich habe nur Sandra zu trösten versucht, habe ihr gesagt, dass sie deinem Papa und mir jederzeit in unserem Haus willkommen ist. Und dass wir sie zu uns einladen, entsprach ja immer auch deinen Wünschen. Wie gesagt, ich habe nur an sie geschrieben, aber ich könnte mir denken, dass meine wenigen Zeilen sie so sehr ermutigt haben, dass sie sich endlich offen gegen die idiotischen Entscheidungen ihres unbelehrbaren Vaters aufgelehnt hat."

10

In meinem gütigen alten Lehrer Hiltberger habe ich mich nicht getäuscht, im Gegenteil, er war noch viel lieber, als ich je zu hoffen gewagt hätte. Denn er versuchte mir am Dienstagmorgen in jeder Weise über meine Verlegenheit hinwegzuhelfen, schien befürchtet zu haben, dass mir diese Anfrage aus Italien peinlich sein könnte. Sein ganzes Benehmen war geprägt von tiefem Verständnis für die widerstreitenden Gefühle aller an diesem Drama beteiligten Personen.

In der Tat ist er ein äußerst sensibler Mann mit starken medizinhistorischen und theologischen Interessen – als Arzt oder Pfarrer hätte er nicht zarter, nicht rücksichtsvoller mit mir umgehen können. Er thronte bei unserem Gespräch nicht etwa hinter seinem Schreibtisch, sondern ließ mich auf einem Stuhl zu seiner Linken Platz nehmen, legte entspannt den rechten Arm auf die Tischplatte, wandte sich mir halb zu, lächelte milde, schloss dabei fast völlig das linke Auge, sah mich durch das runde Glas seiner goldgerandeten Brille gütig mit dem rechten an und bemühte sich zu-

nächst, mich ein wenig zu beruhigen (vermutlich ahnte er nicht, dass ich schon von dem ominösen Schreiben wusste): „Ich habe einen sehr schönen Brief von den Eltern jenes Mädchens erhalten, um dessen Hand Sie offenbar anhalten wollen, und ich kann Sie zu Ihrer Wahl nur beglückwünschen. Denn Sie werden in eine großartige Familie hineinheiraten. Jenes Schreiben war für mich – ich bin ja selbst, wie Sie wissen, Vater dreier Töchter und eines Sohns – eine reine Freude."

Ich versuchte mich bei ihm in gewundenen Worten dafür zu entschuldigen, dass er ohne meine Absicht mit meinen privaten Angelegenheiten behelligt worden sei, doch er wollte von solchen Erklärungen nichts hören, rief mich vielmehr mit wenigen Sätzen zur Ordnung: „Ich habe mich sehr darüber gefreut, dass mir in einer so persönlichen Angelegenheit so viel Vertrauen entgegengebracht wird. Denn jene Eltern im fernen Italien lieben ihr Kind, wollen sich so gut wie möglich gegen eine Fehlentscheidung absichern und gehen davon aus, dass ich ihnen einen ehrlichen Rat geben werde. Und da soll ich mich belästigt fühlen? Ich hoffe, mein Junge, dass Sie nicht ernsthaft so denken, weder von mir noch irgendwann einmal von sich selbst, wenn Sie in der gleichen Lage sein werden wie ich."

Ich schwieg beschämt, konnte, nein, musste mir alle Entschuldigungen sparen, denn der feine alte Herr empfand sie als beleidigend. Weiter milde lächelnd blickte er, geduldig wartend, ein Weilchen aus dem Fenster, wandte sich dann wieder mir zu, sah, dass ich seine schöne Argumentation begriffen hatte, und setzte hinzu: „Und weil eine solche Anfrage viel wichtiger ist als all das, was wir sonst so tagtäglich in Forschung und Lehre betreiben, habe ich sie schon gestern beantwortet." Ich dankte noch einmal für die rührende Hilfe, verriet aber nicht, dass mir Herr Pertini ebenfalls schon gestern eine Änderung seiner bisherigen harten Haltung mitgeteilt hatte, dass er also das erbetene Gutachten gar nicht mehr abgewartet, sondern sich schon vor dessen Eingang dazu durchgerungen hatte, auf die weitere Trennung seiner Tochter von mir zu verzichten und mich zu einem Weihnachtsbesuch nach Certaldo einzuladen. Dass er mit dieser Entscheidung die Vorstellung verband, Sandra und ich hätten nun auch zu heiraten, war seine Sache, oder besser, war seine fixe Idee. Dieses strategische Denken über weite Zeiträume hinweg ist ihm ja nicht auszutreiben. Jedenfalls bemühte ich mich nun nicht etwa, den gütigen Professor Hiltberger über solche Einzelheiten aufzuklären, ihm zu sagen, dass ich keineswegs als Hochzeiter vor ihm saß.

Und dafür sollte ich teuer bezahlen. Denn der Preis für meinen Weihnachtsbesuch in Certaldo stieg ständig. Zunächst war ja nur eins klar – hier in diesem Institut wird meinem weiteren Verhalten die allergrößte Aufmerksamkeit gelten. Irgendwelches Herumpoussieren mit hübschen Kommilitoninnen ist ab heute völlig ausgeschlossen. Katharina war ja gottlob in die Ferne davongezogen, aber auch Barbara darf sich nun hier in diesem Universitätsstädtchen auf keinen Fall mehr sehen lassen. Denn Herr Professor Hiltberger stellt – und eigentlich ist dagegen ja auch nicht das Mindeste einzuwenden – hohe moralische Ansprüche, und da mich Doktor Pertini überraschend in die Rolle des Heiratskandidaten gedrängt hat, bin ich nun leider gezwungen, dieser Vorgabe gerecht zu werden, darf mich also hier niemals mehr in die Nähe irgendeines hübschen Mädchens wagen. Sandra kann das natürlich nur lieb sein. Sie ahnt gar nicht, wie effizient ihr Herr Papa plötzlich agiert. Denn jetzt ist er vom einen Extrem ins andere verfallen. Sein Denken folgt dem binären Prinzip, er

sieht nur zwei Möglichkeiten: endgültige Trennung oder endgültige Verbindung, *tertium non datur*: eine dritte Möglichkeit gibt es nicht.

Und in meinem verehrten Herrn Professor hatte er nun einen kongenialen Partner gefunden, denn mein Meister setzte das Gespräch mit den Worten fort: „Ich habe Ihrem künftigen Schwiegervater auch mitgeteilt, dass Sie ein fleißiger und guter Student sind. Und das müssen wir ... " – er sagte tatsächlich „wir", schloss sich also selbst mit ein – „ ... nun tatsächlich auch sein, dürfen jene feine Familie und das arme Mädchen nicht enttäuschen, müssen schnelle und gute Arbeit leisten, den Index umgehend abschließen und uns dann sofort überlegen, welche Problematik uns als Thema der Dissertation interessieren könnte. Eigentlich hätten wir uns ja der griechischen Dichtung zuwenden sollen, aber da wir nun schon so lange im philosophischen Bereich tätig sind, werden wir uns wohl auf jenem Gebiet eine geeignete Fragestellung suchen müssen." Und mit diesen Worten schob er mir einen sorgfältig vorbereiteten, endlos langen Arbeitsplan zu, sah mich hochzufrieden an und sagte: „Es wird Ihnen zweifellos eine Freude sein, Ihre recht kritischen Schwiegereltern durch ausgezeichnete Leistungen von der Richtigkeit aller meiner Aussagen zu überzeugen." Ich sah auf das Papier: Arbeit, Arbeit, nichts als Arbeit ... tage-, nächte-, wochen-, monate-, jahrelange Arbeit! Und das alles nur, weil ich den unbescheidenen Wunsch geäußert hatte, eine schöne Italienerin wiederzusehen. Es ist also doch etwas dran an den alten Märchenmotiven. Dem, der um ein schönes Mädchen wirbt oder sich ihm – wie ich – auch nur zu Füßen werfen will, werden unlösbare Aufgaben gestellt.

11

Heute wurde ich hier in meinem kleinen Universitätsstädtchen mit einer Unzahl von Geschenken überschüttet. Leider gelten für manche von ihnen jene Worte, die Vergil in der *Aeneis* dem Laokoon unterstellt: „*Timeo Danaos et dona ferentes*: Ich fürchte die Danaer, auch wenn sie Geschenke bringen." Recht hatte er, der arme Laokoon! Denn das Geschenk, das er fürchtete und deshalb nicht annehmen wollte, war das trojanische Pferd. Allerdings verrieten nicht alle mir überreichten Danaergeschenke so deutlich ihren wahren Charakter, nicht alle waren sofort als Kriegslist zu erkennen. Denn zumindest eine der milden Gaben ließ sich bei unbefangener Betrachtung auch als großzügige, fast scherzhafte Geste der Verbundenheit verstehen.

Auf jeden Fall war die Bescherung liebevoll inszeniert. Denn von einem hiesigen Fachgeschäft für Herrenbekleidung wurde ich in einem feierlichen Schreiben aufgefordert, mich möglichst bald mit der Geschäftsführung in Verbindung zu setzen. Brav gehorchte ich, fuhr mit dem quietschenden Fahrrad von meiner Schrebergartenlaube zum Institut, ließ das elende Vehikel dort unabgeschlossen – wer sollte es schon stehlen? – vor dem Eingang stehen, wanderte dann zu Fuß durch die schönen Altstadtgassen zu jenem Geschäft, zeigte einem der Angestellten das an mich gerichtete Schreiben und wurde mit vielen Verbeugungen zum Leiter der Nobelboutique geführt. Er sei, so sagte er mir, von der Frankfurter Deutschlandzentrale des bekannten internationalen Konzerns ... und er nannte den mir so wohlvertrauten Namen ... beauftragt, mich mit einem dunklen Anzug auszustatten. Leider sei mir dessen Wahl nicht freigestellt. Das heiße aber nur, dass ich nach dem Wunsch des Auftrag-

gebers mit der besten Ware in tiefdunkler Farbe eingekleidet werden solle. Es gehe also letztlich nur um eine sorgfältige Anprobe. Das Personal seines Hauses sei angewiesen, mich gründlich zu beraten. Der Anzug werde mir heute Abend zusammen mit einem von der gleichen Firma stammenden Päckchen gegen Quittung ausgehändigt werden.

Nach einem langen Arbeitstag in der Institutsbibliothek lief ich in den frühen Abendstunden erneut in die Altstadt, ließ geduldig eine weitere Anprobe über mich ergehen, sah mit Freude, dass der Anzug hervorragend passte, bestätigte durch meine Unterschrift auf einem bereitliegenden Formular, dass ich jenes schöne Geschenk und das versprochene Päckchen erhalten hatte, schleppte meine reiche Beute zum Institut und von dort auf dem Fahrrad zur Schrebergartenlaube, hängte mein herrliches neues Kleidungsstück behutsam in den wackligen Schrank und öffnete endlich, von Neugier geplagt, das Päckchen. Es enthielt einen kleinen Brief und einen größeren Umschlag. Zunächst las ich die wenigen italienischen Zeilen, die der Daddy in genialischer Handschrift auf ein leeres Blatt – auch der grandiose Briefkopf fehlte – hingeworfen hatte. In Übersetzung lautete sein Text:

Lieber Benny,
hier also die versprochene Hose. Ich denke, du kannst sie gut gebrauchen. Bitte sei nicht enttäuscht, dass sie sich nicht zum Motorradfahren eignet, aber ihr beiden Dummköpfe, Mirella und du, habt jetzt Wichtigeres zu tun, als auf Motorrädern herumzukurven. Deshalb habe ich dir einen Anzug zukommen lassen, der dir bei deinen Prüfungen dienlich sein kann. Denn ich weiß aus eigener Prüfer-Erfahrung, dass manche Kollegen auf nachlässige Kleidung der Kandidaten ebenso empfindlich reagieren wie Gary. Dieses unnötige Risiko solltest du nicht eingehen. Tritt also hübsch und gepflegt auf und sei herzlich gegrüßt von deinem Daddy

Wie schon damals die Einladung zum Rachmaninow-Konzert hatte er auch diesmal mit „Daddy“, ja, jetzt sogar mit „dein Daddy“ unterschrieben. Sollte ich wirklich glauben, dass er, ohne von seinem Töchterchen dazu veranlasst worden zu sein, noch jemals an die Szene in Viareggio zurückgedacht hätte? Und hätte er, falls das tatsächlich der Fall gewesen sein sollte, irgendeinen nachvollziehbaren Grund gehabt, jenes scherzhafte Versprechen in so großzügiger Weise einzulösen? Musste er mich nicht im Gegenteil verfluchen, sooft er Mirella sah oder auch nur an sie dachte? Litt seine Tochter nicht schon viel zu lange an ihrer unglücklichen Liebe zu mir?

Nein, Mirella, du täuschst mich nicht. Ich werde zwar deinem Vater für den Anzug danken, weiß aber, dass ich mein Dankschreiben nicht an ihn, sondern an dich richten müsste. Denn diesen Text ließ sich dein gutmütiger Papa von dir diktieren. Allerdings hast du übersehen, dass er in einem unbewachten Augenblick auch seine eigene Meinung in dein schönes Brieflein hineingeschmuggelt hat. Denn immerhin ein einziges Wort in seinem, nein, deinem Schreiben, nämlich jenes bündige „Dummköpfe“, stammt von ihm selbst, und wie immer hat er recht mit diesem harten Urteil. Was würde er erst sagen, wenn er wüsste, welches Danaergeschenk du mir da in dem größeren Umschlag geschickt hast! Ich habe all die vielen Unterlagen sorgfältig in ihre Klarsichthüllen zurückgeschoben, die von dir beigefügten Erläuterungen

mehrfach gelesen, dann zusammen mit all den anderen Papieren in den Päckchenkarton zurückgelegt, ihn provisorisch wieder zugeklebt und hier in der Tonne des Diogenes hinter meinen wenigen Büchern versteckt. Erst wenn ich aus Italien zurück sein werde, werde ich dein Geschenk noch einmal hervorholen und dir dann auch den beigelegten liebevollen Brief beantworten. Im Augenblick bemühe ich mich noch, leider völlig vergeblich, deinen Vorschlag zu vergessen. Ach Mirella, Lella, Lellina, Lella bella, nun bist so weit weg in Amerika und machst mir doch das Leben immer noch so schwer! Wieder einmal rebelliert mein Magen. Und gerade im Augenblick kann ich gesundheitliche Probleme so gar nicht gebrauchen.

Certaldo

1

Sofort nach Erhalt der Einladung zu einem Weihnachtsbesuch in Certaldo rief ich Sandra an und versprach ihr schon für einen der nächsten Tage mein Kommen. Aber dann traten mehrfach Verzögerungen ein. Denn zunächst durfte ich mir zu meiner freudigen Überraschung beim Dekan der Philosophischen Fakultät 100 DM abholen. Diese von einem angesehenen Wissenschaftsverlag gestiftete Summe bekam ich auf Vorschlag Professor Vierhoffs als Belohnung für hervorragende Studienleistungen. Zwar war mir die unverhoffte Gabe hochwillkommen, sie zwang mich aber zu einer ersten Verschiebung der Abfahrt. Bald darauf trafen Lellas Danaergeschenke ein. Wieder musste ich Sandra anrufen und mein Ausbleiben entschuldigen. Diesmal behauptete ich, die Preisverleihung sei vom Dekan kurzfristig auf einen späteren Termin verlegt worden. Doch der Glaube an deutsche Präzision und Ordnung ist in Italien so tief verwurzelt, dass Sandra mein Gestammel mit der bissigen Bemerkung kommentierte: „Du willst mir doch nicht im Ernst weismachen, dass jetzt sogar eine deutsche Universität bei ihren Terminen zu schludern beginnt? Benny, du lügst!“ Ich wurde von Angst gepackt. Auch ohne mir in die Augen und damit in die finstere Seele zu sehen erkannte Sandra, dass ich ihr nicht die Wahrheit sagte. Zweifellos war mein falsches Spiel auf Dauer nicht durchzuhalten. Sollte ich ihr beichten, dass ich nicht nur von der Universität ein unerwartetes Geschenk erhalten hatte? Doch ihr das zu gestehen hätte ich nie den Mut gehabt. Nicht einmal meinen Eltern kann ich ja davon erzählen. Vor allem über den Inhalt des großen Umschlags werde ich eisern schweigen müssen.

Endlich, an einem kalten Dezembertag kurz vor Weihnachten, kletterte ich in den üblichen Fernzug nach Italien. Diese Plage von einem Fortbewegungsmittel lief schon überfüllt in den verschlafenen Bahnhof meines verträumten Universitätsstädtchens ein, und entsprechend qualvoll wurde die weitere Reise. Ohne Sitzplatz, auf einem ächzenden Koffer, noch dazu im zugigen Gang hockend, fuhr ich von Anfang an frierend im Schnee herum, ja, die Schneedecke wuchs sogar umso stärker an, je weiter ich nach Süden kam, erreichte schließlich in Bologna fast 50 cm Höhe, hörte aber hinter dem Apennin, in Prato, wenige Kilometer vor Florenz, plötzlich auf.

Das Wetter im heimatlichen Arnotal war frühlingshaft milde. Langsam, über unzählige Weichen kurvend, lief der endlos lange Zug gegen 10 Uhr in den Florentiner Kopfbahnhof ein. Ein blassblauer Himmel glänzte seidenweich, perlende Luft roch nach erhitzten Zugbremsen, nach Gras, nach Erde, nach Dieseltreibstoff, vorn links kam im flirrenden Gegenlicht Brunelleschis Domkuppel in Sicht, wurde aber schon bald von den Bahnsteigüberdachungen verdeckt, ein letztes Quietschen, Stillstand – endlich war ich wieder in Florenz, kletterte aus einem der hinteren Wagen, hörte die vertraute Lautsprecherdurchsage „Firenze. Firenze Santa Maria Novella...”, nahm meinen kleinen Koffer und begann am Zug entlang nach vorn zur Halle zu gehen.

2

Und da kam sie mir entgegen – Sandra, bezaubernder denn je! Endlich hielt ich sie wieder in den Armen. Sie duftete noch genauso leicht nach Veilchenseife und Hautcreme wie in meiner Erinnerung, war aber in der seit meiner Abreise vergangenen Leidenszeit, obwohl erneut mit größten familiären Spannungen gequält, noch schöner geworden. Wir waren aus einem Albtraum aufgewacht, rieben uns die Augen, sahen uns um und konnten nicht fassen, dass offenbar alle Gespenster das Feld geräumt hatten. Sollte es wahr sein, sollten wir wirklich die Chance bekommen, über unsere Zukunft selbst zu entscheiden, ohne Zeitdruck, ohne Angst vor ständiger Einmischung, unbedrängt von falschen oder richtigen Ratschlägen? Sandra jedenfalls schien diese Hoffnung zu haben, lächelte mich glücklich an, war wie ausgewechselt, entfaltete plötzlich jene psychische Stärke, die ich immer in ihr vermutet hatte. Da war sie also, jene mir so haushoch überlegene, kraftvolle, kluge, selbstbewusste junge Frau, da stand sie vor mir, die Sandra der Chopin-Polonaise, war endlich bereit, für und um mich zu kämpfen, hatte sich entschieden, den Golden-Retriever in ihr Herz und in ihre Wohnung aufzunehmen – aber leider auch, ihn endlich gebührend zum Gehorsam zu erziehen. Hoffentlich werde ich nicht auch noch in eine Hundeschule gesteckt: „Wolltest du nicht schon vor zwei Tagen hier ankommen? Warum hast du mir immer nur im letzten Augenblick gesagt, dass deine Ankunft sich weiter verzögert? Ein bisschen Planung könnte doch nun wirklich nicht schaden. Wie denkst du dir unsere gemeinsame Zukunft, wenn du nicht einmal weißt, wann du in Florenz ankommst?“ – „Ach Sandrina, mein schöner Liebling, es gab in den vergangenen Tagen so viele unerwartete Ereignisse, dass ich meine Abfahrt immer wieder verschieben musste.“ – „Was denn für Ereignisse? Waren sie blond, brünett oder so dunkelhaarig wie ich? Konntest du sie mit mir verwechseln und hast deswegen vergessen, mich rechtzeitig zu benachrichtigen? Babbo war schon zuversichtlich der Meinung, dass du dich jetzt, wo du alles erreicht hast, was du erreichen wolltest, nämlich ihm zu zeigen, dass du der Stärkere bist ... also mein lieber Papa begann von Tag zu Tag mehr zu hoffen, dass du dich nun nie wieder in Italien blicken lassen wirst.“ – „Und du, hast du das denn auch geglaubt? Hast du so wenig Vertrauen zu mir?“ – „Ich habe nicht wenig, ich habe gar kein Vertrauen zu dir. Jedenfalls schien mir deine rührend liebe Mama an unserer Ehe weit mehr interessiert als du. Immerhin geht nun aber auch mein Vater, ohne dass ich ihm jemals deinen Entwurf eines Ehevertrags gezeigt hätte, davon aus, dass wir heiraten wollen. Wir sind, mein schöner blonder Liebling, wir sind, du herrlichster aller Jünglinge, du unübertrefflicher Mann meiner Träume, du mein über alles geliebter Benny, du mein großartiger künftiger Ehepartner, wir sind, auch wenn du es nicht begreifen kannst, miteinander verlobt!“ Glücklich, fröhlich, übermütig triumphierte Sandra, vergaß aber auch in diesem Augenblick trotz aller ausgelassenen Freude nicht ihre nun umso wichtigere Erziehungsaufgabe: „Also verhalte dich entsprechend, sei brav und fleißig und wag’ es ja nicht, dich nach anderen Mädchen umzuschauen, etwa hier auf diesem Bahnsteig nach der Schönen da vor uns ... !“ – „Wo denn? Ich sehe kein hübsches Mädchen außer dir.“ – „So ist es gut, und so soll es bleiben, auch in Deutschland. Denn bald werde ich dich zusammen mit meiner Mamma in deiner Heimat besuchen dürfen, und dann werde ich genauso wenig planen wie du und dich ganz plötzlich mit

meiner Ankunft überraschen. Und wehe dir, wenn du dann nicht völlig allein in irgendeiner Bibliothek vor deinen Büchern sitzt!“

Ich war tief beeindruckt von der neuen Entwicklung, sah bewundernd auf die bezaubernde Florentinerin an meiner Seite. Wie schön sie war, meine ... meine ... meine Freundin ... nein ... meine Verlobte! Sie hatte einen Kuss, einen Verlobungskuss verdient. Sanft nahm ich sie in den Arm: „Lass dich küssen, schönes Kind! Mehr als vierundzwanzig Stunden bin ich für diesen einen Kuss unterwegs gewesen!“ – Doch Sandra wehrte lachend ab: „Doch nicht hier auf dem Bahnsteig! Für solche Tollheiten fehlt uns jetzt die Zeit. Denn dahinten warten Mamma, Marco und Giulietta auf uns. Sie haben mich mit dem Auto nach Florenz begleitet, um dich hier abzuholen. Und da ich ja nun endlich deine Verlobte bin, durfte ich dir allein entgegengehen. Also übernimm auch du jetzt bitte souverän und gelassen deine neue Rolle, die Rolle meines künftigen Ehemanns! Sei würdevoll und feierlich!“ – Gehorsam bemühte ich mich um majestätisches Gehabe, stellte meinen kaum zu solchem Auftreten passenden Pappkoffer neben mich auf den Boden, umarmte die mir entgegeneilende Mamma, wurde von ihr ebenso wie von Giulietta und Marco mit den unter Verwandten üblichen Begrüßungsküsschen geehrt und ließ mich dann wieder als wohlerzogener Retriever von Sandra an der Leine, nein, an der Hand führen. Da ich nach der langen Zugfahrt todmüde war, war ich meiner süßen Liebsten für all ihre Fürsorge unendlich dankbar, genoss es, von ihrem warmen Händchen durch das frühwinterliche Florenz zum Auto geführt zu werden, kuschelte mich während der Fahrt eng an sie, glitt allmählich in ihre Arme, begann einzuschlafen, sah noch, wie Marco in die Via Mercati einbog, musste aber von Sandra geweckt werden, als wir vor dem Haus der Großeltern hielten.

Die beiden lieben Alten begrüßten mich so stürmisch, dass ich bald wieder hellwach war. Ihnen war offenbar ein Herzenswunsch in Erfüllung gegangen, nicht, weil sie mich für den besten aller Menschen hielten, sondern weil sie Sandra in den vergangenen Monaten todtraurig erlebt hatten und nun sahen, dass sie über ihre Verlobung mit diesem Ben so glücklich war. Denn von „Verlobung“ sprachen auch die nonni Veronesi mit der größten Selbstverständlichkeit. Der Großvater hatte das ja schon getan, als es ihm noch eine Menge Ärger hätte einbringen können. Umso mehr freute er sich jetzt, uns endlich auch hochoffiziell als „fidanzati: Verlobte“ bezeichnen zu dürfen.

Grübelnd saß ich neben Sandra am liebevoll gedeckten Mittagstisch. Zur Feier des Tages hatten die rührenden alten Herrschaften ein Festessen vorbereitet. „Auch wir möchten eure Verlobung feiern“, verkündeten sie uns stolz. Immer wieder umarmten, streichelten und liebkosten sie uns wie zu Besuch gekommene zehnjährige Enkelkinder. Hatte meine Mutter dieses Verlobungswunder bewirkt? Und wenn ja, wie hatte sie es bewirkt? Wie hatte sie die Lage so völlig verändern können? Schließlich hatte sie der armen Sandra doch nur mit einigen wenigen französischen Sätzen – denn sie hatte ihr ja wohl kaum auf Deutsch oder Italienisch geschrieben – Trost spenden und Mut zusprechen wollen, und sie hatte ihren Brief ja auch nicht an Herrn Pertini, sondern an das gequälte Mädchen selbst gerichtet. Wie hatte dieses Schreiben die Wirkung der Trompeten von Jericho haben und die gewaltigen Festungsmauern der Rocca Sillana zum Einsturz bringen können? Ich verstand das nicht und wandte mich deshalb in einem unbeobachteten Augenblick flüsternd an Sandra:

„Wie ist dieser Wandel zu erklären? Hat meine Mutter ihn verursacht, und was hat sie getan, um ein solches Wunder zu bewirken?“ – „Das ist eine längere Geschichte. Irgendwann, wenn wir in Certaldo mehr Zeit haben, werde ich dir alles erklären.“

Also musste ich mich weiter gedulden, wurde auch nicht vom ziemlich ernsten Babbo, dem ich erst abends unter die kritischen Augen trat, über die Gründe seines Einlenkens belehrt. Er begrüßte mich mit der korrekten Förmlichkeit eines unterlegenen Generals, der soeben die Waffenstillstands-Urkunde unterzeichnet hat und nun bereit ist, die Friedensverhandlungen zu beginnen. Ich dachte an Sandras Aufforderung: „Tritt würdevoll und feierlich auf!“ und bemühte mich um das entsprechende formvollendete Getue. Das fiel mir auch insofern leicht, als ich nur noch mit Mühe die Augen offenhalten konnte. Gelassener und ruhiger hätte ich gar nicht mehr sein können. Jedenfalls wäre mir die Pose des triumphierenden Siegers selbst dann nicht gelungen, wenn ich mich um sie bemüht hätte.

Schließlich begleitete mich Sandra zu meiner neuen italienischen Heimstätte, einem hübschen Zimmerchen im ersten Stock des großen Pertini-Hauses. Dort schlief ich zunächst ein paar Stunden, stand aber schon bald wieder auf und wanderte in Begleitung der glückstrahlenden Sandra von Stockwerk zu Stockwerk, um sämtliche Onkel und Tanten zu begrüßen. Überall wurde ich freundlich als neues Familienmitglied willkommen geheißen. Beim Abendessen musste ich, wie schon immer, auf dem ungeliebten Armesünderstuhl Platz nehmen, saß also wieder einmal dem Babbo gegenüber. Wie würde er sich diesmal verhalten? Standen mir einige qualvolle Tage vorwurfsvollen Schweigens bevor, sollte ich von Neuem mit allen Mitteln eingeschüchtert werden? Wohl nicht. Es war so etwas wie „die neue Sachlichkeit“ eingekehrt. Der dottore hatte seinen Kampf gegen mich aufgegeben, wollte mir nun nicht länger beweisen, dass ich nicht der richtige Partner für seine Tochter bin. Wenn ich auch vielleicht nicht seinen Wunschvorstellungen entspreche, schien er doch endlich bereit, mich als einen dem Köhler aus Gambassi etwa gleichwertigen Partner anzusehen. Sandra hatte recht mit ihrem fröhlichen Sätzchen: „Auch wenn du es nicht fassen kannst, du bist mit mir verlobt.“ Denn auch Herr Pertini selbst benutzte nun diesen Begriff: „Adesso che siete fidanzati vi calmerete, spero, un po’, ritornerete in senno, farete il vostro dovere, studierete ... : Jetzt, da ihr verlobt seid, werdet ihr euch, so hoffe ich doch, etwas beruhigen, werdet wieder zur Vernunft kommen, werdet eure Pflicht tun, studieren ... “ Dass er all diese Ermahnungen nicht so leicht dahinsagte, sondern sich mit ihnen deutlich auf das Schreiben meiner Mutter bezog, begriff ich erst am folgenden Tag. An jenem Abend meiner Ankunft verstand ich das alles noch nicht, bemerkte nur, dass ich neuerdings rücksichtsvoll und freundschaftlich behandelt wurde, dass jedenfalls niemand mehr Wert darauf legte, mich so schnell wie möglich wieder zu vertreiben.

3

Am folgenden Morgen fand ich mich zum ersten Mal mit Sandra allein, ohne ständige Aufsicht, wieder. Wir hatten zusammen mit ihren Eltern im Salon gefrühstückt. Danach hatte sich Herr Pertini in seine Praxis, die Mamma zu Einkäufen in die Stadt zurückgezogen. Es wurde uns also jetzt die gleiche begrenzte Freiheit zugestanden wie den bisher von uns so sehr beneideten älteren „Kindern“. Denn nur wir

waren ja früher durch dauernd anwesende Beobachter kontrolliert worden, während Marco und Giulietta allein ins Kino gehen und auch allein kurze Ausflüge unternehmen durften. Jetzt hatte man nach diesem Vorbild auch bei uns die Überwachung etwas gelockert. Daher konnte ich an diesem Vormittag endlich unter vier Augen mit Sandra reden. Und sofort bestürmte ich sie mit Fragen: „Ich begreife nichts mehr. Was ist geschehen? Meine Mutter wollte dir zwar einen Brief schreiben, aber wieso hat dein Vater deshalb seine Meinung so grundlegend geändert? Mama wollte doch den Brief nicht an ihn, sondern an dich, und auch nicht an deine hiesige, sondern an deine Florentiner Adresse senden. Sie wollte dich trösten. Hat diese überraschende Wendung der Dinge überhaupt etwas mit ihrem Brief zu tun? Oder ist sonst irgendetwas Unbegreifliches vorgefallen?“ – „Nein, wir verdanken unsere Verlobung allein deiner Mama, und vielleicht auch ein bisschen dem Zufall oder meiner Dummheit oder beidem, auf jeden Fall einer Verkettung zunächst scheinbar unglücklicher, letztlich aber doch glücklicher Umstände. Deine Mutter hat ihren Brief am Dienstag geschrieben, und durch irgendein kleines Wunder erhielt ich ihn schon am folgenden Mittwoch, kurz vor meiner üblichen Heimfahrt nach Certaldo, nahm ihn schnell noch an der Wohnungstür der Großeltern in Empfang, konnte ihn aber erst im Zug lesen, steckte ihn in meine große Büchertasche und schleppte ihn so hierher in mein Elternhaus. Weil ich schon drei Tage später zusammen mit meiner Freundin Paola – sie wohnt, wie du weißt, in Émpoli – ein Referat halten musste und wir dessen Text an jenem Mittwoch zumindest in den Grundzügen entwerfen wollten, war ich in größter Eile, wollte meine Eltern nur kurz begrüßen und sofort im acht Minuten später aus Poggibonsi eintreffenden Gegenzug nach Émpoli zurückfahren. Deshalb entnahm ich der großen Tasche nur einen Schreibblock und warf sie dann im Klavierzimmer so achtlos unter meinen Schreibtisch, dass sie sich öffnete und nicht nur einige Bücher, sondern auch den Eilbrief deiner Mutter auf den Boden gleiten ließ. Doch das bemerkte ich nicht mehr, weil ich hastig zu meiner Handtasche gegriffen, die Zimmertür hinter mir zugeschlagen, meiner Mutter nur einen kurzen Abschiedsgruß zugerufen und Hals über Kopf den Rückweg zum Bahnhof angetreten hatte. Da Mamma aus jahrelanger schlechter Erfahrung weiß, welches Chaos ich in meinem Arbeitszimmer zu hinterlassen pflege, wenn ich in Eile bin, wollte sie mir einen Gefallen tun und Ordnung schaffen, wollte die Bücher in die Tasche zurückschieben und hielt plötzlich das Schreiben deiner Mutter in Händen. Kann man ihr verdenken, dass sie stutzig wurde? Ein Eilbrief aus Deutschland, überall deutsche Briefmarken, nicht deine kleine, zierliche Schrift, die sie ja gut kennt, sondern die elegante, selbstbewusste Handschrift einer Fremden, deiner Mutter, ihrer Konkurrentin, ihrer Rivalin, für die ich ja zu ihrem stillen Kummer so unverhohlene Sympathie empfinde! Mit feinem Instinkt ahnt sie, dass dies kein gewöhnliches Schreiben ist. Nach all den Auseinandersetzungen um deinen Weihnachtsbesuch, nach all meinen heimlich und offen vergossenen Tränen, nach meinem heutigen hastigen, wenn nicht sogar trotzigkurzen Abschiedsgruß – nicht einmal für einen kleinen Kuss hatte ich mir die Zeit genommen – ist sie alarmiert, wird von bösen Vorahnungen geplagt, fürchtet eine Verschwörung, entnimmt dem Umschlag die Zeilen deiner Mutter und sieht sich in all ihren Ängsten bestätigt, ja, sie ist derart schockiert, dass ihr mindestens so schlecht wird wie dir bei deinem ersten Besuch in Lido di Camaiore.“ – „Ach, arme Sandrina, dir ging es damals ja noch viel schlechter als mir. Glaub nicht, dass ich das

vergessen hätte!“ – „Die Situation in Lido war furchtbar, aber jetzt wurde sie noch viel schlimmer. Denn Mamma warf sich in einem Schwächeanfall auf eines der Betten im Klavierzimmer und so, halb auf der Matratze, halb auf dem Boden liegend, fand Babbo sie, betreute sie zunächst medizinisch, weil er einen Infarkt befürchtete, las dann auch selbst das ihm stumm unter die Nase gehaltene Schreiben deiner Mutter und hatte nun ebenfalls dringenden Medikamentenbedarf. Ach, gütiger Himmel, du kannst dir niemals vorstellen, was für ein Riesentheater in jenem Augenblick begann, kannst die ganze Aufregung schon gar nicht begreifen, ohne den Brief zu kennen! Ich trage ihn stets in meiner Handtasche mit mir herum. Hier, lies!“

4

Sie öffnete das Täschchen und zog einen bunten Eilbriefumschlag hervor. Mama hatte ihn in ihrer weichen, runden, schwungvollen Handschrift an die Gent^ma^ Signorina Sandra Pertini c/o Veronesi, Via Michele Mercati 69, Firenze, Italien adressiert und dabei ebenso wie für den französischen Brieftext ihren Füllfederhalter benutzt. Das hatte zur Folge, dass ihr Schreiben nun an zwei Stellen deutliche Tränenspuren zeigte. Die Buchstaben waren dort verwischt, aber noch lesbar. In deutscher Übersetzung lautete der Text:

Meine liebe Sandra,
wie ich Dir schon in Settignano sagte, sehe ich keinerlei Sinn im Verhalten Deines Vaters. Sein Bemühen, Dich und Ben jetzt zu trennen, ist nicht nur hartherzig, sondern wird auch zum genauen Gegenteil dessen führen, was er zu erreichen sucht. Denn vor die Wahl gestellt, euch nicht mehr sehen zu dürfen oder zum frühestmöglichen Zeitpunkt zu heiraten, werdet ihr euch mit Sicherheit für die zweite Möglichkeit entscheiden. Und damit euer Wunsch nicht in einer Katastrophe endet, wiederhole ich Dir unser Versprechen, Dich bei einer baldigen Heirat zu unterstützen und als unsere liebe Schwiegertochter in unseren Haushalt aufzunehmen. Dein eigener Vater wird Dich also leider zu eben jener „übereilten“ Entscheidung zwingen, die er mit allen Mitteln zu verhindern sucht. Denn eure Heirat schon zum Zeitpunkt Deiner Volljährigkeit kann natürlich nur eine Notlösung sein, vor allem, weil Du so Dein Studium in Italien nicht beenden kannst. Andererseits fürchte ich, dass auch Ben, wenn ich euch nicht zu Hilfe komme, alles hinwirft und seine Ausbildung abbricht. Also heiratet in Gottes Namen! Immerhin werdet ihr als junges Ehepaar nicht länger getrennt sein, werdet euch zwar noch nicht täglich, aber doch wenigstens an den Wochenenden sehen können, ja, vielleicht finde ich sogar eine Möglichkeit, Dich hier in Deutschland Dein Studium fortführen zu lassen. In Liebe Deine Mama

„Ein schöner Brief“, lobte ich meine großartige Mutter, „und auch ein sehr vernünftiger Vorschlag. Hat sie dir den schon in Settignano gemacht? Wusstest du von ihren Absichten? Überraschen würde mich das nicht, ihr wart ja sofort ein Herz und eine Seele. Sie hat dich von Anfang an wie ein eigenes Kind geliebt, nicht erst, als sie dich persönlich kennenlernte, sondern schon, seit ich dich zum ersten Mal brieflich erwähnte.“ – „Sie hat in Settignano angedeutet, dass ich mich auf ihre Hilfe verlassen könnte. Aber was genau sie plante, hat sie damals noch nicht verraten.“ –

„Und da hast du endlich all deinen Mut zusammengenommen und deinem Vater ein Ultimatum gestellt: ‚Wenn du den Ben nicht sofort einlädst, werde ich den Vorschlag seiner Mama annehmen und ich ihn schon in einem Jahr heiraten.'" – „Nein", murmelte die immer noch verängstigte Sandrina, „nein, das hätte ich niemals gewagt. Aber auch so waren die Folgen dieses Briefs zunächst ganz furchtbar." Sie schüttelte sich noch immer bei dem Gedanken an all das, was sie in den vergangenen Tagen hatte durchmachen müssen.

5

Wie schon manchmal zuvor hatte ihr Vater auch diesmal die Schuld für das entstandene Chaos zunächst bei anderen gesucht, hatte meine kluge Mama voreilig als „fuori senno", als von Sinnen, verunglimpft, dann aber doch allmählich zu begreifen begonnen, dass er diesmal einen überlegenen Gegner gefunden hatte – er hatte erkannt, dass die Flucht seines Töchterchens in die Arme „dieser nur scheinbar sanften Frau, die ja in Wahrheit noch viel radikaler denkt und handelt als ihr sturer Sohn", nicht völlig auszuschließen war, sondern in der weiteren Planung als „größtmöglicher anzunehmender Unfall" berücksichtigt werden musste, und hatte deshalb Erkundigungen über mich eingeholt. Nun wollte er ernsthaft prüfen, ob ich ein einigermaßen geeigneter Ehepartner für sein geliebtes Kind sein könnte, und versuchte deshalb vom geplagten Professor Hiltberger wohl vor allem Genaueres über meinen Geisteszustand zu erfahren, da er angesichts des entschiedenen Vorgehens meiner Mutter anfangs offenbar befürchtete, dass meine gesamte Familie nicht recht bei Trost sein könnte. Erst nach und nach begriff er, dass Mama nicht aufs Geratewohl, nicht aus einer Laune heraus gehandelt, sondern ihre Aktion sorgfältig durchdacht hatte, und dass er deshalb diesen meisterhaften Schachzug unbedingt ernstnehmen musste.

Sandra schließlich, die bei der Hinfahrt nach Empoli den Zug fast verpasst hätte, erreichte ihn wenigstens bei der Rückfahrt noch so rechtzeitig, dass sie die Apokalypse in voller Länge miterleben konnte: „àpriti cielo: öffne dich, Himmel!" oder etwas ausführlicher: „àpriti cielo: spalàncati terra: öffne dich, Himmel! Reiß auf, Erde!" – mit dieser am Bibeltext orientierten Kurzformel setzt das Italienische so wilde Szenen, wie sie der unglücklichen Sandra nun in Certaldo gemacht wurden, ironisch mit dem Weltuntergang gleich. Doch so richtig witzig finden kann das nur ein Außenstehender. Jemand, der wie die arme Sandra das ganze Spektakel über sich ergehen lassen muss, dürfte für die Komik so grimmigen Spotts wenig Sinn haben. In der Tat war Sandra schlicht entsetzt und ist es eigentlich immer noch. Zunächst versuchte sie, Mamas herrlichen Brief zu verharmlosen – „das ist doch alles gar nicht so ernst gemeint" –, gab aber dann, als sie sah, dass ihre wenigen zaghaften Abwiegelungsversuche ungehört verhallten, jede eigene Initiative auf und verschloss sich in ein verstocktes tiefes Schweigen – *cum tacebat, clamabat*, na ja, jeder kennt es ja inzwischen, das *cum identicum* oder *coincidens* – und was sie da schrie, war so eindeutig, dass niemand glaubte, niemand hoffte, sie werde im Ernstfall nicht mit mir gehen. Jeder wusste, dass sie, wenn ich sie in fünfzehn Monaten zu mir riefe, dieser Bitte Folge leisten würde.

Der Babbo weinte herzerweichend jeden Abend und manchmal auch am Tage. Sandra gab alles verloren. Doch allmählich gewannen ihre Eltern das Denkvermögen zurück, begannen zu begreifen, in welcher Lage sie sich befanden, erkannten, dass sie schachmatt gesetzt worden waren, und stimmten, noch ehe Hiltbergers Antwort bei ihnen eintraf, meinem Weihnachtsbesuch, außerdem dem gesamten Austauschprogramm und damit unserer Verlobung zu. Eigentlich hätte mich dieser letzte konsequente Schritt des Babbo nicht überraschen dürfen. Hatte er mir nicht selbst erst vor wenigen Wochen mit guten Argumenten zu zeigen versucht, dass unter den gegebenen Umständen wiederholte Treffen von Sandra und mir entweder zu unterbleiben hätten oder mit unserer Verlobung gleichzusetzen waren? Auf jeden Fall waren meine Mutter und er sich letztlich einiger, als sie wohl selbst wahrhaben wollten, beide wünschten eine klare Entscheidung, wollten sich nicht mit „halben Sachen" abfinden. Und als die Würfel endlich gefallen waren, bemühte sich Herr Pertini auch bald um einen Friedensschluss mit dem arg gekränkten Töchterchen. Denn als ihm Hiltbergers nettes, positives, väterlich-gütiges Urteil über mich zuging, zeigte er es auch Sandra mit den versöhnlichen Worten: „Erst allmählich und fast zu spät begreife ich, dass du dich in einen recht braven Jungen verliebt hast." ‚Na hoffentlich!', kann ich dazu nur wieder einmal sagen.

„Aber die vergangenen Wochen waren furchtbar, du kannst dir gar nicht vorstellen, wie entsetzlich sie waren", beendete Sandra ihren Bericht. – „Doch, leider kann ich es mir nur allzu gut vorstellen", antwortete ich niedergeschlagen, „und das macht mir das Leben nicht unbedingt leichter. Denn ich weiß, wie gern du von hier flüchten würdest. Aber wir werden uns zumindest noch einige Zeit lang bemühen müssen, vernünftig zu bleiben!" – „Ja, aber das Studium sollten wir so schnell wie möglich zu beenden versuchen. Dein Professor hat angedeutet, dass du in nicht gar zu ferner Zukunft alle deine Examina ablegen könntest, wenn du nur immer intensiv arbeitest. Also lass uns auch jetzt in den Weihnachtsferien fleißig sein! Ausflüge, faules Herumsitzen, Kinobesuche wie noch im Sommer, all das kommt nicht mehr in Frage. Ich möchte möglichst bald mit dir zusammenleben, wir wollen heiraten, vergiss das nicht!" – Ich nickte nur gottergeben, dachte an Professor Hiltbergers Zettel: Arbeit, Arbeit, nichts als Arbeit, tage-, nächte-, wochen-, monate-, jahrelange Arbeit. Keine Motorradfahrten mehr, keine *Aztec*-Flüge, weder Yacht- noch Jollensegeln! Nur Arbeit! Ach, wie weh ist mir ums Herz!

6

Dies also wäre mein neues italienisches Zuhause – nicht mehr Florenz, sondern Certaldo? Wird der kleine Ort mir jemals Heimat werden? Soll ich wirklich glauben, jetzt als gewalttätiger Eroberer dort willkommen zu sein, wo ich früher als bescheidener Bittsteller unwillkommen war? Aber ließ sich denn Druck vermeiden? Hat dieser Vater ein Recht, das Glück seiner Tochter zu gefährden? Natürlich setze ich mit dieser Frage voraus, dass Sandra ohne mich nicht glücklich wäre. Doch soll ich das etwa bezweifeln?

Angesichts des spannungsgeladenen Umfelds spiele ich oft mit dem Gedanken, mit Sandra so schnell wie möglich aus diesem Haus zu meinen Eltern zu fliehen. Immer wieder muss ich mich zur Ordnung rufen. Denn durch eine solche Flucht würden

wir nicht nur ihre und meine Familie, sondern auch uns selbst erheblich belasten. Jedenfalls wäre ein Davonlaufen vor allen Problemen wohl kaum ein guter Start in die Ehe. Was also tun? Brav weiterstudieren, geduldig abwarten, mit Langmut versuchen, dem depressiven dottore unsere Version des Märchens von Amor und Psyche vor Augen zu führen! Anders als im Originaltext des Apuleius weiß ja in unserer Fassung Psyche schon längst, dass Amor selbst ihr zu Füßen liegt. Nur ihr ängstlicher Vater glaubt noch, dass sie einem abscheulichen Drachen zum Opfer gefallen ist. Dass er sich in dieser Annahme irrt, müssen wir ihm geduldig und liebevoll zu zeigen versuchen.

Untergebracht bin ich im ersten Stock des großen Hauses. Aus dem hohen Fenster meines hübschen Zimmerchens sehe ich unmittelbar vor mir den Viale Matteotti, dahinter einen schmalen Park, den eine lange Reihe mächtiger alter Platanen von der Bahnlinie abgrenzt. Da die gewaltigen Bäume jetzt im Winter nicht belaubt sind, kann ich durch ihre Zweige hindurch zartblau jene fernen Berge erkennen, auf denen Gambassi und Montaione liegen.

Der helle Raum ist einfach, aber geschmackvoll eingerichtet, auch über ein eigenes Bücherregal verfüge ich. Hinter mir auf einem Tischchen steht Sandras Radio und bietet mir gerade Haydns 55. Symphonie „der Schulmeister“ (wenn ich doch nur schon einer wäre!). Niemand stört mich, nur Sandra leistet mir, Griechisch studierend, vor allem nachmittags und abends Gesellschaft. Allerdings darf sie sich jetzt bis 17 Uhr nicht bei mir sehen lassen. Denn zur Zeit der Mittagsruhe muss sie sich, wie immer schon, in das Dachgeschoss zu den Tanten zurückziehen, da dann niemand auf uns aufpassen kann. Na gut, das war ja nie anders.

Allerdings sind diese Zeiten des Alleinseins nicht ungefährlich für meinen Seelenfrieden. Denn anders als unter Sandras fröhlicher, ja, oft übermütiger Kontrolle kann ich mich gerade in ihrer Abwesenheit nicht auf die vor mir liegenden griechischen oder lateinischen Texte konzentrieren, sondern verfalle in einen quälenden Zustand melancholischer Grübelei, sehe aus dem großen Fenster nach oben in den – wie Mirellas Augen – blassblauen Himmel, entdecke dort aber fast nie einen Kondensstreifen, ja, nicht einmal irgendein kleineres Flugzeug. Nur eine einsame einmotorige Cessna – dem Klang nach mit Vierzylindermotor – wanderte vor einer halben Stunde langsam über den Abendhimmel gen Südwesten. In Richtung Elba, Korsika, Sardinien? Unglücklicherweise begleitete das Radio diesen Anblick auch noch mit dem Andante aus Mozarts Klavierkonzert in F-Dur, KV 413. Warum dessen Thema mich so stark an die kecke – und eher unmusikalische? – Mirella erinnerte, verstehe ich überhaupt nicht. Auf jeden Fall fürchte in solchen Augenblicken, die Kontrolle über mich zu verlieren. Beim Anblick des in Richtung der untergehenden Sonne davonziehenden kleinen Hochdeckers war ich nahe daran, in die mir von Lella angedrohten bitteren Tränen auszubrechen. Beginne ich schon, um Nausikaa zu weinen? Nein, wohl nicht. Aber als Wanderer zwischen zwei Welten sehe ich mich zu Entscheidungen gezwungen, die ich „liebend gern“ vermieden hätte. Immer bin ich Sandra treu geblieben, vom ersten Augenblick des Kennenlernens an, sie war und ist die Frau meiner Träume. Aber dass ich, wenn ich mich für sie entscheide, auf jene andere Welt, auf Mirellas Welt der Technik, des Motoren- und des Flugzeugbaus, verzichten muss, quält mich. Doch es ist mir auch klar, dass ich, wenn ich Sandra möglichst bald heiraten möchte, der Klassischen Philologie, der Philosophie, der Literatur und

der Musik treu bleiben muss. Und das ist wahrscheinlich auch gut so. Denn an der Technik fasziniert mich wohl kaum die Arbeit mit dem Rechenschieber, das Hantieren mit Formeln, die Beschäftigung mit den Geheimnissen der Werkstoffkunde, nein, es ist die Schönheit mancher ihrer Schöpfungen, die mir jene Welt so verführerisch erscheinen lässt. Und im Übrigen – was war romantischer, was reicher an tiefen Gefühlen als die unvergesslichen Flüge mit der *Aztec*? Haben sie mich nicht ebenso stark berührt wie viele große Kunstwerke? Oder leide ich vielleicht doch „nur" an einer verzweifelten uneingestandenen Liebe zu Mirella? Ich weiß es nicht und werde es vermutlich auch nie herausfinden. Nur eins ist sicher: Lellas Weihnachtsgeschenk kann und darf ich auf keinen Fall annehmen, obwohl sie es mir in jeder Weise schmackhaft zu machen versuchte: „Besser als alle meine Schnittzeichnungen", so schreibt sie, „könnte dir eine Atlantiküberquerung mit einem der modernen Verkehrsflugzeuge das Leistungsvermögen von Strahltriebwerken demonstrieren. Die phantastische Boeing 707-320 B kann dich mit ihren vier Pratt & Whitney Turbofans von je 8.165 kp Schub schon in wenigen Stunden zu mir bringen, denn sie ist fast dreimal so schnell wie unsere geliebte *Aztec*, fliegt in bis zu 12.000 m Höhe mit einer Reisegeschwindigkeit von 886 km/h über den Atlantik. Dass dir meine kleine Piper dennoch besser gefällt, weiß ich natürlich. Das sollte dich aber nicht hindern, mein Geschenk anzunehmen und auch einmal in ein solches Langstreckenflugzeug zu klettern. Du musst ja deswegen nicht gleich mit einer Stewardess oder vielleicht sogar mit einer Pilotin anbändeln. Und hier in Boston werden wir dann mit meiner zweimotorigen Cessna 310 H die herrlichsten Ausflüge machen. Als mein zweiter Pilot wirst du dich in ihr bestimmt bald ebenso wohl fühlen wie in der Piper. Ich werde dir zumindest Martha's Vineyard, Yale und New York zeigen. Du wirst ja sehen, wie schön die amerikanische Ostküste aus der Luft ist. Und auch deinem Studium könnte ein solcher Aufenthalt nur nützlich sein. Denn dein Englisch würde sich mit Sicherheit schnell verbessern. Und vielleicht bleibst du ja schließlich doch noch bei mir in Boston. Aber keine Angst, auch für deinen Rückflug liegt schon jetzt ein Gutschein bei, in der großen, mit einer 2 beschrifteten Klarsichthülle."

Hoffentlich ist diese Mittagspause endlich vorbei, hoffentlich springt Sandra bald wieder gut gelaunt die Treppe herunter und leistet mir Gesellschaft. Denn wenn sie bei mir ist und mich energisch herumkommandiert, bleibt mir gar keine Zeit, auf dumme Gedanken zu kommen. Vielleicht sollten wir vor dem Abendessen auch heute Klavier spielen. Ich werde Sandra bitten, mir Unterricht zu geben, denn ich würde gern lernen, die eine oder andere nicht allzu schwierige Fuge des Wohltemperierten Klaviers so mühelos und vor allem so ausdrucksvoll zu spielen wie sie. Dann müsste ich mich konzentrieren und könnte mich so wenigstens für kurze Zeit von manchen Erinnerungen ablenken. Wir könnten aber auch ein weiteres Mal zum verträumten Certaldo Alto hinaufwandern. Beides zu tun wird Sandra mir allerdings nicht erlauben. Denn die vielen Aufträge Professor Hiltbergers müssen sorgfältig erledigt werden, und Sandra überwacht das mit zwar immer fröhlicher, aber dennoch erbarmungsloser Konsequenz.

In der Mittagspause habe ich eine weitere Pflicht erfüllt, habe nämlich meinen Eltern geschrieben, um ihnen nicht etwa für ihre an mich gerichteten Briefe – denn mich haben sie völlig vernachlässigt –, sondern für die viele Post zu danken, die sie an Sandra geschickt haben. Sie ist sehr stolz auf ihre bunten Karten, und ich muss all

meine Überredungskunst aufwenden, wenn ich ihre Schätze in die Hand bekommen und lesen will.

7

In den vergangenen Tagen habe ich mich fast ununterbrochen mit den Aufgaben herumgeschlagen, die mir Professor Hiltberger mit auf den Weg gab. Sandra versüßt mir freilich die Arbeit durch ihre Gegenwart, durch ihre ungeahnte Zärtlichkeit und Fürsorge. Allerdings hat sie eine Eigenschaft, die mir das Leben nicht selten zum Schrecken werden lässt – sie ist extrem eifersüchtig und hätte mich vorgestern fast umgebracht, als ich sie bat, doch wieder einmal „jenes schöne Kleid mit Pelzbesatz am Hals und an den Ärmeln" anzuziehen, das mir immer so sehr gefallen habe. So ein Kleid habe sie nie besessen, wo ich es gesehen hätte ..., und unversehens fand ich mich der schwersten Verbrechen bezichtigt von einer Sandra, die mich rotglühend vor Entrüstung ermorden wollte. Gottlob stellte sich dann doch noch heraus, dass es in ihren Beständen ein solches Kleid gibt, und ich war gerettet. Aber sie erlaubt mir nicht mehr, allein spazieren zu gehen.

Als ich bei der Ankunft der mir von meinem Vater zugesandten Zeitschrift *Das Motorrad* begeistert Kais NORTON *Dominator* schilderte, begannen ihre Augen schon wieder zu glühen wie Kohlen, und als ich dann auch noch sagte, meine weise Mutter habe mir geraten, nur noch am Sonntagmorgen mit dem Motorrad wegzufahren – denn dann müsse ja sie, Sandra, sowieso das Essen vorbereiten –, dafür aber nachmittags Auto-Ausflüge mit ihr zu unternehmen, versicherte sie mir: „Wenn du mittags von deiner Motorradfahrt zurückkommst, wirst du nicht einen einzigen Spaghetto vorfinden und mich auch nicht mehr."

Daher habe ich leider den Eindruck, dass so lammsgeduldige Ehefrauen wie meine Mama selten zu werden beginnen. Sandra hat mir jedenfalls noch einmal deutlich gesagt, dass sie mich nicht eine Sekunde lang aus den Augen lassen will. Auch der Babbo hat ihr neues „zupackendes" Verhalten schon bemerkt. Manchmal hänselt er sie hintersinnig, versteckt, belustigt mit ihrer Eifersucht.

8

Heute Nachmittag schilderte ich meinen Eltern in einem Brief vergnügt auch Sandras Eifersuchtsanfall. Meinen fröhlichen Bericht beendete ich mit dem Satz: „So hat sich denn die ‚Mimma' – das kleine Mädchen, Koseform für bambina – doch noch entschlossen, mich als ihren Besitz zu betrachten."

Allerdings bat mich Sandra noch vor dem Abendessen um eine Übersetzung des peinlichen Schreibens. Wie überhaupt immer musste ich ihr auch diesmal gehorchen, versuchte aber – leider wohl auffällig unauffällig – den bedenklichen Abschnitt in meiner italienischen Wiedergabe zu überspringen, wurde jedoch von Sandra trotz ihrer geringen Deutschkenntnisse sofort bei dieser Mogelei ertappt und gezwungen, ihr den Brieftext vollständig zu übersetzen, und zwar nicht nur so ungefähr, sondern wirklich genau. Erneut gehorchte ich, gab ihr stotternd und mit roten Ohren meine arg spöttischen Witzeleien präzise wieder, wollte mich aber im Nachhinein doch ir-

gendwie für meine Scherze rechtfertigen und fragte vorsichtig: „Aber Mimma, ist es denn nicht wahr, dass du mich als dein Eigentum betrachtest?“ Ihre bemerkenswerte Antwort lautete: „Du bist völlig frei – kannst dich frei für die einzige Möglichkeit entscheiden, die du hast, nämlich die, stets lieb, gehorsam und treu an meiner Seite zu bleiben.“

Mit dieser ironisch gemeinten Beschreibung der menschlichen Willensfreiheit als der freien Wahl nur einer einzigen Möglichkeit steht Sandra nicht allein. Denn dass ich mich in einer solchen Lage befinde, hat ja schon die Alte Stoa in ihrer Schicksalslehre behauptet – schon sie schildert mich ja als den an Sandras Leine einhertrottenden Retriever, der sie freiwillig, fröhlich, glücklich begleitet, ohne sich je darüber klar zu werden, dass er niemals eine andere Möglichkeit hatte oder hätte, als so zu handeln, wie er handelt:

„Und selbst stützten Zenon und Chrysipp ihre These, dass alles vom Schicksal bestimmt wird, mit dem folgenden Beispiel: Wenn ein Hund an einen Wagen gebunden ist und mitläuft, dann wird er zwar einerseits gezogen, läuft aber andererseits auch mit, handelt also, obwohl letztlich unter Zwang, doch aus freiem Willen. Wenn er aber nicht mitlaufen will, dann wird er unnachsichtig dazu gezwungen werden. Und das Gleiche gilt auch für die Menschen. Denn auch, wenn sie nicht folgen wollen, werden sie ausnahmslos gezwungen werden, sich in ihr Schicksal zu fügen.“

Die gleiche Lehre schreibt Seneca auch dem Zenon-Schüler Kleanthes zu. Dabei beruft er sich offenbar auf einen von dessen griechischen Versen. Jedenfalls gibt er seiner vielzitierten, unübertroffen knappen lateinischen Fassung der altstoischen These die Form eines jambischen Trimeters (die Versakzente setze ich hinzu):

Ducúnt voléntem fáta, nólentém trahúnt.

Wer ihm freiwillig folgt, den führt das Schicksal, zerrt mit, wer sich ihm widersetzt.

Soll ich also Mirellas Weihnachtsgeschenk wirklich nicht annehmen, soll ich die schöne Porträtaufnahme ihres fröhlichen Gesichts – „damit Du mich wiedererkennst, wenn ich Dich hier abhole“ –, soll ich die Photos des Massachusetts Institute of Technology und die Gutscheine für einen Hin- und Rückflug nach Boston, soll ich das alles wirklich zerreißen?

Ach, dafür wird es immer noch früh genug sein!